Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Kerner

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag von Ebner und Seubert.

1846.

Inhalt.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

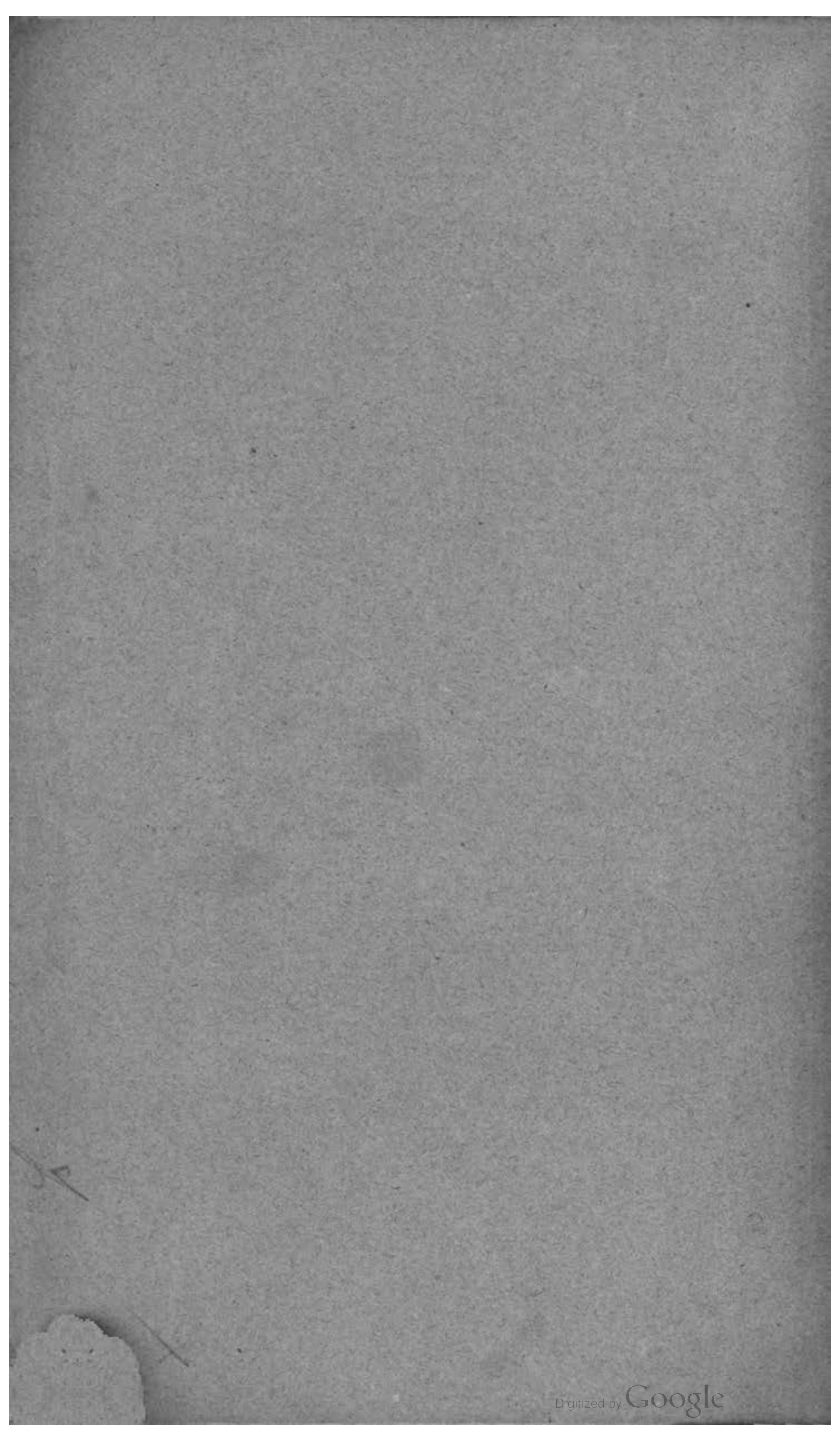
Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

Dritter Jahrgang. Erstes Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1843.



Literarischer Anzeiger. Nro. 1.

Im Verlage von Joh. Ulr. Landherr, Firma: J. D. Classische Buchhandlung in Heilbronn ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, der österreichischen Monarchie, der Schweiz und des übrigen Auslandes zu haben:

Reisen

in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne.

Geschichte

einer

Somnambüle

in Weilheim an der Teck im Königreiche Württemberg

Ein Buch,

in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden.

Herausgegeben

von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit und der höheren Offenbarungen.

Mit einem Verzeichniß derjenigen Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, welche die Somnambüle in ihren somnambülen Schläfen je auf besonderes Befragen angegeben hat, und die sich bei richtigem Gebrauche bewährt haben.

Fünfte Auflage.

8. Elegant in farbigem Umschlag broschirt, Preis fl. 2 oder 1 Rthlr. 4 Gr.

☞ Fünf starke Auflagen in ganz kurzer Zeit verbürgen den Werth dieses außerordentliche Sensation erregenden Buches. Nicht ohne höchstes Interesse nimmt der Leser die wunderbaren Ereignisse bei einem Mädchen wahr, deren Geist in magnetischem Zustande sich von der Erde in höhere Regionen erhob, und Dinge zu sehen im Stande war, die uns in das höchste Staunen versetzen. — Niemand wird ohne innigste Vertröstung in diesem Buche lesen.

Im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auserlesene christliche Kerngebete.

Ein allgemeines Gebetbuch,

gesammelt und herausgegeben vom Verfasser der „Mitgabe für's Leben."

Mit einem Titelbilde. 8. XXXVIII. u. 295 S. Preis 20 Gr. od. 1 fl. 18 kr.

Eine (aus 187 Gebeten und 60 schönen und erbaulichen Gebetliedern bestehende) Auswahl der geist- und gehaltreichsten Gebete aus den bewährtesten Erbauungsbüchern der christlich-evangelischen Kirche für die tägliche, Morgen- und Abend-, Sonn- und Festtags-, Beicht- und Communion-Andacht und für die mancherlei Berufs- und Lebensverhältnisse des Christen, auch insbesondere für Kranke und Sterbende in geist- und gemüthansprechender klarer und gediegener, kurzer und bündiger biblischer Kraftsprache, kirchlich würdigen Taktes, nach den verschiedenen Beziehungen des christlichen Glaubenslebens zusammengestellt, (worunter Gebete sind, die man in vielen andern Gebetbüchern vergebens sucht und nicht einmal in ihrer Nothwendigkeit kennt und bedenkt, macht den Inhalt dieses allgemeinen Gebetbuches aus, das alle Stände der Christenheit alle Berufsarten, Alters- und Bildungsstufen, Feste und Festzeiten u. s. w. in kirchlicher und häuslicher Andacht berücksichtigt.

Wir glauben, daß dieses Gebetbuch in seiner, allen richtigen und würdigen Anforderungen entgegenkommenden Einrichtung, sowohl der Form und der Ausstattung, als dem Inhalte und Geiste seiner Fassung nach, allgemeinen Beifall und die ausgebreitetste Theilnahme um so mehr finden dürfte, als in unserer Zeit noch kein ähnliches erschienen ist, das in solcher Kürze und zugleich bündiger Reichhaltigkeit und glaubenseiniger Mannigfaltigkeit, bei verhältnißmäßig so geringem Preise, des Werthvollen und Erbaulichen so Vieles darbietet.

(Anzeige für evangelische Geistliche und Freunde christlicher Literatur). Indem wir ankündigen, daß das

Sonntagsblatt,

herausgegeben von

Pfarrer Wucherer,

jährlich 52 Nummern zu 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.,

mit dem Jahr 1843 seinen dreizehnten Jahrgang begonnen hat, erlauben wir uns zur Empfehlung dieser jedes Jahr mit steigender Theilnahme aufgenommenen religiös praktischen Volksschrift blos darauf aufmerksam zu machen, daß mit dem eben vollendeten Jahrgang der praktische Werth derselben sich noch mehr erhöhet, indem einerseits durch neue Anordnung und Wahl des Stoffes das erbauliche und kirchliche Moment noch mehr hervortritt, andererseits durch eine regelmäßige monatliche Gratisbeilage, unter dem Titel: „**des Sonntagsschreibers Sammelkasten**" die wichtigeren Data der Tagesgeschichte, so wie die Ereignisse im Reiche Gottes stete Berücksichtigung und Beleuchtung finden. — Auch die vorausgegangenen Jahrgänge können zu dem frühern (billigen) Preise fortwährend bezogen werden.

Nördlingen den 2. Januar 1843.

C. H. Beck'sche Buchhandlung.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Dritter Jahrgang. Erstes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1848.

Inhalt.

Ein merkwürdiger Hexenproceß vom Jahre 1712.

Nachstehende Geschichte wurde aus den Originalakten, die mehr als 400 Folioseiten füllen, ganz getreu ausgezogen und mit den in den Protokollen angeführten Worten wieder gegeben.

Die Geschichte ist deßwegen auch vor Andern merkwürdig und ausgezeichnet, weil, so weit es aus den Verhören zu ersehen ist, hier keine falsche Geständnisse durch Foltern und Erpressungen stattfanden, sondern Alles freie Geständnisse zu seyn scheinen.

Wie physiologisch wahr zeigt sich diese Geschichte in den Vorwürfen, die sich die Mutter und Töchtern in den Confrontationen machen! Weder bei der Mutter noch den Töchtern ist etwas von gewöhnlicher Geisteszerrüttung, von fixen Ideen, zu erkennen. Aber es ist bei dieser unseligen Geschichte die Frage aufzuwerfen: ob nicht die anscheinend ganz besonnenen Geständnisse und Erzählungen, namentlich der Schlosserin und ihrer Töchter, nicht auf einem kakodämonisch magnetischen Zustande beruhten, in dem sie sich befanden und will man auf diesem Wege nur einen schwachen Versuch zur Erklärung dieser sonst unerklärlichen Geschichte machen, (vorausgesetzt, daß hier kein Zwang, keine Ueberredung, keine Folter zu diesen tollen Geständnissen verleitete), so finden wir in dieser Geschichte allerdings mehrere Spuren magnetischer und namentlich kakodämonisch magnetischer (bösmagnetischer) Zustände.

So zeigt sich das Leiden des jungen Herrn Baron von X. ganz wie ein magnetischer Rapport zwischen ihm und dem vertriebenen Schlossersgesellen, wie es durch bösmagnetisches Einwirken (was man Verzauberung nennen mag) stattfinden könnte. Er fühlte auf gleiche Weise Schmerzen, wie jener sie

fühlte, es wandelte ihn auf gleiche Weise das gleiche Umherirren an, er konnte wie Jener nicht mehr unter Dach und Fach bleiben, wie Jenen trieb es ihn aus dem väterlichen Gebiete. Wie Jener blieb er in keinem Bette mehr, sondern legte sich gegen alle frühere Gewohnheit unausgekleidet auf's Stroh. Statt früherer guter Nahrung, aß er wie Jener nur große Stücke schwarzen Brodes mit Lust, drang es ihn dem Rheine zuzugehen, weil auch Jener dahin gegangen war. Und daß er Zahl und Dauer seiner Paroxismen, wie Magnetische, immer voraus zu bestimmen wußte, zeugt ebenfalls davon, daß er in einen magisch-magnetischen Kreis geführt ward.

Merkwürdig ist auch, daß außer der Krankheit des jungen Herrn Baron von X. die Ursache keiner Krankheit von der daran Gelittenen selbst auf die Schlosserin und ihrer Töchter geschoben wurde, sondern daß diese sich immer zuerst als die Urheberinnen davon angaben und daß erst nach ihren Angaben die Betheiligten vernommen wurden und der Schlosserin und ihrer Töchter Angaben sich da jedesmal bestätigten. Merkwürdig ist dann auch, daß die Art der Krankheiten, die als die gemachten angegeben wurden, immer keine gewöhnlichen Krankheiten waren, sondern immer mehr oder weniger den Charakter magnetischer (magischer) Krankheiten an sich trugen, wie z. E. die Krankheit des jungen Herrn Baron von X.

Von einer der Krankgewordenen (Baumgärtnerin) wird gesagt: „wollte sie reden, konnte sie kaum mit einem großen Gähner die Rede herausbringen. Ließen die Gichter (magnetische Krämpfe) nach, so verfiel sie in einen tiefen Schlaf.“ Sie sey, sagte diese Frau selbst, auf die sonderbare Art erkrankt, daß sie immer in tiefem Schlaf wie in einem Traum gelegen.

So war der Schlosserin Einwirken auf ihren Mann (so lange sie sich entfernen wollte) offenbar ein magnetisches (hier kakodämonisch magnetisches). Sie sagte hierüber: „ich segnete ihn jedesmal in des Teufels Namen ein, daß er so lange schlafen soll, bis ich wiederkehre, was denn auch immer geschah.

Wie in gutmagnetischen Zuständen, wo die Einsegnung (Manipulation) nur in frommem Sinne mit Gott geschieht, der Eingeschlafene nur mit guten Geistern in Verbindung kommt, die auf ihn und Andere zum Segen einwirken, ihn und Andern Mittel zur Heilung des Körpers und auch zur geistigen Wohlfahrt angeben, so ist anzunehmen, daß bei dem entgegengesetzten Pole, bei einem kakodämonisch magnetischen (bösmagnetischen) Einwirken, mit bösem verwünschendem Sinne im Namen des Teufels, der so Eingeschlafene mit bösen Geistern in Verbindung kommt und ihm nur Böses und Wüstes sich offenbart, was hier wie in so vielen andern ähnlichen Geschichten der Fall gewesen seyn mag.

In der unglücklichen Familie, die in dieser Geschichte die Hauptrolle spielt, fand auch ein beständiges gegenseitiges, sich Anwünschen und Verfluchen in des Teufels Namen statt. Wo Weltlust, Hader oder Fluch herrscht und der Name des Teufels gleichsam wie Hülfsgeschrei immer in den vier Wänden hallt, da werden kakodämonisch-magnetische Zustände leicht im Menschen herbeigeführt.

Auch das Erscheinen an fernen Orten, das Behaupten bei teuflischen Tänzen und Gelagen, anwesend gewesen zu seyn, läßt sich auch aus kakodämonisch-magnetischem Zustand erklären. Wenn bei gutmagnetischen oft in extatischen Zuständen ein Entrücktwerden in die Wohnungen Seliger stattfindet, so findet bei diesen bösmagnetischen ein Entrücktwerden, ein Hinfahren zu Wohnsitzen böser Geister statt, ein Umgang mit solchen. Wir wissen auch, wie in magnetischen Zuständen oft ein Heraustreten der Seele aus dem Körper stattfindet, während dessen dann der Körper wie scheintodt, wie entseelt, zurückbleibt.

Nach dieser Geschichte kam solchen Entrückten, namentlich die Vorfälle auf den Hexentänzen, selbst wie ein Traumleben vor. Ihre Redensarten zeugen davon. „Es ist eben alles wie ein Nebel, es ist eben alles Blendwerk?“ sind die Ausdrücke. Selbst die Stigmata, die sie da erhielten und die sich

dann wirklich an ihren Körpern zeigten, konnten sich in solchen erstatischen Zuständen durch Rückwirkung der Seele auf den Körper, (wie Muttermale) erzeugt haben. Von all' dem, was sie dort zu essen und zu trinken bekamen, hatten sie, kamen sie wieder zurück (in den Körper), keine Empfindung mehr, sie fühlten Hunger, weil der Körper nicht dabei war.

Die Geschichte vieler Magnetischer, auch Sterbender, geben uns Beweise genug für die Möglichkeit eines solchen Heraustretens der Seele aus dem Körper, ja selbst für ein sichtbares Erscheinen solcher Menschen vermittelst des Nervengeistes an den entferntesten Orten.

Wohl fühlen wir aber allerdings, daß eine völlige und genügende Erklärung dieser und anderer Hexenprocesse, durch blose Annahme kakodämonisch-magnetischer Zustände, nicht gegeben werden kann und das besonders in Fällen (und das sind doch die meisten), wo Zwang und Folter um die Wahrheit zu erkunden, angewendet wurden, und wo dann falsche Geständnisse, entsetzliche Selbstanklagen, Trug und Lüge stattfanden.

In vorliegender Geschichte ist zwar in den Protokollen von keiner Folter und Zwangsmitteln die Rede, doch wissen wir, wie nachläßig und partheiisch dazumal solche Verhörsprotokolle geführt wurden, wer steht uns auch hier für Weglassungen, Geheimhaltungen? Jedenfalls fand langer Verhaft der Betheiligten statt und an geistlichem Einflusse im Geiste der damaligen Zeit scheint es auch nicht gefehlt zu haben. Auffallend ist auch immer, daß nur der weibliche Theil diese furchtbaren Geständnisse und Selbstanklagen machte, sich aber auch in ihnen ganz consequent blieb, fast auf ihnen beharrte, während Vater und Sohn nichts von denselben eben so beharrlich wissen wollten. Verdächtig könnte auch erscheinen, daß der Sohn, ohne vorausgegangene Krankheitszustände, eines Morgens todt im Gefängnisse gefunden wurde; gerade derjenige, der das Verbrechen der Hexerei fest ableugnete.

Verschiedene Einflüsse, wie z. E. große moralische Ver-

sunkenheit, kakodämonisch-magnetische Zustände bei diesen Weibspersonen, der finstere Geist der Zeit, geistige und leibliche Zerrüttung durch Einsperrung, wenn auch nicht durch direktes Foltern, geistliche Einflüsterungen und die Art der Inquisition, wenn dieselbe auch aus den Protokollen nicht so hervorgeht, mögen auch hier zusammengewirkt haben, um Menschen in diesen Zustand unseliger Verwirrung und Glaubens zu bringen und es zeichnet sich diese Geschichte nur in so fern von andern aus, als in ihr die kakodämonisch-magnetischen Zustände auffallender, als in vielen andern ähnlichen hervortreten und nachzuweisen sind.

Im Jahre 1712 den 15. Oktober hatte in dem Freiherrn v. X. (im Königreich Würtemberg) gehörenden Orte ein Bäcker Namens Reim Hochzeit, wobei unter den Gästen auch Hans Georg Heinrich, Schlossersgeselle und Sohn des Schlossers Andreas Heinrichs, als geladener Gast erschien. Als er am andern Tage, am 16. Oktober, kein Geld zu dem von ihm jetzt zu machenden Hochzeitsgeschenke hatte, ging er zuerst an jenem Abend zu dem dasigen H. Pfarrer Pfitzer und verlangte, da er nicht zu Hause war, von seiner Frau lehnungsweise Geld. Als diese es ihm aber abschlug, ging er zu dem herrschaftlichen Verwalter Bopf, von wo er aber, gleichfalls in Abwesenheit des Mannes, von der Frau, zumalen er betrunken, abgewiesen wurde. Da er nun an beiden Orten, weil er als Trunkenbold und Dieb bekannt war, nichts erhielt, stieg er Abends zwischen 6 und 7 Uhr über eine große Mauer, an einem Nebengebäude des Schlosses, und von da durch ein Fenster in eine Kammer, worin die herrschaftlichen Bedienten ihre Effekten verwahrt hatten, erbrach die Kiste des Reitknechts Moritz, entwendete daraus 3 fl. und machte sich wieder in das Hochzeithaus.

Mehrere Umstände, und besonders der, daß dieser Mensch schon früher eines Diebstahls überwiesen wurde, trugen dazu

bei, ihn bald als den Thäter zu verrathen und er wurde auch an diesem Abend im Hochzeithause verhaftet und in's Gefängniß abgeführt.

Am 19. Oktober wurde das Verhör mit ihm vorgenommen, wo er sich wiederholt als den Thäter bekannte und weil er zum zweitenmal als Dieb ertappt worden, wurde ihm als Strafe Verweisung und Auspeitschung durch den Scharfrichter zuerkannt, welches Urtheil dann auch am 25. d. M. an ihm vollzogen wurde.

Dem mit ihm am 19. vorgenommenen Verhör, hatte der junge Baron von X., ein Knabe von 14 Jahren, mit seinem Hofmeister angewohnt. Noch an demselben Abende wurde der Knabe mit furchtbaren Schmerzen im Leibe, besonders auf der Blase, befallen, welche Schmerzen sich bis zum 22. so heftig vermehrten, daß man seinen Tod befürchtet. Zu diesen Schmerzen gesellten sich noch andere wunderliche Symptome, der Knabe schrie mit einer übernatürlichen Stimme, die bald dem Wiehern eines Pferdes, bald dem Bellen eines jungen Hundes, bald einer andern unmenschlichen Stimme, glich, dann lachte er wieder gleichsam Mitten unter solchem Geschrei und Schmerzen aus vollem Halse und das unaufhörlich, so lange der Paroxismus währte, der 1 bis 1½ Stunden andauerte, oft auch 2—3 Stunden und anfänglich des Tags nur 3mal, dann aber 4mal kam. Jedesmal wußte der Knabe voraus zu bestimmen, wie oft, wie lange und wie heftig der Paroxismus des Tags über komme. In dem Anfalle zeigte er große Stärke und nach ihm großen Hunger.

Am 25., dem Tage, an dem der Dieb aus dem Orte gepeitscht wurde, fühlte und zwar unter und während der Execution, der Knabe abermals den größten Schmerzen und es war ihm, wie er nachher erzählte, nicht anders, als würde er mit kleinen spitzigen Dornen und Ruthen gepeitscht und mit Stecknadeln gestochen. Am 26. fing der Schmerz Morgens frühe wieder auf gleiche Art an und wurde von Tag zu Tag heftiger. Da er selbst an seinem Aufkommen zweifelte,

so wurde ihm auf sein eigenes Begehren das heilige Abendmahl von H. Pfarrer Pfitzer gereicht.

Man konnte deutlich bemerken, daß der Knabe unter den Gebeten und hauptsächlich, wenn in demselben der Name Jesus vorkam, heftigere Schmerzen bekam. Seine Stärke und Hunger wuchsen immer mehr. Oftmals schlug er seine eingeschlagenen Hände an den Kopf oder an einander selbst und sagte, sein Hunger sey so groß, daß er nur rohes Fleisch essen möchte. Am 2. hielt man eine öffentliche Betstunde für ihn, wo er aber die Anfälle dann 17mal ausstehen mußte, da sie an andern Tagen nur 3—4mal kamen.

Man zog verschiedene Aerzte zu Rathe, allein alle natürliche Mittel nützten nichts, daher man nun zu magischen und sympathetischen Mitteln schritt, zumal auch bewährte Aerzte dieses Leiden für ein unnatürliches erklärten.

Merkwürdig ist, daß unter diesen Mitteln ein Amulet, das man dem Knaben anhängen sollte und das man auf den Tisch gelegt hatte, ohne daß es jemand berührte, sich wie von selbst, oder durch unsichtbare Hand, entfernte, und man es endlich zufällig an einer ganz andern Seite des Zimmers unter einem Bette fand. *)

Am 2. December sagte der junge Baron: es werde in diesen Tagen sein Anfall oft kommen und namentlich werde es Morgen und über Morgen noch ärger werden, aber dann werde ihn Gott erlösen. Dieß war auch wirklich so: denn den folgenden Tag, am 3. December, befiel ihn der Paroxismus mehr als dreißigmal, wobei er immer auf's furchtbarste schrie und sich so sehr in die Höhe bäumte, daß jemand unter seinem Leibe hätte durchkriechen können und diese Verschlimmerung dauerte auch bis zum 5. an. Ein Arzt von B. mit Namen Zentius gab, da er bemerkte, daß der Baron außer dem Bette mehr Ruhe als in ihm hatte, nun den Rath, ihn in ein anderes Bett und Zimmer zu bringen und das bisherige

*) Die gleiche sonderbare Erscheinung mit einem Amulet findet man in der Seherin aus Prevorst.

Lager auf's genaueste zu durchsuchen. Dieß geschah nun und da fand man in seinem Kopfkissen und andern Bettstücken einen Unterkiefer von einem Wieselchen, verschiedene verbrochene Besenreiser, darunter etliche, die mit Zähnen zerbissen waren, ferner schwarzen Haber, einen Büschel Haare mit Fett, eine riechende Erde- und Haselnuß- und Kastanienrinde. Als dieß bis gegen Mittag herausgesucht worden, hatte der junge Baron bis gegen 1 Uhr noch starke Anfälle, von da an aber minderte sich wenigstens die Heftigkeit der Schmerzen.

Am 5. zog er sich ganz frühe selbst im Bette an, und speiste Mittags an der Tafel. Kamen auch die Schmerzen, so verloren sich sich bald wieder, wenn er nur einigemal im Zimmer auf und ab gieng.

Alle, die den jungen Baronen in seinen Leiden beobachteten, wurden bald immer mehr überzeugt, daß dieses sein Leiden wohl eine Verzauberung sey, und da es sich, seit er dem Verhör jenes Schlossergesellen beigewohnt, eingestellt und bei dessen Auspeitschung auf den höchsten Grad gestiegen war, so hielt man die Mutter des vertriebenen Schlossers, die sich auch sonst schon verdächtig gemacht hatte, als die besondere Urheberin, und dieß um so mehr, als der junge Baron, sobald man gegen diese Person sprach, wieder von den heftigsten Schmerzen befallen wurde.

Als er am 21. Dec. zu seinem Vater in das Zimmer, in dem er vorher krank gelegen war, gieng, kam auf einmal der vorige Schmerz und Bangigkeit wieder, die aber, sobald er das Zimmer verließ, wieder aufhörten. Man entschloß sich nun, den Knaben seinem Großvater dem Hrn. v. N. nach K. zu senden.

An diesem Tage gegen 2 Uhr, da die Herrschaft noch an der Tafel saß, kam die erwähnte Schlossersfrau zu dem Verwalter, und brachte ihm ein Vorlegschloß, das man schon lange bei ihrem Manne bestellt hatte, fing von ihrem Sohne zu reden an, und wie sie hoffe, der Herr Baron werde ihn auf Fürbitte der Brüder ihres Mannes, die in Ilzfeld seyen, wieder nach Hause lassen, ob er dieß nicht auch glaube? Der

Verwalter gab ihr aber wenig oder gar keine Hoffnung dazu, worauf sie wieder gieng. Der Verwalter offenbarte nicht das mindeste hievon seiner Herrschaft. Am folgenden Tag zeigte sich dieses Weibsbild am Schloßthor, und sah lange hinein.

Den jungen Baronen wandelte aber am gleichen Tage wieder die furchtbarste Bangigkeit an, und Abends gesellte sich zu derselben wieder der heftigste Schmerz, so daß er mit der größten Angst zum Bette heraussprang, sich ankleidete, seine Tante am Rock faßte und sie bat, ihm doch nachzufolgen. Sein Informator und der Koch kamen noch dazu, und diese beide bat er, ihn auf dem Wege nach M. aus der X. Markung zu führen, und bis man mit ihm über diese Gränze war, konnte er keinen Fuß ruhig setzen, erst über derselben erwartete er die ihn in einem Wagen nachfolgende Mutter. Obgleich er aber vor Müdigkeit in dem bösen Wege nicht weiter gehen konnte, wollte er doch nicht in den Wagen steigen; denn er sagte, wenn er nur ein wenig eingesperrt würde, könnte er vor Angst nicht bleiben, er müßte unter die Pferde und Räder springen, würde ihn im Wagen die Angst anwandeln.

Ob er nun gleich früher noch wenig geritten, ließ man ihn auf ein großes Kutschenpferd sitzen. Vor M. berathschlagte man sich nun, da er nach Hause durchaus nicht mehr zu bringen war, welchen weiteren Weg man mit ihm fortsetzen solle. Die Mutter hielt für gut, man solle nach der ihr angehörenden Besitzung A. gehen. Der junge Baron schien dazu wenig Lust zu haben, wollte aber der Mutter nicht widersprechen, und gab sich darein, allein noch in dem Dorfe M. (die Mutter war wieder nach X. gekehrt) wendete er mit dem ihm zugegebenen Reitknecht um, und ließ seinen Eltern sagen, wie er unmöglich nach A. noch in ein anderes unter X. Jurisdiktion stehendes Ort gehen könne, er wolle lieber nach K., wie man den Tag vorher mit ihm im Sinne gehabt. Man wandte sich nun mit ihm gegen K. Unterwegs bemerkte man, daß seine Bangigkeit in Wäldern, Hohlwegen und Dörfern sich

sehr vermehrte: denn da wurde es ihm immer auch wie ein Nebel vor den Augen, und es war ihm immer, als folge ihm Jemand von hinten nach, der ihn weiter treibe, daher er immer im stärksten Galopp fortritt, bis er den Wald, Hohlweg, oder das Dorf passirt hatte. Als er gegen Mittag zu K. ankam, konnte man ihn durch die eindringlichsten Vorstellungen beinahe nicht zum Absteigen vom Pferde bewegen: denn er behauptete, die entsetzliche Bangigkeit sey auf dem Pferde viel minder, als wenn er herabgestiegen sey. Kaum war er auch vom Pferde, und zu dem Hrn. Baron von G. hinauf, als ihn zwei Personen wieder herunterführen und mit ihm in dem Hofe auf und ab gehen mußten, wobei er wie vorher wieder wie ein Pferd wieherte, welches Wiehern mit furchtbarem Gelächter untermischt war. Und diese Anfälle von Bangigkeit und Wiehern kamen mehr als zwanzigmal, so daß man ihn noch in später Nacht acht bis zehnmal mit einer Laterne und während eines starken Regens in den Hof bringen und da auf und ab führen mußte, so daß er endlich durchaus entkräftet in das Bett gebracht wurde. Aus Schwäche war er da kaum mehr im Stande, einen Laut von sich zu bringen, er winselte nur stille und klagte, es liege ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Er war dabei im Stande vorauszubestimmen, wie oft der Paroxismus an diesem Tage noch kommen werde. Er begehrte, daß man ihm eine Streu in die Stube machen solle, weil er kein Bett leiden könne, worauf er sich erst zwischen 11—12 Uhr mit völliger Kleidung legte, und sogar nicht einmal ein Bettuch weder unter noch über sich litt. Vorher bestellte er, daß die Pferde Morgens präcis 4 Uhr bereit seyn sollten, weil er Schlag 4 Uhr erwachen und dann sogleich wieder weiter reiten müsse. Dieß geschah nun auch. Das Ziel seiner Reise verlangte er, müsse Philippsburg seyn: denn ehe er da angelangt, habe er keine Ruhe, ja es seye sein Tod, wenn man ihn nicht dahin oder sonst wo auf den Rhein bringe. Eingeholter Kunde nach war dahin auch der ausgepeitschte Schlossergeselle gegangen. Die Eltern willigten ein,

und giengen selbst noch mit ihm an diesem Tage bis nach Ittlingen. An diesem Tage durfte er nicht mehr wiehern, auch in den Wäldern und Hohlwegen nicht mit solcher Bangigkeit fortjagen, wiewohl er immer etwas stark vorausritt, und auch noch nicht wohl in einem Hause bleiben konnte. Aber in einem Dorfe zu warten, war ihm fast unmöglich.

Er wünschte die Reise unausgesetzt bis nach Philippsburg machen zu können, allein seine Mutter mußte in nothwendigen Geschäften wieder nach X. zurück, auch um Anstalten für die Möblirung der Wohnung in Philippsburg zu treffen, und man überredete ihn endlich, aber nur schwer, vorerst einige Tage unterwegs in Ittlingen zu verweilen.

Abends gegen 5 Uhr erblickte er in dem Zimmer an der Wand von der Seite, wo der Weg von K. herkommt, zwei scheußliche Gesichter, ein weißes und ein schwarzes, in einem Sessel sitzend. Das schwarze hatte einen schwarzen Unterrock, und eine blaue Schürze an, und der junge Baron erkannte in ihm jene alte Schlosserin, das weiße erkannte er nicht, meinte aber irgendwo schon dieses Gesicht gesehen zu haben. Er zitterte und bekam eiskalte Hände. Er verlangte wieder zu Pferd gebracht zu werden, weil er im Haus nicht bleiben könne, worein man willigte. Nachts schlief er wieder auf bloßem Stroh und in den Kleidern, und verlangte Morgens sogleich wieder zu Pferd. Da die Pferde aber nicht sogleich gebracht werden konnten, gieng er inzwischen unter freiem Himmel auf und ab, und hatte das Gefühl, als sey etwas in seinem Leibe, das ihn immer weiter treibe; aber sobald er auf das Pferd kam, hatte er Ruhe. Als er wegritt, mußten ihm ungewöhnlich große Stücke schwarzen Brodes gegeben werden, die er zu jedermanns Verwunderung mit der größten Lust verschlang.

Als er wieder nach Hause kam, hatte er wieder jene Gesichter, und zwar länger als am vorigen Tag. Diese verfolgten ihn von nun an immer mehr. Man ließ gegen sie die Wände mit frommen Sprüchen behängen, er focht gegen

sie mit dem Degen, es nuzte aber nichts. Nur daß er zu Pferde stieg und in der Gegend umherirrte, konnte ihm seine Bangigkeit erleichtern.

Ehe die Mutter wieder nach X. gekehrt war, hatte sie in Erfahrung gebracht, daß die Schlosserin (wie oben erwähnt) am Thomastag bei dem Verwalter war. Weil derselbe aber Niemand gesagt hatte, was sie von ihm verlangt, fragte ihn die Frau Baronin darum, worauf er ihr auch das Anliegen derselben eröffnete. Die Frau Baronin ließ ihr nun durch die beiden Geistlichen sagen, wenn sie ihrem Sohne, von dem man vermuthe, daß er durch sie in dieses Leiden gerathen, helfen würde, solle sie eine gute Belohnung erhalten, wo nicht, so werde sie eingekerkert, und in Untersuchung gezogen, aber sie wollte nichts gestehen.

Am 26. entschloß sich der Hr. v. X., der Schlosserin eröffnen zu lassen, sie dürfe ihren Sohn wieder nach X. oder sonst in das Gebiet von X. bescheiden, es werde ihm verziehen. In derselben Stunde, noch ehe die Nachricht davon zu dem jungen Baron gelangen konnte, fühlte derselbe das sehnlichste Verlangen wieder nach X. zurückzukehren, da er früher nicht mehr geglaubt, diesen Ort je wieder betreten zu können.

Vorher äußerte er auch, er würde in Ohnmacht fallen, würde er die Schlosserin erblicken, und nun begehrt er sogar mit ihr zusammengestellt zu werden. Am 27. Dec. ritt er auch mit seinem Vater ganz vergnügt wieder nach X. Am Nachmittage desselben Tages nun wurde die Schlosserin in des Hrn. Diakonus Möhrings Haus berufen, und im Beiseyn des alten Hrn. Barons, des jungen Barons Wilhelm, und beider Geistlichen Pfitzer und Möhrings, gütlich vernommen. Sie wollte sich aber zu keinem Bekenntnisse verstehen, außer daß sie auf Begehren, sie solle dem jungen Herrn helfen, gesagt: „ja, ja, es soll ihm geholfen werden!" —

Man sah sich nun durch all das was vorausgegangen, veranlaßt, die Schlosserin mit ihren zwei Töchtern und ihrem Manne in Verhaft zu nehmen, und sobald dieß geschehen

war, fühlte sich der junge Baron auf einmal frei von allen Anfechtungen, und war ihm jene Unruhe wie ein Stein vom Herzen gefallen.

Bei der Visitation des Schlossers Heinrichs Hauses fand man verschiedene Zettel, die sich auf magische und sympathetische Künste bezogen, auch ein Häfelchen, in dem die Ueberreste einer schwarzen Salbe waren. Auf einem vorgefundenen Taufscheine des alten Schlossers fand man mit bleicher Tinte besondere Charaktere geschrieben.

Die späteren Verhöre ergaben, daß diese Charaktere vom Sohne der Schlosserin gemacht waren, und daß er mit ihnen beschriebene Zettel bei sich zu tragen pflegte.

Geschichte und Geständnisse der sechzig Jahr alten Schlosser Heinrichen.

Bei den ersten Verhören wollte die Heinrichen durchaus nicht bekennen, daß sie an der Erkrankung des jungen Herrn von X. die mindeste Schuld habe, noch daß sie je etwas gethan, was sie auch nur entfernt in den Verdacht, daß sie eine Hexe sey, bringen könnte, sie kratze dem die Augen aus, der das sage, aber längeres Insichgehenlassen im Gefängnisse ohne alle weiteren Zwangsmittel, ohne Anwendung körperlicher Züchtigungen und gütliches Zureden, der sie anscheinend nur mild behandelnden Untersuchungsrichter, brachten sie dahin, folgende tolle Erklärungen zu machen.

„Als ich zwölf Jahre alt war, lernte ich das Hexenwerk von meinem Vetter Egidius Rosenberger, dem alten Ochsenwirth, der mich erzog. Der fuhr das erstemal mit mir Morgens früh die Wassergasse herauf zum Tanze auf dem Kreuzweg beim Schaafhaus. Da versprach ich mich dem Teufel. Der kam zuerst zu mir in der Gestalt eines schönen Mannes, gleichend dem Gideon Stumpf, der damals mein

Liebhaber war, der Teufel nannte sich mir aber Papillo, und bei diesem Namen hab ich ihm immer gerufen. Oft Nachts 11 Uhr, wenn es sich schickte, fuhr ich mit ihm hinaus, tanzte und machte mich lustig bis gegen Tag. Bei dem Verspruch mit ihm mußte ich Gott verfluchen und versprechen, zu thun in des bösen Feindes Namen, was er mir befehle. Er sagte, wenn ich Jemand etwas thun wolle und könne es nicht, so wolle er es mich lehren. Da legte ich mich auf die Stücklein, aber das ist mein größtes, was ich dem jungen Herrn gethan. Ich konnte nicht jedem schaden, dem ich wollte; man kann das nicht. Wenn ich den bösen Feind mit Namen gerufen, erschien er bald in Weibs- bald in Mannsgestalt, bald in scheußlicher schwarzer Gestalt, eine schwarze Kappe auf dem Kopfe. Er setzte sich vornen auf die Gabel, ich mich hinter ihn, ich hielt mich vornen an dem Zinken, da sagte er „nun fort in's Teufels Namen" und ich sprach es ihm nach, und da gieng es bald zum Fenster, bald zum Laden, bald zur Thür hinaus, oft bei dem Thor hinaus, oft über die Mauern. Bisweilen kam der Papillo von sich selbsten, ohne daß ich ihn verlangte. Niemalen durfte ich es ihm abschlagen, sondern so oft er kam, mußte ich mit ihm fort. Da kam ich mit ihm bald an den Kreuzweg am Schaafhaus, bald an den Kreuzweg bei der Rönzbach, und tanzte da mit ihm. Gab ich ihm beim Tanze die Hand, so war sie ganz eiskalt. Es waren da viele Leute bei der Versammlung, und ein jedes hatte seinen Tänzer. Ich kannte niemand, bald geigte man, bald spielte man auf einer Pfeife, auch eine Trompete bließ man oft. Oft dauerte der Tanz 2—3 Stunden, oft war er kürzer. Gemeiniglich tanzte man um Einen, der in der Mitte stund, der größer als die anderen war, der aufspielte und den man König nannte. Hörte der auf zu spielen, mußte ein jedes sagen, was es gethan, da wurde es gelobt oder geschlagen, je nachdem sie Schaden gethan oder keinen. Das Essen und das Trinken hatte nie einen Geschmack, es war

alles Blendwerk, und wer nicht im Bunde, der sah von allem nichts.

So war auch das Geld, das mir der Papillo oft gab, nur Blendwerk, es wurde bald zu Hafenscherben. Als ich es ihm klagte, lachte er mich nur aus. In meiner Jugend trieb ich das Fahren am meisten, seit ich verheirathet und alt bin, trieb ich es nicht mehr so oft. Der böse Feind verlangte von mir eine Hostie als Wahrzeichen: denn wenn er kein Wahrzeichen von mir habe, so lasse er mir keine Ruhe. Nachdem ich ihm eine Hostie gab, hatte ich mehr Ruhe. Dreimal gab ich ihm so die Hostie. Das erstemal war es schon vor sieben Jahren, das andermal vor drei Jahren, und das letztemal den ersten Adventsonntag vergangenen Jahres. Ich mußte das Abendmahl verfluchen, daß ich es nicht brauchen wolle und dabei sagen: Da gieb ich dir's in's Teufels Namen. Als ich das zum erstenmal that, legte der Teufel die Hand auf mich (goß aber nichts auf mich) und sprach: ich taufe dich in des Teufels und aller Teufel Namen, daß du immer und ewig sein seyn sollst. Er ritzte mich auch in die linke Hand, und da ich nicht schreiben konnte, verschrieb mich mein Vetter Rosenberger mit meinem Blute.

Als man sie über die von ihr eingestandene Verzauberung des jungen Herrn von X. genauer inquirirte, gab sie Folgendes an:

„Der Anfang der Krankheit des jungen Herrn kam von meinem Buben. Als ich mit ihm nach seiner Verweisung noch auf dem Wege bei der Leimengrube sprach, sagte er zu mir, wie man das erstemal ihn in des Verwalters Stube verhört, habe er den Fahrsaamen genommen, den er in der Christnacht auf der Kreuzstraße beim Nothstall vom Teufel erhalten, habe ihn dem jungen Herrn unter die Füße gestreut und dazu gesprochen: „in's Teufels Namen sollst auch keine Ruhe haben, weil man mich so plagt!“ Er versicherte mich, er werde

keine Ruhe haben und forderte mich auf, es ihm auch zu brauchen. Darauf warf ich ihm bei der ersten Krankheit den Saamen in's Teufels Namen unter das Bett, holte ihn aber wieder und vergrub ihn bei der Kelter gegenüber des jungen Herrn Schlafkammer und zwar mit Schwüren und Fluchen in's Teufels Namen, daß der junge Herr in X. keine Ruhe haben solle, gleich wie mein Sohn auch keine Ruhe habe. Wollte ich die Krankheit stärker machen, mußte ich immer in das Schloß und ihn auf seinem Grund und Boden noch ärger verfluchen, daß er ganz an den Wänden hinauffahren müße und keine Ruhe habe. Der böse Feind führte mich hinauf bei dem Küchenfester in seine Kammer, da warf ich ihm von dem Saamen unter die Bettlade, daß er darauf keine Ruhe mehr hatte und zauberte Sachen, die ihm keine Ruhe ließen, in seine Bettstücke. Allein hätte ich es nicht gekonnt, der Teufel mußte dabei seyn, ich sprach immer in's Teufels Namen und wo ich was hinschicken wollte und wen ich treffen wollte, so geschah es, doch nicht immer. Wie der Herr Verwalter mir die Hoffnung zur Begnadigung meines Sohns nahm, machte ich dem jungen Herrn die Krankheit aufs neue und als er aus X. ging, schmieß ich ihm den Saamen in's Teufels Namen unter die Füße nach.

Um ihm auch draußen keine Ruhe zu lassen, fuhr ich ihm oft nach. Man glaubt nicht, wie schnell dieses Fahren geht, man ist in einem Augenblick bald da, bald dort und kommt wieder an die Stelle, wo man gewesen. Sonst hatte ich immer Ruhe und konnte meine Sachen schaffen, wie aber das Unglück mit meinem Buben anging, da ließ mir der böse Feind keine Ruhe mehr, sondern ich mußte das dem jungen Herrn anthun, ich mußte ihm nach K. und von da nach Ittlingen nachfahren. Zu K. war ich Nachmittags 2 Uhr bei ihm im Saale, ich fuhr auf einer Gabel dahin, nach Ittlingen fuhr ich mit dem bösen Feind ihm nach. Zu Ittlingen saß ich auf der Stiege, der böse Feind ging hinein und sagte, er wolle ihn plagen, es währte aber nicht lange.

Von Ittlingen ging ich am Stephanstage um 10 Uhr Vormittags wieder fort. Ich fuhr zu und ab während dieser Zeit, war nicht immer in Ittlingen, fuhr bald dahin, bald wieder ab.

Auf Herrn Pfarrer Möhrings Ankündigung, daß mein Sohn Pardon erhalten, holte ich den Saamen wieder, den ich dem Herrn Baron unters Bett geworfen und vergrub ihn. Ich will dem jungen Herrn in 24 Stunden helfen, daß ihm Zeitlebens nichts mehr geschehen soll, aber ich muß vorher den bösen Feind rufen. Wenn ich etwas thun wollte, mußte ich immer dazu den Teufel gebrauchen. Der Teufel machte den Leuten jedesmal einen blauen Nebel vor die Augen und so machte er auch mich unsichtbar. Der junge Herr sollte lahm werden, Gott aber ließ es nicht zu, es wurde ihm nur angst und bang. Ich hatte den Saamen früher auch schon gegen Andre gebraucht, es gelang aber nicht, es ist nicht alle Zeit Gottes Wille.

Als man sie gefragt, wie sie es gemacht, daß ihr Mann von ihrem Hinausfahren nie etwas gemerkt? sagte sie: „ich segnete ihn jedesmal vorher in's Teufelsnamen ein, daß er so lange schlafen solle, bis ich wiederkehre, was dann auch immer geschah. Oft legte ich auch nur mein Gewandt in's Teufelsnamen zu ihm und das gab ihm die Verblendung, als sey ich es selbst.

Als man sie auch darauf, aber immer ohne alle Zwangsmittel, inquirirte, ob sie auch noch andern Menschen Schaden gethan, gab sie Verschiedenes an, wovon ich nur Folgendes anführen will.

„Dem Leonhardt Kraft von Asberg, der in meiner frühen Jugend in X. als Knecht bei dem Ochsenwirth Hahn diente, begegnete ich einsmal, als ich Morgens auf der Gabel fuhr, ich merkte, daß er mich sah und erkannte, und da drückte ich ihn im Zorne darüber mehrmals, ich lag in der Nacht auf ihn und drückte ihn. Wie der Schaden geschieht, weiß ich

nicht, der Papillo machte, wenn ich herausging, an den Leuten, die ich gedrückt, auch seine Sache." —

Als man den noch lebenden Leonhardt Kraft über diese Aussage der Heinrichen vernahm, gab er darüber Folgendes an:

„Es wurde einmal meinem Meister ein Faß rinnend, weßwegen ich Morgens früh um 3 Uhr den Küfer Wildheit holte, da sah ich bei schon hellem Tage, mitten im Sommer, als man das Heu machte, die Schlosserin, die man damals noch das Bettelmädchen hieß, hinter einem, ich weiß nicht, war es eine Gabel oder ein Pfahl, als eine Windsbraut ganz schnell die Wassergasse*) hinauf neben mir vorbeifahren. Das Mädchen sah sich nach mir um und ich sah sie ganz in ihrer gewöhnlichen Gestalt und Kleidung, so sie damals trug. Als sie so an mir vorbeifuhr, war ich nur drei Schritte von ihr. Ein anderer Weingärtnersknecht, Namens Martin, der aus Heilbronn kam und eben in Weinberg gehen wollte, sah sie ebenfalls auf dieser Fahrt und wir sprachen oft mit einander von dieser wunderlichen Fahrt des Mädchens. Dem Martin wurde von seinem Meister sehr verboten, davon zu sprechen, die alte Ochsenwirthin verbot es auch mir. Die Fahrt ging um des Lederers Eck herum über den Kelterplatz. Etwa acht Tage darauf kam das Bettelmädchen, das dazumal noch ledig war, fast alle Nacht vor mein Bett und quälte mich und war es nicht anders, als wenn ein Mehlsack auf mich gefallen wäre, daß ich weder Hände noch Füße rühren konnte und ein Schweiß an mir ausbrach. Sie zog mir oft den Kopf bei den Haaren auf die Leiste der Bettlade und würgte mich. Niemals sah ich sie aber von mir wegkommen, dagegen bei hellem Mondschein öfters durch den Laden hereinfahren. Ich kannte sie so wohl, als wäre sie meine Schwester gewesen. Sie kam in ihrer gewöhnlichen Kleidung, hatte Schnüre zum Einschnüren

*) Man wird sich erinnern, daß die Schlosserin oben selbst erzählt, sie seye das erstemal Morgens früh die Wassergasse herauf zum Tanze gefahren.

am Mieder. Dem Knecht Jakob, so dazumal neben mir war, klagte ich es oft, diesem aber that sie nie etwas. Meine Frau, die alte Ochsenwirthin, sagte da zu mir, ich solle in das obere Stübchen liegen und die Thüre verschließen, aber es half mir nichts, sie kam doch zu mir und quälte mich auch dort, da legte ich mich wieder zu dem Knecht Jakob. Dieß hielt bei 3 Wochen so an, da rieth mir Hans Riedel, der schon längst gestorben, ich solle einen blosen Degen und Messer, die zwei Schneiden gegen einander, unter das Kopfkissen legen, welches ich auch that, worauf es ausblieb. Da ich dem Mädchen nie was zu leid gethan, so ist die Ursache, warum sie das that, wohl keine andere, als ihr Grimm, daß ich sie auf ihrer Fahrt erkannte. Diese meine Aussage könnte ich, so lange es auch schon ist, mit einem Eide bekräftigen." —

Ferner gab sie an:

„Ich wollte des Heinrich Schabers Kind angreifen, weil ich aber nicht in das Haus konnte und des Seifferts Kind vor der Thüre seiner Großmutter saß, so schmierte ich dieß mit der Teufelssalbe, daß es nicht gehen solle und verschwor es in des Teufels Namen."

Die Stiefmutter dieses Kindes wurde hierauf darüber verhört und gab an:

„Als ich meinen Mann vor 4 Jahren heurathete, war dieses Kind elend und ganz verzehrt, mochte dabei jedoch immer essen. Noch ist kein Wachsthum in ihm, da es jetzt schon acht Jahr alt ist und hat einen großen Kopf und dicken Leib. Weder ich noch mein Mann können uns einbilden, woher das kommt, wir haben aber bisher noch nie daran gedacht, daß es von bösen Leuten komme."

Unten kommen noch mehrere Fälle vor.

Auf die Frage, wen sie auch noch sonst zur Hexerei verführet? wollte sie anfänglich nicht mit der Sprache heraus, endlich aber sagte sie in den spätern Verhören*): „So will

*) Ihre älteste Tochter hatte ihr von dem Gefängnisse aus sagen lassen, sie solle nur alles gestehen, sie werde alles sagen. —

ich noch einen Punkt sagen. Meine Töchter nahm ich, nachdem ich meinen Buben schon längst vorher dem Teufel übergeben, auch mit mir auf den Tanz bei dem Schaafhaus wohl bei zehnmal. Ich übergab sie in der Versammlung allen Teufel, da dem obersten der Teufel und sprach: hier bring' ich mein Fleisch und Blut in's Teufels Namen, worauf er sie annahm und sagte: nun sind sie mein, taufte sie auch in's Teufels Namen und da mußten die Kinder ihre Taufe verfluchen und ihm versprechen, sie wollten sein seyn und bleiben. Die eine war damals 9 oder 10, die andere 7 oder 8 Jahre alt. Es ist etwa ein Jahr zehn. Eine jede bekam ihren eigenen Teufel und sie werden von ihnen die Hexerei gelernt haben, gleich wie ich, nachdem ich von meinem Vetter dem Papillo übergeben worden war, sie von diesem lernte. Das erstemal führte ich sie hinaus, später kamen ihre eigene Teufel, die sie abholten und wir fuhren da zu sechs über die Mauer hinaus. Sie weigerten sich anfänglich und fürchteten sich, ich redete ihnen aber zu, weil ich es versprach, so mußte ich es halten. Sie waren immer lieber draußen, wenn ich mit war. Mein Mann wußte nichts davon. Ich meine, es war die älteste Tochter, die ihm einmal etwas davon sagte, aber ich schlug sie, daß sie es nicht sagen solle. Manchmal sprach der Papillo, manchmal ich über meinen Mann den Seegen in's Teufels Namen und fuhr ihm über das Gesicht, damit er nicht aufwache, als in der oder jener Stunde, wo wir wieder zurückkamen und das geschah auch." —

Merkwürdig war, daß die Schlosserin auf langes Zureden der Geistlichen nicht dazu zu bringen war, zu sagen: der Teufel seye ein verfluchter Geist. Man drang zuletzt in sie, nur: ja zu sagen und konnte nichts aus ihr als ein verstümmeltes Ja herausbringen, das sie recht mit Zwang heraus drückte.

Nachdem in den früheren Verhören die Töchter sowohl sich, als die Mutter rein von Hexerei wissen wollten, legten sie in den spätern ohne alle Zwangsmittel von freien Stücken folgende Geständnisse ab.

Geständnisse der ohngefähr 20 Jahr alten Maria Catharina.

„Da ich ohngefähr 7 Jahr alt war, weckte mich einmal meine Mutter bei hellem Mondschein, Nachts zwischen 10 und 11 Uhr mit diesen Worten: „Ketterle! komme, du mußt mit!" Dann half die Mutter mich anziehen. Wir saßen dann beide vor dem Hause auf einen Bock, die Mutter voran, ich hinten. Die Mutter sagte, ich solle nicht reden, sondern stillschweigen. Wir fuhren bei dem oberen Thor über die Mauer und stiegen auf dem Platz an der Kreuzstraße beim Schaafhause ab, wo viele Leute beisammen waren, Manns= und Weibsleute.

Es waren Spielleute da und ich sah einen großen Tanz, sie schenkten sich ein und tranken und währte es so bis gegen den anbrechenden Tag um 3 Uhr, da ging alles auf einmal aus einander und ich ritt wieder mit der Mutter auf dem Bock nach Hause. Ehe ich aber wieder mit ihr auf den Bock saß, sagte sie zu mir: ich habe Dich dem bösen Feind versprochen, worüber ich nichts sagte. Es war ein halbes Jahr nachher, ich weiß die Zeit nicht mehr ganz, da kam ich wieder mit der Mutter zum Tanz, wie vormals. Ich saß neben der Mutter am Tisch, da rief jemand: „Mariele! jetzt gehe, wir wollen fort!" worauf wir wieder so fortfuhren. Draußen war ein Tisch gedeckt, wir hatten Wein, Fleisch, Suppe. Ich aß mit, es war ein ganzer Tisch voll Leute, lachten und tranken. Die Mutter sagte zu mir: „Du mußt jetzt mit ihnen halten, bist schon versprochen, mußt jetzt mithalten, so lange du lebest, mußt allezeit hinauskommen." Ich saß neben einem, der schwarz gekleidet und wie ein junger Mannskerl war, der sprach mir zu, wann ich wieder komme, wolle er mit mir lustig seyn und Spielleute haben, die Mutter hätte ihm meinen Namen angegeben, nun seye ich sein. Ich mußte mich auch ihm versprechen, daß ich sein seyn wolle. Er befahl mir, wenn er mich künftig abhole, so müße ich mit ihm gehen. Er gab mir hierauf die Hand und ich ihm, mit dem Versprechen, daß ich mein Lebtag sein seyn wolle. Drauf brachte er es mir

und hieß mich seine Heurath. Er sagte auch zu mir, ich solle Gott und die heilige Dreifaltigkeit verschwören und nichts mehr mit Gott zu schaffen haben. Das versprach ich ihm und verschwor sie auch in's Teufels Namen. Der böse Feind wollte auch nicht leiden, daß ich bete, ich konnte auch nicht mehr beten, da ich von Gott abweichen und mich dem bösen Feind versprechen mußte. Die Mutter hieß ihn Papillo, für mich aber, sagte er, hieße er Jockel. — Wann ich zur Versammlung kam, so bin ich vor einem großen Teufel, der ganz alt und wüst aussah, auf die Kniee gefallen, da erzählte ich, was uns befohlen worden, wie mir es ausgerichtet und da schrieb er es in ein Buch. Ich mußte dem Alten jedesmal die Hand geben, seine Hand aber war wie die des Jockels, ganz kalt, auch vor diesem mußte ich meine Seel' und Seligkeit, auch Gott verschwören.

Die Mutter, das gottlose Weib, brachte mich und meine Geschwister so weit. Man sollte einer solchen Mutter, weiß nicht, was thun, daß sie ihre Kinder in der Jugend so verführt, man lasse mich nur zu ihr, ich will es dem schändlichen, verfluchten Weib, recht sagen."

Von der Mutter gab sie noch ferner an:

„Ich sah zweimal, daß sie die Hostie vom Abendmahl mit nach Hause brachte. Sie verbot mir, es dem Vater zu sagen. Dem alten Herrn von X. drohte die Mutter und sagte, sie wolle ihm das Trinkgeld schon machen und dem jungen Herrn auch. Von meiner Mutter kam auch die Krankheit des jungen Herrns, weil sie einen Haß auf die Herrschaft gehabt, daß man ihren Buben so mit Ruthen hinausgehauen, sie hat es ihm mit dem Fahrsaamen gemacht."

Von den Schaden, die sie andern zugefügt zu haben bekannte, führe ich Folgendes an:

„Vor ungefähr sechs Jahren, in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr kam ich in Gestalt einer Katze zu des Matthias Fuchsen Kind in die Kammer, der böse Feind ritt auf mir. Ich pfetzte das Kind unten an der Kehle mit der Pfote. Das

Kind konnte hierauf nicht mehr essen und starb. Der Teufel rührte auch das Kind an, meine Mutter war auch mit.

Drauf ritt der Teufel wieder auf mir hinaus zum Schaafhaus und da tanzten und tranken wir. Der Teufel überdeckte mich mit einer Haut und da wurd ich zur Katze. Das ging schnell zu, man weiß es nicht wie, so schnell geht es, der Teufel macht es eben.“ —

Als die Mutter jenes Kindes über diese Aussage vernommen wurde, gab sie Folgendes mit vielen Thränen an:

„Ich hatte zwei Buben als Zwillinge, wovon einer noch lebt, der übel zugerichtet ist.“ (Sie brachte ihn vor's Gericht. Er hatte einen großen Kopf, der sich immer bewegte, große Augen, dicken Leib, kleine abgezehrte Füße und zu seinem Alter noch ganz klein, konnte kein Wort reden, noch nicht alles essen und schnarchte durch den Hals.)

Der andere Bube starb einige Wochen nach der Geburt an den Gichtern, da er nicht mehr essen, noch an meiner Brust trinken konnte. Beide Buben hatte ich neben einander liegen und ich glaube, daß der noch lebende Bube oder alle beide von der Heinrichen angegriffen wurden. Mein Bube Johann schrie oftmals des Nachts: Mutter! es zopft mich beim Haar, es pfetzt mich! und meine Schwester klagte oft, daß etwas zu ihr in die Kammer komme.“

Bei geschehener Confrontation mit der Fuchsin, sagte die Maria Catharina Heinrichen:

„Ich meine, daß ich das vordere Kind, welches das verstorbene, angegriffen. Meine Mutter, die mit war, es auch anrührte. Ich nahm es nur ein wenig am Kinn, dann sagte sie, ich hätte es nicht recht gemacht und griff es auch an. Es war das vordere Kind von den Zwillingen, ich kann nicht gewiß sagen, ob es das verstorbene oder das noch lebende war.

Die alte Heinrichen gab an: „ich war mit meiner ältesten Tochter in des Fuchsen Haus in der Nacht, in Gestalt einer Katze, und habe nur ein Kind, das, das vornen lag, angerührt. Der Teufel war dazumal auch mit uns.“

Allen Umständen nach, heißt es im Protokolle, schienen wohl beide Kinder, das verstorbene und das noch lebende elende, von ihnen angegriffen worden zn seyn, und daß die Tochter die Zwillinge nicht unterscheiden konnte. Sie schob auch dieß hauptsächlich auf ihre Mutter, und sagte: „Die Mutter veranlaßte mich dazu; sie wollte immer bei der Fuchsin entlehnen, und weil man sie immer abwies, wurde sie zornig. Man solle nur meine Mutter neben mich stellen, ich will ihr sagen, wie vielmal sie mich mit sich nehmen wollte um Schaden zu thun, und wie sie mich verführte. Sie muthete mir auch zu, mit ihr in des Baumgärtners Haus zu gehen, und ihr, weil sie dort kein Brod erhalten, in der Verzauberung behülflich zu seyn, aber ich gieng nicht."

Die Mutter gestand dieses zu. —

Geständnisse der 18 Jahr alten Tochter Maria Margaretha.

„Meine Mutter weckte mich, als ich ungefähr 6 Jahre alt war, einmal zwischen 11 und 12 Uhr vom Bette auf, und sagte zu mir, ich solle mit ihr zum Tanze gehen. Da stund ich auf und zog mich an. Ich sah da einen schwarzen Mann in der Stube, den nannte meine Mutter Papillo. Der sagte zu mir: willst du auch mit auf den Tanz? Da giengen wir hinunter vor das Haus. Die Mutter nahm die Ofengabel mit, mein Bruder Jörgle kam auch herunter, der setzte sich auf den schwarzen Mann, ich aber setzte mich, so befahl es die Mutter, auf die Gabel hinter die Mutter, hielt mich hinten an den Zinken und vornen an der Mutter, der schwarze Mann kam hinten nach. Die Fahrt gieng gar schnell, und wir kamen in kurzer Zeit über das obere Thor hinaus zum Schaafhaus auf den Kreuzweg. Da stieg ich mit der Mutter an Kaspar Würtz Garten ab. Da war ein ganzer Haufen groß und klein versammelt, und tanzte. Ich sah zu. Es wa-

ren Spielleute da, Geiger und Pfeifer. Nach dem Tanze setzte man sich an einen Tisch, der war mit Speisen gedeckt. Der Papillo saß neben mir, und die Mutter auf der anderen Seite. Der Papillo sprach mir und der Mutter zu, zu essen, ich aber sagte: ich will nicht essen, ich will wieder heim zum Vater. Die Mutter sprach mir zu, ich solle länger bleibm, und der Papillo sprach: nun bist du mein, deine Mutter hat dich mir versprochen, du mußt bleiben. Ich wollte nicht, aber die Mutter redete mir zu, ich solle sagen: ich wolle sein seyn, da sagte ich es endlich. Die Mutter sagte da auch: Du mußt von jetzt an nicht mehr an den Heiland denken und nicht an Gott glauben, sondern an den Papillo, und thun was der von dir will. Dann führte mich die Mutter und der Papillo zu einem andern, der größer als der Papillo, und da mußte ich Gott, die heilige Dreifaltigkeit, und die drei höchsten Namen verfluchen, auch meinen Taufbund aufsagen, meine Seele verfluchen und versichern, daß ich nun nicht mehr Gottes, sondern des Teufels seyn und thun was er haben wolle. Ich wollte anfangs nicht daran, aber meine Mutter zwang mich dazu. Der Papillo kratzte mir hierauf in die rechte Hand, und schrieb mit dem Blute meinen Namen in ein Buch. Nachdem nun alles wieder von einander gieng, fuhren wir auf die gleiche Art, wie wir gekommen, zurück, aber der Papillo war nicht mehr dabei. Meine Mutter sagte auch zu mir: der Papillo ist jetzt dein Bruder. Die Mutter fragte mich zu Hause, wie es mir gefallen, es gehe ja lustig draußen her, ich antwortete ihr: warum hast du mich denn hinausgeführt? die Mutter verbot mir, es dem Vater noch sonst Jemand zu sagen, und drohte mir mit Schlägen. Ich weiß nicht, wie sie es machte, daß es der Vater nie merkte.

Nach zwei Jahren fuhr ich wie das erstemal wieder mit der Mutter auf den Tanz. Da sah der Papillo anders aus als das erstemal, gieng auch zu Fuß neben uns her. Ich tanzte mit dem Papillo, und er war da meine Heurath.

Vor dem großen Teufel erschien ich da auch, der fragte mich wieder, ob ich sein bleiben wolle. Da mußte ich vor ihm niederknieen und ihn anbeten, er aber befahl mir, Gott nicht mehr anzurufen, sondern ihn und zu sagen, er sey mein Gott. Widerfahre mir etwas, so solle ich nur ihn anrufen. Beim Abschied befahl er mir, ich solle sehen, daß er mehr Leute erhalte, und ich solle solche ihm zuführen, und könne Rache an denen nehmen, die mich beleidigen.*) Der Papillo sagte auch da zu mir, ob es mich nicht gereue, daß ich mich versprochen, da sagte ich: nein, ich will dein bleiben, meine Mutter spricht mir immer zu, daß ich beständig bleiben solle. Darauf fuhr ich wieder nach Haus.

Im Winter kam ich nicht hinaus, aber im Sommer oft die Woche zwei bis dreimal, am Mittwoch, Freitag und Samstag Nacht, bald mit meiner Mutter, bald mit meinem Bruder, bald mit meiner Schwester, bald waren wir alle zusammen, doch war ich am meisten mit meiner Mutter draußen, gieng allein ungefähr zehnmal. Da war ich mit dem Papillo, tanzte mit ihm und liebte ihn.

Der Papillo kam nicht immer, wenn ich ihm zu Hause gerufen. Es geschah immer des Nachts zu einer ungeraden Stunde. Bald war ich auf, bald stund ich von dem Bette auf, wann ich ihm gerufen, bald kam er auch ungerufen. Die Mutter sagte immer zu mir, ich solle ihm rufen und lugen, wie es draußen sey.

Als man sie nach all diesen Geständnissen fragte: woher sie denn wisse, daß sie eine Hexe sey, und ob sie denn eine sey? gab sie zur Antwort: „Ja freilich, weil die Mutter es mich gelehrt, und mich mit auf den Tanz nahm, und ich mich dem Teufel versprach, daß ich sein seyn wolle. Man schrieb mich ja auch mit meinem Blut ihm ein, und ich verschwor Gott, Vater und den heiligen Geist. — O warum hab ich

*) Wir sehen hier ein teuflisches Gebot, ganz entgegengesetzt dem christlichen: „Thut Gutes Denen, die euch Böses thun“.

meinem alten Vater nichts gesagt! warum hab' ichs niemand geklagt, daß mich meine Mutter so verführte, und so schändlich zu der Hexerei brachte! Das ist wohl eine verfluchte Mutter, eine Rabenmutter, daß sie ihre Kinder dahin brachte."

Sie gab ferner von ihrer Mutter ebenfalls an, daß sie an der Krankheit des jungen Herrn Barons die Schuld habe, weil der alte Herr den Bruder habe mit Ruthen auspeitschen lassen. Sie habe gesagt, sie wolle ihn schon kriegen, sie habe ihm schon lange etwas thun wollen, nun sey sie froh ihn bekommen zu können. „Sie that ihm das mit dem Fahrsaamen und der Papillo half ihr dazu, sie sprach ihn darum an. Sie sagte es mir im Hause, und wie sie den Saamen vergrub. Mehrmals sah ich auch, wie sie die Hostie vom Abendmahl mitbrachte, ich verwunderte mich, da sagte sie, sie könne sie nicht verschlucken, ich solle aber dem Vater nichts davon sagen. Ob sie sie dem Papillo gegeben, oder was sie damit that, weiß ich nicht."

Als man sie über die Schaden befragte, die sie andern Leuten gethan, gab sie hierüber unter anderem an.

„Der Papillo ließ mir keine Ruhe, bis ich einmal des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr des Andreas Baumgärtners Kind eine viertel Stunde lang drückte und plagte. Dreimal fuhr ich auch mit meiner Mutter in das Haus des Baumgärtners, und drückte dessen Frau. Meine Mutter lag zuerst auf sie, und dann ich. Ich war in Gestalt einer Katze, als ich auf ihr lag. Doch kam ich nur einmal in die Stube, das zweitemal wartete ich vor der Stube. Der Papillo machte mich zur Katze, und machte mich unsichtbar, ohne diesen konnte ich nichts. Wie er es machte, weiß ich nicht."

Als man die Mutter auch über die Baumgärtnerin verhörte, sagte sie:

„Vergangenen Sommer schmierte ich des Baumgärtners Frau mit einer aschgrauen Salbe an Arm und Beinen, und sprach dazu: ich schmiere dich ins Teufels Namen, daß du nicht gehen kannst und drückte sie Nachts." Als sie gefragt wurde,

ob sie noch von dieser Salbe habe, sagte sie: „Nein! am Christabend war es ein Jahr, daß sie mir der Papillo gab, ich hatte sie in einem grünen Häfelchen, das stund in meiner Stube, auf dem Gesimse hinter dem Tisch.“

Man wies ihr nun das daselbst vorgefundene grüne Häfelchen vor, das ganz leer war, und aussah, als wäre in ihm eine schwärzliche Materie gewesen. Sie erkannte es als dasselbe Häfelchen an und eben so ihre Tochter, der man es auch vorwies. Diese sagte dabei: „ich wollte, daß ich es nie gesehen hätte!“

Als der Bürger Baumgärtner über diese Aussagen vernommen wurde, gab er Folgendes an:

„Das Kind von meiner ersten Frau wurde ganz elend zugerichtet, daß ich bei einem halben Jahr nicht wußte, wenn ihm der Athem ausgeht.“ (Er zeigte das Kind, es war an den Füßen ganz verzehrt, schon über 4 Jahre alt, also daß es noch nicht stehen konnte, und hatte einen großen, unproportionirten Leib). Meine Frau lag auch 4 Jahre lang krank. Ihr Jammer fing mit großem Kopfweh an, bis die Gichter an ihr ausbrachen, und sie ein halbes Jahr lang ganz um Gesicht, Gehör und Sinne kam. Wann sie reden wollte, konnte sie kaum mit einem großen Gähner die Rede herausbringen. Ließen die Gichter nach, so fiel sie in einen tiefen Schlaf, und jetzt erst, seit das Gericht sich der Schlosserin bemeisterte, erwacht sie wie aus einem tiefen Schlaf, und bekommt wieder Verstand und Gehör, aber das Gesicht fehlt ihr noch. Ehe meine Frau krank wurde, kam die Schlosserin eines Nachmittags zu ihr in Vorsitz, sie schlug ihr eine Bitte ab, und bald nachher fing der Jammer mit ihr an.

Die Baumgärtnerin erzählt hierüber selbst: „Die Schlosserin habe für gesponnenes Garn statt Geldes Brod von ihr verlangt, sie habe ihr aber das Geld gegeben sagend, sie hätte kein Brod, brauche es für ihre Kinder, sie müsse es selber kaufen, worüber die Schlosserin weggegangen und sie

bald darauf auf die sonderbare Art erkrankt, daß sie immer in tiefem Schlaf wie in einem Traum gelegen sey. Essig habe sie ihr auch einmal abgeschlagen, und entlehntes Geld zurückgefordert, worüber sie dazumal erzürnt geschieden, doch könne sie nicht behaupten, daß die Schlosserin sie krank gemacht. Noch konnte sie mit der Sprache nicht recht fortkommen, und die Augen waren ihr noch wie aus dem Kopfe getrieben.

Die jüngere Tochter Maria Margaretha gab auch noch an: sie habe des Hans Schmidts Kind oft und viel geplagt, des Nachts in der Wiege gedrückt.

Die Mutter dieses Kindes darüber befragt, sagte: „Es ist drei Jahre, da gieng das Kind gesund in das Bett, am Samstag Nachts und des Morgens schwollen ihm die Augen, und am Montag brachen die Gichter an ihm aus. Es konnte dann bis in den zwölften Tag mit offenen Augen nicht sehen, und wurde auf der linken Seite lahm. Es ist nicht alle Zeit recht im Kopf, aber zum Verschicken kann ich es schon brauchen, noch ist es jedoch an der linken Hand etwas lahm, und die zwei vorderen Finger kann es auch nicht recht gebrauchen. Ich hatte niemals dabei an die Schlosserin gedacht, ich wußte auch nicht warum sie mir gram seyn sollte, als daß sie, als ich hieher kam, aus dem Hause ziehen mußte, weil ich in dieses Haus einzog."

Der Vater, der alte Schlosser Heinrich, blieb in allen Verhören fest, daß er von diesem schändlichen Treiben seiner Frau und Kinder nie etwas geahnet habe, auch Weib und Kinder bezeugten immer seine Unschuld.

Herzzerreißende Auftritte gab es bei den Confrontationen der Eltern mit den Kindern, besonders der Mutter mit den Töchtern. Maria Katharina fing, als sie den Vater sah, zu weinen und zu schreien an:

„O Vater! wie hat uns die Mutter verführt, und in dieses Unglück gebracht! Wie that ich so Unrecht, daß ich es dir nicht sagte!“

Der Vater: „Freilich thatest du Unrecht, daß du es mir nicht offenbartest:“

Maria Margaretha weinte ebenfalls und schrie: „O Vater! daß uns aber die Mutter so verführte! O daß ich es auch nicht gesagt! die Mutter hat es mir alle Zeit so verboten, o daß ich es nicht sagte!“

Der Vater: „Warum hast du es denn mir nicht gesagt? Du wirst nicht von mir sagen können, daß du von mir etwas Unrechtes wissest. Du hast mir gestern von dem Thurme gegen mein Gefängniß gerufen, du möchtest dein Herz gegen mich ausleeren, hier kannst du es nun thun!“

Der Vater fing an zu weinen und sagte:

„Es jammert mich mein Fleisch und Blut, daß die Kinder von ihrer gottlosen Mutter auf solche Weise verführt wurden, — sie dauern mich, das gottlose Weib, kein Haar.“

Maria Margaretha: „Ach warum hab' ich es meinem alten Vater nicht gesagt, warum hab' ichs Niemand geklagt, daß mich meine Mutter so verführt, und so schändlich zu der Hexerei gebracht! Das ist wohl eine verfluchte Mutter, ein gottloses Weib, eine Rabenmutter, daß sie ihre Kinder dahin gebracht! Ach! warum hab ich's nicht gleich anfangs gesagt? warum hab ich's so geläugnet? Meine gottlose Mutter hat mir's so verboten.“

Bei der Confrontation der Maria Margaretha mit der Mutter, gab es folgende Scene:

Die Tochter fing an, der Mutter in Gegenwart des Gerichtes mit vielem Schreien und Wehklagen vorzuwerfen, daß sie sie so verführt und zu der Hexerei angewiesen habe.

Die Mutter: „Hast du denn etwas von mir gelernt? wie oft nahm ich dich denn mit hinaus?

Die Tochter: „Das kann ich nicht zählen, das ist zu oft geschehen! Ist das nicht genug, daß du mich auf den Hexen=

tanz gebracht und mich dem Teufel und dem Papillo übergabest, mich verleitetest, daß ich Gott und die heilige Dreifaltigkeit verschworen, und mich dem Papillo versprachest, und mich dahin beredt, daß ich mich selbst dem Teufel und dem Papillo versprach, und mit dir des Baumgärtners Frau zum Krüppel machte?"

Die Mutter antwortete darauf und gestand, daß sie dieses mit ihren drei Kindern gethan, die Kinder dem Teufel übergeben und verleitet, sie gab aber kein betrübtes Zeichen noch Thränen an den Tag, auch keine Reue und sagte: „ihr hättet es nur nicht sagen sollen, daß ich euch verführt, man hätte euch nicht dazu getrieben, ich hätte euch nicht verrathen."

Ferner sagte sie: „Wir wollen alles bekennen, hernach wollen wir beten, sage nur, was dir bekannt ist, weil es doch seyn muß."

Die Tochter: „Das ist ja eine Rabenmutter, die ihre Kinder so verführte. Bist du nichts nütze und des Teufels gewesen, hättest du doch deine unschuldigen Kinder verschonen und nicht in dieß Elend stürzen sollen. Ich sagte alles, man wird es dir schon vorlesen!"

Die Mutter: „Ich konnte ja nicht anders. Weil ich dem bösen Feinde nichts anders bringen konnte, mußte ich meine eigene Kinder nehmen. Meine Kinder und Leute verdammen mich, so verdamm ich sie auch wieder! Sie seyen alle verdammt!"

Die Tochter: „Den Vater darfst du nicht verdammen, ich weiß nichts Böses von dem Vater! O hätt' ichs nur meinem alten Vater gesagt und geklagt! Ich wollte, daß ich noch so rein wäre, noch so ein reines Gewissen hätte als der Vater!"

Die Mutter: „Ich weiß auch nichts von dem Vater, wodurch er verdächtig würde. O wo ist denn meine andere Tochter? ach! wäre sie nur auch hier! ich sehe wohl, ich bin von allen verdammt und verlassen."

Die Tochter: „Du verdientest das um deine Kinder, die du so verführtest."

Die Mutter: „Verzeihst du mir es denn nicht? ich kann ja sonst nicht beten, — o gieb mir die Hand!“ (Sie reichte ihr die Hand.)

Die Tochter (der Mutter die Hand reichend): „Es soll dir verziehen seyn!“

Nachdem die Mutter wieder aus der Gerichtsstube getreten war, sagte die Tochter: sie sehe wohl, daß ihre Mutter noch ein höhnisches und spöttisches Gesicht mache, und keine Reue fühle, daß sie ihre Kinder so verführt habe, und dieß nahmen auch der Aktuar und die Richter an den Mienen und Gebährden der Mutter wohl wahr.

Bei der Confrontation der Mutter mit der älteren Tochter Maria Katharina, gab es die gleiche Scene. Die Maria Katharina hatte nämlich auch das Geständniß abgelegt, sie habe oft auch Kinder Nachts aus den Betten zum Teufelstanz nehmen wollen, sie hätte sie aber nicht nehmen können, namentlich habe sie das mit des Ochsenwirths Kind thun wollen, und seye da ihre Mutter auch mit gewesen, sie hätte aber dem Kinde nicht beigekönnt; denn es seye gewesen, als stünde Jemand vor diesem Kinde und hindere sie; auch ihrer Mutter sey es nicht gelungen, obgleich auch der Papillo mit dieser gewesen.

Bei der Confrontation gab die Mutter die Aussage der Tochter zu und sagte: sie hätten gerne des Ochsenwirths Röschen haben wollen, sie hätten aber nicht gekönnt, es seye wie jemand vor dem Kinde gestanden, der sie gehindert und schrie dann: „o wehe, wehe meiner armen Seele! daß auch Kinder Rache über sie schreien!“

Die Maria Katharina: „Mutter! warum hast du mich so verführt, und auf den Herentanz mitgenommen!“

Mutter: „Ach ich nahm dich ja doch nicht oft mit!“

Tochter: „Mehrmals nahmst du mich mit, und bist eine Rabenmutter, daß du deine Kinder so verführt!“

Mutter: „Ich gesteh's, wohl nahm ich dich öfters mit, es ist dem also! Dafür was wir thaten, wird uns Gott alle

den Lohn geben, wie wir's verdienten, man soll uns nur thun, was uns gehört."

Die Tochter: „Die Mutter sieht gerne, wenn uns auch geschieht, was ihr geschieht, — aber ich bleibe dabei, sie ist eine Rabenmutter, sie hat mich so verführt. Sie hätte uns nicht in einen so elenden Stand stürzen, unsere Seelen in so große Gefahr bringen sollen. Wir haben ja nichts, sind nur arme Leute, sie hätte doch nur der unschuldigen Seelen schonen sollen!"

Die Mutter: „Ich will meiner zwei Töchter Seelen auf mich nehmen."

Der Aktuar: „Ihr habt zu thun mit eurer Seele, und habt zu schaffen mit Furcht und Zittern, daß ihr selig werdet, aber es scheint, daß ihr lieber wünschet, daß eurer Kinder Seelen mit eurer verloren werden."

Die Tochter: „Ach Gott! warum hab ich's meinem alten Vater nicht gesagt, nicht geklagt, daß die Mutter uns so in dieß Hexenhandwerk gebracht! Das ist ja ein erschrecklicher Handel, ist wohl in unserm Orte noch nie geschehen. Ja Mutter! wie oft hast du mir zugemuthet, daß ich mich weiter mit dir einlassen solle, und hast mich zu allerhand Schaden zu thun mitnehmen wollen! Du wolltest mich zu der Baumgärtnerin mitnehmen, in des Beck Fritzen Haus und zu der Baumgärtnerin Kind in der Anna Ottilia Haus."

Die Mutter: „Ich habe mein Grethle mitgenommen, ob ich dich mitnehmen wollte, kann wohl seyn. (Gegen die Richter): das Mägdlein ist nichts nutz! hätt' ich sie nur im ersten Bad ersäuft! sie war ihr Lebtag nichts nutz! Wie oftmal hast du und dein liederlicher Bruder euch alles angeflucht und angewünscht!"

Die Tochter: „Daß ich nichts nutz bin, daran hast du die Schuld. Du hast mich so gemacht. Daß ich so übel bei dir angeschrieben bin, daran ist wohl die Ursache, daß ich dir in deinem bösen Thun nicht alle Zeit folgte. Die Schwester war immer besser bei dir daran, sie wird dir wohl in deinem

Handwerk besser an die Hand gegangen seyn. Ach Gott im Himmel! solltest du als Mutter nicht gescheider gewesen seyn, als daß du uns als unschuldige Kinder dahin brachtest und dem Papillo versprachest?"

Die Mutter: „Das Mägdlein ließ mir von dem Thurm sagen, ich soll bekennen, und bekennne ich nicht, wolle sie bekennen, und sie hat die Schuld, daß ich bekannte und es sagte, was ich mit ihnen gethan."

Tochter: „Ja ich ließ ihr sagen, sie solle bekennen."

Die Mutter: „Schlagt mich todt! ersäuft mich! Hängt mir einen Stein an den Hals: ich sterbe doch keines rechten Todes! Meine Kinder verfluchen mich, ich bin verflucht, es bleibt dabei!"

Es wurde die Mutter mit den zwei Töchtern zugleich confrontirt, hauptsächlich auch wegen der Aussage beider Töchter, daß, wenn sie draußen bei dem Papillo gewesen, die Mutter vor ihnen und sie vor der Mutter Buhlschaft mit ihm getrieben. Nachdem ihr dieß die beiden Töchter ins Gesicht gesagt, sagte sie: „ja, es ist das geschehen:" drauf fing sie zu schreien an: „Ach! mich dauert mein Grethle! mich dauert nur mein Grethle! die da (wies auf die älteste Tochter) ist nichts nutz, die dauert mich nicht!" Hierauf umhalste sie die jüngste Tochter, und bat sie, ihr doch zu verzeihen, daß sie sie verführt. Beide Töchter sagten nun, daß sie ihr von Herzen verzeihen, worauf sie auch auf die älteste Tochter zuging und sie umhalste.

Hierauf fingen alle drei zu schreien an, und besonders die Mutter: „Ach! wir drei armen Seelen! da stehen wir armen Leute! o wär' es doch nur schon aus!!"

Schicksale der Mutter im Gefängniß und Bekräftigung ihrer Geständnisse noch vor dem Tode.

Die Mutter suchte gleich anfänglich, noch vor ihren Geständnissen, aus dem Gefängnisse zu entgehen und es gelang ihr auch, als ihre Wächter entschliefen, auch zum Beweise, daß sie in keiner harten Verwahrung war. Sie entkam bis nach S., wurde aber von da wieder zurücktransportirt und nun angeschlossen.

Nun suchte sie sich durch eine Haarschnur, wie sie sagte, auf Papillos Anrathen, den sie anrief, der aber keine andere Hülfe mehr für sie wußte, zu erdrosseln, was ihr aber mißlang. Vergeblich suchte sie auch, Gift zu erhalten. Die Geistlichen bestrebten sich, sie zur Reue und zum Gebete zu bringen, das gelang aber nur höchst oberflächlich, sie hatte auch von Gott und der Religion fast gar keinen Begriff.

Die Verhöre dauerten vier Monate lang, worauf die Akten zu einem Erkenntnisse an die Juristen-Fakultät nach Tübingen eingeschickt wurden, welche die Heinrichen in Folge ihrer Verbrechen zur Erdroßlung an einem Pfahl und dann Verbrennung ihres Leichnams verurtheilte. Kurz vor der Vollziehung dieses Urtheils wurde dieselbe vor versammeltem Gericht noch einmal gefragt: ob sie eine Hexe seye? worauf sie „ja!“ antwortete. „Ob sie auf all' den Angaben, die sie zu Protokoll dictiren lassen und die man ihr noch einmal vorlas, noch beständig bleibe und darauf leben und sterben wolle, auch ob es ihre ganz freiwillige Geständnisse seyen?“ worauf sie wieder mit „ja!“ antwortete. Hierauf wurde an diesem Tage noch das Urtheil an ihr vollzogen.

Schicksale der ältern Tochter im Gefängniß und weitere Geständnisse.

Die ältere Tochter, Maria Catharine, gab auf die Frage, ob der Papillo oder böse Feind während ihrer Gefangenschaft bei ihr gewesen? an:

„Nur einmal. Er war ganz weiß und war so groß wie ein halbgewachsener Bube, der schon zum schaffen tüchtig ist. Er sagte: ich kann dir nicht helfen, erwürge dich, anders kann ich dir nicht helfen. Ich bekümmerte mich des Tags vorher sehr und rief, als ich allein ohne Wächter war, ihm aus Ungeduld, er solle kommen und mir helfen. Dann kam er in besagter Gestalt und sagte, er wolle mich hinausführen und als er das nicht konnte, sagte er, ich solle mich umbringen, er könne mir anders nicht helfen. Er gab mir Anleitung, wie ich es machen solle. Ich that die Haarschnur um den Hals und band sie hinten fest zu. Da wußte ich gleich nicht mehr, wie mir geworden, auch weiß ich nicht, wie der Teufel von mir, auch nicht, wie die Haarschnur wieder von meinem Halse gekommen. Ich war ganz von Sinnen und konnte nicht mehr reden, doch hörte ich, was der Schultheiß und die Wächter, die dazu kamen, gesprochen und verstand alles."

Der Wächter gab hierüber an:

„Als ich die Wacht bei ihr hatte, rief sie mir durch die verschlossene Thüre zu, sie werde den morgenden Tag nicht erleben, man werde schon sehen, was sie thun werde. Ich sagte darauf, ich wolle mit ihr beten, worauf sie geantwortet, sie könne nicht, ihr Herz sey zu schwer.

Ich verlangte nun von dem Herrn Schultheißen den Schlüssel, ging zu ihr hinein und ermahnte sie wohl zwanzigmal, doch mit mir zu beten, sie wollte es aber nicht und ich brachte sie auch nicht dazu. Ich habe mich hierauf nur eine Viertelstunde entfernt, um in den andern Gefängnissen nachzusehen und ging dann wieder zu ihr, traf sie aber ganz kalt und wie todt an. Ich leuchtete ihr mit dem Licht unter's Gesicht und bemerkte, daß sie eine Haarschnur, doch nicht sehr fest um den Hals hatte, die ich dann unverweilt mit einem Messer losschnitt. Ich machte hierauf Lärmen, die andern Wächter eilten herbei und wir goßen ihr Wasser in's Gesicht, sie aber blieb ganz starr und eiskalt. Auch der Herr Schult-

heiß, der jetzt herbeikam, konnte kein Leben mehr an ihr erfinden. Als man ihr das Mieder auflöste, sah man, daß sich ihre Brust noch etwas bewegte. Ich nahm sie bei dem Arm und hob sie in die Höhe, sie ließ aber den Kopf auf den Rücken hängen, als wenn sie todt wäre. In diesem Zustand blieb sie von Nachts 11 Uhr bis Morgens 6 Uhr liegen, ganz ohne Bewegung, die Augen geschlossen, das Maul offen, als wäre sie todt, unerachtet wir sie mit Füßen stießen und herumrißen, als wäre sie ein Stück Holz und so verließen wir sie auch."

Der Schultheiß sagte: „Es war nicht anders, als liege ihr Körper ohne Seele da, unerachtet man sie stieß und schüttelte. Ich befahl, wohl auf sie acht zu geben, ob sie wohl wieder in's Leben kommen werde, was denn auch Morgens wieder geschah."

Später machte sie einen Versuch, sich durch Erhängung umzubringen, was ihr aber ebenfalls mißlang.

Als man ihr vorstellte, daß sie dadurch nur Sünden auf sich lade, daß das keine Buße seye, keine Reue, sagte sie: „Das ist freilich keine Buße, solche Sachen kommen vom Teufel. Es ist mir leid, daß meine Mutter mich in dieses Elend und Verderben gestürzt. Meine Mutter hat es schon ausgestanden, ich muß noch länger harren. Meine Mutter wünschte mir oft den Tod und sagte, sie könne mich nicht mehr vor Augen leiden und wünsche, daß ich sterben möchte, da wollte ich mich auf dem Todtbette schon bekehrt und meinem Beichtvater offenbaret haben, daß ich durch meine Mutter zu diesen Sünden und Lastern verführet wurde. Es waren schon oft Wächter und andere Leute bei mir im Gefängniß, die wissen wollten, wie das Herenhandwerk zuginge, da weinte ich oft darüber und sagte, laßt mich mit diesem zufrieden, ich mag nichts mehr davon hören.

Ich begehre dem Teufel nicht mehr zu dienen, geschah es früher, so ist es mir leid, meine Mutter brachte mich dazu.

Oft sah ich meinen Vater mit weinenden Augen an, war aber nicht so keck, ihm zu offenbaren, daß mich die Mutter so verführte.

Das erstemal, wo ich mich erwürgen wollte, war der böse Feind wirklich in Person bei mir und sagte mir, ich solle mich erwürgen und so konnte ich ihm nicht widerstehen und folgte ihm. Dieß letzteremal setzte er mir nur in Gedanken sehr zu, da konnt' ich ihm vor Melancholie nicht widerstehen. Ich will nun alles aus meinen Gedanken schlagen und nimmermehr in die alte Sünde willigen und hoffe ich, daß Gott mir meine Sünden vergeben werde. Es hat mich bis jetzt das zeitliche Leben noch immer angefochten, oft sagte ich zu dem Herrn Pfarrer, ich sterbe so ungerne, er sagte dagegen, so hätte ich noch keine rechtschaffene Buße in meiner Seele. Ja! je länger ich lebe, je lieber ist es mir. Gott! warum hat mich meine Mutter in dieß Elend gestürzet? Wär' ich nur draußen im Dienste geblieben, so hätte ich nicht immer von meiner Mutter die Anfechtung gehabt. Ich willigte doch nicht in alles, konnte mich aber doch nicht allzeit entschlagen. Was ich in Matthäus Fuchsen Haus und anderswo gethan habe, ist mir leid. Künftig will ich mich all' dessen entschlagen und nicht mehr an das Hexenwerk denken. Wir hatten ja auch nichts von des Teufelsdienst und von dem Hexenwerk. Das schrecklichste ist die Gefahr, in die Kinder bei diesem Werke kommen und darum hab ich schon oft gewünscht, daß es bei allen Hexen so herauskomme, wie bei meiner Mutter. Sie war mir immer feind, machte mir auch vor Gericht Vorwürfe, ich seye nichts nütze, ich hätte ihr nicht gefolgt, weil ich nicht alles von ihr lernen wollte.

Aus den Protokollen führe ich noch Folgendes an:

„Ob sie ihrer Mutter sagen lassen, sie solle alles bekennen?" „Ja! noch ehe es ihre Mutter gestanden und zwar durch den Thürmer Christoph Kour." „Ob ihre Mutter mehr Schaden gethan, als sie?" „Sie wisse es nicht, ihre Mutter hätte sie nicht allezeit mit sich genommen. Wann sie schon älter seye, als ihre Schwester, so seye diese doch mehr mit der Mutter,

als sie gewesen. Sie wollte, daß ihre Mutter der Teufel geholt, ehe sie ihre Mutter geworden."

„Wem sie als Schaden gethan?" „Sie habe niemand geschadet, als des Fuchsen Kind und dem Kalbe der alten Ochsenwirthin. Das Kind des Ochsenwirths und das des Größles hätte sie mitnehmen wollen, hätte es aber nicht vollbringen können." „Warum sie dem Kinde des Fuchsen Schaden gethan?" „Ihre Mutter habe sie dahin gebracht. Die Mutter hätte der böse Feind gezwungen und ihr keine Ruhe gelassen, bis sie Schaden gethan und sie Kinder hätte die Mutter gezwungen und ihnen keine Ruhe gelassen, bis sie Schaden gethan. Der Teufel und ihre Mutter hätten sie, um dem Kinde zu schaden, hineingeschickt, ihre Mutter sey auch deßwegen hineingegangen, das Kind entweder mitzunehmen oder ihm Schaden zu thun. Die Leute hätten auch so oft über das Kind geflucht, da sey kein Wunder, daß sie an das Kind hätten kommen können."

„Was sie mit dem Kalbe der alten Ochsenwirthin gemacht?"

„Sie hätte weiter nichts mit ihm gemacht, als daß sie auf ihm geritten. Sie hätte es im Stall in's Teufels Namen geritten und als sie von ihm gestiegen, seye auch der böse Feind darauf gesessen. Das Kalb sey hierauf ganz lahm und matt geworden, doch hätte ihm der Schweizer Ulrich wieder geholfen." — Diese letzte Aussage bestätigten die Zeugen.

In Betracht, daß sie schon in früher Jugend und von der eigenen Mutter zu diesem Hexenwerk verführt wurde, erkannte die Juristenfakultät in Tübingen, daß sowohl sie, als ihre Schwester, nicht mit dem Tode, wie die Mutter, zu bestrafen seye.

Die Fakultät empfahl sie den Geistlichen zum Unterricht und bessern Belehrung und wann dieselben sich überzeugt, daß sie dem Herrn Jesus zugeführt worden, so sollen sie sich einer öffentlichen Kirchenbuße unterwerfen, vor der ganzen Gemeinde offene Beicht und Bekenntniß ablegen, das Abendmahl nehmen und sich mit der Gemeinde wieder versöhnen. Die Ge-

meinde aber solle man anweisen, daß sie Erbarmen mit ihnen, als in der Jugend verführte, haben, sie wegen des Geschehenen nicht anfeinden, sondern gegen sie als nunmehr ausgesöhnte und in Gnaden wieder aufgenommene Glieder der christlichen Kirche gut gesinnt seyn solle.

Leider aber machten diesen menschenfreundlichen Spruch der Juristenfakultät zu Tübingen, wenigstens in Hinsicht der ältesten Tochter, Maria Catharina, folgende, noch später von ihr abgelegte Geständnisse, zu nichte.

Als man nämlich eines Tages das Verhör wieder mit dieser ältesten Tochter vornehmen wollte, brach sie in folgende Klagen aus: „Ich bin eine große Sünderin, meine Seele ist verloren, ich kann nicht mehr zu Gnaden angenommen werden, ich habe etwas auf dem Herzen, ich kann es nicht sagen, ich werde es mit unter den Boden nehmen. Man sagte ihr, wenn sie ihre Sünden drücken, so seye das beste Mittel, sie zu bekennen und sie nicht zurückzuhalten u. s. w.

Sie erklärte nun, sie seye schwanger in das Gefängniß gekommen, habe das Kind heimlich im Gefängniß geboren und es ermordet. Der Vater des Kindes seye Andreas Horning, des Baumwirths Sohn, welcher auch eingestand, verbotenen Umgang mit ihr gehabt zu haben.

„Ich fühlte das Leben des Kindes wohl in mir, es lebte auch wie es auf die Welt kam, ich drückte es aber auf's Herz bis es todt war. Ich verbarg das Kind wohl fünf Tage lang unter dem Stroh und wie ich es nicht länger mehr verbergen konnte, nahm ich ein Stück von meinem Hemd, wickelte es darein, umband die Lumpen noch mit Stroh und schmieß es durch das Fenster meines Gefängnisses in den kothigen Fahrweg hinab. Ich band mich um den Leib stark mit meiner Haarschnur die Schwangerschaft durch. Es war zwischen 9 und 10 Uhr da ich es geboren, die Thüre war verschlossen und Georg Höll hatte vor ihr die Wache.

Ich ward so krank, daß der Schütz noch Nachts 10 Uhr den Herrn Schultheißen holte, da war aber alles schon vorbei

und das Kind unter das Stroh meines Lagers versteckt. Der Schultheiß brachte mir Wein und Brod."

Der Schultheiß gibt an, er erinnere sich, daß ihn einsmals des Nachts 10 Uhr der Schütz zu der Inquisitin geholt, sie wäre recht krank gewesen, hätte nicht reden können, sie habe gebeten, man möchte ihr eine warme Stube machen, welches er auch befohlen. Sie seye ganz zusammengekrümmt auf ihrem Lager gelegen. Das gleiche erzählt der Schütze.

Ferner gibt sie an: „das Kind zappelte mit den Füßen, auch noch auf dem Stroh, auf das es herausschoß und that nur einen kleinen Schrei. Darauf faßte ich es um den Leib mit beiden Händen und drückte ihm so Herz und Leib zusammen, bis es völlig todt war, aber es regte sich nur wenig. Es war Mondschein in der Stube und ich sah, daß es ein Büblein war. Es geschah dieß vier Wochen, nachdem ich mich das erstemal vom Leben schaffen wollte. Am andern Tage sah ich, daß der mit Stroh umwickelte Pack auf dem Wege in einer Fahrleise ganz tief in den Koth niedergefahren war, von den Lumpen sah noch etwas heraus. Da man mir bald neues Stroh brachte, schmieß ich das alte alles auch zum Fenster drauf hinaus."

Weitere Verhöre und Untersuchungen schienen ihre Aussagen nur zu sehr zu bestätigen und namentlich ergab es sich auch mit aller Wahrscheinlichkeit, denn es wurde erwiesen, daß man Schweine jenen Pack, der vom Kinde, Lumpen und Stroh gebildet war, auf dem Wege herumziehen sah, daß das todte Kind von den Schweinen aufgefressen worden.

Der Herrschaft zu X. schien die Milde der Tübinger Fakultät in ihrem ersten Responsum mißfallen zu haben, sie sandte nun die Akten mit den neuen Geständnissen an die Juristenfakultät nach Mainz, die der Maria Catharina auch den Tod durch das Schwerdt zuerkannte.

Sie hörte das Todesurtheil mit Ruhe an und bestätigte all' ihre früheren zu Protokoll gegebenen Aussagen, namentlich, daß sie eine Hexe seye, daß sie sich dem Teufel versprochen,

ihm im Gefängniß gerufen, daß sie mit der Hexerei Menschen und Vieh Schaden gethan, daß sie ein Kind im Gefängniß geboren und es umgebracht u. s. w., vor der Hinrichtung noch einmal von freien Stücken. —

Schicksale der jüngern Tochter Maria Margaretha im Gefängnisse und weitere Geständnisse.

Auf die Frage, ob der Papillo oder böse Feind während ihrer Gefangenschaft bei ihr gewesen? antwortete sie: „Ich spührte ihn nur, ich würde es gerne sagen. Oft hatte ich angst, er würde, weil ich betete und mich bekehrte, kommen und mich übel traktiren. Das letztemal, daß ich mit ihm redete, war vor Weihnachten, ehe ich eingesetzt wurde. Meine Mutter war dabei bei dem Schaafhause bei dem Tanze, wo es lustig hergeht. Es ist aber Blendwerk, wer nicht in den Bund gehört, der sieht nichts davon, wenn er auch an dem Platz vorbeigeht.“

Als man sie noch um's Nähere, wie sie es mit des Baumgärtners Kind gemacht (siehe oben) befragte, sagte sie: „Ich drückte es mit der Hand auf's Herz, der Böse befahl es mir, drauf machte er auch seine Sache. Es wurde gleich krank darauf, was aber der Papillo weiter mit dem Kinde gemacht, weiß ich nicht, auch nicht, wie weit der Schaden hätte geschehen sollen.“

Als man sie noch mehr über den Schaden, den sie der Baumgärtnerin zugefügt, befragte, sagte sie: „Ich legte mich überzwerg auf sie zuerst und die Mutter hernach. Ich sagte es das erstemal nicht recht: denn da sagte ich, die Mutter hätte sich zuerst auf sie gelegt, das war aber nicht der Fall, ich legte mich zuerst auf sie und die Mutter gleich nachher, was diese noch mit ihr that, weiß ich nicht. Der Papillo war da auch dabei. Der Papillo fuhr voran, ich weiß nicht, ging er bei dem Laden oder der Hausthür hinein. Die Frau that mir nichts zu leid, der Böse zwang mich dazu,

damit sie krank und lahm werden sollte.“ (Die Mutter hatte schon früher angegeben, sie hätte die Frau dabei mit einer aschgrauen Salbe geschmiert.)

Auf all’ diesen Geständnissen und namentlich, daß sie von ihrer Mutter zum Hexenwerk angeleitet worden, blieb sie immer fest, zeigte aber große Reue und nahm die Belehrung der Geistlichen wohl an.

In dieser Hinsicht und Betracht ihrer Jugend, wurde sie mit keiner harten Strafe belegt, ihr aber auferlegt, sich aus X. zu entfernen.

Ferneres Schicksal des Bruders.

Nachdem dieser auf Requisition aus den Rheingegenden nach X. eingeliefert worden, unterwarf man ihn verschiedenen Verhören, allein er war in Hinsicht daß auch er, wie die Mutter und beide Schwestern fest behaupteten, sich mit dem Hexenhandwerk abgegeben, zu keinem Geständnisse zu bringen, selbst die Drohung mit der Folter, (man ließ es aber, wie zu loben ist, auch nur bei der Drohung bewenden) brachte ihn nicht dazu, eben so wenig als das eindringliche Zusprechen seiner Schwestern, doch auch wie sie die Wahrheit zu bekennen.

Die älteste Schwester sagte ihm in’s Gesicht: „Bruder! du bist auch wie ich, du bist auch mit draußen auf dem Hexentanz gewesen, die Mutter hat dich auch dahingebracht, hat dich auch wie uns verführt.“

Der Bruder antwortete: „der Teufel hat dich so geblendet, ich hab mit deiner Zauberei nichts zu schaffen. Möget ihr hinfahren, wohin ihr gehöret, ich will euren Weg nicht gehen!“

Die Schwester: „Wie kannst du so läugnen! Bekenne doch deine Sünden, wie ich auch gethan habe! Hast du nicht oft zu mir gesagt, ich soll Menschen und Vieh Schaden thun? Wie gottlos bist du daheim gewesen! Hast dem Vater nicht gefolgt, hast das Geld versoffen, so du für die Kohlen hast bezahlen sollen! Wie gotteslästerlich hast du damals geflucht,

daß dich der Vater mit dem Pallast gehauen. Du hast gesagt, du wollest deinen Vater an Galgen bringen. Gestehe nur deine Sachen und läugne nur nicht weiter. Du bist, wie ich auch, von der Mutter hineingebracht worden und noch tiefer als ich."

Die jüngere Schwester sprach mit Thränen zu ihm: „Ach Bruder! sey nicht so verstockt und halsstarrig und läugne deine Sünden nicht: Ach! ich bitte Gott Tag und Nacht vor dich, daß doch dein verstocktes Herz möchte gerührt werden. Gedenke, wenn du draußen vor dem Feind umgekommen wärest (er hatte Kriegsdienste am Rhein genommen) und wärest da in deinen Sünden gestorben, da wärest du mit Leib und Seele zu Grunde gegangen. Drum danke Gott, daß du jetzt noch Zeit hast, Buße zu thun und deine Sünden zu bekennen. Ich bitte dich, läugne nicht weiter. Bist eben wie ich von der Mutter zur Hexerei verführt worden." Sie jammerte, schrie und weinte.

Die ältere Schwester sagte hierauf wieder: „Gestehe deine Sachen! du bist vom Teufel verblendet. Gedenke an den Manasse, der auch ein Zauberer gewesen ist, doch wieder bekehrt wurde.

Kennest du das Gebeth Manasses?"

Sie fing hierauf dieses Gebet zu beten an und betete solches laut und deutlich, und als sie es geendiget, sagte sie wieder: „Sieh Bruder! laß dich die weltliche Strafe nicht anfechten, denk an's Ewige, bekenne deine Sünden! Wie kannst du so lange verstockt seyn? Denk, die Mutter hat ja gesagt, daß sie all' ihre eilf Kinder dem Teufel im Leibe gewidmet und du kommst ja auch von ihr her. Ein guter Baum träget gute Früchte, ein böser Baum träget böse Früchte! Du bist ja von ihr verflucht worden! — Wie gottlos bist du gewesen, als du noch daheim warest, hast Vater und Mutter nicht gefolgt, erschrecklich geflucht und geschworen, alles verthun und nichts als Böses gethan. Du kannst's nicht läugnen, bist wie wir, ja noch viel ärger gewesen, gestehe es nur!" —

Diese älteste Schwester wurde noch vor ihrer Hinrichtung befragt: ob sie darauf lebe und sterbe, daß ihr Bruder auch wie sie der Hexerei schuldig seye, worauf sie mit festem: „Ja!“ antwortete, allein der Bruder war durchaus zu keinem Geständnisse hierin zu bringen.

Er wurde eines Morgens todt im Gefängnisse gefunden. Die Untersuchung seines Leichnames soll keinen Selbstmord oder sonst widernatürlichen Tod, zu erkennen gegeben haben.

Der Vater wurde freigelassen.

Was ist Aberglaube?

Es ist schwierig, den Aberglauben zu definiren oder feste Grenzen für den Begriff desselben zu finden, und es bleibt nur übrig, daß er ein verirrter Glaube ist. Er ist ein Glaube, folglich etwas Positives, kein Verneinen, aber die Grenze oder der Gegenstand macht den Unterschied. Weil wir denn Irrthum und Wahrheit so schwer zu unterscheiden wissen, so hat uns Gott seine Offenbarung gegeben, wornach dieselben zu bemessen sind. An sie zu glauben, kann kein Aberglaube seyn; ihre Vortrefflichkeit und ihre Nothwendigkeit überzeugen uns von ihrer Glaubwürdigkeit. Hier wird uns nun besonders die Verirrung von dem einigen wahren Gott zu den falschen Göttern, die Abgötterei, warnend vor Augen gehalten, und jener nach seinen Eigenschaften und Werken als allein anbetungswürdig verkündigt. Alles nun, wovon wir Wirkungen erwarten, oder dem wir Eigenschaften beilegen, die allein der Gottheit in ihrer ausschließlichen Machtfülle zukommen, gehört in das Reich des Aberglaubens, und hier treffen merkwürdig genug Aberglaube und Unglaube zusammen. Denn der Unglaube ist eine Selbstvergötterung, er hat seine positive Seite, nämlich die irrige Vorstellung von seiner Fähigkeit, zwischen dem Seyn und dem Nichtseyn zu unterscheiden. Der Atheist und der Rationalist machen beide ihre Vernunft zu ihrem Götzen, beweisen aber die Glaubensbedürftigkeit des Menschen eben dadurch, daß sie an Etwas glauben müssen, nämlich an sich selbst. So ist also der Unglaube ein Aberglaube, und der Aberglaube ein Unglaube an das Wesentliche, allein Glaubenswerthe.

Das Sprichwort: „Was meine Augen sehen, das glaubt mein Herz", ist in gewissem Sinn unvernünftig; denn wir

glauben nicht was wir sehen, sondern was wir nicht sehen; aller Glaube betrifft die Unsichtbarkeit. Unsichtbar ist nun auch das sinnlich Wahrnehmbare, das von uns entfernt ist, wie die anderen Welttheile und ihre Einwohner; aber der Glaube, den wir meinen, hat es insonderheit mit dem Außersinnlichen, Ungreifbaren zu thun, und so auch der Aberglaube. Wenn ein Götzenbild angebetet wird, so liegt der Aberglaube nicht darin, daß dieser Klotz dasteht, auch daß er etwa schön und ein Wunder der Kunst ist, sondern daß er hört, sieht und helfen kann, was denn der Anbeter offenbar nicht sinnlich wahrnimmt. Ob aber das insgemein Unsichtbare nicht sichtbar werden kann, ist die Frage, und hier kommen wir auf die Erscheinungen, die so Viele läugnen und für Aberglauben halten. Gleichwohl sollten uns die alltäglichsten Begebenheiten in der Natur von ihrer Möglichkeit überzeugen. Wo war die Pflanze, die Blume, der Baum, ehe sie aufstiegen? Wo die Wolke, ehe sie gerann? Wo der Blitz, ehe er flammte? Das Stoffliche ist wohl kraftlos, um unsichtbar zu werden, aber das Geistige ist überall kräftig, und der göttlichen Allmacht verwandt; es ist auch der unsichtbare Grund alles Sichtbarwerdens in der Natur, und warum sollte es, wenn es ein selbstständiges, selbstbewußtes Wesen ist, sich nicht selber sichtbar machen können? sey es von innen aus, durch sein inwohnendes Licht; denn was Geist ist, das ist auch Licht; oder durch äußeres Anziehen von sichtbaren Stoffen. Es ist keine Frage, daß die allmächtige Gottheit, wenn sie will, sich sinnlich wahrnehmbar machen kann; sie wird es in der menschenförmigen Person des Sohnes thun, oder in der Glorie des heiligen Geistes. Eben so können gute und böse Engel, Naturgeister oder Geistmenschen, endlich auch Menschenseelen erscheinen, denn sie Alle haben etwas von dem göttlichen Licht in sich wohnend, sogar die Teufel, nur in grauenhafter Verkehrtheit, weil sie sonst nicht zu leben vermöchten. Und dieses Alles, was so klar, so nothwendig ist, so offenbarungsgemäß, nennt die sinnlich blinde Vernunft Aberglauben! Man

erinnere sich der Zauberin von Endor. Als sie Samuels Geist erblickt, sagte sie: Ich sehe Götter (einen Gott, ein göttliches Wesen, Elohim) aus der Erde steigen. Samuel war kein Gott, aber ein von dem göttlichen Lichte ganz besonders durchdrungener Prophet; obgleich die selbstkluge Orthodoxie, besonders der schweizerischen Kirche, diese klare Erscheinung, dieses Elohim-Wesen, zu einem Teufelsgespenst gemacht hat. Englische Erscheinungen sind in der Bibel häufig genug; läugnen wir sie, so würde es folgerechter seyn, die Offenbarung überhaupt zu verwerfen. Auch Träume lehrt sie uns achten, sofern sie von Gott sind.

Die unzähligen Erweisungen des geistigen und magischen Reichs verdienen stets eine genaue Prüfung, damit wir nicht Wahres und Falsches vermischen, oder das Glaubwürdige für Aberglauben erklären. Täuschung und Betrug sind in diesem dämmerigen Gebiete leicht, aber eben so leicht auch die Verkennung. Ja der Aberglaube, die Superstition, hat auch seine Kraft, aber blos eine subjektive, und ist in so fern Wahrheit. Er ist ein Glaube, ein Fürwahrhalten, und aller feste Glaube ist wirksam, wenn auch das Mittel, das Objekt, an sich kraftlos wäre. Das ist das magische Vermögen der Einbildungskraft, ohne die der Glaube nicht seyn kann. Hüten wir uns jedoch vor Superstitionen, weil sie zum Bösen führen können, und trachten wir nach einem gesunden, aber umfassenden Glauben in reinem Gewissen.

— y —

Mademoiselle Lenormand.

Mademoiselle Lenormand, die berühmte, oft genannte, vielbestaunte Lenormand, welche im Buche der Zukunft lesen konnte, und deren Reich der Aberglauben ihrer ungläubigen Zeitgenossen war, ist vom Leben geschieden, dessen Höhen und Tiefen sie durchschaute, wie kein anderes Weib; sie ist begraben und hat ihrem Neffen als einzigem Erben 20,000 Francs jährlicher Renten und ihren großen mystisch-kabbalistischen Wahrsageapparat hinterlassen. Ganz Paris, ganz Frankreich blickt der Abgeschiedenen noch einmal staunend nach; dieser Tod ist ein Tagesereigniß und alle Journale der Hauptstadt widmen ihr einen längeren Nekrolog „Hexe oder nicht", ruft das „Journal des Debats" ihr nach, sie war ganz sicher unter den Frauen Europa's diejenige, welche den meisten Geist gezeigt hat. Nennt mir doch unter allen Dichterinnen des Erdkreises eine Poetin, die mehr Zudrang, unter allen Dramenschreiberinnen eine, die mehr Dramatisches im Kopfe, unter allen Romanenstrickerinnen eine, die eine geschicktere Hand zum Schürzen und Lösen einer Intrigue hatte! In dem Chaos aller Pariser Leidenschaften und Schrecken hatte sie sich wie die Spinne mitten ins Netz gesetzt, wo sie ruhig erwartete, was ihr der Zufall zuführte. Unglückliche Liebe, gedemüthigter Ehrgeiz, Hoffnungen, Träume und Schäume, alle bangen Schläge sturmbewegter Herzen, sie waren ihr täglich Brod. Sie lebte von den Mysterien allein, und die Thränen der Furcht oder Hoffnung waren nicht blos ihr Unterhalt, sondern zugleich ihre Wonne. Ja täglich die geheimsten Seiten verschlossener Herzen sich entschleiern sehen, nichts sagen, Alles hören, Alles ahnen, wie ein Beichtvater, herrschen durch den Blick und

den Tastsinn . . . es ist eine hübsche Beschäftigung!" Und eine einträgliche obenein! Mlle. Lenormand war auf dem besten Wege, hundert Jahre alt zu werden; Schade für ihren Neffen, er würde die Million voll ererbt haben!

Mlle. Lenormand ist eine zu interessante Figur, ein zu merkwürdiges psychologisches Wunder, eine zu auffallende Erscheinung, ja sie ist ein Stück Zeitgeschichte und hat deßhalb Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit. Wer war Mlle. Leonormand, wie trieb sie ihr geheimnißvolles Geschäft, an Stoffe zur Beantwortung dieser Fragen fehlt es uns nicht.

Wer in der französischen Revolution bewandert ist, der hat die Lenormand mehr als einmal nennen hören; wem die französische Sittengeschichte seit den gewaltigen Stürmen der Umwälzung nicht fremd ist, der kennt diese Pythia, denn sie hat einen geheimen Einfluß auf jene Ereignisse gehabt, wenn auch nur einen indirekten.

Mlle. Lenormand erblickte im Jahre 1772 zu Alençon das Licht der Welt. Ihr prophetisches Genie entwickelte sich sehr früh: schon als siebenjähriges Mädchen sagte sie der Oberin in dem Kloster der Benediktinerinnen, wo sie erzogen wurde, vorher, daß sie abgesetzt und eine rothe Frau an ihre Stelle kommen werde. Diese Prophezeiung, ihre erste, gieng in Erfüllung, denn der Nonnenschleier wich der Jakobinermütze nur zu bald.

Ueber den Jahren von dem Kinde bis zur Jungfrau ruht ein Schleier, der bis jetzt noch nicht genügend gehoben worden; erst in den Schrecken der Revolution taucht Mlle. Lenormand wieder auf, und jetzt beginnt die Wahrsagerin ihren geheimnißvollen Pfad durch die furchtbaren Wetter, deren Blitze Throne stürzten, deren Stürme Männer aus der tiefsten Tiefe zur höchsten Höhe der Geschichtsereignisse emporhoben.

Worauf der Mensch in ungewöhnlichen Zeiten baut, ja mit Bestimmtheit rechnet, das setzt er durch. Der Glaube kann Berge versetzen, Mlle. Lenormand hat in vielen Männern und Weibern jener Tage diesen Glauben erweckt.

„Sahen Sie Robespierre wohl einmal in der Nähe?" wurde sie gefragt.

„„Gewiß, er ließ mich 1794 ins Gefängniß werfen.""

„Trauten Sie ihm persönlichen Muth zu?"

„„Er war der abergläubischste Mann seiner Zeit. Ich habe ihn gesehen, wie er zu mir kam, mich um sein Schicksal befragte, und wie er beim Berühren der Karte die Augen zusammen kniff, wie er beim Anblick einer Pikneun zitterte!""

Schon damals, als sie erst achtzehn Jahre zählte, wohnte sie zu Paris in dem bekannten Hause der Straße von Tournon, Nro. 5, das sie nie verließ. Diese Wohnung hat durchaus nichts Kabbalistisches: ein einfaches Vorzimmer führt zum Salon, der mit vier Säulen und vier Büsten und mehreren Gemälden verziert ist, unter denen sich Ludwigs XVI. Abschied von seiner Familie und das Portrait der Wahrsagerin auszeichnen. Die Möbeln von Ahorn sind sehr schön; einige Vasen wahre Prachtstücke; und fallen auch manche bizarren Verzierungen auf, so deutet doch Alles auf Geschmack und Ungesuchtheit.

Mlle. Lenormand erschien dem Gläubigen auch keineswegs in einem Talare mit kabbalistischen Figuren; sie trug im Winter einen seidenen Oberrock, mit Pelzwerk besetzt, und im Sommer ein Kleid, das mit Spitzen reich verziert war. Ohne die Toque, die sie als Reminiszenz der alten Mode trug, weil ihr dieselbe zur Gewohnheit geworden, würde man sie viel eher für eine liebenswürdige, harmlose Modedame, als für eine Prophetin gehalten haben. Mag es seyn, was diejenigen versichern, die sich von ihr etwas wahrsagen ließen, daß sie nämlich immer einige große, schöne Katzen bei sich gehabt, und eine imponirende Stimme erhoben habe, wenn sie prophezeite, dennoch lauten alle Berichte dahin, daß sie in ihrem Benehmen höchst einfach gewesen, in ihrem Auftreten nie etwas prophetenartiges zur Schau getragen und eine Meisterschaft in Allem, was zum guten Ton gehört, besessen habe.

Welche Rolle sie von 1800 bis 1830 spielte, ist bekannt, ebenso, daß Mme. Josephine de Beauharnais, diese kluge Frau, großen Respekt und eine unverholene Neigung zu Mlle. Lenormand hegte. Josephine, der vorhergesagt worden war, sie werde einst Königin werden, kam zu Mlle. Lenormand, als sie noch nicht Mme. Bonaparte war.

„Eine Wahrsagerin auf Martinique kündigte mir an, daß ich Königin werden würde; was sagen sie dazu?"

„„Nun wohl!""

„Geht ihre Prophezeiung in Erfüllung?"

„„Nein, Sie werden Kaiserin!"" —

Im Jahre 1800 wurde Mlle. Lenormand verhaftet.

„Das haben Sie doch wohl nicht vorhergesehen?" fragte der Polizeipräfekt.

„„Gewiß sah ich es vorher; haben Sie die Güte, ein Horoskop in meinen mit Beschlag belegten Papieren vor Augen zu nehmen.""

Die Papiere wurden durchgesehen, die Vorhersagung fand sich aufgezeichnet.

Wer Mlle. Lenormand um sein Schicksal befragen wollte, ohne persönlich bei ihr zu erscheinen, der mußte ihr folgende Nachweisungen zugehen lassen: 1) Jahr, Monat und Tag der Geburt, 2) die Blume, die man am liebsten hatte, und 3) den Duft, der einem vorzugsweise zusagte.

Napoleon, der von Josephine über Mlle. Lenormand so manches Fabelhafte hörte, wollte sie einst in Versuchung führen, und schickte ihr obige Erfordernisse durch eine Taubstumme vom Lande zu, welche weder lesen noch schreiben konnte. Die Wahrsagerin gab schriftlich folgenden Bescheid:

„Der Befragende wurde auf einer Insel geboren; sein Vater ist nicht mehr am Leben; er hat vier Brüder und drei Schwestern; sein Charakter ist fest, entschlossen, grübelnd, mehr ernst als heiter; er hält viel auf sein Gefühl und läßt sich durch Frauen nicht influenciren; sein Vertrauen ist schwer zu erwerben; er fürchtet stets errathen zu werden, und verbirgt

deßhalb seine unbedeutensten Handlungen; er ist gegen Beleidigungen sehr empfindlich, und verzeiht nicht leicht; er haßt die Undankbaren. — Der Befragende ist in diesem Augenblicke sehr beschäftigt, und sogar unschlüssig, was bei ihm selten vorkommt, da er sonst rasch in Entschlüssen ist. Ein Schritt, den seine Gattin thut, wird alle Welt in Staunen setzen. Dennoch wird die Frau manche Hindernisse finden. Endlich wird dieser unerhörte Schritt binnen heute und achtundzwanzig Monden geschehen; es ergeben sich aber Folgen daraus, die für den Befragenden beklagenswerth sind. — Des Befragenden Name wird sich verbreiten, so weit die Erde reicht; er wird bei großen Ereignissen mitwirken, und der Vermittler großer Interessen seyn. Vier außerordentliche Dinge hat der Befragende zu meiden: das eine betrifft sein Leben, und ereignet sich binnen drei bis sieben Jahren spätestens. Der Befragende ist Staatsmann, arbeitet viel im Geheimen des Kabinets, und verkehrt mit den Höchsten. Er hat dreierlei Freunde: die wahren, die ihm aus Dankbarkeit ergeben sind; diejenigen, welche von seinem jetzigen Glück angezogen werden, und endlich solche, die seine geheimsten Handlungen belauschen. Wer ihn erräth, muß sehr schlau seyn. Er gelangt zu den höchsten Ehren, die der Mensch erreichen kann; doch wenn er binnen heute und sieben Jahren wieder bei mir anfragt, so wird es sein Schade nicht seyn. Ich sehe für den Befragenden so viele Ereignisse voraus, daß sich ein Foliant darüber schreiben ließe. Möge er sich vor dem Altar (encensoir *) hüten und vor dem Winde des Nordens in Acht nehmen."

Am 1. Januar 1804 schickte sie Fouché aus dem Gefängnisse folgenden Neujahrswunsch:

*) Encensoir ist ein rechtes Orakelwort, weil es das Verschiedenste bedeutet; zunächst das Rauchfaß, dann das geistliche Amt, die Geistlichkeit überhaupt; dann aber bedeutet encensoir auch ein südliches Sternbild „Altar", so daß es auf Helena anspielen muß, wie der Wind des Nordens auf Rußland.

Si le préfet veut bien en ce moment
Par un bienfait commencer cette année,
S'il m'ouvre enfin ce triste appartement,
Je lui prédis heureuse destinée.

Am folgenden Tage war sie frei.

Die Hand war zwar ihr Hauptorakel, aber sie prophezeite auch aus Eiern, aus dem Kaffesatze und aus Tarok- oder Zahlenkarten; in seltenen Fällen wandte sie auch die Alektromancie und die Kaptromancie an. Sollte sie nach Eiern wahrsagen, so mußte der Befragende dieselben drei Tage bei sich getragen haben: hierauf wurde das Ei zerbrochen, und in ein Glas Wasser geschüttet, wornach dann die Prophezeiung bestimmt wurde. Kaffesatz und Karten gebrauchte sie nie, wo sie großes Gewicht auf ihren Spruch legte, noch weniger die Alektromancie. Letztere besteht darin, daß ein großer Kreis gezogen wird, an dessen Rande Buchstaben gelegt werden; auf jeden derselben wird ein Waizenkorn gelegt. Hierauf wird ein Hahn in den Kreis gesetzt, und je nach den Körnern, die er aufpickt, werden die Buchstaben combinirt. Die Kaptromancie besteht darin, daß ein Wassertropfen auf einen Spiegel gesprützt und aus demselben wahrgesagt wird.

Doch diese Behelfe werden nur für den großen Haufen angewendet; das Wahrsagen aus der Hand, oder sagen wir lieber das Ahnen aus der ganzen Anschauung des Menschen, war die Hauptsache.

Mittheilungen aus Polen, besonders aus dem Gebiete des praktischen Magnetismus von C. St.

Ihre „Seherin von Prevorst“ machte Erinnerungen in mir rege, die ich Ihnen mitzutheilen mich gezwungen fühle, obgleich ich mich in deren Unvollständigkeit nach dem Verlauf von vielen Jahren, noch außerdem mit dem Umstande entschuldigen muß, daß in den stürmischen Begebenheiten des Septembers 1831 ein Theil meiner Tagebücher in Warschau zurückblieb, und wahrscheinlich auf immer für mich verloren sind, während ein anderer auf eine Art zu Grunde gieng, von der ich später zu sprechen Gelegenheit haben werde. — Sehr wohl weiß ich, daß meine Notizen, auch wenn sie vollständig erhalten wären, sich auch nicht von Ferne, an Bedeutung und Umfang, mit den von Ihnen gemachten Erfahrungen und Experimenten messen könnten, dennoch hoffe ich, daß auch das Wenige, was ich zu geben vermag, ein nicht ganz nutzloser Beitrag seyn möchte.

Die Veranlassung, mich mit thierischem Magnetismus zu beschäftigen, gab mir folgender Umstand. Der Graf Alexander Chodkiewicz, der sich aus Liebhaberei mit praktischer Physik und Chemie beschäftigte, trat zuerst als ein entschiedener Gegner des thierischen Magnetismus auf, und hatte, um die Nichtigkeit desselben zu beweisen, sich ein Individuum zu verschaffen gewußt, an welchem er selbst die Manipulationen vorzunehmen sich entschloß. — Dies fand statt im Jahre 1820. — Frau Tekla Czaban, geb. Baldi, Gemahlin eines zu Warschau etablirten Kaufmanns, hatte schon seit mehreren Monaten das Krankenbett nicht verlassen, und schon war es mit ihr auf den Punkt gekommen, daß die Aerzte ihr höchstens noch einige Wochen zu Leben gaben. Dieß war die Person, an welcher Graf

Ch. die Unhaltbarkeit der neuen Theorieen sich darzuthun erbot. Mit fester Ueberzeugung, daß der Magnetismus sich alsbald als ein Hirngespenst erweisen müßte, begann er seine magnetischen Striche an der Kranken, als schon nach 20 Minuten ein ganz entgegengesetztes Resultat sich dem Zweifelnden ergab, denn die Kranke verfiel in einen ruhigen, magnetischen Schlaf, und als sie nach einer Stunde erwachte, fühlte sie sich nicht nur ziemlich gestärkt, sondern sie bekam auch unmittelbar darauf ihre Menstruation, die seit vier Monden, allen von den Aerzten angewandten Mitteln zum Trotz, bei ihr ausgeblieben war. Den folgenden Tag um dieselbe Stunde (12 Uhr Mittags) wiederholte, der in seinem Zweifel doch schon etwas erschütterte Graf, seine Manipulationen, und nach wenigen Minuten schlief die Kranke magnetisch ein. Nach einer Woche, während welcher das Magnetisiren, immer um dieselbe Stunde, fortgesetzt wurde, wobei zuletzt Frau Czaban, schon nach zwei Minuten einschlief, fühlte sie sich so gestärkt, daß sie das Krankenbett völlig verließ. Während ihres Schlafes schrieb sie von nun an sich sehr wirksame Arzneien vor, wodurch ihre Genesung so schleunig befördert wurde, daß nach Verlauf eines Monats ihre Gesundheit für völlig befestigt gehalten werden durfte.

Der Graf war nun von seinen Zweifeln auf einen solchen Grad bekehrt, daß er einen zweiten Versuch der Heilung sich anzustellen versucht fühlte, und zwar an der Frau Faustine v. Wittowska, geb. Naramowska, Gattin eines polnischen Edelmanns. Als er jedoch kurz darauf genöthigt war, in Familienangelegenheiten Warschau zu verlassen, wählte er mich, der ich seinen magnetischen Sitzungen mehrmal beigewohnt, zu seinem Stellvertreter, sowohl bei seiner neuen Patientin, als bei der Frau Czaban, an welcher die magnetischen Manipulationen auch nach ihrer theilweisen Genesung fortgesetzt wurden. Gleich ihm hatte ich zuerst an der Sache gezweifelt, um mich nachher von ihrer Wirksamkeit nur für desto überzeugter zu halten.

Es war gegen das Ende des Jahres 1820, als ich meine magnetischen Operationen an beiden Frauen gleichzeitig anfing. Frau Czaban war damals 28 Jahre alt, von hagerer Statur; Frau von Wittowska schon 46, und ziemlich stark beleibt. — Die erste litt an Skropheln, und die Aerzte bezeichneten ihre Krankheit als eine Auszehrung im letzten Stadium. Die zweite klagte schon seit mehreren Jahren über einen harten Körper, wie sie sagte „eine Beule", von der sie fühlte, daß sie sich ihr im Unterleibe hin und her bewegte. Sie ward dadurch so geschwächt, und das Gehen ihr so erschwert, daß sie nicht ohne Hülfe von einer oder zweien Personen, und auch dann noch mit großer Mühe, aus dem Bette auf ihren Lehnsessel, und von da zurück bewegen konnte. Der harte Körper war so beweglich wie etwa ein, in einer Flasche mit Flüssigkeit eingeschlossener Kork, so daß, wenn die Kranke sich auf die rechte Seite legte, die „Beule" zur linken aufstieg, und umgekehrt; lag die Kranke auf dem Rücken, so setzte sich der bewegliche Körper mitten am Unterleibe an, und man konnte ihn jedesmal fühlen, wobei er sich der Betastung als ein länglicher Gegenstand, etwa von der Größe zweier Mannsfäuste, ergab. Dabei hatte sie häufige und sehr starke Blutflüsse. Ihre Aerzte hatten allbereits von einer Operation gesprochen. — Ich will nun von diesen beiden Frauen nach der Reihe sprechen, und zwar zuerst von Frau Czaban.

---

1. Die Frau T. Czaban.

Ungefähr nach Verlauf dreier Monate meiner magnetischen Behandlung, schien sie hergestellt, äußerte aber, sie müsse, um ihrer Skropheln gänzlich los zu werden, sich noch weiter magnetisiren lassen. Einige Monate später äußerte sie gegen mich im schlafwachenden Zustande, sie sey in gesegnete Leibesumstände getreten, und könne deßhalb nur bis zur Hälfte ihrer Schwangerschaft täglich magnetisirt werden; von da an soll es nur einmal alle drei, und fernerhin nur alle sechs Wochen

geschehen, und endlich kurz vor ihrer Niederkunft ganz aufhören. Als ich sie um die Ursache fragte, antwortete sie mir, daß durch tägliches Magnetisiren nach der Hälfte ihrer Schwangerschaft ihr Kind auf lebenslang stumm werden würde. Auf die Frage ob dieß allgemein zu beobachten sey, gab sie mir den Bescheid: obgleich es nicht immer der Fall seyn muß, kann es doch häufig vorkommen, und darum sollte man, — wenn die magnetisirte Person nicht im Stande ist, selbst zu erklären, ob es schaden kann oder nicht, — nach der Hälfte der Schwangerschaft sich des Magnetismus gänzlich enthalten. Im Ganzen magnetisirte ich sie dreizehn Monate. Völlig hergestellt gebar sie ein gesundes Kind im Anfange des Jahres 1822, und ein zweites gegen das Ende des Jahrs 1824. — Den dritten oder höchstens vierten Tag nach ihrer zweiten Entbindung, zwang sie ihr Gatte, im Ausbruch einer heftigen Laune, sich bei strenger Winterkälte in den ungeheizten Kaufladen zu begeben, und dort mehrere Stunden zu bleiben, wo sie sich so stark erkältete, daß sie sich gleich darauf ins Bette legen mußte, und an den Folgen dieser Grausamkeit, in den ersten Monaten des Jahres 1825 starb.

Nach mehreren Wochen meiner Behandlung steigerte sich das magnetische Verhältniß zwischen ihr und mir immer mehr, und erreichte zuletzt einen solchen Grad, daß ich, um sie in den magnetischen Schlaf zu versetzen, ihr nur einige Sekunden lang, den Mittelfinger ihrer linken Hand zwischen meinen Daumen und den Zeigfinger sehr leise zu drücken brauchte; welches Mittel sie nämlich für die zweite Hälfte ihrer Schwangerschaft verordnet hatte, zur Vermeidung aller, ihrem Kinde schädlichen Striche. — Außer dieser unbezweifelten Erscheinung bethätigte sie wunderbare Wirksamkeit des Magnetismus, durch mehrere Kuren an verschiedenen Personen. — Der Frau v. Wittowska heilte sie auf immer den Blutfluß, und zwar auf folgende Weise. Vor allem verordnete sie eine ganz besondere Art magnetischer Striche, welche mit zusammengehaltenen, gegen ihren Leib gewandten Fingerspitzen

in solcher Art gemacht wurden, daß man von der Herzgrube anfing, dann seitwärts unter den Rippen hin, bis zum Mittelbauch herunter strich, und endlich wieder in die Höhe über den Nabel weg bis zur Herzgrube, und so immerfort in die Runde mit je neun Strichen, und nach neunen jedesmal seitwärts über die Lenden herab bis zu den Zehen. — Hierauf verschrieb sie folgendes, innerlich zu nehmendes Mittel. Es sollte von einer Schleußenpforte, — wie sie gewöhnlich an dem Wehr über den Wassermühlen sich befinden, — die sich daran ansetzende grüne Substanz mit einem Messer in die Höhe (conditio sine qua non) geschabt, dann getrocknet, und so fein als möglich pulverisirt werden. Von diesem Pulver sollte man der Kranken alle neun Stunden drei Messerspitzen voll, je in einem halben Spitzglas guten alten Madeira-Wein eingeben; das erstemal um 12 Uhr Mittags, die zweite Dosis um 9 Uhr des Abends, und die dritte den anderen Morgen um 6 Uhr. — Dieses Mittel hatte den glücklichsten Erfolg, denn schon nach der zweiten Dose hatte der Blutfluß außerordentlich abgenommen, und nach der dritten hörte er gänzlich auf, um nicht wieder zu kommen. An dessen Statt stellte sich eine regelmäßige Menstruation ein, welche bis zum 55. Jahr, d. h. bis zum Tode der Genesenen nicht mehr ausblieb. — Frau Cz. hatte verordnet, diese drei Dosen sollten wiederholt werden, wenn etwa die ersten keine Wirkung hervorgebracht hätten, was aber, wie wir bereits gesehen haben, nicht nöthig war.

Im Verlauf ihrer magnetischen Behandlung hatte sie mehrere Krisen, die sie viele Tage voraus bis auf die Minute bestimmte, und die sie „magnetische Ueberwältigung der Krankheit" nannte. Nach einer jeden solchen Krisis verschwand gänzlich oder verminderte sich eine von den skrophulösen Fisteln, die sie am Leibe und namentlich am Halse hatte: wobei sie sich immer ein Abführungsmittel verordnete. Merkwürdiger jedoch erschien die Steigerung ihres Hellsehens in diesen Zuständen, während deren Verlauf sie gewöhnlich mit Kuren Anderer sich beschäftigte. — Sie sah ihren Führer, den sie Vater nannte,

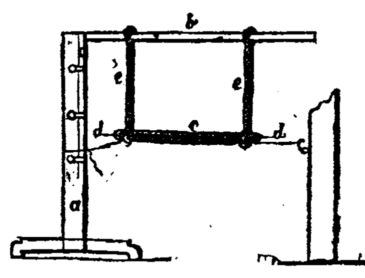
obgleich, wie es scheint, er nicht ihr leiblicher war. Dieser führte sie dann in einem botanischen Garten herum, und zeigte ihr verschiedene Kräuter, die er ihr nannte und zugleich angab, welche Krankheiten mit ihnen zu heilen seyen. Es läßt sich schließen, daß bei diesen Krisen sie die heftigsten Schmerzen erdulden mußte, denn sie fiel dabei in krampfhafte Bewegungen, während denen sie ihre Kopfkissen in kleine Stücke zerriß, und sich die Haare aus dem Kopfe raufte. Waren die Schmerzen vorbei, so hob sie gewöhnlich die gefalteten Hände gegen den Himmel, und flüsterte ein Dankgebet für die glückliche Ueberstehung. Nach der letzten Krisis, der heftigsten von allen, sprang sie vom Bette auf, befahl allen Anwesenden *) das Gleiche zu thun und betete, nachdem wir ihrem Wunsche gewillfahrt, mit aufgehobenen gefalteten Händen, und sprach ein zehn Minuten langes Gebet, wobei sie eine solche Thränenfülle aus geschlossenen Augen vergoß, daß der Fußboden vor ihr naß wurde, als hätte man ein Glas Wasser auf den Boden gegossen. Weder in diesem Falle noch in einem der vorhergehenden, wußte sie beim Erwachen etwas von allen den Schmerzen, die sie während der Krisis erfahren hatte, nur fühlte sie sich sehr ermüdet und erschöpft, was aber höchstens eine Stunde lang dauerte.

Alle Kuren, die diese Frau gemacht hat, die Kräuter und deren Wirkungen, wie sie ihr der Führer angab, und wie sie dieselben mit lauter Stimme wiederholte, nebst verschiednen eignen Bemerkungen, habe ich in ein Tagbuch aufgenommen, das jedoch, wie oben erwähnt ist, bei meinem schleunigen Ab-

*) Die Anwesenden waren: 1) Hr. Ludwig Osinski, Professor der allgemeinen Literatur an der Warschauer Universität; 2) Kasimir Brodzinski, Professor der polnischen Literatur an eben derselben Universität und einer der besten lyrischen Dichter Polens; 3) Kudlicz, einer der besten Schauspieler Warschaus; und endlich 4) ihre Tante von Seiten ihres Mannes, welche letztere einer jeden Sitzung beiwohnte. Ich glaube dabei bemerken zu dürfen, daß die Frau Cz. und die vier genannten Personen alle katholisch waren, ich allein lutherisch.

zug von Warschau, nach der Kapitulation dieser Stadt daselbst zurückblieb, und vielleicht für immer für mich verloren ist.

Von einem Baquet zur Stärkung geschwächter Nervensysteme, wie sie es verordnet, will ich Ihnen hier eine Beschreibung mittheilen, indem die Einzelnheiten dieses Instruments meinem Gedächtnisse sich durch wiederholte Anwendungen tief genug einprägten, um nicht wieder vergessen zu werden.



a) Ein Gestelle von Holz unten mit einem Kreuz vermöge dessen es auf dem Fußboden fester steht, mit

b) einer eisernen Stange die einen rechten Winkel bildet, dessen einer Arm sich in einer Fuge im hölzernen Gestelle befindet.

c) Die Haut von einem möglichst großen Aal, ausgestopft mit Haaren von einem ganz schwarzen Kater. Mitten durch den Aal geht

dd) eine stählerne Stange von ungefähr 2 Linien Dicke im Quadrat, dessen beide spitze Enden auf jeder Seite aus dem Aal etwas hervorragen, mineralisch magnetisirt und mit dem Nordpol gegen den Aalkopf gewandt.

ee) Zwei aus dem Halse eines Ochsen genommene Arterien, vermittelst deren der Aal an der eisernen Stange b hängt.

Sowohl die Arterien ee als der Aal c sind mit einem Netz von rother Wolle überzogen. — Von den beiden Enden des Aals ist das eine an das hölzerne Gestelle, das andere an einen Haken in der Nebenwand mit seidenen Schnüren gebunden. — Die Arterien und der Aal müssen vor einer jeden Anwendung des Baquets magnetisirt werden, und zwar die erstere von oben nach unten, letzterer vom Kopf gegen den Schwanz. — Das Baquet muß so gestellt werden, daß der Kopf des Aals gegen Norden zu stehen kommt. — Der Patient

hat dann nichts zu thun, als sich vor das Baquet so zu setzen, daß der Aalkopf sich ihm zur Rechten befinde, und mit seiner rechten Hand umfaßt er den Aal bei der Arterie am Kopf, und fährt ganz leise bis zur anderen Arterie gegen den Schwanz fort, dann läßt er den Aal los, und fängt wieder vom Kopf an, und so immer fort bis zu einer beliebigen Zeit.

Wenn eine dritte Person mit dem Magnetiseur in Verbindung gesetzt wurde, d. h. mit einer Hand die seinige ergriff, und die andere gegen irgend eine Stelle am Leibe der Schlafenden, ohne diese zu berühren, hinrichtete, so entstand in der letzteren eine starke Erschütterung des ganzen Leibes, völlig gleich der Wirkung eines elektrischen Schlags. Diese Erschütterung fand auch statt, wenn Glas (eine Scheibe) zwischen der Schlafenden und der dritten Person gehalten wurde; Seidenzeug aber hielt sie ab.'

Frau Czaban verstand kein Wort lateinisch, und nannte dennoch alle Kräuter in dieser Sprache, gab aber zugleich ihre Namen polnisch und zwar ganz richtig an.

Sie zweifelte nie an ihrer völligen Genesung, die auch wirklich eintrat.

---

2. Frau v. Wittowska.

Diese Frau hatte ebenfalls öftere Krisen im magnetischen Schlafe, die sie bis auf drei Wochen vorausbestimmte, und zwar den Tag, die Stunde und Minute, mit der pünktlichsten Genauigkeit. Nach einer jeden Krisis hob sich der Grad ihres Hellsehens. — Als den Zweck dieser Krisen gab sie an, daß sich dadurch ihre oberen Eingeweide, die, wie sie sich ausdrückte, zusammengewachsen wären, auseinander scheiden sollten, oder zur Reinigung ihrer Gebärmutter, welche die obenerwähnte bewegliche Beule im Leibe bilde. In den Krämpfen, welche ihr die Scheidung der zusammengewachsenen Ein-

geweide bewirken sollten, bildete ihr Körper einen Bogen und zwar so, daß nur der Kopf und die Füße das Bett berührten, und letztere vom Kopfe ungefähr drei Fuß entfernt standen; der ganze Leib, mit dem Bauche in die Höhe, befand sich dabei in der Luft. Eine solche Stellung dauerte zuweilen zwei Minuten lang. Dabei muß man sich ihr Alter, ihre außerordentliche Schwäche, und eine sehr starke Beleibung denken.

Lange Zeit konnte sie zum reinen Insichschauen nicht gelangen, und klagte über einen dicken, weißen Nebel, der innerlich in ihrem Oberleibe schwebe, und ihr Gesicht abhalte, hinein zu dringen. Am Ende gelangte sie zu dieser Eigenschaft, und als sie in sich hineinsah, sagte sie, sie hätte Wasser in ihrer Brust und namentlich um ihr Herz her. — Ihre Gebärmutter sey so groß wie ein Kinderkopf, und von den in ihr sich befindlichen Unreinigkeiten, wie auch von ihrer Härte, so schwer, daß sie sich an ihrem Ort und Stelle nicht erhalten könne, und darum immer auf dem Unterleibe sich wiege; und auf diese Art die Beule bilde. — Dieses Uebel, äußerte sie, käme von einem Zufall, den sie in ihrer Jugend gehabt, da nämlich die Pferde durchgiengen, und den Wagen worin sie saß, umwarfen. — Diese Störung des Organismus und namentlich das Wasser in ihrer Brust, sagte sie, seyen unheilbar, und sie müsse daran sterben, freilich nicht so geschwind, wie das ohne die Hülfe des Magnetismus geschehen wäre, der ihr das irdische Leben um mehrere Jahre verlängeret, denn ihr Tod hätte, laut ihrer Aussage, ungefähr sechs Monate nach der Zeit, als man sie magnetisch zu behandeln anfing, stattgefunden.

Als ich sie zu magnetisiren anfing, war sie seit mehreren Jahren so geschwächt, daß sie, wie ich das Anfangs erwähnt habe, ohne fremde Hülfe keine zwei Schritte thun konnte, wobei sie dennoch sich gänzlich erschöpfte, und durch mein alltägliches Magnetisiren, oft zweimal und zuweilen dreimal des

Tages, habe ich es so weit gebracht, daß sie allein ausgieng, und zweimal sogar eine Wagenreise von 48 deutschen Meilen machte.

In ihrem Hellsehen kam sie nie sehr weit, und hatte keinen Führer. — Sie sagte unter andern, daß ein jeder lebender Mensch, so wie die physischen Körper im Allgemeinen, eine eigene individuelle Atmosphäre haben, die sie in ihrem Schlafwachen sehen könne. Diese Atmosphäre sey bei Gesunden weit breiter und heller zu sehen, und desto geringer und weniger deutlich, je kränker die Person. Sie beschrieb diese Atmosphäre so: „Um den menschlichen Körper sehe ich ein bläulich leuchtendes Fluidum, welches in Schichten um den Leib schwebt. Je näher diese Schichten dem Leibe kommen, desto dünner und dunkler sind sie. Dieses Fluidum füllt auch den Menschen innerlich aus, d. h. es durchdringt ihn."

Nur zweimal hatte sie im magnetischen Schlafe die Erscheinung eines Geistes von grauer Farbe. Sie erkannte in ihm einen ihrer Freunde, der vor ungefähr dreißig Jahren im Kriege gefallen war. Dieses Gesicht machte einen starken Eindruck auf sie, und griff sie so an, daß sie eine dritte Erscheinung desselben hätte schwerlich ertragen können. Glücklicher Weise beschränkte dieser Geist seinen Besuch nur auf zweimal.

Etwas Eigenthümliches hatte Frau v. Wittowska, und dieß war, daß sie sich des Gesehenen oder des durch sie Gesagten, nach dem Aufwachen, im normalen Zustande, vergegenwärtigen konnte, wozu aber eines von zweien Mitteln, die sie angab, angewandt werden mußte. Diese Mittel bestanden darin: 1) daß ich ihr um das linke Ohr ein Bändchen binden mußte, mit dem ausdrücklichen Befehl, sie solle sich nach dem Aufwachen des Gesehenen oder Gesagten erinnern, und als sie erwachte, befahl ich ihr, sich an dem Bändchen am linken Ohr zu ziehen. Sobald sie dieß that, kam ihr alsbald das Gesehene vor die Augen, oder das Gesagte in den Sinn. — Dabei muß ich bemerken, daß das Ziehen am Bändchen ziemlich stark seyn mußte, denn ein schwaches brachte keine Wirkung

hervor. — 2) Das zweite Mittel war, daß ich ihr im magnetischen Schlafe hieß, sich in den Ringfinger der linken Hand zu beißen, wenn ich wünschte, sie sollte sich einer Sache nach dem Aufwachen erinnern. Wenn sie dann erwachte, mußte sie sich wieder in denselben Finger beißen. — Es kam einmal vor, daß sie einer Dame *) eine Kur vorschrieb, welche diese nach ihrem Diktiren schreiben mußte. Des Schreibens war so viel, daß damit ein ganzer großer Bogen vollgeschrieben wurde. Als sie mit dem Diktiren fertig war, sagte sie: „Da ich ziemlich geschwinde diktirt habe, ist es leicht möglich, daß die Schreibende Fehler gemacht, oder etwas ausgelassen hat, darum mache mir eine Binde ums Ohr, damit ich die Kur, nach meinem Aufwachen, wiederholen, und Du das Geschriebene vergleichen kannst." Die Kur war ganz richtig geschrieben, und auffallend dabei ist, daß sie bei der Wiederholung eines so langen Satzes auch nicht ein einziges Wort anders sagte, oder irgendwie seine Ordnung änderte. —

Wenn sie im magnetischen Schlafe war, und ich etwas Eß- oder Trinkbares in meinen Mund nahm, obgleich von ganz schwachem Geschmack, so spürte sie auf der Stelle den Geschmack davon in ihrem Munde. — Einst kam es vor, daß ich ein halbes Glas kalten Punsch (Citronensaft, Zucker, Wasser und etwas Arak) trank, und kaum war das geschehen, so sagte sie mir: „Du trinkst Punsch, und der Geschmack ist so weit zu mir übergegangen, daß ich überzeugt bin, wenn Jemand jetzt herein käme, so würde er den Geruch an meinem Hauch erkennen." — Ich fragte sie, ob dieses noch nach dem Aufwachen stattfinden könnte? Sie bejahte die Frage, und als sie wach wurde, führte ich sie in ein drittes Zimmer, wo die Familie versammelt war, und ließ sie ihren älteren Sohn, einen Mann von etliche dreißig Jahren anhauchen, als sie das gethan, und ihn darauf fragte, was sie getrunken hätte,

*) Der Gemahlin des polnischen Generals Malachowski, der sich gegenwärtig mit ihr in der Emigration und wenn ich nicht irre, in Fontainebleau, 15 Stunden von Paris, befindet.

antwortete er: „Je nun, Punsch, man riecht ihn ja.“ — Das nämliche spürten auch nach der Reihe ihr Mann, ihres Mannes Schwester, und ein Mädchen von sechs Jahren.

Seit einigen Jahren trug sie wegen geschwächten Gesichts eine Brille, ohne welche sie auch selbst den größten Druck nicht lesen konnte; nach ungefähr einem Jahre magnetischer Behandlung, waren ihre Augen so gestärkt, daß sie ihrer bis an den Tod nicht mehr bedurfte.

Als sie, nach vier Jahren meiner Behandlung, sich auf eine gewisse Zeit von Warschau entfernte, und sich zu ihrem jüngern Sohn auf ein Dorf, 24 deutsche Meilen entlegen, begab, und ich meiner Dienstverhältnisse wegen, sie nicht begleiten konnte; verordnete sie, ich sollte ihr alle drei Wochen ein ovales Gläschen, in seidenes Zeug eingewickelt, durch die Post schicken, welches ich zuvor eine gewisse Zeit lang auf meiner Herzgrube tragen sollte. — Dieses Glas sollte sie dann alle Tage um dieselbe Stunde auf ihre Herzgrube legen, was sie in einen magnetischen Schlaf bringen würde, und diesem sollte ihr Sohn beiwohnen, damit sie ihm die nöthigen Verordnungen mittheilen könne. — Solcher Gläser waren drei, wovon sie mir immer eins zurücksandte, sobald ich ihr ein anderes zukommen ließ. In dieser Zeit trug es sich zu, daß sie mir eins von diesen Gläsern plötzlich zurücksandte mit der Bemerkung, sie könne dabei nicht nur nicht einschlafen, sondern es verursache ihr obendrein die größte Herzensbeklemmung und Unruhe, und das zweite, welches sie so eben erhalten, übe dieselbe Wirkung auf sie aus. — Die Ursache davon war diese, daß ich die gemeinten Gläser gerade zu der Zeit auf meiner Herzgrube trug, als mir mein Kind über einen Monat lang tödtlich krank war, und an dieser Krankheit starb, was natürlich einen nachtheiligen Einfluß auf meine Stimmung haben mußte.

Aus diesem ist zu ersehen, daß das magnetische Verhältniß zwischen der Magnetisirten und mir, ziemlich innig war. — Ich konnte sie in den magnetischen Schlaf bringen, blos wenn

ich die Abspiegelung ihres Gesichts in einem Spiegel, einen Augenblick, mit dem Willen sie einzuschläfern, ansah, und es begab sich eines Tages, daß ich sie auf diese Art in den Schlaf versetzte, als sie bei einer Tafel, mitten unter einer zahlreichen Gesellschaft saß, und so eben ein sehr lebhaftes Gespräch führte. Sie schlief ein und zwar so plötzlich, daß sie ein angefangenes Wort nicht im Stande war, zu vollenden.

Als im Jahre 1821 die Nachricht nach Warschau kam, der Kaiser Napoleon sey auf der Insel Helena gestorben, und diese Nachricht bei uns von der Mehrheit für erdichtet gehalten wurde, fragte ich sie, und zwar in einem Augenblicke ihres größten Hellsehens nach einer Krisis, ob sie sich davon nicht überzeugen könnte? worauf sie antwortete: „ich will sehen;" blieb über zwanzig Minuten wie erstarrt, völlig leblos, kam endlich wieder zu sich — was mit einer Bewegung der Augen unter den geschlossenen Augenliedern begann und sagte: „ja, er ist todt." — Dabei wird es vielleicht nicht überflüssig seyn, anzuführen, daß sie den Kaiser Napoleon mehrere Male gesehen hatte, und zwar das erste Mal sehr nah, wobei er zufällig seinen durchdringenden Blick auf sie warf und dadurch einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie in Ohnmacht fiel. —

Ich gehe nun zu den Heilungsmitteln über, welche Frau v. Witowska verordnete, und zwar zu denen, die mir im Gedächtniß geblieben sind, und welche ich mit gutem Erfolg bei mehreren Personen in meinem Vaterlande und in der Schweiz angewandt habe.

1) Gegen rheumatische Schmerzen in einzelnen Gliedern, verordnete sie Folgendes: Man nimmt ein Stück blaues Zuckerpapier, so groß wie die leidende Stelle, durchlöchert es mit einer ziemlich starken Nadel, die Löcher sehr dicht an einander; taucht das Papier in Alkohol, und überstreut sogleich dessen eine Seite, und zwar diese, auf welcher man gestochen hat, mit fein gestoßenem Rothtannen-Harz, das sich aber noch in seinem natürlichen Zustande befindet, d. h. noch nicht

geschmolzen ist. Hierauf hält man das Papier eine kleine Weile über einen durch Bernstein bewirkten Rauch, und legt es mit der harzbestreuten Seite auf die schmerzende Stelle. Alles dieß muß ziemlich schnell geschehen, damit das Papier noch feucht ist, wenn es auf den Leib gelegt wird, und sich daran ankleben kann. Gewöhnlich klebt es sich so fest an, daß es mehrere Wochen ohne abzustehen am Leibe bleibt. Sollte der Schmerz nach der Abfallung des Papiers noch nicht vergangen seyn, so muß die Operation wiederholt werden.

2) Gegen Krämpfe in Gliedern schrieb sie eine äußerliche Anwendung von Schwefel vor. —

3) Gegen Krämpfe im Magen, an denen sie selbst litt, verordnete sie, für sich und für andere wie folgt: „Im Augenblick des Anfalls muß dem Kranken folgendes Getränk eingegeben werden: man schüttet in ein kleines Spitzglas einen Theelöffel voll Schwefelblüthe, gießt darauf starken Branntwein, so daß das Glas beinahe voll ist, und endlich einen Theelöffel voll guten Baumöls, mischt alles gut unter einander, und gibt es dem Kranken ein, der es mit einem Schluck nehmen muß. —

4) Gegen Seitenkopfweh (migraine) schrieb sie folgende Kur vor: Der Leidende muß Abends, wenn er zu Bette geht, auf seinen Kopf, eine — um mich so auszudrücken — Perücke von frischem Werg legen, die zuvor mit Bernstein geräuchert ist, und die so groß seyn muß, daß sie nicht nur den ganzen Kopf bedeckt, sondern auch auf die Seite des Halses herunter langt, wohin der Schmerz sich ausdehnt. — Den folgenden Morgen muß er beim Aufstehen einen warmen Schlafrock anziehen, mit bloßen Füßen in Pantoffeln schlappen, und so zehn Minuten lang im Zimmer auf und ab gehen, dann sogleich wieder ins warme Bett zurückgehen, die Perücke ablegen, sich bis auf den Hals gut bedecken, und mit entblößtem Kopf eine Stunde lang (auch länger, wenn es ihm gefällt) ganz ruhig auf dem Rücken liegen, die Hände auf jeder Seite des Leibes gestreckt; und desto besser, wenn

er dabei einschlafen kann. — Die nächstfolgende Nacht legt er wieder die frischgeräucherte Perücke auf den Kopf, und geht den nächsten Morgen wiederum auf selbige Art, wie den Tag zuvor, im Zimmer herum, aber noch einmal so lang, d. h. zwanzig Minuten, und legt sich dann wieder eine Stunde lang ins Bette, mit Beobachtung dessen, was oben gesagt ist. — Den dritten Abend und den dritten Morgen wieder dasselbe, mit dem Unterschied, daß der Leidende eine halbe Stunde im Zimmer auf und abgehen muß. — Nun wäre es denn mit der Perücke und dem Herumgehen geschehen. Dabei muß aber noch Folgendes streng beobachtet werden: Wenn der Patient im Zimmer herumgeht, müssen die Thüren und Fenster gut verschlossen seyn, damit ja kein Zug stattfinde. Das Gesicht, der Kopf und der Hals müssen während der drei Tage nicht gewaschen, im Gegentheil völlig trocken gehalten werden, denn die geringste Befeuchtung mit irgend einer Flüssigkeit und wäre es auch mit dem stärksten Alkohol, ist dann äußerst schädlich. Dabei muß Folgendes neun Tage lang, den ersten Tag des Herumgehens mitgerechnet, eingenommen werden: 50 Tropfen ächten kölnischen Wassers in einem halben Weinglas reinen Quellwassers, dreimal des Tags, d. h. 1. des Morgens in nüchternen Magen, 2. eine Stunde vor dem Mittagessen und 3. Abends beim Schlafengehen.

Unter andern Personen, die durch Frau Witowska geheilt wurden, befand sich auch ein junger Mann von 22 Jahren, Namens Kamocki, Wachtmeister der polnischen reitenden Artillerie, der sich seit mehreren Monaten im Warschauer Hauptspital befand, und von den Aerzten als unheilbar-schwindsüchtig anerkannt wurde. Dieser Ausspruch bewog seine Aeltern, ihn in ihr Haus zu nehmen; in ihrer Verzweiflung wandten sie sich dann an mich um den Rath meiner Hellsehenden für ihren Sohn einzuholen. — Ich ließ mir eine Haarlocke von dem Kranken geben, und legte ihn der Frau v. W. im schlafwachen Zustand vor. Sie sagte sogleich, der Mann habe keine

Schwindsucht, und sie könne mit Gottes Hülfe ihm die Gesundheit wieder geben. Sie schrieb eine ziemlich lange Kur vor, von der mir im Gedächtniß leider nur das einzige zurückblieb, daß man ihm die Brust mit frisch geriebenem Meerrettig, eine geraume Zeit belegen mußte, und zwar so, daß man von der Mitte mit zwei Reihen anfing, und einen jeden Tag etwas gegen die Rippen auf beiden Seiten ging.— Diese Kur, welche im Jahr 1822 und 1823 Statt fand, dauerte ungefähr vier Monate und der junge Mann wurde so hergestellt, daß in ihm keine Spuren der Krankheit geblieben und acht Jahre nachher, 1831, nahm er in unserm Kriege gegen Rußland einen sehr aktiven Antheil. —

Dieß wäre nun alles, dessen ich mich hinsichtlich dieser Frau entsinnen kann, aber noch muß ich von ihrem Ende und dem Schicksale meines Tagebuchs reden, welches, wie sich leicht denken läßt, ziemlich voluminös gewesen war, denn es enthielt alle Einzelheiten meiner ganzen magnetischen Praxis, welche über neun Jahr dauerte, indem ich sie mit Ende 1820 begann und bis zum Tode der Frau v. W. — welcher den 2. Juni 1829 eintraf — fortsetzte. — Zwei Tage vor ihrem Tode ging sie von einem beinahe völlig gesunden Zustande, plötzlich zum Todes-Kampfe über, welcher sie bis ans Ende, auch nicht auf einen Augenblick verließ und dessen Heftigkeit alle meine Bemühungen sie in den magnetischen Stand zu versetzen, vereitelte. — Was mein Tagebuch anbetrifft, so hatte ich es aus mehreren Gründen immer bei der Frau v. W. unter ihrem Schlüssel gelassen; einer der wichtigsten Gründe aber, war dieser, daß ich die Ungläubigen nicht in den Stand versetzen wollte, mir vorwerfen zu können, ich hätte Sachen nach ihrem Tode und nach der Oeffnung der Leiche hineingeschrieben, um sie in Uebereinstimmung mit dem Resultat der Sektion zu bringen. — Ich sagte mir: „Von dem zergliedernden Arzt, willst du Dir eine Beschreibung des Gefundenen ausbitten, und dann von der Familie in Gegenwart anderer Zeugen verlangen, sie sollen Dir dein Tagebuch herausgeben,

um darin die betreffende Stelle, mit der Beschreibung des Arztes zu vergleichen. „Herr Gierecki, Medicinal-Rath, machte die Oeffnung und verfertigte den Sektionsbericht; als ich aber dem ältern Sohn der Verstorbenen den Tag verkündete, an welchem ich von ihm verlangen werde, mir das Tagebuch herauszugeben, sagte er mir, zu meinem größten Erstaunen, er habe es verbrannt, weil dieses eine zu traurige Erinnerung an seine verstorbene Mutter gewesen wäre; (!) und auf diese schnöde Art bin ich um diesen Theil meines Tagebuchs gekommen. —

Außer den zwei Frauen Czaban und Witowska, habe ich noch nächstfolgende Personen magnetisirt, wovon aber keine nicht nur nicht zum Hellsehen, sondern nicht einmal in einen tiefen magnetischen Schlaf gebracht werden konnten.

a) Die Frau Paskiewiz, Gattin eines russischen General-Aufsehers des Zollwesens in Polen. Sie litt an Erkältung der Eingeweide und an Magenkrämpfen*). Sie wurde von mir sieben Monate lang magnetisirt, und durch nichts anders, als durch magnetische Striche und Hauchen auf die Herzgrube, habe ich sie zur Genesung gebracht. — Ihr magnetischer Schlaf war ziemlich tief, sie vermochte aber nicht zu sprechen, und ein jedesmal wenn ich die Frage an sie richtete, ob sie schlief, bekam sie Zuckungen, wurde ganz roth im Gesicht von der Anstrengung mir zu antworten, konnte aber nie mehr als den Anfangston der bejahenden Antwort herausstottern, d. h. von dem russischen Worte splu (ich schlafe), ließ sie immer nur das sp hören. — Ich konnte sie durch Annäherung meines Kopfes zu dem ihrigen, ohne ihn aber zu berühren, von ihrem Sitz auf die Beine bringen, und hierbei ist zu bemerken, daß sie sehr beleibt war. —

b) Maria Pivronowska, die Frau eines Warschauer

*) Das obgenannte Mittel wider die Magenkrämpfe habe ich an dieser Person nicht versuchen können, weil es mir damals noch nicht bekannt war. —

Bürgers, litt an Nervenschwäche und hatte im linken Fuß eine solche Zusammenziehung der Sehnen, daß derselbe wenigstens um einen Zoll kürzer als ihr rechter war. — Acht Monate lang behandelte ich sie magnetisch, und eben so wie die vorhergehende, wurde sie durch keine andere Mittel als durch magnetische Striche und das Hauchen auf die Herzgrube, völlig wieder hergestellt, wobei ihr linker Fuß sich an Länge mit dem rechten wieder ausglich. — Sie schien ziemlich fest zu schlafen, aber sobald ich sie fragte, ob sie schlafe, wachte sie auf. —

c) Frau Rapezynska, Gemahlin eines Beamten im polnischen Schatzministerium, war von heftigen Magenkrämpfen gequält, und wurde ebenfalls blos durch mein Magnetisiren, nach zehn Monaten von diesem Leiden gänzlich befreit. — Gleichwie die vorige weckte die Frage, ob sie schlafe, sie augenblicklich auf.

d) Endlich magnetisirte ich auch meinen, vor mir um zwei Jahre ältern Bruder, der an Leberverhärtung litt. — Es war mir unmöglich, ihn in den Schlaf zu bringen, er schlummerte nur. — Dieses Mißlingen bewog mich die Behandlung abzubrechen. — Obgleich er aber nicht schlief, wirkte dennoch mein Fluidum in gewisser Hinsicht ziemlich stark auf ihn; ich bemerkte nämlich, daß, so oft ich mit meiner Hand in einer Entfernung von ungefähr zwei Zoll, mich der Stelle unter seinem rechten Knie näherte, er allemal starke Zuckungen bekam, und als ich die Ursache davon untersuchte, fand ich dort, wahrscheinlich an einer Ader oder Arterie eine Finne von der Größe einer Erbse. *)

Zum Schluß erlaube ich mir hier einen sehr sonderbaren Traum, und eine Erscheinung zu beschreiben, die zwar mit meinen magnetischen Erfahrungen nichts zu thun haben, da sie aber wirklich Statt gefunden, und zur Bekräftigung dessen, was Sie in ihrem schätzbaren Werke über die Seherin von

*) Verstöße gegen die technische Phraseologie der Wissenschaft, wird Ihre Nachsicht dem Laien in der Medicin gerne zu Gute halten. —

Prevorst angeführt haben, beitragen können, glaube ich, daß diese Beschreibung für Sie vielleicht nicht ohne Interesse seyn wird. — Ich fange mit dem Traume an.

Es hatte ihn einer meiner Freunde, Felix Ikwirski, der ein Amt im Kriegsministerium zu Warschau bekleidete, und im Jahre 1831, an der Cholera morbus starb. — Zuförderst muß ich eines seiner Ereignisse erzählen, welches mit dem Traume in enger Verbindung steht. Als er noch ein Jüngling von 18 Jahren war, und auf der Hochschule zu Krzemieniec studirte, begab es sich, daß er bei der Ueberfahrt über den Fluß auf einem kleinen Fahrzeuge, von einem sehr heftigen Sturme überfallen ward. Durch die von der Wuth des Sturmes hervorgebrachte gewaltige Bewegung des Wassers schlug das Fahrzeug um, und alles was sich darin befand, fiel ins Wasser. Diejenigen, welche mit dem Schwimmen vertraut waren, retteten sich, und unter ihnen auch mein Freund; aber kaum hatte er zu schwimmen begonnen, als er fühlte, daß ihn etwas am Fuß hielt, und als er sich umgesehen hatte, erblickte er eine Frau. „Um Gottes Willen!“ schrie er, „laß meinen Fuß fahren, und ergreife den Schooß meines Ueberrocks, sonst gehen wir beide zu Boden!“ Glücklicher Weise hatte die Frau noch so viel Geistesgegenwart, daß sie das ihr Anempfohlene befolgte, und mein Freund konnte dann schwimmend einige, von einer alten Brücke überbliebenen Pfähle, erreichen, auf die er kletterte; er zog die Frau zu sich hinauf und wartete dort so lange, bis der Sturm vorüber war, und ein Kahn sie abholen konnte. — Von nun an fühlte die gute Frau für ihren Retter, wie natürlich, die größte Dankbarkeit, und schickte ihm dann und wann aus ihrem Garten manches schöne Obst, durch ihre kleine Tochter; sie war nämlich eine ziemlich wohlhabende Obsthändlerin. — Ungefähr ein Jahr darauf, träumte es meinem Freunde, er gehe in die Schule, und erblicke, vor dem Hause dieser Frau vorbeikommend, eine große Menge versammelter Leute, und aus dieser Menge laufe die Frau selbst ihm entgegen. Mit

Geberden der größten Verzweiflung habe sie ihm erzählt, ein Dieb hätte, indem er das Fenster erbrochen, sie um ihr ganzes Hab und Gut gebracht. Hierauf habe sie mein Freund getröstet, und zu ihr gesagt: „Verzweifle nicht, denn alles, was man Dir gestohlen hat, wirst Du im Graben beim Kloster, unter einem Steine finden.“ Hierauf erwacht er, dachte nicht mehr an den Traum, ging zur gewöhnlichen Stunde in die Schule, und siehe da! als er vor das Haus, der so oft erwähnten Frau, kám, stellte sich seinen Augen in der Wirklichkeit das Geträumte mit allen Umständen dar. Sogleich kam ihm der Traum in den Sinn und er erzählte ihn, seinem ganzen Verlaufe nach, der Frau in Gegenwart der versammelten Menge. Auf der Stelle warf sich alles gegen den, von ihm bezeichneten Graben, und zum größten Erstaunen der Versammelten, — worunter auch einer von den Professoren meines Freundes war — wurde das Gestohlene bis aufs Kleinste, in einer mit einem großen Steine bedeckten Grube gefunden.

Ich schreite nun zur Geistererscheinung über. — Es hatte sie der nunmehr verstorbene H. Thadeus Czacki, der Stifter eines Erziehungs-Systems, in den polnischen Provinzen. — Gegen das Ende der Regierung des letzten polnischen Königs, Stanislaus Augustus, war die Moralität und der Patriotismus, namentlich in Volhynien, durch den Einfluß fremder Höfe, ihrer Gelder, ihrer Truppen, und vor allem durch die Verderbtheit und den Egoismus der Magnaten, — welcher sich wie die Pest unter dem von ihnen abhängenden Adel verbreitete, — auf die niedrigste Stufe gesunken. Um die Moralität und das Polenthum Volhyniens und der Ukraine wieder zu heben, mußte ein neues Geschlecht geschaffen werden, und dieses brachte unser Thadeus Czacki zu Wege, durch sein Erziehungssystem, dessen Einführung und Verbreitung er seine Zeit und sein ganzes Vermögen aufopferte. — Dieses machte ihn zu einem Abgott, nicht nur seiner Schüler, sondern auch

der bejahrten Polen, die seine wohlthätige Wirksamkeit fürs allgemeine Vaterland zu schätzen wußten. — Seine Tugenden im Privatleben, seine Uneigennützigkeit, und seine Wahrheitsliebe, waren eben so gut bekannt, als seine umfassende Gelehrsamkeit; und wenn in dieser Hinsicht die Gesammtheit einstimmig war, so konnte sie dennoch nicht verglichen werden mit der Verehrung und der innigsten Liebe, welche er zu erwecken vermochte in allen denen, die ihm näher waren, und in deren Busen er alle seine verborgensten Gefühle ausschütten konnte. Für sie hatte er das unschuldig-offene Herz eines Kindes; darum bezweifelten sie auch nicht das Geringste, was sein Mund ihnen sagte, denn seine Zunge war nur das Organ seines Gewissens. — Bei Eigenschaften, wie diejenigen waren, die ihm die höchste Achtung jedes edeln Gemüths sicherten, kann von seinem Titel eines Geheimeraths und Starosten von Nowgorod, von seiner Grafenkrone und zwei polnischen Orden, nur als untergeordnete Nebensachen die Rede seyn. Kein Pole wird seinen Namen anders als mit der tiefgefühltesten Verehrung nennen, es kann daher unmöglich eine gewichtigere persönliche Bürgschaft für ein Faktum gefunden werden, als daß es von ihm erlebt und behauptet wurde. — Unter andern ansehnlichen Bürgern Volhyniens, Podoliens und der Ukraine, haben folgende Männer aus seinem eigenen Munde einen Zug seines innern Lebens (welchen ich zunächst beschreiben werde) vernommen: Sein älterer Bruder, seine Söhne Alexander und Felix, Franz Rudzki, Professor der Archäologie und Aufseher einer reichen Medaillen-Sammlung in Krzemieniec, Felinski und Ludwig Kropinski, zwei Dichter Polens, und ein ungläubiger Thomas der Graf Philipp Platen, Czackis Lieblings-Mündel, Visitator der im Bezirk Krzemieniec befindlichen Schulen, und später Vice-Gouverneur Volhyniens. Von allen wurde das Anvertraute gleichförmig wiederholt, und in ganz Volhynien wäre schwerlich ein einziger Bewohner, vor unsrer Revolution, zu finden gewesen, der davon nicht gehört hätte. Von denen, die jetzt mit mir die

Acht theilen, muß die Sache folgenden Männern nicht unbekannt seyn: Joachim Lelewel, Narcis Olizar, Godebski, Hlusznièwicz D. M., Wontrubka, Nikolaus Jelowicki, Stanislaus Worcell, Sienkiewiz, Blotnicki, und der Prinz Adam Czartoryski. — Ihren Glauben daran, hat vielleicht der Verlauf der Zeit geschwächt, aber sie sollen sagen, ob Folgendes Czacki nicht selbst erzählt hat. —

Thadeus Czacki's Vater war ein, wegen seiner Redlichkeit, so allgemein geschätzter Mann, daß alle seine Nachbaren, die Vermögensstreitigkeiten hatten, sich gewöhnlich auf seine Entscheidung beriefen. — Sowohl Juden als Christen, trauten seiner Gerechtigkeit, und wählten ihn zu ihrem Schiedsrichter in letzter Instanz. — Ein solcher Richter wurde Superarbiter in Volhynien genannt, wo bis auf heutigen Tag diese Form noch befolgt wird. — Dieser Mann starb auf seinem Erbsitze zu Poryck, welchen er mit einem bedeutenden Vermögen und der Starostei Nowgorod seinen zweien Söhnen hinterließ. Poryck und die Starostei, fielen seinem jüngern Sohne Thadeus zu. — Mehrere Jahre nach seinem Tode, als die Frau des letztgenannten, in einem Bette mit ihm schlief, wurde sie durch ein lautes Sprechen ihres Mannes zu einer dritten Person, erweckt. Sie sah ihn dieses Gespräch im Bette sitzend führen, und fiel ihm mit einer Frage ins Gespräch, aber er empfahl ihr zu schweigen, und nach einer Pause sagte er: „Neige dich, Frau! der Vater gibt uns seinen Segen." Noch vor Tagesanbruch stand er auf, machte sich über das, von seinem Vater hinterlassene Archiv, durchsuchte es, fand das nöthige Document, und schickte sogleich einen Boten nach Weißrußland, um sich auf Ort und Stelle zu überzeugen, ob sich dort wirklich, in einem gewissen Gasthofe, ein Jude aufhalte, welcher einst in seiner Nachbarschaft gelebt, und dessen Proceß gegen den Eigenthümer eines von ihm früher gehaltenen Gasthofes, Czackis Vater entschieden hatte. Das Urtheil war ungünstig für den Juden ausgefallen, und zwang ihn zur Auszahlung einer solchen Summe

Geldes, daß er dadurch gänzlich verarmt, den Ort verlassen mußte. Von da an war er völlig aus den Augen gekommen, und sowohl Czacki als andere Einwohner hatten ihn schon gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. — Aber das Urtheil lag dem Verstorbenen, wie es scheint, schwer auf dem Gewissen, denn es war ungerecht ausgesprochen. Ob eine, durch Freundschaft hervorgebrachte Verblendung, oder die Unklarheit der Beweise von Seiten des Juden, dem zu Grunde lagen, erwähnte Czacki nie, genug er betheuerte: er habe vor seinem Bette seinen Vater stehen gesehen, ganz in der Gestalt, die er hatte, als er noch am Leben war, und vernahm seine Klagen über Leiden, die er, wegen der erwähnten Ungerechtigkeit, auszustehen hatte. Um sich von diesen Leiden zu befreien, sollte sein Sohn die vollbrachte Ungerechtigkeit wieder gut machen, und dem Verletzten die Summe, — die er hergeben mußte, und welche sich auf etwa 15,000 polnische Gulden belief — bezahlen. Die Papiere, in welchen sich die Beweise für die Sache befinden, wären da und da. — Der Sohn versprach alles pünktlich zu vollziehen, und dabei des Gegenstandes seiner beständigen Wünsche, d. h., des unlängst gefallenen Vaterlandes nicht vergessend, fragte er den Vater, ob sich Polen noch heben würde, und ob es ihm gewährt seyn würde, diese glückliche Stunde noch zu erleben? — „Polen wird auferstehen,“ antwortete der Geist, „aber Du wirst es nicht erleben; kurz vorher wirst Du sterben.“ Nachdem er dieß gesagt, segnete er die Kinder und verschwand. — Alles was er von dem Juden angedeutet hatte, bestätigte sich, und alles, was er verlangt, wurde vollzogen. — Der Jude wurde bald aufgefunden, und das Geld ihm ausbezahlt. — Gewiß, sogar wenn es bei Czacki's Charakter, irgend möglich wäre, so würde der Täuschung doch ohne allen Zweifel kein Eigennutz zu Grunde liegen! und sollte es ein Zug seiner Liebe für Gerechtigkeit, und der Wille, einen von seinem Vater begangenen, und ihm bekannten Fehler, wieder gut zu machen, seyn, wie könnte dann diese Gerechtigkeitliebe und dieses

Wollen, zu einer vorsetzlichen Lüge stimmen? — Wie könnte man zugeben, daß Czacki, in einem nichts weniger als religiösen Jahrhunderte, sich habe lächerlich machen wollen? —

Viele Jahre vergingen, und im Jahre 1811 verbreitete sich unter den Polen das Gerücht eines Krieges gegen die Russen, welches erstere mit Hoffnung, letztere mit Besorgniß erfüllte. Aber Czacki, seinen Erziehungsarbeiten gänzlich geweiht, nahm an dieser Hoffnung keinen Antheil, betrübte sich im Gegentheil mit dem Gedanken, daß, so lange er lebe, keine Hoffnung für die Wiedergeburt seines geliebten Vaterlandes vorhanden wäre. Mit Philipp Platen, damals noch ein sehr junger Mann, aber schon Theilnehmer seiner Arbeiten, spazierte er auf und ab im Schatten einer langen Lindenallee im botanischen Garten zu Krzemieniec. Plötzlich bleibt er stehen, befiehlt seinem Begleiter inne zu halten, und ihn auf derselben Stelle zu erwarten; darauf läuft er mit ausgestreckten und übers Kreuz gelegten Armen, bis ans äußerste Ende der Allee, kniet dort nieder, spricht, beugt sich, und langsamen Schrittes, blaß, in Gedanken versunken, kehrt er zu Platen zurück. — „Fürs zweitemal auf dieser Welt habe ich meinen Vater gesehen;" sagt Czacki. „Ich werde nicht mehr lange unter euch bleiben; glücklicher als ich, werdet ihr den Anfang Polens Wiedergeburt sehen." — Der Zeuge dieses Ereignisses ist noch am Leben. Eine Woche naher bekam Czacki den Befehl, sich vier deutsche Meilen weit nach der Stadt Dubno zu begeben, wo er unter polizeilicher Aufsicht leben sollte. Dieses fand Statt gerade um die Zeit (1812), als französische Truppen in Lithauen einrückten. — Andere Patrioten und einflußvolle Männer wurden in die Tiefe Rußlands geschickt; mit Czacki schien die russische Regierung ein Gleiches nicht zu wagen. Von einem Mittagsmahle, beim Fürsten Casimir Lubominski, Besitzer der so eben genannten Stadt, kam Czacki krank nach Hause, und nach einer kurzen, sehr heftigen Krankheit, verschied er.

Geistergeschichten.

1.

Vergangenen Sommer war ich als Pfarramtsverweser zu M. angestellt. Ich bewohnte das dortige Pfarrhaus ganz allein, und zwar, da eine vollkommene Reparatur in demselben vorgenommen wurde, welche erst 14 Tage vor meinem Abzug beendigt ward, wohnte und schlief ich in einer Kammer auf der Bühne. Nur erst die letzten 14 Tage ward mir vergönnt, in dem eigentlichen Wohnzimmer des Hauses zuzubringen. Wenige Tage nach meiner Ankunft erfuhr ich von meinen Kostleuten, daß es im Pfarrhause nicht geheuer sey. Da ich aber darüber lachte, so war nicht weiter die Rede davon. So war ich einige Wochen im Hause, ohne im Mindesten etwas Unheimliches zu verspüren, und dachte auch entfernt nicht mehr an die obige Mittheilung. Endlich sah ich mich auf eine nicht sehr angenehme Weise daran erinnert, durch einen Lärmen nämlich, welcher sich allnächtlich auf dem Bühneboden hart neben meiner Kammer vernehmen zu lassen anfing, und durch ein oft wiederholtes Anklopfen an meine Thüre, auf welches, ungeachtet ich herein rief, kein Entrée erfolgte. Ich war jedoch weit entfernt, gleich an etwas Geisterhaftes zu denken; vielmehr in der Meinung, daß ich hier mit Fleisch und Blut, d. h. mit Ratten und Mäusen zu kämpfen habe, gieng ich oft um Mitternacht den Wachsstock in der einen und einen Prügel in der anderen Hand, auf dem Bühneboden herum, um meine unwillkommene Gäste zu vertreiben, worauf der Lärmen bald nachließ, bald sich stärker erneuerte. Was freilich das Anklopfen an der Thüre, das außer mir noch mehrere Personen, die mich besuchten, namentlich mein Nachbar, der Stiftungspfleger W. hörten, und in

Beziehung, auf welches selbst die gründlichste Nachforschung kein Resultat gab *), so mußte mich das schon mehr stutzig machen, doch beruhigte ich mich immer wieder damit, es werde eben eine Täuschung gewesen seyn. Darum lehnte ich auch beharrlich das Anerbieten meines Nachbars, im Pfarrhause schlafen zu wollen, ab, und blieb stets allein darin. Mittlerweile verbreitete sich das Gerücht, der Geist lasse sich wieder im Pfarrhause hören, im ganzen Ort, und ich hatte genug zu thun, dasselbe immer wieder zu widerlegen. Doch dispensirte ich die Person, welche mich bediente, auf ihre Bitte von der Verpflichtung, mir Abends Wasser holen zu müssen, um ihrer Schwachheit willen, und gestattete ihr, ihre Geschäfte im Pfarrhaus alle am hellen Tage abmachen zu dürfen.

Endlich — doch erinnere ich mich des Tages nimmer genau — erlebte ich folgende sonderbare Geschichte. Ich hatte um 11 Uhr zu Mittag gespeist, und unterhielt mich meiner Gewohnheit gemäß nach Tisch mit den beiden Schreinermeistern, welche eben den Boden in dem Wohnzimmer des Hauses legten. Der Name des einen ist Philipp Arzt, der des anderen ist mir ausgefallen. Da hörten wir alle drei, daß eine Person die Bühnentreppe, welche zu meiner Kammer führt, herabgieng. Dieselbe trat so laut auf, daß es ein eigentliches Getrapp war. Ich sagte gleich, es werde mir Jemand eine Taufe oder eine Leiche anzeigen wollen, und machte mit diesen Worten die Thüre der Wohnstube auf, um der vermeintlich von meiner Kammer herabkommenden Person entgegenzugehen. In dem Moment, da ich die Thüre aufgemacht habe, sehen wir alle drei eine schwarz gekleidete Mannsperson

*) Für solche Leser, welche etwa auf den Gedanken kommen möchten, es habe irgend ein muthwilliger Mensch das Gespenst gespielt, genüge die beiläufige Bemerkung, daß ich gewiß weiß, daß dieß nicht der Fall war, indem einestheils die Umstände es nicht zuließen, anderntheils zur Ehre der ganzen Gemeinde M. gesagt werden muß, daß kein einziges Individuum fähig gewesen wäre, mir diesen Streich zu spielen.

vollends die Treppe hinabgehen, die Hand auf das Treppengeländer gelegt. Einer der beiden Schreiner lief gleich ans Fenster, um zu sehen, wer etwa zum Haus hinaus gänge; ich aber sprang der Person plötzlich nach, und hätte sie natürlicher Weise einholen müssen, ehe sie noch ganz die Treppe hinunter war; man denke sich aber mein Erstaunen, als ich keine Spur mehr von irgend einem Menschen sah; es war wie auf der Treppe verschwunden! Zur Hausthüre war Niemand hinausgegangen; es hätte schlechterdings Niemand hinausgehen können, ohne daß entweder ich auf der Treppe, oder der zum Fenster hinausschauende Schreiner es bemerkt hätten. Und die in den Hof führende Hausthüre war fest verschlossen, und der Schlüssel in meiner Tasche. Zum Ueberfluß suchte ich den ganzen unteren Hausraum aufs sorgfältigste durch, fand aber nicht im mindesten etwas Verdächtiges. Nun sage mir Jemand, was das war? — Wie gerne wollte ich es eine optische Täuschung heißen, wenn es nicht undenkbar wäre, daß drei Personen eine solche auf einmal, in vollkommen wachem und nüchternem Zustande, um die Mittagsstunde, und auf gleiche Weise haben könnten, und wenn nicht das laute Getrapp gewesen wäre. Dessen ungeachtet gestehe ich, daß ich, als ich die Treppe heraufkam, zu den Schreinern sagte: wir haben uns eben getäuscht. Diese ließen sichs aber nicht nehmen, sie hätten den Geist gesehen. Daß das Gerücht davon nicht nur in M., sondern im Oberamt und über dasselbe hinaus sich verbreitete, ist eine natürliche Sache. Von jener Stunde an sah ich übrigens nichts mehr. Das Anklopfen an die Thüre hörte aber nicht auf, selbst nicht, als ich in den letzten 14 Tagen unten wohnte, denn jetzt klopfte es unten, ich machte mir aber nichts daraus.

N — z.

2.

Zur Geistergeschichte aus Neuenbürg.

(Erzählt im vorigen Hefte des Magikons.)

Unter den Geschichten des letzten Magikons ist allerdings die aus meinem Vaterstädtchen die bedeutendste. Ich war 12 Jahre alt, als sie vorfiel, und erinnere mich des Aufsehens und Rumors noch deutlich, den sie machte. Alle die genannten Personen und Localitäten stehen noch so lebhaft in meiner Erinnerung, daß ich sie Dir, könnte ich malen, hinmalen wollte. Besonders war mir der Flözer Binder näher bekannt, weil ich manchmal sein Pferd entlehnte, und er mich auf einer Reise kutschirte. Er war ein großer, starker beherzter, aber nicht roher Mann. Nach jener Schreckensnacht wurde er nicht blos ein wenig, sondern bedeutend krank, so daß man einige Tage für sein Leben befürchtete, was ich aus dem Munde des damaligen Arztes, D. Gmelin, selbst hörte. Der damalige Oberamtmann hieß nicht Keber, sondern Keller, ein braver mehr aufgeklärter als abergläubischer Mann. Wahrscheinlich hat mit dem Tode des Besitzers des Geisterhäuschens die Geschichte aufgehört, denn bei meinen nachherigen öfteren Besuchen bei meinem Bruder hörte ich nichts mehr von dem Spucke.

Du hast jetzt diese Geschichte aus dem Dunkel, in dem sie 63 Jahre lang begraben lag, wieder hervorgezogen. Sie ist von einem Dutzend der verschiedensten Zeugen konstatirt. Alle stimmen in der Hauptsache überein. Alles ist auf Befehl der Regierung amtlich aufgenommen, so daß von keinen Täuschungen oder lügenhaften Sagen und Mährchen die Rede seyn kann. Aber, was wird dieß Alles helfen? Die Macht der Hypothesen ist dennoch viel stärker, als die Macht des Geschehens. Hieher gehört, was Christus zu den Pharisäern sagt: „Ich bin zum Gericht auf die Welt gekommen, auf daß die Sehenden blind, die Blinden sehend werden.“ Das heißt mit andern Worten: Diejenigen, welche in ihren Hypothesen

hell zu sehen wähnen, werden in Verblendung gerathen, so daß sie selbst die Geschichte läugnen. Diejenigen hingegen, welche zwar zu Speculationen untüchtig sind, aber doch das Geschehene glauben, werden einst zum Schauen der Wahrheit gelangen. Gewiß ein ernstes Wort des Herrn, das einst auf der Wage des Gerichts abgewogen werden wird, und alle leeren Entschuldigungen niederschlägt!

E—.

3.

Englische Geistergeschichte.

Der Tod des berühmten Lord Thomas Lyttleton wird vermuthlich wegen der sonderbaren damit verbundenen Umstände den Meisten, welche sie gehört haben, noch in frischem Gedächtnisse seyn. Er versicherte, sein Tod und die Zeit, wenn er sich ereignen würde, sey ihm vorausgesagt worden. Ungefähr eine Woche, ehe er starb, legte er sich völlig gesund zu Bette, konnte aber nicht gleich einschlafen. Nicht lange, nachdem sein Bedienter aus der Stube war, hörte er Jemand am Fuße des Bettes stehen. Er richtete sich auf, um zu sehen, wer es wäre? Er erblickte eine weibliche Gestalt von einer Schönheit, die über allen Ausdruck war.*) Mit Würde und Ernst gebot sie ihm, sein Haus zu bestellen, denn nach Verlauf von einigen Tagen, (welche sie genau bestimmte), würde er gerade um Mitternacht sterben. Er wollte die Gestalt anreden, aber der Schrecken hatte ihm die Kraft

*) Einsender, welcher diese Geschichte sehr oft, besonders seit Kurzem wieder, gehört und gelesen hat, muß hinzusetzen, daß die Tradition sagt, der Lord sey in frühern Jahren, (denn nachher, als er Schriftsteller wurde, änderte er sich sehr, und correspondirte mit der vortrefflichen Mistreß Montague), etwas liederlich gewesen, und habe unter andern ein sehr schönes und tugendhaftes Frauenzimmer durch Verführung unglücklich gemacht, das vor Kummer gestorben, und ihm nachher in der erwähnten Gestalt erschienen sey.

dazu benommen. Sie verschwand, und ließ ihn in einem Zustande, den man sich leichter vorstellen als beschreiben kann. Sein Kammerdiener fand ihn früh mehr todt als lebendig, und erst nach mehreren Stunden konnte der Lord genugsam zu sich kommen, um seine Freunde holen zu lassen, und ihnen den sonderbaren Vorgang zu erzählen. Einer von diesen war der oben gedachte Hr. Miles Peter Andrews, mit dem er damals auf einem sehr vertrauten Fuß umging. Alle, die die Sache hörten, lächelten natürlich dazu; sie wußten, daß Lord L. sehr nervenschwach und abergläubisch war; sie suchten ihm zu beweisen, das Ganze sey eine Art von Traum gewesen; wenigstens waren alle Freunde des Lords überzeugt, daß man hier an nichts als an eins von den unzähligen Hirngespinsten einer krankhaften Einbildungskraft zu denken habe. Lord L. war sehr geneigt, und schien auch wirklich seinen Freunden zu glauben; er lud, um sich zu zerstreuen, täglich eine Menge Leute zu sich. Hr. M. P. Andrews mußte aber in Geschäften nach Dartford reisen, und beurlaubte sich deßwegen bald von seinem Freunde, den er so sehr über den Traum gefaßt hielt, daß er ganz und gar nicht an die Zeit dachte, wo dem Lord sein Abschied von der Welt vorausgesagt war. Etliche Tage nachher, als Andrews sich eines Abends zu Bette begeben, und etwa eine halbe Stunde ohne zu schlafen gelegen hatte, wurden auf einmal seine Bettvorhänge geöffnet, und Lord Lyttleton stand vor ihm im Schlafpelz und Nachtmütze. Andrews sah ihn eine Zeit lang an, und hielt den Spaß seines Freundes für so sonderbar, daß er anfing, ihm darüber das Kapitel zu lesen, warum er denn, ohne ihm vorher zu schreiben, nach Dartfort gekommen, da nun kein Bett für ihn in Bereitschaft sey; aber, sagte er, ich will gleich aufstehen, und Anstalt machen. Er wendete sich auf die andere Seite des Betts, und schellte; doch Lord Littleton war verschwunden. Der Bediente kam. Wo ist der Lord? fragte ihn sein Herr. Der Bediente war erstaunt, und antwortete, daß er Lord Littleton nicht gesehen, seitdem sie von Pitt Place

(wo L. L. wohnte), weg wären. Narr! sagte Hr. Andrews, er war diesen Augenblick hier bei mir am Bette. Sir, erwiderte der Bediente, das kann nicht möglich seyn. Andrews kleidete sich an, und durchsuchte sammt seinem Gesinde Haus und Garten überall, ohne den Lord zu finden. Dessen ungeachtet dachte Andrews, Lord L. hätte ihm deßwegen den Streich gespielt, weil er, (Andrews), nicht habe an die Erscheinung glauben wollen. Nachmittags um 4 Uhr am folgenden Tage kam ein Eilbote mit der Nachricht von Lord Littletons Tode an; ein Freund, der zugegen gewesen war, gab sie ihm, wie folgt. Am Morgen seines Sterbetags kam Lord Lyttleton zwischen 10 und 11 Uhr zum Frühstück hinunter, schien über Etwas nachzusinnen, und antwortete auf keine Frage seiner Freunde über sein Befinden. Bei Tische war er heiter, und als abgedeckt war, rief er aus Shakespear: „Richard ist nun wieder er selbst?“ Aber so wie es Abend wurde, kehrte die Schwermuth des Morgens zurück. Da dieß die Nacht des vorhergesagten Hintritts war, so hielten seine Freunde für rathsam, alle Zeiger und Uhren im Hause umzustellen. Der Haushofmeister hatte dieß übernommen, ohne daß sein Herr etwas davon merkte; des Lords eigne Taschenuhr, welche auf seinem Anzieh-Tische lag, war vom Kammerdiener gestellt worden. Während des Abends verwickelte man ihn in angenehme Gespräche, wobei er sich zu seinem Vortheile unterschied, und sehr witzig war. Um halb zwölf Uhr, (eigentlich war es nur eilf), klagte er über Müdigkeit, und wollte zu Bette gehen; er wünschte den Freunden eine gute Nacht, und Alle freuten sich über seine anscheinende Gefaßtheit. Den ganzen Tag über wurde des Traums mit keiner Sylbe gedacht; aber sobald er fort war, sprach man natürlich gleich wieder davon. Diese Unterhaltung dauerte bis beinahe um Mitternacht, wo der Kammerdiener des Lords hastig die Thür anfriß, und todtenblaß ausrief: „Mylord liegt in den letzten Zügen!“ Seine Freunde eilten zu ihm ans Bett, aber er gab den Geist auf, ehe sie sich noch alle um

ihn versammeln konnten. Lord L's Kammerdiener erzählte ihnen folgende Umstände. Lord L. entkleidete sich wie gewöhnlich, sah aber dann und wann nach der Uhr; als er im Bette war, ließ er die Vorhänge zu Füßen desselben zuziehen. Es war nun nur noch ein Paar Minuten vor Zwölf nach seiner Uhr; ich mußte ihm meine Uhr weißen, und er schien sich zu freuen, daß sie mit der seinigen so genau überein käme; er hielt sie auch beide ans Ohr, um gewiß zu seyn, daß sie gingen. Als es nach unsern Uhren über ein Viertel auf Eins war, sagte er: „Das geheimnißvolle Frauenzimmer ist keine wahre Prophetin, wie ich sehe.“ Als es aber wirklich zwölf Uhr war, sagte er: „Nun warte ich nicht länger; geh' und bringe mir meine Arznei, ich will sie einnehmen und sehen, ob ich einschlafen kann!“ Ich ging in das Anzieh-Zimmer, um die Arznei zurecht zu machen, und hatte sie eben umgerührt, als es mir däuchte, Mylord holte sehr tief Athem — ich lief zu ihm und sah, daß er in den letzten Zügen lag!“

4.

Einige gespenstige Erscheinungen um das Schloß Aufseß.

Aufseß den 10. November 1840.

Ließ man den Nachtwächter Johann Dietsch dahier kommen und befragte ihn über die Erscheinung, welche er gehabt haben soll, worauf er entgegnete, er könne bei einem Eid aussagen, daß er etwa 4 Wochen vor der Aufseßer Kirchweih, also Ende Augusts d. J. nach 11 Uhr Nachts auf der Bank vor dem Schloßthor des untern Schlosses geschlafen habe, nachdem er 11 Uhr ausgerufen hatte; da sey etwas an ihn gekommen und habe ihn aufgeweckt, indem es an seinem Wächterhorn gezogen habe, worauf er dem der zog zurief: „no, no, nur sachte (d. h. gemach)“ und hierauf habe er sich aufgerichtet nnd sich gesetzt, und neben ihm sey ein kleines

Männchen von etwa 4 Schuh Höhe vor ihm gestanden, das ihn angesehen habe, ohne etwas zu sagen und sodann der Schloßmauer entlang fortgegangen sey, wie wenn einer tanzen wollte; worauf er, Dietsch ausrief, „da hab' ich aber Mora (d. h. Respekt)", als das Männchen am Pfeiler der Mauer auf dem Fußweg, etwa 10 Schritt von ihm gewesen. Mit diesen Worten, wo er fest und ohne Grauen auf das Männchen sah, sey es verschwunden, wie wenn ein Licht ausgeblasen würde. Dann schlug es 1/4 nach 11 Uhr auf der Thurmuhr. Es war damals eine helle Nacht, Mondlicht und er wisse gewiß, das das Männchen nicht auf die Seite gegangen sey, da ja die Mauer neben ihm war und er deutlich es neben der Mauer verschwinden sah. Das Männchen habe ein Röckchen, dunkelgrau, angehabt und ein niedriges, rundes, schwarzes Filzhütchen mit aufgeschlagener Krempe, auf dem Kopf gehabt. Das Aussehen seines Gesichts wäre nicht bleich, sondern wie eines lebendigen Menschen gewesen.

Johann Dietsch.

Aufseß den 13. November 1840.

Ließ ich den Ortsvorstand Barthel Pöhlmann von hier kommen und befragte ihn über die Erscheinungen, die er gehabt haben solle, worauf er entgegnete, wie folgt:

1) Er habe einstmals um Mitternacht, als er von Hösselsberg, wo er seine jetzige Frau besucht, heim und von der Hecke herauf gegen das alte Thor ging, vom Thor herab einen ungeheuer großen Mann, der wenigstens 3 Köpfe größer, als er gewesen (Pöhlmann ist der größte Mann in Aufseß), gehen sehen, mit dem er dort bei dem untern Eck des Mühlstadels zusammen kam, wo dann der Mann links an den Plöchern vorbei in die Schneidmühle ging, aber, als er sich bückte, um in die Thüre einzugehen, unter der Thüre verschwunden sey. Der Mann sah grau aus, hatte einen Rock bis in die Knie gehend, an und einen runden grauen Hut

auf, dessen Krempen etwas aufgebogen waren. Im Gesicht sah er auch aschgrau aus, wie gestorben.

2) In der Hecke bei demselben Mühlstadel sollen andere Leute öfters ein kleines graues Männchen gesehen haben, er aber sah es nie.

3) Er habe, als er einstmals von Heiligenstadt herüber ging bei Nacht, einen Wagen fahren hören und sey guter Dinge bis an das Auffeßer Holz gegangen, wo er auf einmal eine Chaise mit 2 Pferden ohne Kopf und einen Kutscher ohne Kopf, schnell von Bierweg her kommend, quer über seinen Weg an der Grenze des Holzes hinauf fahren sah und hörte.

4) Auf derselben Stelle sah er ein anderes Mal, als er von Bamberg heraus ging, ein kleines, ganz schwarzes Männchen, Tisch hoch, mit feuerigen, sehr großen Augen, auf sich von dem Weg wo die Chaise hinauf fuhr, herab laufen und sah es von der Seite an und ging auf dem Fuhrweg nach Auffeß einige Schritte fort, wo er links ins Holz ging und seinen Augen entschwand, als es gerade vom Fuhrweg ins Holz gehen wollte.

5) Deßgleichen ging ein graues kleines Männchen, etwas größer wie das schwarze, als er Vieh von Bayreuth herab über die Plankensteiner Haide trieb, von dem obern Markstein bis zu dem Plankenfelser Wirthskeller mit ihm, welches eben so feurige Augen hatte. Es blieb aber immer etwa 5—6 Schritten hinter ihm, und stand auch, wenn er stand, sagte nichts und ging bei dem Wirthskeller in die verschlossene Thüre hinein.

Unterzeichnet zu Bestättigung

Barthel Pöhlmann.

Auffeß den 24. März 1842.

Johann Georg Sponsel, Bauer aus Rauhenberg, 42 Jahre alt, berichtet, daß er 8 Tage vor Weihnachten vorigen Jahres 1841 von Auffeß nach Haus gegangen sey, und auf dem Fuhrwege, gegenüber dem sogenannten Kainachwehre im Thal—

es war finster und zwischen 11 und 12 Uhr Nachts — eine Todtenbahre mit mehreren Männern gesehen habe, die dicht vor ihm im Wege standen; er sey darüber erschrocken und habe aus dem Weg gehen wollen, sey aber, als er den ersten Tritt aus dem Weg that, hingefallen, habe aber, als er wieder aufgestanden, nichts mehr gesehen von allem dem.

Ein gleiches und noch deutlicher soll auf demselben Ort der Maurersgeselle Graf zur selben Stunde einige Tage darnach gesehen haben.

Johann Georg Sponsel.

5.

Mittheilung aus Griesbach.

Der Weingärtner N. stirbt im vergangenen Sommer zu Griesbach und hinterläßt eine Wittwe mit zwei Kindern. Ein junger Mann, Namens B., will sie vier Monate nach jenem Todesfalle heirathen; um der Kürze willen ist er einstweilen Tag und Nacht bei ihr, aber schon entschlossen, sich bei dem Pfarramt als Versprochener zu melden, als in der Nacht zuvor ein heller Schimmer in der Schlafkammer entsteht, der dem eines sich entzündenden Reibhölzchens gleich ist. Sogleich nach dem Schimmer geht die Thür' auf, der verstorbene Gatte tritt ein, ruft warnend dreimal Margaretha, den Namen seiner Frau und verschwindet. Nun erzählt diese ihrem Zukünftigen, als sie sich vom Schreck erholt, daß in den letzten Augenblicken ihr Mann sie gebeten, nicht wieder wegen der Kinder zu heirathen, sie ihm aber dieß nicht versprochen habe. Die Erscheinung war blendend weiß gekleidet. B. verließ am andern Morgen das Haus und sagte der wohlhabenden Wittwe auf. Die Erschütterung seiner Nerven, oder sein Entsetzen bringt in ihm Wahnsinn hervor, er mißhandelt ein Kind so, daß es kaum dem Tod' entgeht, indem er es an die Wand wiederholt schlägt, während er andre um ihn befindliche Kinder versichert, daß er ihnen nichts Leides thun

würde. Man ist genöthigt, ihn zu binden. Dieser Zustand währt 3 Wochen, da geht sein Bruder zu dem Wunder-Arzt nach Kuprighausen im Badischen. Dieser gibt ihm einen Brief in unbekannten Zügen geschrieben mit, den der Kranke tragen soll; dieß geschieht, er gesundet, ist nach wenigen Tagen vollkommen hergestellt, erröthet, wenn man von seinem innern Zustande spricht, weiß aber Alles, was er in demselben gethan. Die Wittwe verspricht sich mit einem Andern und läugnet die Erscheinung jetzt, nachdem sie am andern Tage nach derselben mit Andern davon gesprochen. Ich fragte die Schwester des Bräutigams, die es mir erzählte: ob nicht der jetzt mit der Wittwe versprochene Mann schon zur Zeit die Absicht gehegt, sie zu heirathen, als ihr Bruder im Begriff gewesen, dieß auszuführen, sie errieth mich und versicherte, daß der Zugang in das Haus fest verriegelt gewesen und sonst kein Mittel sey, um in dasselbe zu kommen, auch habe Jener diese Absicht damals nicht gehabt und sie erst kürzlich gefaßt. Das Urtheil darüber will ich Jedem überlassen. Noch fügte die Erzählerin hinzu, daß vor der Erscheinung selbst, das Paar heftige Stöße an die Bettstelle empfunden, daß der angegebene Schimmer schon eine Nacht zuvor von ihm wahrgenommen worden, wie die Stöße, daß ein sonderbares Knistern der Erscheinung vorangegangen. Der Maurer B. war vor diesem Schreck sehr gesund und kräftig, niemals krank gewesen. Die Wittwe hat mehrmal Versuche gemacht, ihn wieder an sich zu ziehen, er weigerte sich beharrlich, die wohlhabende Frau zu heirathen. In der Familie B. war seit Menschen Gedenken kein Glied dem Irrsinn unterworfen: Was nun den Wunder-Doktor betrifft, so ist mir derselbe am wenigsten wunderbar in dieser Geschichte, denn eine solche Krankheit des Gemüthes kann aus heftiger Bewegung desselben entstehen, eine Zeit lang anhalten, die Nerven beruhigen sich aber wieder, kommen aus Ueberspannung wieder in regelmäßigen Zustand und dieß kann zusammen getroffen seyn. Daß die Wittwe jetzt die Erscheinung läugnet, geschieht, wie B. Schwester behauptet,

deßhalb, weil sie ihre Heirath entschuldigen will, indem ihre Dorfgenossen sie sehr mißbilligen um jener Ursache willen. Thatsächlich ist die Gemüths-Krankheit des Maurers, den seine Schwester während derselben gepflegt hat. Daß diese nicht die Ursache der Erscheinung war, zeigt das Geständniß der Frau nach derselben, welches ihn bewog, den Ritter Delorsch gegen sie zu spielen, auch trat der Irrsinn nicht sogleich ein nach derselben, er packte alle seine Geräthschaften, Kleider rc. am Morgen ein und trug sie aus dem Hause, wollte nicht mehr in dasselbe zurückkehren, weil ihm immer unheimlicher zu Muthe wurde, bis nach Verfluß einiger Tage der Irrsinn ausbrach. Selbst in demselben hatte er ganz helle Zwischenräume, sagte selbst, jetzt ist es Zeit, daß ich wieder an Händen und Füßen gebunden werde. Jetzt spricht er ungern von diesem Zustand, daß ist natürlich, er schämt sich desselben.

6.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungsgeschichten ereignete sich in neuester Zeit zu H. in Würtemberg, im Kreise einer gebildeten Familie. Vier Personen sichtbar, schwebte am Geburtstage ihres Sohnes, die verstorbene Mutter nächtlich beim Kerzenlichte durch's Zimmer vor's Bette des Enkels, sah stumm über dasselbe hinein und verschwand wieder. Es erfolgte kein Unglück, es schien mehr ein freundliches Grüßen oder ein Trieb der Sehnsucht zu seyn.

Es ist zu bedauern, daß aus unrechter Scheu vor Veröffentlichung, dieser Vorfall, der sich ganz bestimmt ereignete, nicht offen und ausführlich mitgetheilt wird. Vielleicht geschieht es noch später.

Ueber Geisterspuck.

Es ist ein alter Glaube, daß es an Orten spucke, wo eine Mordthat oder ein sonstiges schweres Verbrechen vorgefallen sey; indem der Verbrecher durch das peinigende Andenken an seine That, oder auch der Verletzte, wenn das Verbrechen ungestraft geblieben, durch das Verlangen nach Recht dahin gezogen werde.

Diese Meinung hat sich neuerlich in einer gewissen Stadt zwiefach bestättigt. In einem dortigen, noch dazu neugebauten Hause, miethete sich eine fremde Familie ein, und wurde bald durch allerlei Spuck beunruhigt. Bald zog es die Wandschelle ohne sichtbare Hand, bald waren die Mobilien durcheinander geworfen, bald hörte der zu Bette liegende Fremde auf den Tischen und Comoden der Reihe nach stark tippen: wurde dadurch auch wohl um die Stunde aufgeweckt, wo er sich Abends vorgenommen hatte, den andern Morgen aufzustehn. Der verstorbene vorige Eigenthümer des Hauses aber soll mancherlei Unrecht begangen haben, ohne daß er zur Strafe gezogen werden konnte.

In einem andern, ältern Hause zeigte sich mehreren Personen eine weibliche Gestalt zu verschiedenen Malen. Erst einem Frauenzimmer, das sie von fern traurig auf dem Sofa sitzen sah, sie für die Kammerjungfer hielt, und anrief, worauf sie verschwand, und das bei Tage; ein andermal den Inhabern eines Handelslokals zu ebener Erde Abends, wo diese Gestalt sich hinbewegte. Nun in diesem Hause sind nach glaubhaften Anzeigen sehr schlimme Dinge, namentlich Vergiftungen vorgefallen, der Thäter aber ist gestorben, ohne daß

bei seinen Lebzeiten etwas an den Tag kam. Er war ein vornehmer Mann.

Sollte man solche thatsächliche Warnungsstimmen in den Wind schlagen, für Träume und Aberglauben erklären? bezweifeln anstatt zu untersuchen? So handelt der Leichtsinn. Damit ist auch die öfters aufgeworfene Frage beantwortet, was doch Erscheinungen oder Gespenster für einen Zweck haben sollten, weßwegen Gott sie zuließe? Man möchte denken, einen sehr moralischen und heiligen Zweck, wenn er auch, wie so viel anderes Wichtige, verkannt wird.

Nachtwandel, oder was mehr.

Ein Kaufmann Z. wohnt zu St—dt in einem Hinterhause mit seiner Frau und 3 Kindern wovon die beiden ältern aus erster Ehe, das jüngste von ihr ist die sehr brav und allen 3 eine gleich gute Mutter ist.

Diese Kinder lagen alle an den rothen Flecken krank. Die beiden jüngsten zu Seiten der Mutter, das älteste ein Knabe von 6—7 Jahren im Nebenstübchen ihr auch ganz nahe.

In der Nacht wird die Frau durch den ängstlichen Ruf: O Mutterle! Mutterle! aufgeweckt, sie ermuntert sich schnell, sieht besorgt nach den beiden Kindern und findet sie fest schlummern, ruft dem Dritten und geht, als sie keine Antwort erhält nach ihm zu sehen, findet sein Bettchen leer, das Fenster offen, schaut hinaus, ruft ihm wieder, keine Spur von dem Kind. Nun weckt sie ihren Mann, und sie gehen zusammen in großer Angst das Kind zu suchen.

Das geöffnete Fenster geht auf das Dach eines Holzstalls, dieser in den Garten und ist nicht hoch. In dem Parterre des Vorderhauses, das an den Garten stoßt, wohnen die Eltern der ersten Frau. Wie nun die Eltern keine Spur von dem Knaben im Garten finden, gehen sie ins Vorderhaus und treffen ihn da unbeschädigt aber weinend bei den bestürzten Groseltern, wo er erzählt: daß eine schwarz gekleidete Frau mit weißer Haube an sein Bett gekommen sei, ihn geweckt, auf den Arm genommen und auf das Dach gesetzt habe, wo er der Mutter um Hülfe gerufen, darauf habe sie ihm einen Stoß gegeben, daß er hinunter gefallen sei.

So kam das Kind dann in feuchter kalter Nacht mit bloßen Füßen und kurzem Bettkittelchen, im stärksten Ausschlag zu den Großeltern.

Und diese Alteration und Erkältung hatte nicht die mindesten übeln Folgen.

Man suchte dem Kind die Erscheinung auszureden und die ganze Sache als einen lebhaften Traum zu behandeln; aber es wehrt jede Einwendung weinend ab und beharret auf der ersten Aussage, behauptet auch, daß es die Frau, unter tausend Menschen heraus erkennen würde.

Die Stiefmutter aber wurde von der Sache so tief erschüttert, daß sie seitdem ganz zerstört aussehe und immer traurig sey.

Voraussagende Träume.

1.

Meine Schwiegermutter lag krank darnieder, sie wurde von ihrer Schwester gepflegt, deren Mann ein Jahr zuvor gestorben war.

In dieser Zeit träumte mir einmal, ich stehe am Meere und schaue auf die unendliche bewegte Fläche hinaus! Da gewahrte mein Blick am Ende des Horizontes ein Schiff, es nahte sich, und ich entdeckte auf der Spitze des Verdeckes eine weiße Gestalt. Das Schiff landete, die Gestalt stieg herab, kam auf mich zu, und ich erkannte in derselben den verstorbenen Schwager meiner Schwiegermutter. — Er war in einen langen weißen Mantel gehüllt und trug das rothe Maltheser-Kreuz auf der Brust. Nun begann er mir zu erzählen, daß er von einer weiten Reise aus einem herrlichen Land komme, er habe dort die Krankheit seiner Schwägerin vernommen, und seine Absicht sei jezt, sie nach dem schönen Lande, welches er bewohne, abzuholen, dort werde sie bestimmt von allen Leiden genesen. — Also mein Traum. — Kurze Zeit darauf ging meine Schwiegermutter wirklich in jenes bessere Land, ihre Schwester aber vertrat ihre Stelle auf dieser Welt und vermählte sich ein Jahr nach dem Tode der Verstorbenen mit meinem Schwiegervater. —

2.

Wir hatten die Nachricht erhalten, daß der Geistliche S., ein sehr verehrter Freund unserer Familie, eine schwere Krank-

heit überstanden habe, und daß man mit Zuversicht seiner völligen Wiedergenesung entgegensehe. Sein Kranksehn hatte uns längere Zeit beunruhigt, ich freute mich daher innigst über diese Nachricht. — Doch in der Nacht darauf hatte ich folgenden Traum: — Ich ging nach der Kirche, in welcher S. gewöhnlich zu predigen pflegte, ich fand sie reichlich mit Kränzen geschmückt, und so gedrängt voll von einer festlich geputzten Menge, daß es mir unmöglich war bis zu meinem gewohnten Platze vorzudringen. Auf meine Frage, was dies alles zu bedeuten habe, sagte man S. predige zum Erstenmale wieder nach seiner Krankheit, und man wolle ihn deßhalb so festlich empfangen. Ich drängte mich nun mit aller Mühe vorwärts, und stand endlich dem Altare gegenüber, dieser war ganz mit Blumen überdeckt, ich sah besonders zwei prächtige Vasen mit rothen Georginen gefüllt darauf stehen. Vor dem Altare befand sich ein gleichfalls begränzter Lehnstuhl für S. aufgestellt. Mit einmal erschallte ein Jubel, und ich wurde von der Menge noch mehr vorwärts gestoßen, ja fast getragen. — S. war bleich wie ein Todter aus der Thür der Sakristei getreten, langsam schritt er gegen den Altar vor, doch im Augenblicke, als er auf den für ihn errichteten Ehrenplatz sich niederlassen wollte, umschwebten ihn eine Menge bläulicher Luftgestalten, die ihn aller Augen entzogen, unter diesen Luftgestalten erkannte ich mehrere verstorbene Personen, namentlich ein ausgezeichnetes junges Mädchen, welches S. auf ihrem Todtenbette confirmirt hatte. Diese geisterhaften Wesen kamen von oben herab geschwebt, und verbreiteten eine solche Kälte um sich, daß alles entsetzt zurückwich; ich habe nie in meinem Leben eine solche Todtenkälte empfunden und erwachte noch schaudernd darüber. — In Wahrheit nun ereignete sich bald nach meinem Traume, daß S. in eine neue Krankheit verfiel, aber noch vor seinem Ende die Ehre erlebte, zum Prälaten erhoben zu werden. — 2 Tage vor seinem Tode überbrachte ihm eine Deputation das goldene Prälatenkreuz sammt der Kette.

3.

Mir träumte einst, ich sehe einen schönen Reisewagen vor das Haus fahren, eine reizende, blühende und sehr elegant gekleidete Dame stieg aus, kam herauf in mein Zimmer, und ich erkannte in ihr eine längst verstorbene vornehme Freundin meiner Mutter. — Diese erschien nun auch, und zu meinem höchsten Erstaunen, in ganz jugendlicher Gestalt, und eben so schön gekleidet wie die angekommene Dame. — Ich ergözte mich nun lange an der gegenseitigen Freude, ja dem Entzücken des Wiedersehens der beiden Frauen. — Als ich erwachte, stand dieser Traum ungewöhnlich hell und klar vor mir, aber auch zugleich die Ahnung, er müsse für meine gute Mutter Schlimmes bedeuten. — Dem war auch so, denn es währte gar nicht lange, so verfiel meine Mutter in eine schwere Krankheit, von der sie nicht wieder genaß.

4.

Wie sehr Träume von Wasser bei manchen Personen, namentlich bei dem Schreiber dieses, von voraussagender Bedeutung sind (er sprach darüber schon in einem vorigen Hefte dieser Blätter,) mußte er erst jüngst wieder zu seiner großen Betrübniß erfahren. Vor nicht langer Zeit sah er sich nähmlich im Traum mit einer gewißen Dame in ein tiefes Wasser gestürzt und mit derselben in ihm schwimmend.

Er schrieb es ihr am andern Tage mit der Bemerkung, es mache ihm dieser Traum große Sorge, indem er nur Verdruß oder irgend einen Jammer mit ihr bedeuten könne.

Zu solchem aber war damals noch nicht die geringste Aussicht und Ahnung vorhanden, aber wenige Tage nachher, traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel durch Verschulden dieser Dame, dem der diesen Traum von ihr geträumt hatte, ein großes Unglück, in das sich jene Dame auch selbst verwickelt und es erfüllte sich die Bedeutung jenes Traumes nur zu sehr.

5.

Eine gewiße Person sagte mir: daß, so oft ihr ein Unfall begegne, Krankheit oder Tod einer ihr verwandten oder theuren Person erfolge, erscheine ihr einige Nächte vorher immer ein schwarzer Vogel nach Art eines Raben im Traume und dann könne sie versichert seyn, daß bald nachher ihr etwas Trauriges zustoße.

Solche vorhersagende Träume, kommen immer mehr im Schlafe gegen Morgen hin als in der Mitternacht, selbst auch hie und da in einem Schlafe am hellen Tage.

6.

Frau N. zu Heilbronn wurde in der Nacht vom 1. März von einer Unpäßlichkeit befallen und hatte die Nacht in Träumen zugebracht, in welchen sie immer einen großen Siebener (die Zahl Sieben als Ziffer) vor ihren Augen sah und diese Zahl nicht wegbringen konnte, selbst Morgens als sie ganz wach und fieberfrei war.

Sie sagte immer: stets steht ein Siebener ganz groß vor meinen Augen, ich möge sie schließen oder nicht und denken an dieses oder jenes, so steht er da und macht mir ganz bange. Ihre Krankheit verschlimmerte sich, jene Zahl wich nicht von ihren Augen und am 7. März Morgens 7 Uhr war sie eine Leiche.

7.

Herr Posthalter M. von W. erzählt folgenden vorbedeutenden Traum.

Meine Mutter litt viele Jahre an der Wassersucht und wurde in ihr 101 mal angezäpft. Sie war bis zu ihrem letzten Augenblicke noch munter und man schrieb mir nach Carlsruhe, wo ich mich befand, nichts von ihrem baldigen Tode,

den man gar nicht vermuthete, da man immer die beste Hoffnung in das Wiederabzapfen sezte.

In einer Nacht sah ich im Traum in die Gasse Carlsruhs hinab aus dem Zimmer, in dem ich wohnte und da fuhr ein Leichenwagen durch die Straße, der aber nicht wie ein Leichenwagen in Carsruhe war, sondern ganz wie der ist, den man in meiner Vaterstadt Hall zu gebrauchen pflegt, was mir aber wunderbar war, dem Trauerwagen folgte — eine Feuerspritze.

Noch ehe ich über diesen Traum nach Hause schreiben konnte, wurde mir der Tod und das Begräbniß meiner Mutter zu Hall zu wissen gethan. Die Feuerspritze, die ich hinter dem Leichenwagen im Traume sah, schien mir ein Bild des Wassers zu seyn, das so oft aus meiner Mutter, der vorausgeführten Leiche gesprungen war und schien mir diesen Hallischen Leichenwagen als den meiner Mutter bezeichnen zu sollen.

8.

In dem Wittwenhause zu W. lebte die unverheirathet gebliebene Tochter des längst verstorbenen Stadtpfarrers P. Sie wurde von einer jungen Nichte gepflegt, welche nach dem Tode ihrer Mutter bei dem hochbetagten Fräulein ein Asyl gefunden hatte und die Haupterbin derselben werden sollte. Zu den Hauptpflichten der Nichte gehörte auch die, mit gebührender Andacht die Träume zu vernehmen, welche die gute Tante des Weiteren zu erzählen pflegte, während sie vor dem aufgestellten Spiegel ihr Haupt für das Tageslicht ordnete. Dieser Pflicht entsprach jedoch die Nichte gerne, weil sie dabei nicht selten Gelegenheit fand, einen oder den andern ihrer eigenen Träume in den Kauf zu geben. —

In der Wohnstube des alten Fräuleins waltete die strengste Ordnung, und ich meine, es wäre schwer gewesen, darin eine Stecknadel wo anders zu finden, als in dem kleinen herzförförmigen Kissen, das über dreißig Jahre an ein und demselben

Nagel hing. Kein Wunder also, daß sich die Tante wenige Tage vor ihrer Krankheit, ganz ungewöhnlich geberdete, als sie eines Morgens an ihrer Toilette saß. Ohne ein Wort zu reden, schüttelte sie einmal über das andere mal bedenklich mit dem Kopfe, wie Jemand, der eine Nachricht erhalten hat, aber nicht weiß, was er daraus machen soll. Die Nichte merkte auch sogleich, daß die Tante dießmal etwas ganz Besonderes aus dem Reich der Träume mitgebracht haben müsse. Um desto schneller dahinter zu kommen, fragte sie, ob doch dem Tantchen nichts fehle. Ach nein, erwiederte diese, aber unmittelbar vor dem Aufstehen hat mir geträumt, meine Stube sei voll Orgelpfeifen, und ich muß sagen, diese Unordnung hat mich sehr alterirt. — Ach lassen sie das gut seyn liebstes, bestes Herzenstantchen, versetzte die Nichte. Der Grund dieses Phantoms ist ganz natürlich und leicht zu finden. Noch gestern spät Abends ging der Herr Organist vorüber, der immer so höflich ist, und an den hat sich Ihr Traum gewiß angesponnen. — Das Fräulein blieb indeß den ganzen Morgen über sehr bedenklich und rief öfters aus: Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Die Woche darauf verfiel sie unvermuthet in eine choleraartige Krankheit und starb nach wenigen Tagen. Und der Erzähler wünscht aufrichtig, daß ihre so ordnungsliebende Seele nicht in den Greuel der Verwüstung sehen mußte, welchen versiegelnde Gerichtsdiener, inventirende Beamte, schreiende Ausrufer und steigernde Juden so lange anrichteten, bis keine Stecknadel mehr zu versiegeln, zu inventiren, auszurufen und zu versteigern war. — Lange, mehrere Wochen nach dem Hintritt des Fräuleins, beschloß die Stiftungspflege zu W., daß die Orgel der Hauptkirche, welche einer Totalreparatur entgegengereift war, abgebrochen und die Pfeifen derselben auf einen leeren Klosterspeicher gebracht werden sollen. Aber beim Abbrechen selbst fand man, daß der Transport dahin, mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft sey. Ein Mitglied der Verwaltung schlug nun das leer gewordene Quartier im Wittwenhause zur Aufbewahrung der Pfeifen vor. Der Vorschlag

erhielt die Zustimmung seiner Collegen, und in wenigen Tagen war auch das Wohnzimmer der verblichenen Tante so besetzt, wie sie es in dem bedenklichsten ihrer Träume gesehen hatte. —

Von dem Traume wußte jedoch Niemand, als die hinterbliebene Nichte, welche noch vor der Auction ausgezogen war, und das Gesicht des Fräuleins stand in großer Gefahr vergessen zu werden. Aber dazu sollte es doch nicht kommen. Um noch einige steckengebliebene Haken zu holen, kehrte die Haupterbin noch einmal in ihre alte Wohnstube zurück. Weil sie aber von der einstweiligen Bestimmung derselben noch nichts wußte, rief sie fast außer sich vor Erstaunen durch die gerade offen stehende Thüre: Ach die Pfeifen! Ach der Traum der seligen Tante! — bis der in dem Zimmer beschäftigte Organist ihr seine Aufmerksamkeit schenkte, und so Gelegenheit gab, mit ihm über die wundersame Fügung zu sprechen. Von diesem vernahm der Erzähler den Traum und seine Erfüllung.

(Aus Carl Stüber entnommen.

9.

In meiner Jugend hatte ich einen Lehrer, der von mir wie von meinen Mitschülern in jeder Beziehung sehr hoch geschätzt wurde. Mit seinen verschiedenen Vorzügen aber vereinigte er eine Eigenthümlichkeit, die uns nicht selten ein gutmüthiges Lächeln abgewann. Er hütete sich nämlich stets, irgend einen Gegenstand, den ein Anderer schon mit einem Gliede seines Körpers berührt hatte, nun auch zu betasten oder irgend einen Gebrauch von demselben zu machen. Dies trieb er namentlich bei Trinkgläsern, Messern, Gabeln, Tabakspfeifen und dergleichen so weit, daß wir hie und da im Scherze ihm nachahmten und seine übergroße Aengstlichkeit zu einem Gegenstand heiterer Unterhaltung zu machen pflegten. Später als ich mich auf eine Reise begab, und vorher bei ihm Abschied nahm, wußte er mit den verschiedenartigen Ermahnungen, die er mir in genannter Beziehung gab, gar nicht fertig zu werden; er bat mich

dringend, ja jedes Glas aus dem ich trinke, jedes Bett, in welches ich mich legen wolle, stets vorher genau zu untersuchen, namentlich sorgfältig darauf zu achten, ob sich an Nichts Grünspan angehängt und was dergleichen Ermahnungen mehr waren. Ich wußte die edle Gesinnung, die sich darin aussprach, wohl zu schätzen, nahm mir auch vor, die Ermahnungen, so weit sie mit heiterem frischen Lebensgenuße zu vereinigen waren, zu befolgen, konnte aber nachher doch nicht umhin, im Scherze auszurufen: Diesen Mann macht seine Furcht, von einer bösen Krankheit angesteckt zu werden, am Ende noch verrückt! „Doch es war dies ein so leichthin gesprochenes Wort, daß ich mir im Grunde gar nichts dabei dachte. Ich sah ihn indessen wieder, und seine sonst so vernünftigen Ansichten konnten auch nicht im Entferntesten jenen traurigen Gedanken in mir wach rufen, trotz dem daß einige Leute denselben wiederholt, obwohl ebenfalls im Scherze äußerten. Meine Bestimmung führte mich jetzt in eine Gegend, in welcher ich auch nicht das Geringste mehr über diesen Mann erfuhr. So viel ich weiß, dachte ich auch wenig oder gar nicht an ihn, bis mich ein lebhafter Traum an ihn erinnerte. Ich sah ihn vor meinem Bette stehen, gänzlich dem Wahnsinne verfallen und mit fürchterlicher Stimme mir zurufend: "Helfen Sie mir, mein Lieber, Sie allein können mich retten, ich bin vergiftet!" Mit Schaudern erwachte ich, die grausenerregende Gestalt, stets vor mir erblickend, aber bald bei völligem Bewußtseyn erschien es mir als ein sehr tröstender Gedanke, daß das Ganze nur Traum gewesen. Es war dies im Anfange des Monats Juli. Ich konnte den Traum nicht vergessen, erzählte ihn aber Niemanden. Endlich im Monate September erhalte ich ein Schreiben, worin sich die Worte befanden: Daß Dein ehemaliger Lehrer N. N. im Anfange des Monats Juli in ein Irrenhaus gebracht werden mußte,*) wirst Du längst wissen.

*) Und zwar, wie sich nachher zeigte, eben die fixe Idee, er sei vergiftet worden, hatte ihn in diesen Zustand gebracht.

Rein psychologisch vermag ich diesen Traum nicht zu erklären, und obwohl in Beziehung auf das Traumleben und die daran sich knüpfenden wunderbaren Erscheinungen ich mich vorerst noch entschieden zu den ungläubigen Naturalisten bekenne, so trage ich darum doch kein Bedenken, alle derartigen Erscheinungen, die mich eines Andern belehren wollen, mitzutheilen, indem ich überzeugt bin, daß einseitiger eigensinniger Unglaube dem Interesse der Wahrheit jedenfalls eben so viel Eintrag thut, als dies der crasseste Aberglaube jemals zu thun vermochte. —

N.

10.

Die Tochter des Stadtraths S. zu Ingelfingen, war mit einem Handwerker versprochen, der sie aber verließ, und eine Andere heirathete. Mit dieser lebte er gar nicht zufrieden und wurde bald krank. In einer Nacht nun, träumte es der verlassenen Braut, ihr Bräutigam habe einen Brief an sie geschrieben, des Inhalts, sie solle sich doch nicht mehr über seine Untreue grämen. Sie las den Brief und hörte hierauf dreimal ihren Namen: „Rosine!" ausrufen, so daß sie daran erwachte und ihre Geschwister fragte, ob sie denn ihr gerufen hätten, was aber diese verneinten. Die Nacht aber, in welcher das Mädchen den Traum hatte und diesen Ruf hörte, war die Sterbenacht ihres ehemaligen Bräutigams, der nach der Aussage der um sein Sterbelager Stehenden, auch vor seinem Verscheiden noch dreimal den Namen Rosine gerufen hatte.

Etwas über Vorzeichen außerordentlicher oder merkwürdiger Ereignisse im Menschenalter.

Es giebt wohl schwerlich einen der älteren, ausführlichern Historiker und Chronikenschreiber, — selbst die berühmten Classiker des griechischen und römischen Alterthums nicht ausgenommen, — herab bis ungefähr in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der nicht bei Anführung merkwürdiger geschichtlicher Ereignisse auch hie und da der dabei vorgekommenen Vorzeichen Erwähnung gethan hätte. Erst die im vorigen Jahrhundert ans Ruder gekommene, sich so herrisch benehmende negative Philosophie hat angefangen, mit so vielem Andern, auch dergleichen Omina, ohne alle Sichtung der beglaubigten und unbeglaubigten Thatsachen, in die Kategorie des kraͤssesten Aberglaubens zu verweisen; und ihren Aussprachen haben sich die meisten seitherigen Geschicht- und Jahrbuchschreiber, (denn selbst der Name Chronik und Chronikenschreiber wurde eine Zeit lang in Mißkredit gebracht,) eine geraume Zeit hindurch gefügt, und nur hie und da hörte man noch einige vereinzelnde Stimmen auf die vorkommenden neueren Thatsachen dieser Art aufmerksam machen. — Mit der allgemeineren Aufmerksamkeit, welche man in den letzteren Jahrzehnten durch die unabweislichen Ereignisse im philologischen Gebiete, dem sogenannten „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" gewidmet hat, ist zugleich auch die Bahn gebrochen worden, alle damit in irgend einem Zusammenhang stehende sonstige Ereignisse in dem Gebiete der Magie und höheren Naturkunde wieder ans Licht der neuen Erfahrungen und der allmählig tiefern wissenschaftlichen Begründung hervorzuziehen. — Und in diese Klasse gehören unstreitig auch die Vorzeichen. Man kann diese zwar

großentheils unter die Rubrik der menschlichen oder thierischen Vorahnungen bringen, wie es denn bekannt ist, daß z. B. verheerende Erdbeben, große Feuersbrünste, Wasserfluthen u. dgl., auch vor ungewöhnlicher Witterung ꝛc. sowohl einzelne Menschen, als insbesondere auch viele Gattungen der Thiere, die nachher eingetroffenen Veränderungen vorausgefühlt, und auf verschiedene Art kundgegeben haben, so daß man an ihrem auffallenden Benehmen wirkliche Vorzeichen hatte. In diese Klasse gehört unter Anderm auch das veränderte Streichen der Fische, die Erscheinung von Wallfischen und anderen Seeungeheuern an Orten, wo man sie nicht vermuthete; die Anomalien, die dann und wann bei Zugvögeln vorkommen, und — ich füge wohlbedächtlich nach vielen gesammelten Thatsachen hinzu: das häufigere Erscheinen von sogenannten Meermenschen und Meerfräulein. — Ja die äußere unbelebte Natur selbst bietet durch außerordentliche Erscheinungen, namentlich auch in der Himmels = und Luftregion, gewisse Vorzeichen dar, die man bei genauerer Beachtung oft als sehr merkwürdig anerkennen muß. — Diese Art der Vorzeichen, weil sie noch näher an die gewöhnlichen Erfahrungen der Sinnenwelt gränzt, hat keineswegs so heftigen, so allgemeinen Widerspruch gefunden, als eine andere Klasse von Vorzeichen, welche mehr auf eine — gleichsam hinter dem Vorhang der in die Augen fallenden sinnlichen Ereignisse — befindliche unmittelbare Einwirkung geistiger Potenzen hinzuweisen scheint. Es giebt nämlich hinlänglich beglaubigte Thatsachen sowohl aus älterer als aus neuerer Zeit, die sich nachher als Vorzeichen ausgewiesen haben, und die man sich durchaus nicht erklären könnte, wenn man nicht eine solche verborgene Einwirkung geistiger und verständiger Wesen annehmen dürfte. Aus vielen Beispielen dieser Art wünschte ich einige hier in Erinnerung oder auch zur allgemeineren Kenntniß zu bringen, um die Aufmerksamkeit auf neuere

Ereignisse dieser Art zu schärfen, und — (die Liebe zur Wahrheit hat ja keine gründliche Untersuchung zu scheuen!) — eine genauere Untersuchung und Besprechung solcher Ereignisse zu veranlassen.

In den Blättern aus Prevorst und den zwei ersten Bänden des Magikons, und zuletzt noch im 4ten Stück des zweiten Bandes wurde namentlich auch des Auszugs des Berggeistes bei Rodenstein, als einer Sage gedacht, die eine gewisse Vorbedeutung hatte. In Stuttgart soll im verflossenen Juni 1842, nach dem Zeugnisse vieler Ohrenzeugen, die ich zum Theil selbst vernahm, etwas dieser Art vorgekommen seyn. Kaum würde ich es gewagt haben, hier etwas davon zu erwähnen, wenn nicht die mancherlei Erklärungen, die Viele davon gaben, sich selbst widerlegt hätten, während sie die Thatsache selbst bestätigten. Nach den eingezogenen näheren Nachrichten ließ sich nämlich in einer der schwülen aber heiteren Nächte des Monats Juni, ungefähr zwischen 1 und 2 Uhr, durch mehrere Straßen der Stadt ein auffallender Lärm in der Luft hören, der beschrieben wird, wie wenn ein oder mehrere Wagen mit Pferden, mit der größten Schnelligkeit dahinrasselten. Nicht nur waren die Tritte der Pferde und das Rasseln der Wagenräder deutlich zu vernehmen, sondern es wurden auch viele und verworrene — zugleich äußerst unheimlich ertönende Menschenstimmen dabei vernommen, die nach dem gemeinen Ausdruck laut johlten. Man wollte es einigen Eulen, die aufgeschreckt worden seyn sollten, zuschreiben. Aber die Beschreibung des Getöses von den Personen, die ich vernommen habe, und die nichts weniger als ein Eulengeschrei dabei vernehmen konnten, indem es viel lauter und unheimlicher und wie gesagt, gleich vorüberfahrenden Wagen, getönt habe, läßt diese Erklärung sogleich zu Boden fallen. — Eine andere, die ich zum Theil von einigen der Leute, die das Getöse gehört hatten, vernahm, hatte viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich, und ich war zuerst geneigt, diese als die wahre, natürliche Ursache der Erscheinung

zu betrachten. Es wurde nämlich behauptet, daß es nichts anderes gewesen sey, als das lärmende Getöse, das ein Wagen voll Hohenheimer Studenten, die in einem Kaffeehaus der verlängerten Sophienstraße ein Abschiedsmahl eingenommen, und des Nachts spät wieder längs der Sophienstraße und eines Theils der Hauptstädterstraße heimgefahren seyen, verursacht habe. Dem widerspricht aber nicht nur die Aussage anderer Zeugen, die auf das Hören des Geräusches sogleich zum Fenster und zur Hausthüre hinausgeschaut, aber durchaus keinen Wagen und Pferde und Menschen, noch irgend etwas Sichtbares, das den Lärmen verursacht haben könnte, gesehen haben; sondern auch die von vielen bestätigte Thatsache, daß nicht nur die Sophienstraße bis zur Hauptstädterstraße, sondern auch mehrere Theile der oberen Stadt, namentlich auch die Kalwerstraße, (und wenn ich recht berichtet bin, sogar auch die Eßlingerstraße,) Zeuge dieses unnatürlichen Getöses gewesen sind. Kurz, es war einige Tage lang ein allgemeines Gespräch davon in Stuttgart, was bei einer so geringfügigen Ursache, als z. B. das Vorüberfahren eines Wagens voll Studenten, wohl nicht der Fall gewesen wäre. Das Vorüberziehen des Lärmens selbst muß auch, nach allen Zeugnissen, mit einer so ungemeinen Schnelligkeit geschehen seyn, daß es, zumal bei den bestehenden Polizeigesetzen, kaum möglich ist, sich einen wirklichen Wagen von Menschen in solcher Geschwindigkeit dahinrasselnd zu denken. — Auch in Straßen, die ziemlich weit von den benannten Straßen entfernt sind, z. B. in der Eberhardsstraße — hörten Einige, aber wie in weiter Entferuung, das unheimliche Geräusch, und bestätigen zugleich, daß die Luft in dieser Nacht außerordentlich schwül gewesen sey. *)

So viel ist es, was ich davon berichten kann. Vergebens habe ich gehofft, im letzten Hefte des Magikous eine

*) Der Referent war gerade in dieser Nacht auf einer Reise, und von Stuttgart abwesend, hörte aber bei seiner Zurückkunft in einigen Tagen, daß die ganze Stadt davon voll war.

genauere Anzeige hievon durch eine geschicktere Feder und vielleicht durch einen Ohrenzeugen selbst, zu vernehmen. Beim Mangel daran glaubte ich wenigstens diese — an sich freilich unvollständige — Anzeige davon machen zu müssen, ob sie etwa Andere reizen möchte, das Fehlende zu ergänzen, oder das Unrichtige zu verbessern. — Einen Schluß daraus zu ziehen, das ist, es als ein Vorzeichen zu betrachten, erlaube ich mir nicht; denn es giebt auch gewisse Nachzeichen dieser Art, wie z. B. die griechischen Geschichtschreiber erwähnen, daß alljährlich an dem Tage, an welchem (490 vor Chr.) die Schlacht von Marathon vorgefallen war, ein Tag, der bekanntlich den Griechen Sieg und Freiheit gebracht hatte, man noch eine geraume Zeit nachher in denselben Ebenen, wo die Schlacht geliefert ward, ein großes Waffengeklirr und einen Lärm, wie von Leuten, die einander zum Streit anmuthigen, vernommen habe.

Doch um nun von diesem Ereigniß, das ich nur wie im Vorbeigehen anzuführen mich gedrungen fühlte, zu den Beispielen der oben besprochenen Vorzeichen der zweiten Klasse überzugehen, so fange ich mit einigen Erzählungen der älteren Geschichtschreiber an, und höre mit einigen Anekdoten aus der neueren Zeit auf.

1.

Die Generale Alexanders des Großen bemerkten, daß an dem Morgen des Tages (im Jahre 324 v. Chr.), an welchem dieser große Feldherr starb, die Waffenrüstung, die er beim Uebergang des Granikus und bei der Schlacht von Arbela getragen hatte, ganz wie von Schweiß bedeckt war, und sagten, daß man dabei recht eigentlich einen Leichengeruch empfunden habe.

2.

Am Abend vor dem Tage, an welchem Julius Cäsar ermordet ward, (im Jahre 44 v. Chr.) erzitterte der Tempel von Jupiter Stator bis zum Grunde, und ein ungeheueres Felsenstück fiel von der Höhe des Kapitols nieder, und nahm einen auf der Wache stehenden römischen Standartenträger mit sich fort; nicht zu erwähnen, daß Julius Cäsar auch von Menschen vorher gewarnt worden war.

3.

An demselben Tage, an welchem der römische Feldherr Varus mit so vielen Legionen in Deutschland niedergemetzelt ward, (was im Jahr 9 nach Christo geschah) sah die Mutter dieses Varus, eine Dame von hoher Bildung und Auszeichnung, große Thränentropfen von der Büste dieses ihres Sohnes fallen. Zugleich sagt der Geschichtschreiber, daß eine furchtbare Finsterung zu Rom, dieser Stadt und dem Augustus das Massacre seiner Legionen und der vornehmsten Staatsbeamten zuvor angedeutet habe.

4.

Die verschiedenen Vorzeichen, welche Josephus von der Eroberung und Zerstörung Jerusalems und des Tempels anführt, sind zwar ziemlich allgemein bekannt, doch mögen hier die vornehmsten stehen, um anderen ähnlichen zur Bestätigung zu dienen. „Ein schwertähnliches Gestirn stand über der Stadt, und ein Kometstern blieb am Himmel ein ganzes Jahr. — Als einst das Volk, noch vor der Empörung der Juden beim Feste der ungesäuerten Brode um die neunte Stunde der Nacht versammelt war, umstrahlte plötzlich den Altar und den Tempel ein Licht, heller als der Tag, bei einer halben Stunde. Den Unerfahrnen schien dieß ein gutes Zeichen; die Schriftgelehrten urtheilten, es bedeute, was sich später zutrug. —

Das östliche Thor des innern Vorhofs, das doch von Erz und ungeheurem Gewichte war, und des Abends von zwanzig Männern mit Mühe geschlossen, und mit Eisen beschlagenen Querbalken verrammelt wurde, dessen Riegel tief in die steinerne Schwelle fielen, sah man sich um Mitternacht von selbst öffnen. Die Tempelwachen liefen schnell zum Tempelhauptmann und zeigten es an: er fand es so, und hatte Mühe, das Thor wieder zu schließen. Auch dieses Zeichen schien den Laien höchst günstig zu seyn: Gott habe ihnen das Thor des Guten geöffnet. Die Gelehrten deuteten die Selbstöffnung des Thores auf die verschwundene Unverletzlichkeit des Tempels, es zeige an, daß den Feinden das Thor geöffnet und die Verwüstung angekündigt sey." —

„Etliche Tage nach dem Feste am 21. Artemisios, wurde eine erstaunlich große Erscheinung gesehen. Die Geschichte gränzt an's Fabelhafte, doch ward sie mir von Augenzeugen erzählt, und der Erfolg rechtfertigte das Wunder, Vor Untergang der Sonne sah man nämlich über der ganzen Gegend Wagen und bewaffnete Schaaren durch die Wolken daherziehen, und die Städte umkreisen."

„Am Pfingstfeste traten die Priester in der Nacht, nach Gewohnheit ins innere Heiligthum zum Gebete, und hier vernahmen sie laut, nach ihrer Aussage, zuerst nur Rauschen und Getöse, dann aber den von vielen Stimmen wiederholten Ruf: „Lasset uns von hinnen ziehen!" —

Was Josephus noch weiter erzählt von dem phrophetischen Landmanne Josua, der sieben Jahre und fünf Monate hindurch das Wehe über Jerusalem rief, gehört nicht eigentlich hierher.

5.

Im J. 540 wurde Antiochien, die Hauptstadt Syriens, durch die Perser unter Chosroes eingenommen, geplündert, in Brand gesteckt, und bis auf eine Kirche, die für ein großes

Lösegeld erkauft wurde, verheert; kam jedoch später wieder in die Hand des orientalischen Kaisers Justinian. — Procopius (de bello Persico Lib. II. 10.) versichert, daß einige Zeit vor diesem Unglück Gott die Einwohner dieser Stadt durch folgendes Vorzeichen gewarnt habe.

Man habe nämlich die Feldzeichen der alten (römischen) Garnison, die zuerst gegen Abend aufgestellt gewesen, wie von unsichtbarer Hand getragen, sich plötzlich gegen Morgen wenden sehen, wo sie stehen blieben: darnach aber, (obschon kein Mensch sie berührte), seyen sie an ihrem früheren Standort zurückgekehrt. Dieß haben die Soldaten mit vielen Andern, die dabei standen, gesehen und es, noch vor Furcht zitternd, dem Kriegszahlmeister Tatian Mopsuestenus, einem sehr verständigen Manne, gezeigt. Die Bedeutung davon, (obschon die Soldaten sie zu der Zeit noch nicht errathen konnten,) sey keine andere gewesen, als daß die Stadt Antiochien, sammt der Besatzung, aus dem Besitz der Römer an den König von Persien gelangen, zuletzt aber doch wieder den Römern zufallen würde.

6.

Derselbe Procopius (de bello Gothico) merkt auch als Vorzeichen an, daß während des Krieges der Römer unter Belisarius und nachher unter Narses gegen die ostgothischen Könige, die Nachfolger Theodorichs des Großen, das zu Neapel aufgestellte Standbild des Letztern, vor jedem namhaften Verlust der Gothen, ein oder anderes Glied verloren habe, zuletzt aber, kurz vor der gänzlichen Vernichtung des ostgothischen Reichs in Italien, (im J. 554) — ohne eine äußere Veranlassung, gänzlich niedergestürzt sey.

7.

Als Bruce, der Wiederhersteller der schottischen Monarchie, unter der Regierung Eduards II. von England, einst (im Jahr 1314) den Feind recognoscirte, legte er sich des Nachts in der Scheuer eines ihm freundlich gesinnten Pächters nieder. Als er des Morgens erwachte, und noch mit seinem Haupte auf dem Strohbund ruhte, sah er eine Spinne an einem Balken des Daches aufwärts klimmen. Das Insekt fiel zu Boden, machte aber sogleich einen zweiten Versuch aufzusteigen. Dieß erregte die Aufmerksamkeit des Helden, der mit Leidwesen die Spinne zum zweitenmal von ihrer Höhe herabstürzen sah; sie machte einen dritten Versuch ohne Erfolg; und kurz, der Monarch sah nicht ohne eine Mischung von Bekümmerniß und Neugierde, daß die Spinne nicht weniger als zwölfmal ihren Zweck verfehlte, aber beim dreizehnten Versuch ihn glücklich erreichte. Die Spinne erstieg den Gipfel des Balkens. — Nun erhob sich der König schnell von seinem Lager, und rief aus: „Sieh doch, dieß häßliche Insekt hat mich gelehrt auszudauern! Ich will seinem Beispiel folgen. Bin nicht auch ich zwölfmal zurückgeschlagen worden durch die Uebermacht des Feindes? — An einer einzigen weiteren Schlacht hängt die Selbstständigkeit meines Königreichs." — In wenigen Tagen wurde die denkwürdige Schlacht von Bannockbures geliefert, in welcher Bruce, dreißig tausend Mann des eingedrungenen Feindes schlagend, siegte und die Monarchie Schottlands wieder herstellte.

8.

Als der nachmalige König Heinrich IV. von Frankreich, noch Prinz von Navarra war, sah er und mehrere andere, zum Hofe Karls IX. gehörige Standespersonen, mit denen er eben — und zwar am Abend der unglückseligen Bartholomäus-Nacht (23. August 1572) in einem Spiel begriffen

war, mehrere Blutstropfen auf das Tuch des Tisches, an dem sie saßen, fallen, und wurde mit seinen Spielgenossen nicht wenig darüber bestürzt.

9.

Gustav Adolph, König von Schweden, empfing, da er noch jung war, von einer Dame, die er sehr liebte, einen eisernen Ring, den er nachher nie wieder von seiner Hand kommen ließ. Er bestand aus sieben Cirkeln, welche die Buchstaben seiner beiden Namen bildeten. Sieben Tage vor seinem Tode (30. Oct. 1632) ward dieser Ring von ihm genommen, ohne daß er zur Zeit diesen außerordentlichen Diebstahl bemerkte. —

10.

Der holländische Historiker Schoutens, (und nach ihm mancher Chronikenschreiber) erzählt mit vollem Ernst die verschiedenen Vorzeichen, die vor der Einnahme und blutigen Verheerung der von den Holländern vorher besessenen — im Jahr 1661 aber an die einfallenden Chinesischen Seeräuber übergehenden — Insel Formosa, stattgefunden haben.

Schon im Januar dieses Jahres habe man gewaltige Erdstöße auf dieser Insel erlebt, wodurch alle Berge derselben in Bewegung gesetzt, und zu Troja 31 Häuser niedergeworfen worden seyen. Die dicken Mauern der Citadelle Seeland hätten viel dadurch gelitten, und zugleich seyen die Wellen der See so hoch gestiegen, daß es schien, als ob die ganze Insel untergehen müßte. „Den 15. April darauf" sagt er nun weiter) habe man zu Mitternacht auf einem Bollwerk der Festung Seeland einen furchtbaren Lärm gehört, wodurch die ganze Besatzung aufgeweckt worden sey, die sodann ohne Zaudern die Waffen ergriffen habe, um dahin zu eilen, wo sich das Getöse habe hören lassen; aber sie hätte nach

langem Suchen durchaus nichts gefunden, woraus sie sich das entsetzliche Getöse hätten erklären können. — Noch mehr. Auf der Rhede von Barambo i seyen damals 3 Schiffe vor Anker gelegen, von welchen aus man am Lande (oder der Insel) eine Stunde vor Tagesanbruch, in Zwischenräumen, starke Flammen habe ausbrechen sehen, wie wenn man aus Kononen schösse. Dieselbe Erscheinung habe man von der Festung Seeland aus — als ob man auf den Schoffen die Kanonen löse — bemerkt, aber ohne den geringsten Laut zu hören. Bei Tagesanbruch sey alles verschwunden. — Den 19. desselben Monats habe man am hellen Mittag vor den neuen Werken des Forts einen Menschen, oder vielmehr ein Thier in menschlicher Gestalt dreimal aus dem Wasser hervorkommen, und wieder untertauchen sehen. An demselben Nachmittag aber habe man unter einem der Bollwerke der Festung eine andere Gestalt, ein Meerfräulein, mit langem blondem Haare entdeckt, die ebenfalls zu dreimalen erschienen sey.

(Verschiedene merkwürdige Vorzeichen vor dem Beginn und während des Verlaufs des 30jährigen Kriegs, und namentlich auch vor dem unglücklichen Loos, das Magdeburg traf, werden hier übergangen. Mann kann sie im Theatro Europaeo oder im „Historischen Bildersaal" und anderwärts finden, wie denn hier nur wenige Proben davon aus verschiedenen Zeitaltern, und darunter meist die weniger allgemein bekannten, bis auf die neueste Zeit angeführt werden können.)

11.

Am Tage des gewaltsamen Todes oder vielmehr der Ermordung Karls XII. von Schweden (11. Dec. 1718) hatte man zu Stockholm einen Orkan, viel schrecklicher, als einer, der seit Menschengedenken vorgekommen war. Zu gleicher

Zeit fiel das schwedische Wappen, das über der Pforte des Hotels des schwedischen Gesandten zu London angebracht war, mit lautem Krachen herab.

12.

Am 28. Juni 1739 ließ Kaiser Karl VI. in der St. Stephans Metropolitankirche zu Wien, ein solennes Dankfest für den geschlossenen Frieden, unter Abfeuerung des großen und kleinen Geschützes und Läutung aller Glocken halten. Als man hiebei eben die Hauptglocke anzuziehen anfing, sprang der etliche Centner schwere Schlegel derselben mitten von einander, wiewohl kein Mensch dabei zu Schaden gekommen ist. — Im Jahr darauf starb der Kaiser, und fingen die Kriegsrüstungen zum ersten schlesischen Krieg zwischen Preußen und Oesterreich an.

13.

Im Jahre 1797 — ein Jahr vor dem Ausbruch der furchtbaren Rebellion in Irrland — wandelte der (irische) Graf von Kilmarnock eines Tages in seinem Garten. Plötzlich wurde er durch einen heftigen Schreckensschrei beunruhigt, und bald darauf, während er über die mögliche Ursache nachdachte, hörte er einen zweiten. Schnell lief er ins Haus, und suchte den Grund des Geschreis von seiner Gemahlin und seiner Dienerschaft zu erforschen, aber vergebens. Sie hatten nichts gehört. Als er aber die Kammerfrau seiner Gemahlin vermißte, sagte man ihm, daß sie in einem oberen Zimmer einige Leinwand zu besichtigen gegangen sey. Er verfügte sich mit seiner Gemahlin dahin, und öffnete die Thür, die nicht verschlossen war. — Kaum aber hatte die darin befindliche Edeldame des Grafen Angesicht erblickt, als sie mit einem abermaligen Schrei des Entsetzens in Ohnmacht niedersank. — Nachdem sie wieder zu sich selbst gebracht war, wurde

sie um die Bedeutung dessen, was Jene gehört und gesehen hatte, befragt, worauf sie erwiederte: daß, während sie mit der Ausbesserung einiger Linnen beschäftigt gewesen sey, sich die Thüre von selbst geöffnet habe, und ein blutendes Haupt hereingekommen und auf dem Boden herumgerollt sey. Dieses schreckliche Gesicht habe sie zu dem ersten Schrei veranlaßt, worauf das Haupt sogleich verschwunden sey. Ein paar Augenblicke nachher habe sich dieselbe Erscheinung wiederholt, und auch sie habe wieder einen Schrei ausgestoßen. Bei der dritten Erscheinung desselben Hauptes sey sie in Ohnmacht gesunken, und kaum wieder zu sich gekommen gewesen, als das Hereintreten des Lords sie wieder in den Zustand versetzt habe, dessen Zeugin sie eben gewesen seyen. Diese Erzählung der erschrockenen Edeldame wurde nur belächelt, und als Wirkung einer betrogenen Einbildung u. s. w. bespottet. Man dachte nicht mehr daran, bis der Graf von Kilmarnock den Vorfall in einer Nacht dem Grafen von Galloway erzählte, da eben das Gespräch von Geistern und Erscheinungen handelte, die man bespöttelte. — Als aber nachher der Graf von Kilmarnock an der Rebellion Antheil genommen hatte, und der Graf von Galloway davon benachrichtigt worden war, so erinnerte er sich sogleich der Geschichte und sagte: er wolle eine Wette eingehen, daß der Graf von Kilmarnock sein Haupt verlieren werde, — was auch kurz darauf eintraf.

14.

Beim Einzug der Russen, Oestreicher und Preußen in Paris (den 31. März 1814) fiel der große Ast des Baumes, unter dem der Marschall Calinat zu St. Gratien begraben lag, mit lautem Krachen zu Boden.

An diesen Proben, wovon die beiden letzten englischen Zeitschriften entnommen sind, mag es vorerst genügen zu

zeigen, wie verschiedenartig dergleichen Vorzeichen seyn können, und wie sie keinem Zeitalter fremd waren. Uebrigens kann nur der Erfolg eigentlich bestätigen, was als ein wirkliches Vorzeichen anzusehen war. — Dagegen giebt es einige Erscheinungen, die wirklich ganz räthselhaft bleiben, indem man oft lange Zeit nachher keine Erfüllung nachweisen kann, und man dann eigentlich nicht weiß, zu welcher Classe von Phänomenen man sie rechnen soll. — Von der Art ist die folgende Erzählung, die, weil ich sie im Deutschen noch nirgends gelesen habe, meines Erachtens wohl ein Plätzchen im Magikon finden dürfte. Ich entnehme sie einem im Jahr 1836 von P. Ottway herausgegebenen, zu London gedruckten Werke mit dem Titel: „The Spectre, or News from the invisible world: a Collection of remarkable Narratives on the certhainty of supernatural visitations from the Dead to the Living; impartially compilad from the works of Baxter, Wesley, Simpson and other writers of in disputable veracity", — wobei ich nur erinnere, daß ich die in einem Briefe an den Herausgeber (?) enthaltene Erzählung treu übersetzt, aber hie und da etwas abgekürzt, ohne Abbruch der wesentlichen Sache, wiedergebe.

„Erzählung eines sehr sonderbaren Gesichts."

(Den angegebenen Ortschaften nach hat sich das Ereigniß an der Westküste Schottlands unweit der Stadt Inverary zugetragen.)

„Da Sie wünschen, eine genaue Nachricht zu bekommen von dem Gesichte, das mein Vater und Großvater in der Nachbarschaft dieses Ortes gesehen haben, so will ich mich nun bestreben, Ihre Bitte zu erfüllen. Ich hörte es mit allen näheren Umständen so oft von ihnen erzählen, sowohl da sie noch bei einander lebten, als auch nach dem Tode meines Großvaters, daß es mir so fest eingedrückt ist, als ob ich selbst Augenzeuge davon gewesen wäre. Zu gleicher Zeit muß ich bekennen, daß, so gerne ich auch die Lady — und Sie

mit der schriftlichen Erzählung befriedige, ich es doch mit einiger Zurückhaltung thue, indem ich weiß, wie wenig Glauben die gebildeteren Classen der Menschheit einer Erzählung dieser Art gemeiniglich schenken, und wie wenig es dem gewöhnlichen Lauf der Ursachen und Folgen entspricht.

Dieses Gesicht wurde von ihnen ungefähr um 3 Uhr des Nachmittags, an einem sehr warmen, hellen Tag, an dem die Sonne in aller Kraft schien, im Monat Juni oder Juli zwischen den Jahren 1746 und 1753 gesehen. Näher kann ich das Jahr nicht bestimmen. Mein Großvater war damals ein Pächter in Glenary, (das, wie Sie wissen, etwa 4 Meilen — 1½ Stunde von hier, Inverary, — entfernt ist), und mein Vater damals ein unverheiratheter junger Mann, war noch bei ihm zu Hause.

Am Morgen des ebenerwähnten Tages hatte mein Großvater ein Geschäft in Gleshiray abzumachen, und nahm meinen Vater mit sich. Sie giengen dahin über den Hügel, der zwischen beiden Orten liegt, und da ihr Geschäft bald nach Mittag beendigt war, so umgiengen sie beim Heimweg den Hügel in der Richtung nach Inverary, um heimzukehren. Zu der Zeit lag der allgemein benützte Weg von Glenshiray nach Inverary an der Westseite des Flusses Shiray hin bis zur Gairan-Brücke, wo er mit der Landstraße von Inverary in's flache Land, — nächst dieser Brücke zusammenstößt. Sobald sie zur Brücke kamen, und sich auf der Landstraße Inverneß zu gewendet hatten, — wo sie gerade einen Theil der alten nun abgebrochenen Stadt Inverary vor ihren Blicken liegen hatten — sahen sie auf dem Grunde, wo die neue Stadt Inverary jetzt steht, längs der Straße zur Brücke hin, zu ihrer großen Verwunderung eine große Zahl von Soldaten unter Waffen auf sie zumarschiren. Zu dieser Zeit waren nur die vordersten Reihen bis gegen Kilmalieu hin avancirt, das Ganze noch nicht im Gesicht. Sie marschirten in regelmäßiger Ordnung und so dicht aufeinander, als sie sich immer bewegen konnten, längs dem Ufer des Meeres und der Landstraße

vorwärts, und durchkreuzten den Fluß Avay nahe bei der Stadt an derjenigen Stelle, wo seither die neue Brücke gebaut worden ist; des Nachzuges schien gar kein Ende werden zu wollen. Der Boden, worauf jetzt die neue Stadt steht, war damals mit einer Parkmauer umgeben, und die Straße wand sich um dieselbe kreisförmig hin zwischen der Mauer und dem Meere. Daher konnten mein Vater und Großvater nur so viel von der Armee sehen, als um diese Krümmung der Straße nach und nach avancirt war.

Dieser ganz unerwartete Anblick zog ihre Aufmerksamkeit so sehr an, daß sie eine gute Weile stehen blieben, um die heranrückende Armee zu beobachten. Dann giengen sie langsam vorwärts, hielten aber dann und wann inne, indem sie stets die Augen auf die Gegenstände vor ihnen gerichtet hielten. Inzwischen fuhr die Armee fort, regelmäßig vorzurücken; sie konnten nun 15 oder 16 Paar Fahnen zählen, und beobachteten, daß diejenige Mannschaft, die ihnen zunächst war, sechs oder sieben Mann in jedem Glied, auf der Straße marschirten, begleitet von vielen Weibern und Kindern, sowohl auf als unterhalb der Straße, wovon mehrere, die allerlei Küchengeräthe trugen, sich als Marquetenderinnen auswiesen. — Sie waren in Roth gekleidet, und die Sonne schien so hell, daß der Glanz ihrer Waffen (aus Musqueten und Bajonetten bestehend) zuweilen die Augen blendete. Sie bemerkten auch dabei in einiger Entfernung ein Thier, das einem Hirsch oder einem Pferde glich, mitten unter dem Haufen der Soldaten, die, wie es ihnen vorkam, mit ihren Bajonetten das Thier vor sich her stießen.

Mein Vater, der nie zuvor eine Armee gesehen hatte, that natürlich viele Fragen an meinen Großvater, (der unter den Argyle-Hochländern gedient und mitgeholfen hatte, den Aufstand im Jahre 1749 zu unterdrücken), über die wahrscheinliche Route und Bestimmung dieser vorrückenden Armee, und die Zahl ihrer Leute. Mein Großvater erwiederte ihm, daß er glaube, sie seyen von Irland herübergekommen, und

hätten zu Kentyre gelandet, und marschirten wohl nach England, und, nach seiner Schätzung, seyen die Truppen zahlreicher als die Armee auf beiden Seiten bei der Schlacht von Culloden. — Mein Vater hatte besonders bemerkt, daß die hinteren Glieder stets vorwärts springen mußten, um die vorderen einzuholen, und gefragt, wie das komme? weswegen mein Großvater ihm sagte, daß dieß immer der Fall mit den hinteren Reihen sey; das geringste Hinderniß werfe die Reihen zurück, was in einem noch höheren Grade den Marsch der hintersten aufhalte und sie nöthige vorwärts zu laufen zu ihrer gewöhnlichen Stellung, wobei er meinem Vater den Rath gab, daß er, wenn er je in die Armee eintreten würde, trachten sollte, wo immer möglich in eines der vordern Glieder zu kommen, die immer mit Leichtigkeit und Gemächlichkeit marschiren könnten, während die hintern stets auf solche Weise laufen müßten.

Unterdessen hatte sich die Armee meinem Vater und Großvater bis auf ungefähr 150 oder 200 Schritte genähert, und da der vordere Theil der Armee ihnen nun gerade gegenüber war, so konnten sie sie genauer als vorher beobachten. Der Vortrab bestand aus 40 bis 50 Mann, mit einem zu Fuß vor ihnen hergehenden Offizier. Eine kleine Entfernung hinter diesen ritt ein anderer Offizier zu Pferd, den sie, nach seinem Vorkommen und seiner Stellung für den Oberbefehlshaber hielten. Er hatte einen goldbordirten Hut auf, und einen blauen Husarenmantel mit weiten, offenen, herabhängenden Aermeln, inwendig roth ausgefüttert, an. Er trug auch Stiefel und Sporn; seine übrige Kleidung konnten sie nicht sehen. Mein Vater faßte ihn so sehr ins Auge, daß er sagte, wenn er ihn wieder sehe, würde er ihn ganz wohl kennen. Hinter diesem Offizier marschirte die übrige Armee mit den zuvor gemeldeten Weibern und Kindern daher.

Als mein Vater seine Neugierde nun genugsam befriedigt hatte, stellte er meinem Großvater seine Besorgniß vor, daß die heranrückende Armee bei ihrem Anmarsch sie zwingen könnte,

mit ihr zu gehen, oder sie sonst übel behandeln möchte, und schlug vor, da eben ein großer Busch sie vor ihrem Anblick verhüllte, daß sie über den Graben, der den Thierpark von der Landstraße trennt, setzen, und sich hinter der jenseitigen Mauer bergen sollten. Mein Großvater hatte keine Besorgniß für seine Person, wollte aber meinem Vater nicht entgegen seyn, zu thun, was ihm beliebe. So sprang mein Vater sogleich über den Graben, und gieng eine Strecke unterhalb der jenseitigen Mauer weiter. — Darnach bestieg er einige Tannenstumpen, um, wie er glaubte, den schon vorübergegangenen Soldaten nachzublicken, aber zu seinem äußersten Erstaunen waren sie alle verschwunden; nicht einer von ihnen war mehr zu erblicken. Er eilte voll Erstaunen meinem Großvater zu, mit der Frage: Was ist aus den Leuten geworden? — Mein Großvater aber, der, nachdem mein Vater ihn verlassen hatte, ihnen keine große Aufmerksamkeit mehr zugewendet zu haben schien, bemerkend, daß sie alle verschwunden waren, sagte mit gleichem Erstaunen: „Ich weiß es nicht." —

Fortschreitend auf dem Weg nach Inverary empfahl er meinem Vater, tiefes Stillschweigen über die Sache zu beobachten, hinzufügend: daß sie sich mit der Erzählung nur lächerlich machen würden, denn Niemand würde glauben, daß sie ein so außerordentliches Gesicht gehabt hätten; zugleich sagte er ihm, daß, obschon er (mein Großvater) es nicht erleben möchte, doch mein Vater möglicher Weise dieses Gesicht verwirklicht sehen könnte. — Kaum hatten sie diese Unterredung beendet, als sie mit Stewart, (einem alten, in Glenshiray wohnenden, und nun heimkehrenden Manne) zusammentrafen. Er trieb ein Pferd vor sich her, das, wie sie glaubten, dasselbe Thier war, das sie zuvor, als von dem Haufen Soldaten umringt, gesehen hatten. Mein Vater, unerachtet der eben erhaltenen Ermahnung, konnte sich nicht enthalten, den Stewart zu fragen, was aus all den Leuten geworden sey, die mit ihm gereist seyen? — Stewart, nicht begreifend, worauf die Frage zielte, antwortete: „daß Niemand in seiner

Gesellschaft gewesen sey, seit er Inverary verlassen habe, aber daß er noch nie an einem so heißen Tage gereist sey, indem die Luft so dumpf und schwül sey, daß er kaum athmen könne, und daß auch sein Pferd so matt und schwach geworden, daß er genöthigt gewesen sey, abzusteigen, und es vor sich her zu treiben." —

Dieß ist die Erzählung, die mein Vater und Großvater, nicht nur mir, sondern auch vielen Anderen an diesem Ort und in der Nachbarschaft mitgetheilt haben. Es war nicht möglich, daß ein so außerordentliches Ereigniß lange verborgen bleiben konnte. — So außerordentlich es aber ist, so wird doch Niemand, der die beiden Augenzeugen kannte, es für möglich halten, daß sie so etwas ersonnen hätten, und so viel ich weiß, zweifelte auch Niemand an der Wahrheit ihrer Aussage. Mein Großvater starb vor mehreren Jahren; mein Vater innerhalb der beiden letzten, (um 1814), aber keiner von beiden sah das Gesicht verwirklicht; obschon allerdings mein Vater starke Erwartung hatte, es einige Jahre vor seinem Tode, besonders bei der letzten Rebellion in Irland, oder bei dem letzten drohenden Einfall der Franzosen, erfüllt zu sehen.

C. W.

Ueber den Versuch, den Sonambulismus und die Geistererscheinungen aus der Lebenskraft zu erklären.

Herr Professor Fischer leitet den Sonambulismus, und daher auch die Geistererscheinungen, von der, zur Seele gewordenen Lebenskraft ab. „Der Sonambulismus heißt es im „1. Theil pag. 120 (einer Schrift über Sonambulismus) ist „eine Entbindung und ein Erwachen der Lebens„kraft zur Bewußtheit und zu Anfängen der Frei„heit, also gewissermassen zu einer neuen, von „der Tagesseele verschiedenen Nachtseele, welche „denn auch den vegetativen, instinktartigen, unwillkührlichen, „plastischen Charakter der Lebenskraft nicht verläugnen wird.“ Die Lebenskraft selbst wird pag. 107 auf folgende Weise beschrieben: „sie ist, die den Körper bildende, erhaltende und „belebende Kraft, welche den körperlichen Stoff zu den wun„dervollen Organen vereinigt, ihn beständig wechselt, in diesem „Fluße aber die Form der Organe erhält. Das körperliche „Leben ist nicht bloßes Wechselspiel, der etwa nur kunstreicher „vereinigten, körperlichen Stoffe. Man kennt sie ja sehr wohl „die unschuldigen, körperlichen Stoffe, welche den menschlichen „Körper zusammensetzen: meist nichts, als Sauerstoff, Wasser„stoff u. s. w. Man weiß sehr wohl, was diese Stoffe für „sich allein, durch ihre selbst überlassene Verbindung unter„einander und durch das Wechselspiel ihre Kräfte zu Stande „bringen: Wasser, Kohlensäure, Ammoniak, nicht aber den „wundervollen, herrlichen Menschenkörper. Nur indem eine „höhere, bildende und belebende Kraft über sie kommt, ver„mögen sie sich zu dem wunderbaren Gebilde des menschlichen „Körpers zusammen zu fügen. Der lebende Körper schließt

„somit in und über dem körperlichen Stoffe, ein der Seele „sehr verwandtes, nur ungleich kunstreicher wirkendes Wesen „ein, die Lebenskraft."

Dieser werden nur außerordentliche Fähigkeiten zugeschrieben. Denn heißt es pag. 109: „lassen wir diese Lebenskraft „sich von dem körperlichen Stoffe lösen und zum Bewußtseyn „und zur Freiheit erwachen; sie wird ganz anders dichten, als „die Tagesphantasie. Wollen wir uns vergegenwärtigen, welche „Fülle von Formen und Gestalten, welche Farbenpracht die „Lebenskraft zu produciren im Stande ist, so dürfen wir uns nur „den Blick auf die organische Natur, die Thierwelt und Pflan„zenwelt, erweitern, die sammt und sonders ihr Werk ist. „Welche Gestalt sollte die Lebenskraft, nicht mit Vollendung „annehmen können; sie die gewohnt ist, sich zu dem vollkom„mensten Werke der irdischen Schöpfung zum Menschenkörper „zu gestalten! Sie wird ganz anders denken, als die Tages„intelligenz; denn noch hat diese nach tausendjährigem Stu„dium, die kunstreiche Einrichtung des Menschenkörpers, welchen „die Lebenskraft bildet, nicht begriffen. Lassen wir nun diese „wundervollen Kräfte, die im gesunden Leben ganz auf die „Bildung, Erhaltung und Belebung des Körpers verwendet „werden, zum Denken erwachen, welcher Blicke, welcher „Einsicht, welcher durchdringenden Intelligenz werden sie nicht „fähig seyn! Lassen wir die Lebenskraft, die freie und will„kührliche Bewegung des Körpers übernehmen, sie wird ihn „so sicher und geschickt leiten, als sie die unwillkührlichen Le„bensbewegungen ausführt; denn sie, welche die Mechanik des „menschlichen Gliederbau's so wundervoll angelegt, wird sie „auch am geschicktesten zu gebrauchen und dirigiren wissen. „Sie endlich, die Gesundheit, selbst, die bei jeder Kur das „Beste thut, wird, wenn sie reden kann, ihre Krankheit am „richtigsten erkennen, sich selbst am richtigsten zu rathen und „zu helfen, und den Arzt, der sie besorgt, zu leiten wissen."

Man sieht, Herr Professor Fischer nimmt zu dieser Hypothese nur darum seine Zuflucht, weil er das Bedürfniß fühlt

zwischen den grob materiellen Stoffen des Menschenkörpers, von welchen er mit Recht behauptet, daß sie den herrlichen Bau unseres Leibes nie hätten hervorbringen können, und der Seele des Menschen als einem reinen Geist, ein vermittelndes Band zu finden. Derselbe Gedanke hat andere, z. B. Stilling zu der Annahme eines Nervenäthers bewogen, welchen die Seherin von Prevorst, Nervengeist, H. Wirth, Ausdünstungsstoff nennt.

Es ist mithin nur eine etwas verschiedene Terminologie, um dasselbe auszudrücken; alle aber bezeichnen damit ein unbekanntes X., welches uns zur Erklärung anderer, unbegreiflicher Erscheinungen dienen soll.

Namentlich hat die Annahme dieser Lebenskraft des Herrn Professor Fischer weit größere Schwierigkeiten, als der Nervenäther oder Nervengeist, welchen man bis jetzt vorausgesetzt hat. Herr Fischer geht von der Voraussetzung aus, welche wir nicht bestreiten wollen, daß die Seele ihren Leib baue; er setzt das Wesen der Seele so ganz in diese vegetative Kraft, daß er pag. 154 die wache Seele, oder unser eigenes Ich nur den Ueberschuß von freier und bewußter Lebenskraft nimmt, welcher sich den Tag über ungebunden erhielt, allnächtlich aber an die Lebenskraft des Nervensystems zurücksinkt. Das Erwachen dagegen besteht in einer bloßen Wiederentlassung jenes, den Schlaf über zur Gebundenheit zurückgesunken gewesenen, Ueberschusses, der nun, nachdem er wieder, als freie und bewußte Kraft existirt, „die erwachte Seele heißt.“

Schon das, daß unsere Seele nichts seyn soll, als der Ueberschuß einer vegetativen Kraft, deren Bestimmung und Natur nur eigentlich darin besteht, unbewußt und nach Naturnothwendigkeit, unsern Leib zu bauen, scheint eine sehr verwerfliche Voraussetzung zu seyn. Nach diesem wäre mithin der größere Theil der Seele immer eine gebundene, bewußtlose, vegetative Kraft, welche sich blos in dem Bauen und Erhalten ihres eigenen

Körpers aufzehrt, und nur den Ueberschuß der nach dieser Arbeit übrig bleibt, dazu abgibt, um die Tagseele, oder unser eigentliches Ich zu bilden, und wir selbst wären Nichts, als der Rest der Lebenskraft, welche bei der Bildung von Knochen, Fleisch, Blut u. s. w. nicht aufgebraucht worden ist. Wie nun aber im Sonambulismus nicht nur dieser Ueberschuß der Lebenskraft, sondern auch der ganze Grundstock unserer Seele, die ganze Lebenskraft zur Seele werden soll, das hat uns Herr Fischer nicht erklärt und ist auch ganz unbegreiflich. Denn mit der Behauptung, daß sie auf eine krankhafte Weise im Sonambulismus los werde, ist nichts erklärt, da sie eigentlich nie von ihren Organen los wird, sondern auch im Sonambulismus, als vegetative erhaltende Kraft immer fortwirken muß, sonst wäre der Sonambule todt. Wir können durchaus nicht glauben, daß der Ueberschuß einer, nach Naturnothwendigkeit wirkenden Kraft, (die Lebenskraft) ihre Natur so gänzlich umändern und zur moralischen Freiheit sich erheben kann; noch weit weniger ist einzusehen, wie der Grundstock selbst, d. h. die ganze Lebenskraft, welche in ihrem ganzen Leben noch nichts gethan hat, als unbewußt und nach Naturnothwendigkeit ihren Leib zu bauen, wie die Biene ihre Zellen, zur Menschenseele, zur freien Intelligenz, zur moralischen Freiheit sollte werden können.

Denn dieß wäre nicht etwa eine Steigerung, eine Erhebung, ein Loswerden dieser Lebenskraft, sondern eine gänzliche Umänderung ihrer Natur, indem eine nach Naturnothwendigkeit wirkende vegetative Kraft, das gerade Gegentheil der moralischen Freiheit und der bewußten Intelligenz ist. Leichter können wir annehmen, daß die Seele zur bloßen vegetativen Kraft werden kann, d. h. von ihren höhern Fähigkeiten keinen Gebrauch macht, sie ruhen läßt, und wie etwa ein Embryo, im Schlaf, nur als vegetative Kraft ihren Leib baut. Auch das scheint mir wahrscheinlich, daß die Seele auf eine unbegreifliche Weise im Sonambulismus andere Organe

ihre Wirksamkeit wählt, oder in diesen Organen auf andere Weise wirkt.

Daraus erklärt Herr Fischer mit Recht das gänzliche Vergessen alles dessen, was im Schlafwachen vorgeht, da das Gedächtniß so sehr an ein bestimmtes Organ gebunden ist, daß man mit einzelnen Theilen des Gehirns bestimmte Erinnerungen wegnehmen kann. Zugleich stellt Herr Fischer diese Lebenskraft viel zu hoch, und schreibt ihr zu große Fähigkeiten zu. Wenn er sagt, man dürfe nur einen Blick auf die organische Natur, die Thier- und Pflanzenwelt werfen, um zu erkennen, welche Fülle von Formen und Gestalten, welche Farbenpracht die Lebenskraft hervorzubringen wisse, so antworten wir darauf, daß das nicht die Lebenskraft eines einzelnen organischen Wesens, sondern die schöpferische Kraft der ganzen Natur, oder eigentlich des Schöpfers selbst vermag. Es gilt hier vom Ganzen, was Herr Fischer pag. 117 von der Seele sagt, wenn sie ihren Körper baut: „es ist dieß nicht ihr Werk, sondern Werk des Schöpfers, der ihr die Kräfte und Gesetze dazu eingeschaffen; — „Werk der Natur, deren Geschicklichkeit allerdings hoch über „unserer Freiheit steht.“ Sonst müßten wir ja annehmen, die Lebenskraft eines Kolibri's oder eines bunten Schmetterlings müßte zur Seele eines Raphael werden, wenn sie sich auf eine krankhafte Weise von ihrem Organismus losmachen und frei werden könnte. Gerade so verhält es sich mit der Lebenskraft des Menschen, sie schafft wohl den herrlichen Menschenleib, aber nach nothwendigen Gesetzen und unbewußt, und schafft ihn eben deßwegen eigentlich nicht, sondern wie Herr Fischer in obiger Stelle sagt, der Schöpfer, der ihm die Gesetze dazu eingeschaffen hat. Sie hat eben darum das Gleichgewicht des Körpers nicht abgewogen, wie es pag. 148 heißt, und wird es eben aus diesem Grund nicht am sichersten halten können. Diese Lebenskraft hat mithin gar keine Phantasie und vermag gar nicht zu dichten, denn sie schafft unaufhörlich nach Einem Typus Menschenkörper, und

das ist weder Phantasie noch Dichtung. Sie kann mit der Tagesphantasie gar nicht verglichen werden, deren Werke in unendlicher Manichfaltigkeit, in Gestalten, Tönen, Farben und Bildern als freies Produkt ihrer Thätigkeit vor uns stehen. Und gerade so verhält es sich mit der Intelligenz dieser Lebenskraft. Weil sie unbewußt nach Naturgesetzen schafft, so hat sie so wenig Intelligenz als die Biene oder Spinne, und die Erfahrung lehrt durchaus nicht, daß sie je zum Denken erwacht wäre, und so tiefer Einsicht fähig gewesen wäre. Denn wenn auch die Sonambülen einzelne Glieder ihres Körpers durchschauen und die Mittel ihrer Heilung anordnen, so ist es nicht die Lebenskraft, welcher diese höhere Einsicht zukommt, sondern die Seele selbst, welche durch die neue Verbindung, in welche sie zu andern Organen tritt, in welcher sie sonst nicht mit Bewußtseyn wirkte, neue Blicke und Einsichten zu Theil werden. Das, was die Tagesintelligenz, wie Herr Fischer sagt, nach tausendjährigem Studium nicht zu begreifen vermag, die kunstreiche Einrichtung des Menschenkörpers und die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib, hat diese Lebenskraft uns auch im Sonambulismus noch nicht erklärt, auch noch nicht einmal das Räthsel gelöst, wie die Seele auch nur einen Arm bewegen kann. Auch möchte es mit dieser hohen Intelligenz, welche Herr Fischer der Lebenskraft beilegt, schwer zu vereinigen seyn, daß sie dann doch wieder sich selbst und ihre Leistungen, ihre tiefen Blicke und Einsichten so wenig kennt, daß sie bei den Sonambülen sich einbildet, alle diese Einsichten werden ihr von einem, durch die Phantasie ohne ihr Wissen selbstgeschaffenen Führer oder Schutzgeist beigebracht, und sich durch diese Blendwerke der Phantasie oder Hallucinationen der Sinnen betrügen läßt, so wie es kaum denkbar ist, daß eine solche Intelligenz sich leiblich auf die Glieder werfen kann; dann als Gliedersonambulismus sich wie eine Schlange windet, im Veitstanz tolle Sprünge macht, auf Dachgiebel reitet, und überhaupt die unvernünftigsten Dinge treibt.

Bei näherer Prüfung finden wir sogar, daß der Unterschied zwischen der Tag- und Nachtseele, wie Herr Fischer ihn darstellt, aus seiner Hypothese sich nicht einmal erklären läßt. Denn auch die Tagseele ist ja nichts anders als losgewordene Lebenskraft, nämlich des Ueberschusses, welcher beim Bilden des Leibes übrig bleibt, gerade wie die Nachtseele. Auch unsere Tagseele ist mithin, wie die Nachtseele eine Entbindung und im Erwachen der Lebenskraft zur Bewußtheit und zur Freiheit, welche daher so wenig als die Nachtseele, den vegetativen, instinktartigen, unwillkührlichen, plastischen Charakter der Lebenskraft verläugnen könnte.

Gerade wenn es nur Eine Lebenskraft gibt, welche mit der Seele Eins ist, kann sie durch diese Entbindung nicht so verschiedene Seelen hervorbringen. Denn auch die Tagseele ist ja dann ein Ausfluß oder Ueberfluß dieser Lebenskraft, welche in dem Thier- und Pflanzenreich so herrlich dichtet und sollte daher so gut dichten, wie sie; auch die Tagseele wäre ja dabei gewesen, als die Lebenskraft das Gleichgewicht des Körpers abwog und seinen kunstvollen Bau schuf, und sollte daher ohne lange Uebung und Unterricht dieselben Equilibrirkünste anstellen können, wie die Nachtwandler auf den Dächern und eben so tiefe Blicke in das Innere unserer Organisationen werfen können, wie die Nachtseele. Und wenn der Theil der Lebenskraft, welcher unsere Nachtseele bildet, die Haut zu ihrem Sitz nehmen kann, und mit allen Gliedern, den Fingern, dem Ellenbogen u. s. w. zu sehen vermag; warum kann dieß nicht auch der Ueberschuß, welcher die Tagseele bildet, warum ist dieser an das Auge gebunden, wenn er sehen will? Wir müssen uns doch diesen, zuerst zur Seele gewordenen Ueberschuß, gleichsam als den vorzüglichsten, feinsten Extrakt dieser Lebenskraft denken, wenn wir unser werthes Ich, unsere Seele, nicht aus dem Bodensatz entstehen lassen wollen, und dann begreifen wir nicht, warum die Nachtseele die Tagseele in so vielen Stücken übertrifft.

Endlich wird durch diese Hypothese die Einheit unseres

Ich's, gerade so aufgehoben und in Stücke zertheilt, wie durch die Phantasietheorie; denn wir erhalten nicht nur gewissermassen, wie Herr Fischer sagt, sondern auch buchstäblich zwei Seelen, eine Tagseele und eine Nachtseele, und zwar auch so, daß die Nachtseele der Tagseele Dinge vorgaukelt, von welcher nichts vorhanden ist, oder mehr Kenntniß hat, als sie. Denn wie die Visionen, die Geistererscheinungen u. s. w. Wirkungen dieser zur Seele gewordenen Lebenskraft seyn sollen, so müssen diese beide Seelen gleichzeitig in unserem Leibe vorhanden seyn, die eine, um das Blendwerk vorzumachen, die andere, um es zu erkennen, sich darüber zu verwundern, davor zu fürchten, oder wie Nicolai darüber nachzudenken, oder sich überhaupt äffen und betrügen zu lassen. Ja in gewissen Fällen müßten wir dieser Lebenskraft Kenntnisse zuschreiben, von welchen nicht nur unsere Tagseele nichts weiß, sondern von welchen wir eben so wenig begreifen, wie unsere Nachtseele dazu gekommen seyn mag. So z. B. wenn jener Geist der Frau H. seinen, ihr ganz unbekannteu Geburtstag eines Geistes richtig sagte, der Geist des verstorbenen Burgermeister Bellon einzelne Thatsachen auf eine, mit öffentlichen Büchern übereinstimmende Weise angab, so können wir nicht einsehen, woher die Lebenskraft, diese ihr ganz fremden Notizen erlangt haben sollte, wenn wir ihr auch in ihrer eigenen Sphäre, in dem Bilden des menschlichen Organismus eine noch so große Intelligenz zuschreiben. Wollen wir vielleicht auch mit Herrn Wirth, Strauß und andern annehmen, diese Lebenskraft habe, ohne Vorwissen der Seele, und ohne, daß man es Frau H. angesehen hätte, ihren Körper verlassen und die öffentlichen Bücher durchgelesen, aus welchen sie diese Kenntnisse schöpfte, und sey sodann der Tagseele als Geist erschienen, um ihr diese Notizen mitzutheilen, so verwickeln wir uns hier wieder in dieselben handgreiflichen Widersprüche, welche wir schon hinlänglich nachgewiesen haben. Diese Lebenskraft vermag uns daher diese Erscheinungen so wenig zu erklären, als die Phantasie, oder

der Nervengeist, oder der Ausdünstungsstoff und die Hypothesen, welche schon vorgebracht worden sind.

Doch nicht nur zwei, sondern sogar noch mehr Seelen erhalten wir durch diese Hypothese, insofern Herr Fischer selbst jedem einzelnen Organ eine besondere Lebenskraft zuschreibt, welche zur Seele werden kann, so z. B. dem Gehirn, aus welchem der Gehirnsonambulismus entstehe, wenn sie zur Seele wird pag. 155. Die Erfahrung, daß von Hellmont mit der Herzgrube zu denken glaubte, wird pag. 167 daraus erklärt, daß die sonambul erwachte Lebenskraft des Magenmunds sich mit der Seele des Gehirns zu einem Ich zusammengeschlossen habe und vermöge der größern Energie ihrer Phantasie und Intelligenz (ohne Zweifel der Lebenskraft des Magenmunds, welche nun ebenfalls Phantasie und Intelligenz erhalten hat), alles Dichten und Denken übernahm (was sonst nicht möglich gewesen wäre). Wer wird dieß nicht unwahrscheinlich finden, daß sogar die Lebenskraft eines einzelnen Organs zur Seele werden und Phantasie und Intelligenz annehmen kann? Und wenn dieß beim Magenmund möglich ist, so wird dieß auch mit der Lebenskraft jedes andern Organs, der Lunge, der Leber, der Milz u. s. w. der Fall seyn können, und so erhalten wir zuletzt eine ganze Legion von Seelen, wie jener Besessene eine Legion von Dämonen im Leib hatte.

Wie materiell diese Lebenskraft aufgefaßt wird, wollen wir an einigen Beispielen aus dem dritten Band des Sonambulismus zeigen, wo diese Hypothese zur Erklärung manche Erscheinungen angewendet wird. Nach pag. 70 „seyen die „Visionen Gehirnsonambulismus, indem nur die Lebenskraft „des Gehirns den zu dem visionirenden Spiele erforderlichen „Gedankenreichthum in sich trage.“ Die Lebenskraft des Gehirns hätte mithin das selbstständige Vermögen vor der Seele allerlei Figurationen darzustellen, ohne daß wir etwas davon wissen, daß dieß die Lebenskraft des Gehirns bewirkt, indem uns diese Bilder als unabhängige Erscheinungen vor Augen

schweben, ohne daß wir etwas von ihrer Entstehung aus der Lebenskraft des Gehirns merken. Die Lebenskraft des Gehirns hätte die Fähigkeit unserer Seele, d. h. uns selbst zu necken und zu äffen und uns allerhand Dinge vorzugaukeln, sie wäre eine zweite, für sich bestehende Individualität, welche wir mit uns herumtragen, ohne etwas davon zu wissen. Ja in gewissen Fällen müßte sie weit mehr wissen, als unsere Seele selbst, wenn uns nämlich diese Visionen Etwas Zukünftiges darstellen, wie im zweiten Gesicht, oder wenn sie uns eine höhere Wahrheit mittheilen, wie bei der Vision, welche der Apostel Petrus hatte.

Pag. 159 spricht Herr Professor Fischer von einer ganzen Masse des sonambulen Bewußtseyns, indem er sagt: „Die „Vision kann in dem Zustande des Halbschlafes vorhanden „seyn, oder fehlen; dieß hängt von der Masse des entbun„denen, sonambulen Bewußtseyns ab. Meist bildet das sonam„bule Bewußtseyn eine blaße, den halbwachen Augen ent„strömende Lichthallucination." Die Worte der Sonambule von Gmelin: sobald der magnetische Schlaf aufhört, so umfließt der Dunst, der vorher die Nerven umgab, sie, wie vorher, erklärt Herr Fischer pag. 165 auf folgende Weise: d. h. „die Lebenskraft der Nerven kehrt in Bewußtlosigkeit „zurück." Wir hätten also hier eine Lebenskraft, welche bald zu Licht werden kann und dann zur Bewußtheit wird, bald wieder sich verdichtet und dann zu Dunst wird; eine Lebenskraft, welche gleich einer Luftart dem halbwachen Auge entströmen kann, und doch Bewußtheit, Intelligenz, Phantasie u. s. w. besitzt, d. h. eine zweite Seele ist, also gleich einer Materie entströmt und verdichtet und zu Dunst wird, und doch auch Bewußtseyn hat! Ja dieses Selbstbewußtseyn kann sogar wolkicht werden, wie ein chemischer Niederschlag. Denn nach pag. 166 „wirkt die einschläfernde Manipulation „durch Entbindung des innerlich klaren, dem Auge wolkicht „entströmenden Selbstbewußtseyns." Dieses Selbstbewußtseyn kann auch ganz aus uns hinausströmen, denn

pag. 220 heißt es: „das sonambule Bewußtseyn lagert sich „wie eine Lichtwolke, die sich bis zu einem Lichtmeere aus= „dehnen kann, um den Körper der Sonambule." Und zwar ist dieses Bewußtseyn so materiell, daß es nach pag. 224 zu einem Nebel werden kann. Aus dieser Hypothese, daß sogar die Lebenskraft eines einzelnen Organs zum Bewußtseyn kommen kann, sucht er bei den Sonambulen das Durchschauen ihrer innern Theile zu erklären. So heißt es pag. 266: „wahrscheinlich beruht der Anschein der örtlichen Anschauung „(solcher Organe), darauf, daß gerade die Lebenskraft der= „jenigen Körperparthie, deren Eingeweide im Schaubilde „erscheinen sollen; es ist, welche sonambul entbunden und „visionär gestaltet wird." Dieß wird pag. 270 noch deut= licher mit den Worten erklärt: „daß die sonambule Intelligenz „ein wahres Schaubild der Eingeweide liefern kann, ist so „unbegreiflich nicht; denn es ist ja die Lebenskraft selber, „welche jene Eingeweide beständig producirt, und daher wohl „ein getreues Nachbild ihrer beständigen Produktion liefern „kann. Am Ende ist dieses Schaubild des Innern nur eine „Art Doppelgänger und gehört als solcher zu den erklärlichsten „und nächstliegenden visionären Produkten der sonambul ent= „bundenen Lebenskraft." Und zwar müßten wir annehmen, daß diese Lebenskraft selbst die Gestalt dieser Eingeweide an= nehmen werde, denn es heißt auf derselben Seite ausdrücklich: „wahrscheinlich ist es gerade die Lebenskraft der Körpertheile, „deren Eingeweide geschaut wird, welche sich zu dem Schau= „bild derselben gestaltet." Wenn mithin eine Sonambule glaubt, sie sehe ihre Leber, und sie ganz richtig beschreibt, so ist sie in einem starken Irrthum, denn es ist nicht ihre Leber, welche sie sieht, sondern die losgebundene Lebens= kraft dieser Leber, welche in der Luft vor den Augen der Sonambule ein ganz ähnliches Schaubild — einen Leber= doppelgänger, wie Herr Fischer sagt, bildet, welches, der wirklichen Leber nach Gestalt, Farbe u. s. w. so ähnlich sieht, wie unser Bild im Spiegel. Und zwar merkt die Seele von

dem allem nicht das Mindeste, die Lebenskraft dieser Leber wird los und bildet dieses Luftbild, ohne daß die Seele es gewahr wird, sondern sie weiß sie so zu täuschen, daß sie ihre Leber selbst zu sehen glaubt, während sie nur ein, von der Lebenskraft hervorgebrachtes luftiges Schaubild erblickt, und wenn der Herr Professor Fischer in Basel nicht hinter diesen Betrug gekommen wäre, so hätte es kein Mensch gewußt. Wenn es aber richtig ist, daß die Lebenskraft des Magens, der Leber, des Gehirns u. s. w. solche Schaubilde in der Luft zu zaubern weiß, so möchten wir nun fragen, wie es denn kommt, daß nur die Sonambule allein dieses reelle Schaubild sieht, welches in der Luft vor ihren Augen schwebt?

Würde er sich aber darauf berufen, daß ja nach unserer Ansicht auch die Geister nur von denen gesehen werden, welche eine Empfänglichkeit für dieses Schauen haben, so würde er hier die Realität dieser Geister zugeben müssen, so wie er ja auch hier dieses Schaubild nicht blos für Etwas imaginäres, sondern für Etwas reelles hält. Mir kommen aber diese Kunststücke der Lebenskraft so erstaunlich vor, daß ich lieber an alle Wunder der Zauberwelt glauben will.

Gerber.

Todesahnungen.

1.

Die Gattin des Herrn Oberamtsrichters Römer zu Weinsberg erzählte in einer Gesellschaft von vielen Freunden und auch früher schon hie und da Einzelnen: Vor ungefähr 4 Wochen seye sie durch heftiges Schreien ihres 2½ Jahr alten Kindes in der Mitternacht aus dem Schlafe erweckt worden und als sie sich nach dem Kinde (das an ihrer Schlafstätte in einer besondern lag) umgeschaut, habe sie ganz deutlich: denn sie seye völlig wach gewesen, eine graue Menschengestalt vor dem Bettchen ihres Kindes stehen und über das Kind hineinschauen sehen.

Erschreckt habe sie sogleich ihrem Manne gerufen, er solle doch schnell ein Licht anzünden, sie meine, es sey jemand da. Dieser sey erwacht und habe ein Licht angezündet, worauf sie aber beide nichts mehr gesehen. Sie habe, während ihr Mann mit Fertigung des Lichtes sich beschäftigte, immer noch die Gestalt deutlich vor dem Kinde stehen sehen.

Frau Römer äußert in der Gesellschaft: es seye ihr bange, daß dieß dem Kinde ein Unglück bedeuten könnte. Diese Erzählung machte Frau Römer am Mittwoch. Am Samstag der gleichen Woche ging dasselbe Kind, nachdem es zu Mittag gegessen, mit dem Vorgeben, es gehe in die Küche zur Magd, ohne Wissen der Eltern, vor das Haus auf die Straße. Ein schwerbeladener Bretterwagen fuhr vorüber, ergriff das Kind und fuhr mit dem vordern Rade über seinen Bauch, daß es augenblicklich todt blieb.

2.

Heilbronn den 26 März 1843.

Am gestrigen Mittag begab ich mich in das Krankenzimmer der männlichen Gefangenen des hiesigen Kreis-Gefängnisses. Hier traf ich mehrere Patienten, wovon der eine, der 27jährige G. M. Fein von Bodenheim, von der Lungenschwindsucht befallen, seit längerer Zeit in ärztlicher Behandlung sich befand und nach ärztlichem Ermessen dem Ziel seiner Tage sehr nahe stund. Eben diesem Menschen — einem habituirten Betrüger und daher mit einer Reihe von Criminalstrafen behaftet, bis jetzt aber keineswegs auf den Weg zur Besserung gelangt — machte ich bei dieser Gelegenheit das Gefährliche seiner Krankheit bemerklich, um hiedurch den Wunsch in ihm zu erregen, nunmehr der Pflege des Haus-Geistlichen sich anzuvertrauen, und Trost für seine Seele zu suchen.

Der Kranke äußerte jedoch wegen seines Befindens keine große Besorgniß und ging nicht darauf ein, den Seelsorger zu sich zu berufen. An demselben Tage noch, etwa 5 Stunden später, als Fein eben auf seiner Lagerstätte sitzend die Abendsuppe zu sich nahm, legte er plötzlich seinen Eßlöffel zur Seite und äußerte mit fester Stimme und unerschrocken gegen seine Zimmer-Genossen:

> Morgen früh seht ihr mich nimmer!
> Man hat mir gerufen: „Fein!" und zugleich hat es an meiner Bettstatt geklopft, dieß bedeutet meinen nahen Tod!

Als sogleich nachher der Ober-Aufseher in demselben Zimmer sich einfand, erzählten ihm die übrigen Patienten, was Fein so eben ausgerufen habe; während übrigens von ihnen weder ein Rufen noch Klopfen vernommen worden sey. Fein selbst aber versicherte zugleich, daß er sich hiebei nichts weniger, denn getäuscht habe und verband hiemit die Bitte: seinen Leichnam doch nicht der Anatomie zu übergeben.

Die folgende Nacht über zeigte er sich — auch jetzt noch

den Zutritt des Haus=Geistlichen ablehnend — gemüthsruhig und starb sodann ohne schweren Todeskampf am nächsten Morgen, 12 Stunden nach der vorerwähnten Ahnung.

Verwalter des K. Kreis=Gefängnisses
Justiz=Assessor Klunzinger.

3.

Fouqués (des Dichters) Tod erfolgte ganz unerwartet und war von einem höchst merkwürdigen Umstande begleitet. Gesund hatte er am 21. Januar (1843) sein Haus verlassen und mehrere Besuche gemacht, als ihn, da er Abends heimkehrte, auf der Treppe, noch ehe er sein Zimmer erreicht hatte, ein Schlagfluß traf, an dessen Folgen er am 23. früh verschied, ohne wieder zum Bewußtseyn gekommen zu seyn. Die letzten Worte, die er hinieden geschrieben, finden sich in seinem Tagbuche und sind unmittelbar vor seinem Ausgang eingezeichnet. Sie lauten wörtlich: (die Originalhandschrift liegt uns vor) Am 31. Januar (Morgens beim Aufstehen und gleich nachher):

„Hell, ich fühl' der Herr ist mir nah und nah auch der Tod mir,
Doch weit näher der Herr. Heil mir der seligen Näh'!"

So sprach sich Fouqué seinem Gott gegenüber aus, denn er wußte nicht, daß Menschen sobald einen Blick in das immer sorgfältig verborgene Tagbuch thun würden; diese Abschiedsworte aber zeigen uns Fouqué in seiner wahren Gestalt, und das Bild hiervon wollen wir alte Freunde des Vorausgegangenen treu festhalten, bis auch wir berufen werden, ihm nachzufolgen.

Berlin, 2. Februar 1843 an Fouqués Geburtstag.

Julius Eduard Hitzig.

(Siehe allgemeine Zeitung 24. Februar 1843.)

4.

Herr Hofrath v. Reinbek erzählt in seiner interessanten Schrift: Leben und Wirken Dr. Th. Joh. Gustav Reinbek, weil. Königl. Preußischer Consistorialrath, folgende merkwürdige Begebenheit:

„In dem Verhältnisse als Seelsorger geschah es, daß meinem Großvater von einer angesehenen Kaufmannswittwe, Frau Westphal, ein Schnupftuch eines Abends übersandt wurde, mit der Bitte, es zu besehen. Er schlug es auseinander und erblickte mit Entsetzen darin in einem Blutauswurf das ihm wohlbekannte Bildniß eines der entfernten Söhne der Wittwe, der Husaren-Officier war, mit einer klaffenden Wunde am Halse. Er begab sich sogleich zu der armen Frau, die er in der höchsten Bewegung fand und die ihm erzählte, daß sie in der Dämmerung das Tuch gebraucht habe und ihr aufgefallen sey, Blut darin zu finden. Als Licht gekommen sey, habe sie darin das Bildniß ihres Sohnes erkannt, mit einer Wunde am Halse. Er sey gewiß todt. — Mein Großvater konnte die Aehnlichkeit nicht bestreiten, und ermahnte sie, diese unerklärbare Erscheinung dazu zu benutzen, sich Fassung zu gewinnen für die nächste Nachricht von ihrem Sohne, die, wenn sie ein ihm widerfahrenes Unglück bringen sollte, ihr wenigstens nicht unerwartet käme. Sie kam bald und enthielt die Kunde, daß er in einem Duell einen tiefen Hieb in den Hals erhalten habe, und daran gestorben sey. — Das Blutbild wurde sogleich aus dem Tuche geschnitten und zum Andenken in einen Rahmen unter Glas bewahrt. Im Jahre 1790 kam an der königlichen Tafel die Rede darauf und der König Friedrich Wilhelm II. ließ das Bild von der Familie Westphal holen. Hier sah es mein verstorbener Schwager, der Geheime-Ober-Finanzrath v. Burghoff, und dieser brachte es in's väterliche Haus, wo so oft von diesem merkwürdigen Vorfall war gesprochen worden. Das Blut war erblaßt, aber das Profil und der Hieb am Hals noch ganz kennbar. Es ist wahrscheinlich noch in der Familie vorhanden."

Aussprüche der Alten über den Tod.

Was von jeher als das allgemeine Loos der Menschheit sich unwidersprechlich der Ueberzeugung aufdrang, sterben zu müssen, das haben auch die heidnischen Schriftsteller in seiner ganzen Allgemeinheit erkannt und gelehrt. Auch bei ihnen kannte man keinen Unterschied des Geschlechts, des Alters, des Standes, Ranges, wenn man vom Tode sprach.

Alle müssen wir sterben, ja Alle erwartet der Fährmann
Gierig harrend, es reicht kaum für den Haufen das Boot.
Alle wir eilen dahin, dieß Ziel ist allen gesetzet,
Alles in seine Gewalt bringet der finstere Tod.

Ovid.

Es klopft der blaße Tod mit immer gleichem Schritte,
Bei Fürstenhäusern an und an des Armen Hütte.

Horaz.

Es wandert Arm und Reich des Todes Höhle zu.

Pinder.

Alle unterliegen demselben Loos; das Glück, geboren zu werden, hat den Tod zur Folge. Sir. 40, 3. 4.

Seneka.

Schon damals gab es übrigens Träumer, welche, wie weiland Paracelsus Theophrastus, ein Kraut für den

Tod suchten. Eines solchen gedenkt Galen de marasmo. — Wie aus Paulus Seele geschrieben (Röm. 5. 12.) ist das Wort:

Von Fehlern völlig rein, vom Tode frei
Ist auch nicht Einer.

Simonides.

Wir staunen über die Kraft, mit welcher Viele von den Alten dem Tod, diesem der Natur so herben und finstern Feind, eine heitere, ja liebliche Seite abzugewinnen wußten. Das hört man sie manchfach behaupten, das bezeugten die unzähligen Beispiele ruhiger, ja fröhlicher Todesverachtung.

Den Neugebor'nen sollt' ein Trauerfest
Gemeinsam klagen, der so vielen Leiden
Entgegengeht, doch wer im Tode ruht,
Glückwünschend sollte man und fröhlich ihn
Bestatten.

Euripides.

Wer weiß, das Leben ist ein Sterben
Der Tod ein Leben?

Derselbe.

Daß der Tod für ein Glück gehalten worden, beweißt jene liebliche Erzählung, welche Cicero von Herodot entlehnt hat: die beiden Söhne einer Priesterin sahen, daß die Zugthiere, welche die Mutter zu dem feierlichen Opfer führen sollten, zu lange verweilten. Sie legen ihre Kleider ab, salben sich mit heiligem Oele, und ziehen den Wagen anstatt der Zugthiere. Die gerührte Mutter bittet die Gottheit um einen ihrer frommen That würdigen Lohn. Nach der Mahlzeit legen sie sich schlafen, — am andern Morgen findet man beide Jünglinge todt. — Cleobis und Biton.

Freilich ist nicht zu läugnen, daß diese Ansicht vom Tod eine Folge der Betrachtung irdischer Leiden war, wie Cicero sagt, ein alter Redner, Alcidanus, habe dem Tod eine Lobrede gehalten, die aus einer bloßen Aufzählung der Leiden des Lebens bestanden habe. Doch möchte diese Betrachtung nicht die allen lebenden Geschöpfen so tief eingesenkte Lebenslust überwältigen. Auch Glücklichen empfahl man den Tod als ein Gut. Wenn es daher auch als Schwärmerei beklagt werden muß, was Cicero von einem Cleombrotus erzählt, Plato's Phädon habe eine solche Sterbenslust in ihm erregt, daß er sich über eine Mauer hinabstürzte — so bleibt doch dieses Buch eine herrliche Anleitung zu vernünftigen Todesbetrachtungen.

Wahre Philosophen machen es allein zu ihrem Hauptgeschäft, ihre Seele vom Körper frei zu machen. —

Plato.

Das Leben der Philosophen ist eine Todesbetrachtung.

Cicero.

Der Geist des Philosophen hält den Körper für gering, sucht ihm zu entfliehen, und nur mit sich selbst allein zu seyn. cf. Röm. 7, 24.

Plato.

Der sterbende Sokrates — um nicht nur Worte, sondern auch Thaten anzuführen, (zahlloser Aufopferungen im Schlachtentod nicht zu gedenken) verdiente den christlichen Martyrern nicht ferne zu stehen. Er suchte keinen Anwalt, flehte nicht um Gnade, blieb standhaft, nicht aus Stolz, sondern aus wahrer Seelengröße; redete noch an seinem Todestag vieles vom Sterben; konnte fliehen, er wollte nicht, und noch mit dem Giftbecher in der Hand, sprach er nicht als einer, der in den Tod, sondern hinauf zum Himmel ziehen will. Was gab diesem Manne solche Kraft? —

Der Selbstmord wurde von Einigen gerühmt, von Andern verworfen.

Jünglinge, welche sich zur Weisheit bekennen, weigern sich, Hand an sich selbst zu legen, halten es für Unrecht, ihre eigenen Mörder zu werden; man müße warten, denken sie, auf sein natürliches Ende. Seneka.

Cebes: Warum hält man es für Unrecht, sich den Tod zu geben? Wo es ersprießlicher wäre, zu sterben, als zu leben? Man sollte sich doch wundern, wenn denen, welchen besser wäre, sie stürben, nicht vergönnt seyn sollte, sich selbst diesen Vortheil zu verschaffen und auf einen Andern zu warten, der ihnen diesen Dienst leistete.

Sokrates: Widersinnig mag das erscheinen. Doch kanns einen Grund geben (diese Handlungsweise zu verwerfen.) Wahrlich, der Satz, der in diesen Dingen noch Geheimniß ist, daß nämlich wir Menschen unter gewisser Obhut stehen, der einer sich nicht eigenmächtig entziehen, noch entfliehen soll, dieser Satz erscheint mir groß und schwer zu begreifen. Indessen haben, wie man richtig zu sagen scheint, die Götter unsre Pflege unter sich; wir sind eines der Besitzthümer der Götter. Cebes: Allerdings Sokrates. Würdest also nicht auch du, wenn einer deiner Sklaven zum Selbstmörder worden wäre, von dem du es am wenigsten geglaubt, demselben zürnen? ihn nicht noch strafen, wenn du könntest? Cebes: Warum nicht? Sokrates: So dürfte es also nicht unvernünftig seyn, nicht eher sich das Leben zu nehmen, als bis Gott die Nothwendigkeit auflegt. Ohne Befehl des Oberherrn soll man dessen Schutz und den Posten im Leben nicht verlassen.

Plato. Phädon.

Der uns inwohnende Gott verbietet uns, ohne seinen Befehl von hier (diesem Leben) wegzuziehen. Hat nun aber der Gott selbst eine gerechte Ursache gehabt, so kann bei Gott! selbst jener Weise (Cato) nicht mit Freuden aus dieser Nacht zu jenem Lichte dringen; noch jene Kerkerbande sprengen: die Gesetze verbietens; nein, von Vorgesetzten, oder irgend einer gesetzlichen Macht, also von Gott, mußte er abgerufen, wegbeordert seyn.

Cicero.

Diese Sterbensfreudigkeit, die bei den Alten in Wort und That nichts seltenes war, fand ihre Hauptstütze in dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele.

Gerne erwartet er (der Weise) seinen Todestag und ohne Widerwillen, denn er verläßt sich darauf, seine Seele sey unsterblich.

Auch hierüber waren übrigens die Ansichten getheilt.

Es giebt Solche, welche den Tod für eine Trennung der Seele vom Körper halten; Andre widersprechen dieß, der Geist sterbe mit dem Körper, die Seele erlösche mit dem Leib; die eine Trennung behaupten, sagen zum Theil, der Geist löse sich auf in Theile; Andre lassen ihn noch lange, noch Andre immer bleiben. Cicero.

Demokrit und Epikur lehrten: die Seele sey vergänglich und löse sich mit dem Körper auf.

Plutarch.

Nur wenn der Geist getrennt, ist er etwas, und nur dieses ist das Unsterbliche und Ewige.

Aristoteles.

Wird alles an uns sterben? Nichts verbleiben?
Nichts wird seyn nach dem Tod, selbst dieser — nichts.

— — — — —

Den Leib zerstört der gewisse Tod,
Die Seel' auch schont er nicht.

Seneka.

Die Stoiker schrieben der Seele ein sehr langes, doch nicht unsterbliches Daseyn zu.

Die Seele ist auch etwas Körperliches, nach dem Tode dauert sie fort, ist aber der Auflösung auch unterworfen.

Diog. Laert.

Die Stoiker lehrten, die Seele werde bei ihrem Austritt aus dem Körper, als der schwächere Theil mit dem, was mit ihr zusammenhängt, aufgelöst; darunter verstanden sie die Seelen der Ungebildeten; die stärkeren hingegen, die der Weisen, bleiben bis zur Verbrennung (der Welt). Plutarch.

Auch wir, glückliche Seelen, denen das Ewige zu Theil geworden, wir werden, wenn es Gott gefällt, Alles umzuwandeln, wenn alles zusammenstürzt, Alles ein kleiner Theil der ungeheuern Ruine, in ursprüngliche Bestandtheile verwandelt werden.

Seneka.

Einige behaupten, die Seelen und das Gefühl des Menschen erlösche mit dem Tod; Andere aber sagen: wenn sie den Körper verlassen hätten, namentlich die der Weisen und Tapfern, würden sie erst recht fühlen und wirken. Cicero.

Selbst die Edelsten unter den Heiden konnten ohne Offenbarung nie ihrer Sache so gewiß werden, daß nicht irgend ein Skrupel im Hintergrunde gelauert hätte.

Ist es so, wie ich glaube, verläßt die Seele den Körper, so thut, um was ich euch bitte; erweiset mir göttliche Ehre; wo nicht, so vergeht die Seele mit dem Körper.

Cyrus bei Xenophon.

Eines oder das Andere ist nothwendig, das Sterben; entweder eine völlige Aufhebung alles Gefühls, oder, wie man sagt, eine Wanderung an einen anderen Ort. Findet also ein Erlöschen des Gefühls statt, und gleicht der Tod jener Art des Schlafs, wo die tiefste Ruhe nicht einmal von Träumen gestört wird, gute Götter! Was gewinnt man nicht beim Sterben? Ich denke, wenn einer eine so zugebrachte Nacht, in welcher er in tiefer Schlafesruhe nicht einmal einen Traum zu schauen bekäme, mit den übrigen Tagen und Nächten seines ganzen Lebens vergleichen, und sagen sollte, welche derselben ihm süßer verstrichen seyen, ich denke, er würde, sey er nun Privatmann, oder großer König, er würde keine zu nennen wissen. — Ists nun so mit dem Sterben, so halte ichs für Gewinn. Sollte es aber seine Richtigkeit mit der Behauptung haben, daß der Tod eine Wanderung an einen andern, von den Verstorbenen bewohnten Ort sey, so wäre er nur ein um so größeres Gut.

Sokrates bei Plato.

Verachtet den Tod, er bringt euch das Ende, oder einen Uebergang. — Bleiben die Seelen nach der Trennung vom Körper, so ist ihr Zustand glücklicher.

Seneka.

Die alten Guten stellen sich die Unsterblichkeit so vor: Man sterbe nie, sondern der Abgeschiedene gehe zu dem Geist Zamolxis hinüber.

Ists ein Irrthum, wenn ich die Unsterblichkeit der Seele glaube, er ist mir theuer, ich ergötze mich daran, mein Leben lang soll ihn mir keine Gewalt rauben, diesen Irrthum. Cicero.

Haben die Seelen der Frommen eine Stätte, werden, wie die Weisen lehren, große Seelen nicht mit dem Körper erlöschen u. s. w. Tacitus.

Haben die Weisen Recht, wenn sie lehren, es nehme uns ein anderer Ort auf, so ist nur vorangegangen, wen wir für verloren hielten.

Seneka.

Eben so verschieden sind die Gründe, auf welchen man den Glauben an die Unsterblichkeit baute.

I.

Aus ihrer Vernunft.

Pythagoras, Plato, behaupteten, der mit Vernunft begabte Theil (des Menschen) könne nie vergehen; unvernünftige Geschöpfe seyen dem Untergang preisgegeben.

Plutarch.

II.

Aus der selbstständigen Bewegung der Seele. (Freiheit.)

Jede Seele ist unsterblich, denn was unbeweglich ist, das ist ewig; was nun Anderes bewegt, wird wieder

anderwärts her bewegt, folglich hört mit der Bewegung das Leben auf. Was nun sich selbst bewegt, und also sich selbst nie verläßt, muß auch allein nie aufhören, sich zu bewegen, ja auch Anderes, das bewegt, findet in jenem die Quelle und den Ursprung der Bewegung. Ist nun das, was sich selbst bewegt, unsterblich, so darf man ohne Scheue diese Eigenschaften der Seele beilegen. Denn jeder Körper, als von Außen her bewegt, ist an sich seelenlos. Was aber die Bewegung von sich selbst aus in seinem Innern hat, ist beseelt; dieß ist das eigentliche Wesen der Seele. Ist dem nun also, daß nichts sich selbst bewegen kann, als die Seele, so muß die nothwendig unsterblich seyn.

Plato.

Welcher Vernünftige wird bei dieser Betrachtung an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln, sie hat ihr Leben aus sich selbst, dieß kann nicht vergehen; wie sollte es vergänglich seyn, da es nichts Zufälliges ist, da es sich nicht so zur Seele verhält, wie etwa die Wärme zum Feuer.

Plotin.

Ich meine so, da die Seele in steter Bewegung ist, aber diese nicht anderswoher erhält, weil sie sich selbst bewegt, so kann sie nie aufhören sich zu bewegen, sie müßte sich selbst sonst verlassen.

Cicero.

III.

Aus ihrer geistigen Natur, vermöge welcher sie also nicht, wie ein Körper aus Urstoffen zusammen gesetzt, folglich nicht vergänglich ist.

Was auflösbar ist, ist zusammen gesetzt, kann also auch aufgelöst werden, in die Theile, aus denen es besteht. Die Seele hingegen ist eine einzige, einfache Kraft, ein Wesen, das aus lauter Leben besteht, kann also auch nicht vergehen. Sollte sie zertheilt und zerstäubt einst vergehen? Aber sie ist keine Masse, kein meßbarer Gegenstand. Aber eine Umwandlung ihres Wesens könnte sie zur Auflösung bringen? Eine Umwandlung hebt blos die bisherige Gestalt auf, die Materie überläßt sie sich selbst. Dieses geht die zusammengesetzten Dinge an. Kann nun die Seele auf keine genannte Weise zerstört werden, so ist sie nothwendig unzerstörbar. Plotin.

Das ist meine Ueberzeugung, da die Seele ein einfaches von Anderem unvermischtes Wesen ist, so kann sie vor etwas Anderem, was ihr ungleich, ja unähnlich ist, nicht getheilt werden. Ist dieß, so kann sie nicht vergehen. Wer die Seele kennt, kann nicht zweifeln, er müßte denn in der Naturwissenschaft höchst unwissend (plumbei) seyn, daß ihr nichts beigemischt, nichts hinzugekommmen, ihr verbunden und so beigegeben wäre, daß ein Doppelwesen entstünde. Deßhalb kann sie auch nicht geschieden, getheilt, zerrissen, getrennt werden, folglich nicht vergehen; Vergehen ist gleich, Auflösung, Absonderung, Trennung derjenigen Theile, welche zuvor auf irgend eine Art verbunden gewesen.

IV.

Aus der dem Geist inwohnenden Idee von göttlichen Dingen, und seiner unersättlichen Lernbegierde.

Wie kann der Mensch mit seinem von Natur sterblichen Leibe Gedanken der Unsterblichkeit haben? Das Sichtbare verachten, nach dem Ewigen sich sehnen? Der Körper

kann für sich nichts denken, mit nichts umgehen, als mit Zeitlichem, Vergänglichem. So muß also das, was Uebersinnliches denkt, etwas vom Körper verschieden seyn, was anders, als die unsterbliche Seele? Das Unvergängliche, das Ewige, erschließt und faßt sie, weil sie selbst unsterblich ist. Wie der sterbliche Körper das Sterbliche mit seinen Sinnen ergreift, so muß es auch eine unsterbliche Seele seyn, die das Ewige begreift und denkt; sie muß ewig leben; nie verläßt sie die ihr inwohnende Betrachtung der Unsterblichkeit, und wie Ermunterungen und Tröstungen geben diese Vorstellung ihr eine Sicherheit und Gewißheit ihrer Unsterblichkeit.

V.

Aus der Betrachtung der göttlichen Vorsehung, welche Glück und Unglück, Schuld und Verdienst in diesem Leben nicht ausgleicht.

Wenn mit diesen Leibes=Banden zugleich jene Seele, welche es auch sey, in nichts aufgelöst werden sollte, so sebe ich nicht ein, warum man die selig preisen soll, welche ohne Frucht aus ihrer Tugend selbst um dieser Willen sterben.

Dion. Halic.

Laßt uns dem alten, h. Worte glauben, das uns Unsterblichkeit der Seele predigt, und daß sie Richter habe, und nach dem Tode schwere Strafen zu leiden.

Plato.

VI.

Aus den vorzüglichen Gaben der Seele.

Das ist meine Ueberzeugung und Ansicht, bei dieser Gewandtschaft der Seele, bei diesem Gedächtniß, dieser

Berechnung der Zukunft bei so viel Künsten, Wissenschaften und Erfindungen, kann sie, die solche Dinge in sich faßt, kein sterbliches Wesen seyn.

Cicero.

Man kann mich nie überzeugen, weil die Seele einen thörichten Leib verläßt, sey sie unvernünftig; nein, ist sie von aller körperlicher Beimischung frei, rein und in ihrem eigentlichen Wesen, dann ist sie weise.

Cyrus bei Xenophon.

VII.

Aus den prophetischen Träumen.

Ihr seht, nichts ist dem Tod so ähnlich, als der Schlaf. Die Seelen aber zeigen am deutlichsten ihre Göttlichkeit. Ungestört und frei sehen sie in die Zukunft, hieraus erkennt man ihre einstige Beschaffenheit, wenn sie sich der Bande des Leibes entledigt haben. (Man muß hier unwillkührlich an den Zustand der Magnetischen denken, der einem Sterben gleicht in seinem Losgebundenwerden vom Körper.)

Derselbe.

VIII.

Aus Todtenerscheinungen.

Welche noch keine Kenntniß der natürlichen Dinge erlangt, hatten aber doch, so viel die äußere Natur sie belehrte, sich überzeugt, sie ließen ihre Gründe und Ursachen der Dinge fahren, und wurden oft von Erscheinungen, besonders nächtlicher, überzeugt, indem sie sahen, daß die Abgeschiedenen leben. Tusc. Q. 1.

Cicero.

IX.

Aus den Vergötterungen Verstorbener und der Trauer um die Todten.

Romulus lebt im Himmel bei den Göttern; wie Ennius nach der Sage dichtet, und bei den Griechen — — Herkules, ein großer und mächtiger Gott. — Ja, der ganze Himmel wimmelt von ehemaligen Menschen; und forscht man in den Schriftstellern Griechenlands nach, so findet man, daß die Götter selbst von uns herstammen.

Cicero.

Warum trauert man um die Todten? Weil man sie der Güter des Lebens für beraubt hält. Hebe diese Vorstellung auf, und die Trauer hat ein Ende. Dieß Gefühl ist nicht Folge des Nachdenkens oder der Gelehrsamkeit — es ist ein natürliches Gefühl.

Derselbe.

X.

Aus Begierde des Nachruhms.

Was wollen die Dichter? Gepriesen werden nach dem Tode. Die Künstler? Ebendasselbe. Warum hat Phidias sein Bild in dem Schild der Minerva angebracht, da er seinen Namen nicht hineinschreiben durfte? Unsere Philosophen? Schreiben sie nicht in die Bücher, wo sie die Verachtung des Ruhmes lehren, ihre Namen ein? Der Schluß auf dem Glauben an Unsterblichkeit macht sich von selbst. Tusc. Q. I. pag. 417.

Cicero.

XI.

Aus der Uebereinstimmung der Völker.

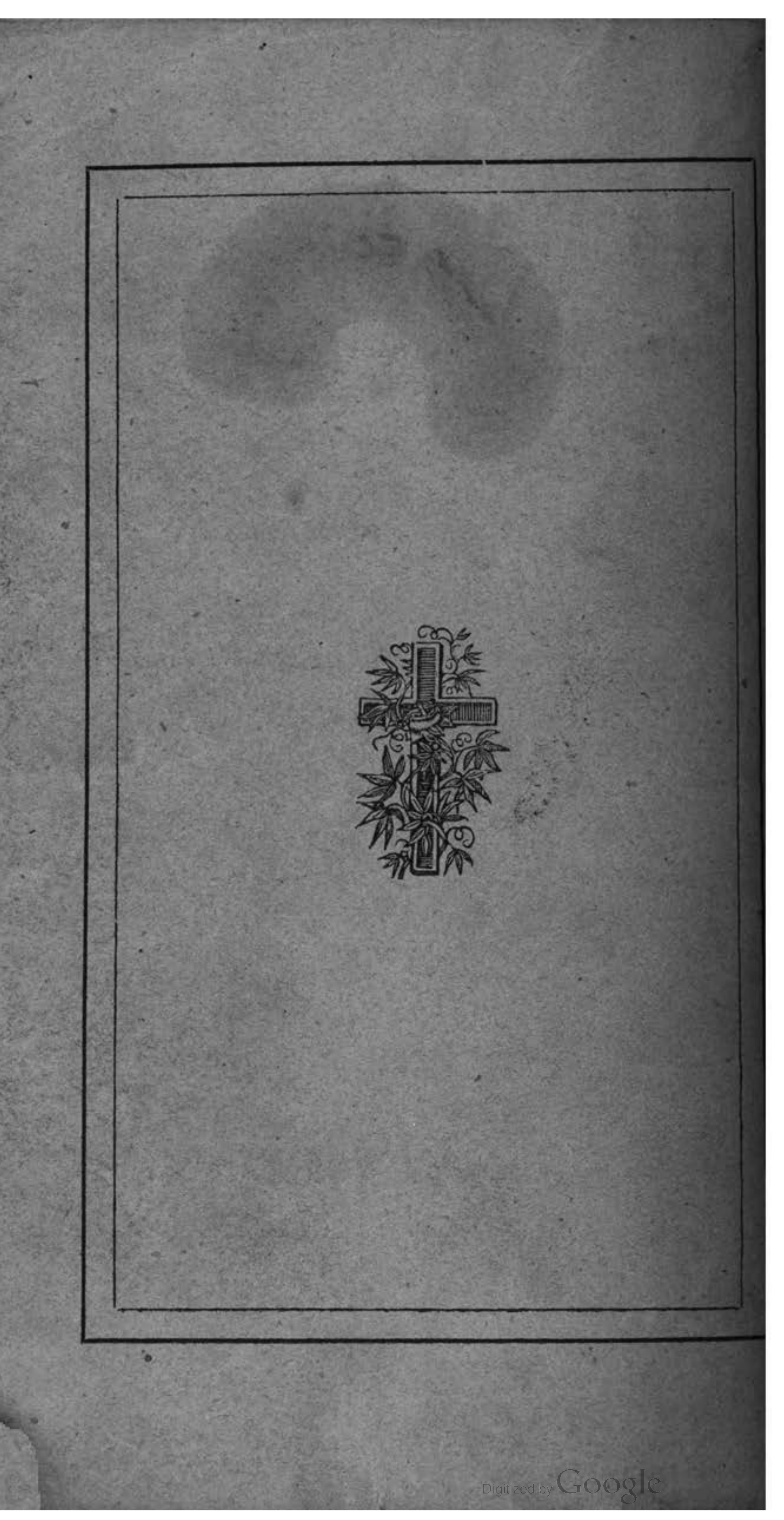
Ist die Uebereinstimmung Aller die Stimme der Natur, und behaupten Alle überall in Ansehung der

Verstorbenen ein und dasselbe: so müssen auch wir es gelten lassen. Gleich wie wir nun Alle von Natur an ein Daseyn der Götter glauben, und mittelst der Vernunft ihr Wesen erkennen; so lehrt uns die Uebersicht aller Nationen die Fortdauer der Seelen.

XII.

Aus der Sorge für die Zukunft.

Ein stiller aber mächtiger Zeuge für die Unsterblichkeit der Seele, ist die Natur selbst, da jedem das am meisten am Herzen liegt, was nach dem Tode seyn' werde. Er pflanzt Bäume, die Nachwelt genießt die Früchte. Er sorgt also für diese, die Erzeugung von Kindern, die Erhaltung des Stammes. Die Annahme an Kindesstatt, die sorgfältig verfaßten Testamente, die Grabmäler und Inschriften, was sagen sie andres, als, auch ferner soll man unserer gedenken?



Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

Dritter Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1844.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Dritter Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart.

Ebner und Seubert.

1844.

Inhalt.

Vollständige Biographie der Seherin Le Normand.

Aus dem Französischen des Franz Gerault für diese Blätter übersetzt.

Marie Anne Le Normand ist geboren zu Alençon (Orne) im Jahr 1772. Ihre Mutter war eine Frau von vollendeter Schönheit. Herr Le Normand hatte 3 Kinder, zwei Töchter, von denen unsere Pythia die älteste war und einen Sohn, welcher Dienste nahm. Da Herr Le Normand jung starb, verheirathete sich seine Wittwe wieder, folgte ihm aber sehr bald nach, so daß, als ihr zweiter Mann auch zur zweiten Ehe geschritten war, sich Mademoiselle Le Normand unter der harten Vormundschaft von Stiefvater und Stiefmutter befand.

Dieses junge Mädchen, dick und von ziemlich gemeinem Gesichte, hatte nichts an sich, das darauf hindeutete, was sie eines Tages werden würde. Doch hatte sie lebendige Augen, die zuweilen Blitze schossen, einen unternehmenden, hellen Geist, viel Munterkeit im Character und eine mehr als weibliche Neugierde. Es freute sie, jemanden einen Streich zu spielen. Ihr Stiefvater gedachte sich des kleinen Dämons zu entledigen, welcher ihm täglich hundert Trübsale zuzog, und so übergab er Marie Anne den Benediktiner Frauen der königlichen Abtei zu Alençon. Das Kind, obgleich leichtsinnig und ungeduldig bis zum Uebermaaß, wurde ernst, sobald es sich vom Unterrichte handelte. Sie faßte mit seltener Leichtigkeit, und behielt, was man sie gelehrt hatte. Bald kannte sie die Anfangsgründe des Zeichnens, der Malerei und Musik. Aber sie fühlte sich durch einen unwiderstehlichen Reiz zu der Wissenschaft der Zahlen hingezogen. Zum Verwundern hatte sie die Natur durch eine Abweichung, in der sie sich gefällt, zu

einer Mathematikerin und Denkerin troß einem deutschen Philosophen geschaffen, und doch zugleich mit einer heitern und spielenden Oberfläche und einer Einbildungskraft begabt, die in allen Arten von Späßen und Bosheiten hervorschlug. Aber bei ihr schadeten die augenblicklichen Sprünge und die Anregungen des äussern Lebens nicht der innern Sammlung und den fortwährenden Träumen.

Im siebenten Jahre sagte sie ihren jungen Gespielinnen die Zukunft voraus, und da es oft geschah, daß es ihr glückte, so mußte sie bei den frommen Benediktinerinnen Strafe bei Wasser und Brod aushalten, als eine vom Teufel inspirirte Kräuter-Hexe.

Eine ihrer Voraussagungen machte Epoche in der Abtei. Die schlechte Aufführung der Aebtissin der Benediktinerinnen hatte ihre Absetzung herbeigeführt. Wer sollte ihre Stelle einnehmen? Die Unruhe war groß, die Partbieen waren ungestümm und die Intriguen auf den höchsten Grad gekommen. Man consultirte Marie Anne. Die pausbackige Sybille erwiederte mit einer unerschütterlichen Sicherheit, daß der König alle Muthmaßungen zu nichte machen werde, indem er auf diesen Ehrenposten eine gewiße Dame aus der Pikardie ernennen werde. Man lachte darüber, aber Marie Anne blieb fest dabei, und 18 Monate nachher war die Prophezeihung in Erfüllung gegangen. Dieß ist wahre Begebenheit, und alte Leute aus Alençon erinnern sich dessen.

Mademoiselle Le Normand vertauschte die Benediktiner-Abtei gegen die der Frauen von der heiligen Maria. Sie kam so einige Jahre lang von Kloster zu Kloster, um ihre Erziehung zu vollenden. Nie hatte ein junges Mädchen so viel Begierde zu lernen gezeigt, und diese Begierde wuchs mit dem Alter. Aber zum Unglück weigerte sich ihre Mutter, die Unkosten eines ausgedehnteren Unterrichts zu bestreiten. Das arme Kind kam in die Lehre zu einer obscuren Näherin! Wie viele bittere Thränen vergoß sie! Die Nätherkunst war ihr zur größten Strafe; sie war darin höchst linkisch und ungeschickt.

Was war ihr, der ihre unternehmenden Gedanken eine so weite Aussicht eröffnete, die instinktmäßig so hoch und weit träumte, (denn ein tiefer Glaube in ihre eigenen geistigen Hülfsmittel begleitete die Le Normand vom Anfang ihres Lebens bis zum Tode) was war ihr die gemeine Führung der Nadel, das Nähen einiger Ellen Leinwand oder Cattun!

Einige Monate einer solchen Existenz und sie wäre vor Verzweiflung und Schande gestorben. Sie zählte damals gerade vierzehn Jahre. Sie nahm Abschied von ihrer erstaunten Lehrmeisterin und kam keck nach Paris zu ihrem Stiefvater, den Kopf voll gold'ner Träume.

Sie kam, wie sie es nachher eingestand, mit dem leichtesten Reisegepäcke von 6 Pfunden, einem einzigen weißen Kleid und aufgeputzt mit einem Pouf, welcher mit Drahtfäden angebunden war, und mußte zum Verkennen einer Zigeunerin gleichen. Was lag ihr daran? Sie athmete in vollen Zügen die freie Luft und sie hatte im Vorgefühl die Zukunft in sich, welches ihren Muth und ihre Kräfte verdreifachte. — Sie wurde von ihrem Stiefvater als Ladenjungfer in einem Handelshause placirt. Das heißt ungefähr aus der Charybdis in die Scylla gerathen. Aber sie wußte sich doch in Paris. Die dicke Normande, wie man sie hieß, zog durch ihre Lustigkeit und ihre Wize Kundschaft herbei; sie gieng so weit, einen Commis zu gewinnen, einen guten Jungen, der ihr gratis Rechenstunde gab und seine Kunst bei ihr bis zum höchsten Gipfel trieb. Nachdem sie das Gehirn ihres Lehrers erschöpft hatte, fand sie, daß das ihrige, was Zahlen und Berechnungen betraf, noch nicht gefüllt genug sey. Diese geheimnißvolle Berechnungen und Zahlen hatten für sie eine Bedeutung, welche über den Horizont ihres Mentors gieng.

(Das französische Original läßt nun die Le Normand nach London reisen und sich dort mit dem bekannten Phrenologen **Gall** befreunden, von dem sie in der Kraniosopie, Chiromantie, und Negromantie (!!!) Unterricht erhalten haben soll. Die Richtigkeit dieser Angabe ist durchaus zu bezweifeln,

da Gall sich zu jener Zeit noch gar nicht in London befand, sich auch mit Chiromantie und Negromantie nie abgab. Galls Bekanntschaft mit ihr und Einfluß auf sie, halten wir also für unrichtig, nehmen aber mit dem französischen Originale an: daß Le Normand nach London reißte, sich dort die Kunst ihres Schauens noch ausbildete, wodurch sie von dort wieder nach Paris mit dem Rufe einer merkwürdigen Seherin zurückkehrte.)

Sie war 18 Jahre alt, als sie in Paris 1790 die Stelle einer Vorleserin bei einem alten Herrn annahm; Herr d'Amerval de la Saussotte war eifriger Royalist und flößte ihr die Liebe für die Bourbons ein, welche sie bis zum Tode behielt. Nach dem Tode des Alten tauschte Mademoiselle Le Normand die Straße „Honé-Chevalier“ mit der Straße „Tournon“ Nro. 153, heutigentags Nro. 5, eine bescheidene kleine Wohnung, in der sie bis zu ihrem Ende blieb. Sie hatte daselbst ein Wahrsager-Bureau errichtet, und eine Art Buchhandlung, für welche sie ein gesetzliches Patent erhielt, obgleich sie nie etwas anders verkaufte, als ihre eigenen Werke, welche übrigens eine ziemlich große Anzahl einzelner Bände ausmachten, indem sie mit zu großer Wichtigkeit und zu großer Weitläufigkeit die merkwürdige Geschichte ihrer Kunst, ihrer Verfolgungen und ihrer Berührungen mit den Berühmtheiten ihrer Zeiten enthalten. Diese Werke, so unvollkommen sie auch sowohl in der Form als in den Einzelnheiten der schlecht aufgefaßten Begebenheiten sind, geben dennoch dem wahrhaften und ernsten Geschichtsforscher wichtige und unentbehrliche Materalien. Unsere neuesten jungen Geschichtschreiber der Revolution 89 berichten meist falsch, weil sie sich durch die Systemwuth hinreißen lassen; ihre Ideen und ihr Styl sind fieberhaft. Einsichtsvolle Greise, die die Revolution erlebten, bestätigen, daß eine gute Geschichte der Revolution noch zu schreiben wäre. Ohne die Sitten im Privatleben eines Mannes zu kennen, hat man eitle Theorieen über die Handlungen öffentlicher Männer gemacht. Ueberdies zeigen uns die Werke der Mademoiselle Le Normand einige unserer berühmtesten

Revolutionäre in ihrer Blöße und so zu sagen in ihrer ganzen Naktheit.

Hier und in einigen zerstreuten Büchern, die nicht durch kaufmännische Ausrufungen der Presse gerühmt wurden, kann man die wirkliche Geschichte der Revolution finden. —

In ihrer neuen Wohnung eingerichtet, widmete sich Mademoiselle Le Normand ganz und gar der großen Wahrsagerkunst. Der Augenblick dazu, man muß es gestehen, war günstig. Die Henker regierten Frankreich und regierten durch das rohe Recht des Hackmessers, der Guillotine. Blasse Häupter ohne ein gewisses Morgen schwankten auf allen Schultern. Das Leben hing an einer fatalen Begegnung, einer ungeschickten Verkleidung, an einer unvorsichtigen Mittheilung, an einem Wort, einer Bewegung. Privathaß, lang angehäuft und zurückgedrängt, brach überall wie ein Gewitter hervor und verhüllte sich mit dem scheinheiligen Mantel der Vaterlandsliebe. Ein Todeshauch durchzog die Luft und die Opfer fielen durcheinander zu hunderten.

1793 waren es vier Jahre, daß Mademoiselle Le Normand den Umsturz des Thrones vorhergesagt hatte*, und

* Mademoiselle Le Normand ist nicht die einzige, welche den gewaltsamen Tod Ludwig XVI. vorhersagte. Ausser der autenthischen Prophezeihung von Cazotte, die M. de la Harpe in seinen hinterlassenen Werken anführt, existirt noch eine andere von Lavater, allzuwenig bekannt, als daß wir sie hier nicht beifügen sollten. Im Jahr 1778 wurde M. de B**, Feldmarschall, durch den Minister von Maurepas beauftragt, das Leben Ludwig XVI. zu schreiben. Nachdem er ein Kapitel geendigt hatte, brachte er es dem Minister, welcher, nachdem er es gelesen hatte, es dem König übergab. Dieser gute und tugendhafte König strich Alles, was seine Bescheidenheit für zu schmeichelhaft erkannte. Der König kam ins Theater, Herr von B** war in einer Loge gegenüber mit dem berühmten Lavater. In einer sehr belebten Unterredung sagte dieser Gelehrte dem Herrn von B**: der König ist der ehrlichste Mann in seinem Königreiche, aber er wird nicht den gewöhnlichen Tod eines Königs von Frankreich sterben. Diese Worte frappirten den Herrn v. B** so sehr, daß, als er nach Hause kam, er eine Notize darüber machte, die er aus Unachtsamkeit in das Heft über des Königs Leben einschob, welches er dem Minister wieder bringen sollte.

Veränderungen in der Constitution, der Geistlichkeit und das Abschließen der Klöster. Solche fremdartige Prophezeihungen, die von andern uns unbestimmt angedeutet, von ihr aber aufs Klarste und Bestimmteste bezeichnet waren, zogen ihr eine ungeheure Masse Besucher zu. Morgens und Abends versperrte eine Menge Consultanten ihre Thüre. Der Adel vorzüglich, unbarmherzig deprimirt durch eine Revolution, die er bereitet hatte, ohne sie vorherzuwissen oder sie umgehen zu können, strömte, durch die Schreckenverbreiter mehr aufs Menschliche hingewiesen, zu der Pythia, und kaufte sich mit Geld klare Hoffnungsblicke in einem schwarzumwölkten, von allen Seiten donnernden Himmel. Sieger und Besiegte, Unterdrücker und Bedrückte, alle Klassen der Gesellschaft, beunruhigt und athemlos auf einem leichenbedeckten Boden stehend, der ohne Aufhören von Menschenblut rauchte, liefen zu Mademoiselle Le Normand, um sie zu befragen; und was dem Namen dieser Frau Segen bringt, ist nicht nur, daß sie immer und unter den schwierigsten Umständen die Bestimmungen der Zukunft sah, denn hier gehorchte sie nur den Regeln der geheimnißvollen Kunst, nein, was ihren Namen segnet, ist, daß sie über die Maassen mit den hohen Ansichten ihres Verstands und Tröstungen aller Art mittheilend war. So kam es, daß sie für das hilflose Unglück eine Stellvertreterin der Vorsehung auf Erden war, während die Vorsehung die Welt verlassen

Dieser, indem er das Heft flüchtig durchging, nahm es nicht in Acht und übergab es dem Könige.

Ludwig XVI. las die Note zu wiederholtenmalen, legte sie wieder in das Heft, ohne dem Minister oder dem Schriftsteller was darüber zu sagen. Aber als Herr v. B** als Abgesandter der Prinzen zu dem Könige kam, fixirte dieser unglückliche Mann fest Herrn v. B** und sagte ihm mit Ruhe und Güte: „er hatte Recht, das Orakel geht in Erfüllung, ich bin darin ergeben! Auf die Bitte des Herrn v. B**, welcher eine Erklärung verlangte, erinnerte ihn der König an jene Note von Lavater, die er in einem der Hefte über sein Leben gefunden hatte. Welcher Schlag für Herrn v. B! — Der König bestrebte sich, ihn über seinen unvorsäzlichen Mißgriff zu trösten.

und dem Straßendespotismus und den unbestraften Verbrechen sich preisgegeben zu haben schien.

Indem sie durch das Studium der Handlinien wahrsagte, oder indem sie das Weiße eines Eies beobachtete, oder Kaffeesatz analysirte, oder die Geheimnisse der Alektromantie*, Captromantie**, Nekromantie, Alchymie befragte, verstand ihr forschender Blick, die innersten Schwächen einer Seele zu entdecken und wußte sie durch milde, einschmeichelnde Worte dieselben zu heilen.

Welch edle große Herzen, von blutenden Wunden getroffen, kamen, sich bei ihr Raths zu erholen und kehrten, wenn auch nicht geheilt, doch beruhigt zurück, und nahmen das Leben von der Seite, wo sich noch Glück erwarten läßt.

Wie vielen verlassenen Gattinnen, weinenden Müttern, verführten Mädchen, hat sie wieder Hoffnung, Freude, Liebe, gegeben, diese 3 göttlichen, lebenmachenden Eigenschaften! Im Anfange der Revolution begegneten sich bei ihr nächtlicherweise alle gleichgemachten Stände unter verschiedenartigen Verkleidungen, die jedoch selten ihren Scharfblick täuschten.

Die schöne und muthige Prinzessin von Lamballe, ermordet wegen ihrer erhabenen Ergebenheit für die Königin, besuchte von Zeit zu Zeit Mademoiselle Le Normand, welche sie durch alle Vorstellungen nicht ihrem schauderhaften Schicksal entreißen konnte.*** Der Demosthenes der revolutionären Tribüne,

* Die Alektromantie besteht darin, daß man einen großen Cirkel zieht, der die Buchstaben des Alphabets umschreibt. Ein Waizenkorn bedeckt jeden Buchstaben. Man stellt einen Hahn in die Mitte und legt die Buchstaben, welche von den Körnern bedeckt sind, darnach aus, wie sie der Hahn wegpickt und frißt. Man muß an dieses Orakel nur mit großer Vorsicht glauben. Man muß den Glücksvogel am ersten Tag des Mondes wählen, ihn allein einsperren und ihn mit eigens dazu zubereitetem Saamen füttern.

** Die Captromantie ist die Auslegung eines Tropfen Wassers, den man auf ein venetisches Glas geworfen hat.

*** Hier ist der Traum, welchen die Prinzessin einige Tage vor ihrem Tode hatte: Ein Mann von abscheulichem und drohendem Aussehen, mit einer Sense und einem Dolche bewaffnet, badete sich in ihrem Blute; die

Mirabeau, hatte ihr von dem Gefängniß von Vincennes aus geschrieben, um das Ende seiner Gefangenschaft zu erfahren.

Mitten in der Schreckenszeit begnügte sich die Pythia in der Straße Tournon nicht damit, die Zukunft zu errathen, unerschrocken suchte sie dieselbe zu beschwören durch einen gewagten Schritt, wobei sie ihren Kopf auf das Spiel setzte. Wir haben schon gesagt, sie war eifrige Royalistin; ja sie versuchte Marie Antoinette, die im Tempelgefängniß war, zu retten. Madame Richard, die Frau des Beschließers und Richoris, Gefängnißaufseher, ließen sie in das Innere eindringen, im Anzug einer Verkäuferin, die einen Korb mit Früchten in der Hand trug. Aber ach dieser heroische Versuch blieb ohne Erfolg. Marie Antoinette verwirrt, ausser sich und betäubt vor Bestürtzung, hatte nicht den Muth, es zu wagen und das Schaffot erhielt sein Opfer.

Zwei von der französischen Garde, junge Leute, in der Blüthe des Alters, voll von jenem edlen Eifer, der die zweifelhafte Bahn der Zukunft einschlägt und sich in Plänen herumtreibt, kamen auch, halb aus launiger Neugier, halb durch die Mode angesteckt, um die Sibylle zu befragen. Es waren 2 Kämpfer der Bastille, welche mit dem Volke gesiegt hatten. Nachdem sie den ersten genau angesehen hatte, imposant und großartig wie ein Held des Homers, mit einer Miene von angebornem Stolze, gemildert durch, ich weiß nicht, welche Anmuth, die auf seinen Zügen verbreitet lag, nachdem sie die Linien seiner weißen Hand, von ausgezeichneter Feinheit und Schöne betrachtet hatte, sagte sie: „Mein Herr! wie Achilles, an den Sie mich erinnern, werden Sie eine kurze, aber ruhmgekrönte Lebensbahn haben; Sie werden General, aber Sie sterben an Gift.“ Der junge Soldat lächelte traurig

Maske, die sein Gesicht bedeckte, schien ihr beweglich, aber sie konnte keinen seiner Züge erkennen, sein haariger und tätowirter Leib glich dem eines Wilden, er rief ihr mit starker Stimme zu: Bereite dich zum Sterben!

Daher der Schrecken der Prinzessin, als man ihr den Befehl ankündigte, daß sie in ein Krankenhaus gebracht werde.

und erbleichte; es war Lazare Hoche, der Friedensstifter der Vendée. — „Was Sie betrifft, mein Herr, sagte sie zu seinem bestürzten Begleiter, die Linien Ihrer Hand zeigen mir an, daß Sie Herzog und Marschall von Frankreich werden.“ — Es war Lefevre. —

Die beiden jungen Leute warfen sich schnell ihre Leichtgläubigkeit vor, und verließen scherzend die Sibylle. — Man weiß, was erfolgte. —

Den Vorabend vor seiner Flucht beehrte sie Ludwig XVIII., damals noch Graf von Provence, mit Recht der Philosoph von Luxemburg genannt wegen seines skeptischen Verstandes und seiner etwas freiern Sitten, mit einer Consultation, nach seinem eigenen Ausdrucke in seiner Eigenschaft als Nachbar, und handelte demnach ihr zulieb seinen ungläubigen Ansichten zuwider. Was er durch Mademoiselle Le Normand erfuhr, die ihm ganz ergeben war, sagt die Chronik nicht; immerhin bleibt das, daß der Graf von Provence ihre Warnung für heilsam hielt und sich im Galopp aus Frankreich entfernte. —

Nach dem Adel, dem Hofe und den Ungläubigen, kam die Reihe an die Herren vom Berge. Diese wilden Brutuse eines in Verfall gerathenen Roms, diese vor dem Publikum mit einem der Furcht unzugänglichen Panzer begleiteten ehernen Herzen, hätten nichts desto weniger ihre Augenblicke dumpfer Verzweiflung und Verzagtheit bei verschlossener Thüre. Diese modernen Grachuse wollten auch in der Stille ihre Sibylle haben und während einer finstern Nacht, die sie vor aller Augen verbarg, nahmen drei von ihnen ihren Weg nach der Straße Tournon.

Es war im Monat Floreal, im Jahr II. (Mai 1794.) Sie waren in einen Anzug verhüllt, der sie gänzlich unkenntlich machte. Der erste hatte einen jener ausgeprägten Köpfe, welche Entschlossenheit und Keckheit anzeigen. Sein breit entwickelter Gesichtswinkel zeigte Intelligenz, und die Runzeln seiner Stirne lange philosophische Nachtwachen, die seine Gedanken in Anspruch nahmen; aber seine dünnen Lippen, wie

die Voltaires, waren der Sitz des Neides und hartnäckigen Hasses.* — Der zweite hatte in seinen Bewegungen und in der Physiognomie zugleich etwas Hartes und Gemeines, Abstoßendes und Wildes. Tiger schon aus Instinkt, war er mit Enthusiasmus Henker geworden.

Der dritte und jüngste von Allen glich einem Jüngling mit weißer, sammetweicher Haut. Die durchdringende Sanftmuth seiner Augen bezeichnete die tausend Verblendungen der Träumerei und des Mysticismus, man hätte glauben können er sey ein Dichter, geboren für die Seufzer der Elegie und zärtlich schmachtende Gefühle; aber wenn man ihn näher beobachtete, gewahrte man unter dieser weißlichen Bläße wie eine Lage grüner Galle, welche einen unbiegsamen Willen und ein Temperament voll innern Zorns und energischer Leidenschaften ausdrückte.

Diese 3 Männer waren: Maximilian von Robespierre, Marat und Saint-Juste.

„Fürchte dich nicht zu sprechen, sagte der Jüngste der drei zu der Bürgerin Le Normand; wir wissen zu leben und im Nothfall werden wir auch zu sterben wissen.“ —

Ein sichtlicher Zwang offenbarte sich auf den Lippen der Prophetin, nachdem sie ihre Karten gemischt hatte.

„Was bedeutet diese lächerliche Zurückhaltung?“ frug Saint-Juste. — Hättest du vielleicht die Einbildung, Männer wie wir sind, erschrecken zu können? und indem er diesen

* Robespierre, der die Schwachheit des Pöbels kannte, wollte aus den Abschweifungen einer Art theologischer Zauberei Nutzen ziehen. Catharine Théot, eingetrocknet, lang, fast durchsichtig wie die Sibylle von Cuma, verkündigte nicht nur die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die des Körpers. Robespierre dachte ernstlich daran, den christlichen Cultus abzuschaffen; indem er diesen zu billigen schien, hatte er seine Zerstörung unter der Hand betrieben, und er gedachte die ausschweifenden Ideen der Catharine Théot als Anhaltspunkt zu unterstützen und zu erhalten, zu der nämlichen Zeit, in der er seine neue Religion im Schilde führt, um eine ungeheuere Popularität und ein vorherrschendes Uebergewicht zu erlangen.

Ausruf endigte, malte sich dennoch gegen seinen Willen Angst auf seinem Gesichte. —

Ausbrüche von Lachen folgten seinen Worten. Genöthigt zu antworten und aus ihrer Zurückhaltung aufgeschreckt, mischte Mademoiselle Le Normand von neuem ihre Karten und blieb wie verstummt vor Schrecken.

„Weil Sie es wissen wollen, sagte sie, Sie werden alle drei in diesem Jahre sterben und zwar gewaltsamen Todes;“ dann sich gegen Marat wendend: „Sie werden Ihren beiden Collegen vorangehen, aber das Volk wird Ihnen göttliche Ehre zuerkennen, wie vormals der Senat den Cäsarn, während diese Herren in ihren letzten Augenblicken von dem Pöbel insultirt und verwünscht seyn werden.“ —

„Bürgerin, dein Orakel lügt und verläumdet das Volk, erwiederte Marat mit einer fürchterlichen Betonung von Zorn; weißt du, daß es in unserer Gewalt steht, dich für diesen Einfall vor die Gerichte zu laden?“

„Bah! erwiederte Robespierre, man muß dem Propheten die Licenz gestatten, welche Horaz den Dichtern gibt. Ist es nicht dieselbe Raçe von Visionären?“ — Hierauf nahmen die 3 Besucher Abschied von der Sibylle, indem sie fortfuhren, gezwungen zu lachen. — Die Ermordung von Marat durch Charlotte Corday in weniger als zwei Monaten nach dieser Prophezeihung und die Umstände von denen dieselbe begleitet war, machten Saint-Juste und Robespierre nachdenklich. Der Letztere konnte sich nicht enthalten, zu der Pythia zurückzukehren, welche folgender Maassen sehr wenig schmeichelhaft sein Portrait entworfen hat:* „Ich habe ganz in der Nähe diesen wilden Maximilian gesehen und ich konnte ihn beurtheilen. Er hatte nur die Keckheit des Verbrechens, aber sich selbst überlassen war er ein Mann ohne Charakter . . . . Welche Projekte machte er nicht an Einem Tage! manche davon sind noch unbekannt. Abergläubisch im höchsten Grade, alles auf das Schicksal beziehend, glaubte er sich wirklich ein Gesandter

* Souvenirs prophetiques, page 471.

des Himmels, um an unserer völligen Wiedergeburt mitzuwirken. Durch und durch scheinheilig, endigte er wie Cromwell mit dem Glauben, daß er inspirirt sey. Ich bemerkte, während er mich consultirte, daß er die Augen schloß beim Anrühren der Karten und beim Anblick eines Pick-Neuners zusammenschauderte. Ja, ich machte dieses Ungeheuer zittern, aber wenig fehlte, daß ich nicht sein Schlachtopfer wurde." — Wirklich trotz der Zurückhaltung ihrer letztern Prophezeihungen wurde Mademoiselle Le Normand à la Petite-Force eingeschrieben, und die gegen sie erhobene Klage bezeichnete sie als eine Gegenrevolutionärin, welche durch ihre Prophezeihungen die Ruhe der Bürger stören und einen Bürgerkrieg herbeiführen wolle.

Sie prophezeite einigen Damen von Adel, welche ihre Gefangenschaft theilten, das Aufhören der Schreckenszeit und ihre baldige Befreiung. Sie errettete vom Schaffot die Mademoiselle Montonsier, gewesene Directrice des Hoftheaters, die man auf dem Punkte war in die Conciergerie zu bringen. Hier ist das Billet, das sie ihr zukommen ließ:

„Legen Sie sich ins Bett und stellen Sie sich krank; eine Veränderung des Gefängnisses würde Sie auf die Guillotine bringen; aber so werden Sie ihr entgehen und lange leben."

Die Personen, welche man versetzte, bestiegen das Schaffot und Mademoiselle Montonsier, befreit durch den 9 Thermidor, starb fast hundert Jahre alt. —

Der sehr berüchtigte Legendre, seines Handwerks ein Mezger und Mitglied des National-Convents, derselbe, welcher den fürchterlichen Vorschlag machte, man solle den Leib Ludwigs XVI. in 83 Theile schneiden, und in jedes Departement ein Stück davon schicken, unterhielt sich mehrmals mit Mademoiselle Le Normand, welche ihm sein rasendes Wüthen vorwarf, und mächtig zu seiner aufrichtigen Reue beitrug.

Sie prophezeite Hébert, dem Autor des schmutzigen Journals de Pére Duchesne, das traurige Ende, welches ihn erwartete; und Hébert, um sich zu rächen, wurde einer der verläumderischen Angeber der Pythia.

Danton, der Stifter des Clubs der Franziskaner und der Urheber aller großartigen revolutionären Maßregeln, führte Camill Desmoulins zu ihr, diesen hitzigen fanatischen Redner und das Opfer von Robespierre. — Barrère war einer ihrer eifrigsten Clienten, und Madame Tallien, diese engelhafte Frau, welche zwei himmlische Gaben, so selten hienieden in sich vereinigte, eine Tugend ohne Flecken in einer bewunderns-werthen Schönheit, kam in jeder Woche eine Nacht, um ihr die Hand zu drücken und sie zu befragen.

Unter dem Direktorium besuchte sie der Sänger Garat und der Epikuräer Barras, der Nachfolger des Grafen von Provence im Luxemburg, bestellte sie nach dem Palais Medicis.

Bei solch hohen und häufigen Verbindungen sah Mademoiselle Le Normand bald die Zukunft voraus, die sich vorbereitete. Es wurde ihr leicht, das Ereigniß des 18. Brumairs anzukündigen, und sie benachrichtigte davon Josephine Bonaparte, welche sie aufforderte, thätigen Antheil daran zu nehmen, in der Absicht, ihrem Gemahl zu dienen. Die Gattin des künftigen Kaisers hatte kurz zuvor Mademoiselle Le Normand kennen lernen und ihr bei ihrer abergläubischen Creolennatur tiefe Zuneigung gewidmet.

Hier soll erzählt werden, wie das Alles kam:

Es wurde gesagt, daß während der Schreckenstage die Sibylle aus der Straße Tournon einige Zeit in dem Gefängniß de la petite force zubrachte.

Josephine Tascher de la Payerie, damals Gattin des Vikomte Alexander de Beauharnais, schickte, erschreckt über ihr und ihres Gatten Schicksal (sie waren zu jener Zeit im Luxemburg festgehalten) der Mademoiselle Le Normand in das Gefängniß einige Notizen, mit deren Hülfe sie dieselbe beschwor, ihr die Zukunft zu enthüllen*. Das Orakel erwiederte: der

* Madame de Beauharnais hatte sich selbst die Haare abgeschnitten um sie ihren Kindern zustellen zu lassen; so sehr war sie überzeugt, daß sie nicht der allgemeinen Verfolgung entgehen würde, welche damals die Partheien in Frankreich traf.

General Beauharnais wird ein Schlachtopfer der Revolution; seine Wittwe wird einen jungen Offizier heirathen, dessen Stern ihn zu herrlichem Geschick ruft.

Der General Vikomte Alexander de Beauharnais wurde wirklich den 23. Juli 1794 hingerichtet.

Dieser erste in Erfüllung gegangene Theil der Prophezeihung beschäftigte lebhaft den leichtgläubigen, träumenden Geist von Josephine, welche nach der sonderbaren Zusammenkunft, die hier erzählt werden wird, sich an die Sibylle anschloß, und sie ohne Unterbrechung in allen Zeitpunkten ihres Lebens, als Gattin, Kaiserin und unglückliche, verstoßene Frau um Rath fragte.

„Trösten Sie sich, Madame, sagte eines Tages Mademoiselle Le Normand zu der jungen Wittwe, deren schöne Augen in Thränen gebadet waren, das Glück muß Sie mit seinen glänzendsten Strahlen beleuchten. Die bewundernswürdign Linien Ihrer Hand machen aus Ihnen eine Auserwählte. Sie werden Königin und Kaiserin und die Prophezeihung aus Martinique wird sich verwirklichen.“* — „Was! man hätte Ihnen gesagt?“ rief Josephine.

* Josephine war noch ein Kind, als auf Martinique, wo sie 1763 geboren wurde, eine Mulattin mit Namen Euphemie, welche in der Colonie als Wahrsagerin in großer Verehrung stand, ihr zwanzig Jahre voraus eine Krone prophezeihte. Als Josephine in Frankreich sich ausschiffte, umflog eine phosphorartige Flamme den großen Mastbaum des Schiffes; die Mulattin hatte auch dieses Wunder vorhergesagt.

Hier sind die ausführlichen Worte dieser Prophezeihung von Mademoiselle Le Normand Josephinen nacherzählt: „Sie werden verbunden mit einem blonden Mann, bestimmt für Jemand aus Ihrer Familie; die junge Person, deren Stelle einzunehmen Sie berufen sind, wird nicht lange leben (ihre älteste Schwester). Ein Creole, welchen Sie lieben, wird nicht aufhören, an Sie zu denken; Sie werden ihn niemals heirathen und werden selbst vergebliche Versuche anstellen; ihm das Leben zu retten. Ihr Stern verspricht Ihnen zwei Verbindungen. Der erste Ihrer Gatten ist auf Martinique geboren, aber er wird in Europa wohnen und sich mit dem Schwert umgürten; er wird einige glückliche Momente haben; ein fataler Streit wird Sie trennen und in Folge der Umwälzungen, die über das Königreich der

„Ich las Ihre ganze Zukunft und Ihre Vergangenheit in den Linien Ihrer linken Hand," erwiederte Le Normand.

Josephine fühlte sich in ihrem Innersten erschüttert und erklärte der Mademoiselle Le Normand, daß das oben Berührte Wahrheit sey.

„Hören Sie die Erklärung dieser Linien," fügte Le Normand hinzu: „Erstens sind sie sehr vielfältig. Die Lebenslinie zwischen dem Daumen und Zeigfinger über dem Berge Jupiter, gegen den obersten Winkel hin, bezeichnet Ihre Güte und angeborne Großmuth; diese Linie bedeutet Ihnen Ehre und unermeßliche Reichthümer; aber da sie von zwei getrennten und geschiedenen Zweigen unterbrochen ist, zeigt sie an, daß sie bedroht sind von Kopfschmerzen, Blutgeschwüren mit sehr großer Gefahr.

Das Zeichen des Saturns, die Erhöhung des Venusberges beherrschend, zeigt an, daß Sie in der Folge heftigem Kummer unterliegen werden, der Ihr Ende beschleunigt. Die Figur auf dem Rücken Ihres Daumens bedroht Sie mit einem unglücklichen Tode, aber dennoch leitet Ihr Glücksstern Sie

Franzosen kommen werden, wird er auf tragische Weise umkommen, indem er Sie als Wittwe mit zwei Kindern von zartem Alter zurückläßt. Ihr zweiter Gatte wird sehr braun sein, von europäischer Abkunft, nicht reich, aber dennoch wird er berühmt werden; wird die Welt mit seinem Ruhme erfüllen und viele Nationen seiner Gewalt unterwerfen. Da werden Sie eine sehr vornehme Dame, Sie werden zu den höchsten Ehren erhoben. Aber eines Tags werden die Undankbaren Ihre Wohlthaten vergessen; nachdem Sie die Welt bewundert hat, werden Sie unglücklich sterben. Das Land, in welchem geschehen wird, was ich Ihnen ankündige, ist ein Theil von der Gaule celtique, und mehr als einmal werden Sie mitten in Ihrem Wohlergehen das friedliche und sanfte Leben zurückwünschen, das Sie in der Colonie führten. Im Augenblick, wo sie diese verlassen — aber nicht für immer — wird sich ein Wunder in der Luft ereignen, und dieß wird der erste Vorbote Ihrer glänzenden Bestimmung sein."

Im Uebrigen soll Josephine, als sie geboren wurde, einen Strahlenkranz um das Haupt gehabt haben. (Mémoires historiques et secrets de l'impératrice Joséphine, par Mademoiselle le Normand, deuxieme édition, I vol., pag. 78. Paris 1827.)

gegen einen Punkt, wo Sie das Erstaunen der Welt sein müssen.

Die Figur unter dem Finger des Jupiter, auf diese Art gebildet, daß die Zweige davon nach dem Mittelfinger sehen, bedrohen Sie mit einem plötzlichen Tode, um so mehr, da Sie, indem Sie den Jupiter verlassen, welcher sehr glücklich ist, sich dem Unglück bringenden Saturn zuwenden. In dem Berge der erhabenen Linien durchkreuzen sich die Striche, sie bezeichnen eine beständige Verfolgung, betrieben durch mächtige Personen aus der Familie Ihrer beiden Gatten, und vorzüglich der des letzten. Diese fortwährende Verfolgung soll einigermaßen den Lauf der Macht hemmen, die durch Jupiter versprochen ist.

Aber die sechs schön geformten Sterne, sowohl auf dem Berge Venus, als an dem obersten Winkel des Jupiterfingers, bezeichnen ein Wachsen der Güter durch zufällige Ereignisse, als Kriege, Siege, Veränderungen in dem Schicksale der Staaten. Sie werden unter dem Einfluß des Weltherrschers regieren, und werden auf der Bühne des Lebens auch warmen Freunden begegnen, eifrigen Beschützern, um Sie vor dem Bösen zu behüten und mit dem Guten zu verbinden. Diese fünf kleinen Linien bedeuten Hindernisse und selbst Gefangenschaft. Das Zeichen des Saturns zwischen dem ersten und zweiten Gelenke prophezeiht, daß Sie früh dem Druck der Zeit erliegen, dem Tod hohe und unschuldige Opfer entreißen werden. Ihr Einfluß auf Mars, der den Venusberg regiert, muß nothwendig Ihre gerechten Bitten bei dem Kaiser, der Ihr Gemahl geworden ist, begünstigen. Ihr Ringfinger ist sehr merkwürdig, er hat gewisse gerade Linien, welche die liebe, genievolle, geistreiche Frau offenbaren.

Die drei Sterne auf der Wurzel des ersten Gelenks künden förmlich an, daß Sie gekrönt, 3 hohe Titel besitzen, aber nur den ersten davon beibehalten werden. Ihr kleiner Finger trägt günstige Zeichen, er verkündigt die Feinheit Ihres Geistes und den Kunstsinn. Der Berg des Merkurs ist wunderbar, aber ein Halbkreis kurz und tief bedroht Sie mit Gefahren.

Die zwei Triangeln, welche man auf dem Merkurberge von der Seite der Wurzeln bemerkt, versprechen Ihnen zwei legitime Kinder aus Ihrer ersten Ehe, aber bezeichnen offenbar, daß die Bosheit Ihnen noch andere aufbürdet. Die Würzelchen oder Strikturen, Ihrer Hand sind nicht verschlungen, obgleich von einer Linie durchschnitten, die, indem sie emporsteigt, mehrere Zweige am obersten Winkel zeigt. Die Lebenslinie ist gegen die Einschnitte zwischen dem Berge Venus gabelförmig getheilt, dieß zeigt an, daß Sie in verschiedenen Gegenden reisen werden. Die Lebenslinie in ihrem Laufe unterbrochen, zeigt an, daß die Ehren und Reichthümer einige Augenblicke vor Ihrem glänzenden Herbste verschwinden werden. Indessen zeigt die saturnalische Linie, die eine den andern Linien entsprechende Tiefe hat, Ihre vorzügliche Constitution an, weil sie gegen die Erhabenheit des Bergs nicht von kleinen Linien durchschnitten und mit dem unglückbringenden Saturn verbunden ist. Die Linie des Lebens ist lang und breit, sie ist in der That dann eine Glückslinie; diese geht kreisförmig bis zum Anfang des Mondberges, aber sie reicht nicht ganz in den Berg hinein; auch sind Sie heiter, nicht melancholisch oder mondsüchtig. Doch da sie etwas unter dem kleinen Finger gebogen ist, zeigt diese Linie ein wenig Leichtsinn an, um so mehr, als sie gegen den Sitz des Merkurs schlimm aufsteigt; auch laufen Sie Gefahr, Ihr Vermögen zu verlieren und die Cosacken, die geliebten Söhne des Merkurs, Ihre Domänen verwüsten zu sehen.* Die Tischlinie Ihrer linken Hand ist lobenswerth; sie entfaltet sich in Zweige, von welchen einer gegen den Zeigfinger aufzusteigen scheint und sich gegen die zwei glückbringenden Sitze des Jupiters und der Venus erstreckt; auch ist Ihr Stern einer der glücklichsten Talismane, vorzüglich für einen Eroberer, der die Nationen unterjocht; Sie sind gerecht, dankbar, ausdauernd im Guten, aber Sie werden eine Menge Undankbarer verpflichten. Der Triangel

* Ohne den Beschützer Jupiter, der Person Alexanders von Rußland, hätte diese traurige Bemerkung wahr werden können.

des rechten Ringfingers bezeichnet die Großmuth und Freigebigkeit, weil er den angenehmen Sonnenberg beherrscht, aber seine Ausdehnung, die von einer Linie durchschnitten wird, beweißt, daß Sie für großartige Dinge Leidenschaft haben, die Künste lieben und die Künstler beschützen werden. Durch den Querschnitt, der von der Seite des Saturns und nicht der des Merkurs kommt, müssen Sie den bösartigen Einfluß dieses Planeten und nicht seine Folgen fürchten; Ihre Furcht müßte sich verdoppeln, wenn diese Linie gegen den Sitz des Mondes und nicht gegen den obersten Winkel gebogen wäre. Der Haupttriangel, welcher sich unter der Herrschaft des Mondes neigt, macht Ihnen den Mars günstig. Auch müssen Sie einen grenzenlosen Ruhm genießen, zwei Gatten haben, die Bewunderung des Weltalls durch Ihr wunderbares Glück gewinnen und Ihre Freunde durch ein schmerzliches und zu frühes Ende betrüben!"

Nachdem Mademoiselle Le Normand, die nach dem Beispiel der alten Sybillen sich den Eingebungen Gottes hingegeben und dießmal mit weniger Vorsicht, als gewöhnlich, die außerordentliche Geschichte Josephinens, die so großen Eindruck auf sie gemacht, geendet hatte, blieb die Wittwe von Beauharnais wankend und athemlos vor ihr stehen, den Blick zu Boden gesenkt, auf ihrem Gesicht stand der Schweiß, ihre Züge waren entstellt und furchtbar bleich.

Nach einiger Zeit* begegnete die empfindsame Josephine auf ihrem Lebenswege einem kleinen Glücksritter, der so eben zum General ernannt worden war, ein Mann von verschlingender Thätigkeit und unaufhaltsamem Fleiß, welcher unter unbeweglichen Marmorzügen Projekte von riesenhaftem Ehrgeiz verbarg, welche der Mangel an Einfluß und Geld auf immer unausführbar zu machen schien. Eine Feuerseele in einem eisernen Körper, ein Vulkan, dessen Crater sich unter einer Granitdecke barg. Josephine war von ihm bevorzugt, sie heirathete den General Bonaparte trotz tausend Hinder-

* In dem Salon der Madame de Chat... Ren....

nissen und Vorstellungen ihrer Familie, trotz der schimmernden Zukunft, die ihr versprochen war und an die sie glaubte, denn damals war sie überzeugt, daß diese Verbindung eine freiwillige Entsagung der prophezeihten Krone war.*

Die politischen Begebenheiten rechtfertigten immer ihre Angaben.** Die neue Stellung Josephinens hinderte sie nicht, ihr Lieblingsorakel wieder zu sehen.

„Nichts ist in ihrem Schicksale verändert,“ erwiederte das Orakel.

Im Jahr 1793 entschloß sich Bonaparte, vor seiner Heirath mit Josephine, der unnützen Streitigkeiten überdrüßig, Frankreich zu verlassen und beim Sultan Dienste zu nehmen.

Er sandte zu diesem Zweck der Mademoiselle Le Normand eine geheime Note, um sich Raths bei ihr zu erholen.

„Sie werden keinen Paß erhalten,“ wurde ihm geantwortet, „Sie werden eine große Rolle in Frankreich spielen; eine Wittwe wird Sie sehr glücklich machen und durch ihren Einfluß werden Sie zu einem sehr hohen Range gelangen; aber nehmen Sie sich in Acht, undankbar gegen sie zu seyn, Ihr beiderseitiges Glück hängt davon ab.“

Schon sah die Sibylle die unglückliche Scheidung voraus, welche sie später förmlich prophezeihte, und die ihre Gefangennehmung vom 11. December 1809 bewirkte. Die Thatsachen haben bewiesen, daß der Glücksstern Napoleons nach und nach

* Madame de Chat... Ren... war von Barras beauftragt, die Heirath Bonapartes mit Madame Beauharnais zu vermitteln, aber diese liebte ernstlich den General Hoche, und zog ihn jenem Helden vor. Man unterschlug 2 Monate lang die Correspondenz der Liebenden. Diese List gelang; Josephine, empört über die Vernachlässigung von Hoche, gab ihre Einwilligung zur Heirath mit Bonaparte.

** Die Mehrzahl der Directoren liebte Bonaparte nicht. „Die kleine Lederhose,“ sagte einer von ihnen in spaßhaftem Tone, „wäre im Stande, den zweiten Akt von Cromwell zu spielen, wenn man nicht gute Ordnung halten würde; man muß ihn zähmen und so gut umspinnen, daß er unter ewiger Aufsicht steht.“ (Mémoires historiques de Joséphine.)

untersank und erlosch vom Tage an, wo er Josephine verstieß, die für ihn ein Talisman und wahres Palladium war.

Indessen häuften sich unerwartete und glorreiche Begebenheiten in schneller Folge. Jahrhunderte rollten sich in großartiger Ordnung vor den erstaunten Blicken auf, wie der Eposdichter Roms sagt.*

Die Feldzüge in Italien ** und Aegypten *** hatten aus Bonaparte den Liebling des Sieges gemacht. Der Ruhm des 18. Brumaires bahnte ihm den Weg zum Kaiserreich und bereitete ihm die Eroberung Europas vor. Josephine, geblendet von so viel Glanz, wurde die intime Freundin von der, welche ihn ihr prophezeiht hatte, und mit Hilfe der Sibylle, welche sie jeden Augenblick um Rath fragte, las sie in der Zukunft, wie in den Blättern eines Buchs. — Unter dem Consulat, den 2. Mai 1801, beschied Josephine die Mademoiselle Le Normand nach Malmaison, welche folgendermaßen ihren Besuch dort erzählte:

„Den 2. Mai 1801 wurde ich gegen 9 Uhr des Morgens eingeladen, mich nach Malmaison zu begeben; ich gestehe, daß ich durchaus nicht wußte, welche Person nach mir fragen ließ; ich muthmaßte sogar, daß es nur eine Dame im Dienste der Madame Bonaparte war; ich war damals weit davon, zu vermuthen, daß bei einem solchen Grad von Erhebung diese Aus-

* Magnus ab integro seclorum nascitur ordo.
(Égloque à Pollion.)

** Eine Madmoiselle Vanem hatte im somnambulen Zustande dem Bonaparte vor seinem ersten Feldzug in Italien und in Gegenwart der Damen Tallien und von Beauharnais prophezeiht, daß er Italien besiegen werde. Von diesem Augenblick an hatte er einen entschiedenen Geschmack am Somnambulismus. (Mémoires de Joséphine. tom I., page 284.)

*** Als Bonaparte in Aegypten war, ließ der Polizeiminister Fouché eine heroische Comödie in 3 Akten, betitelt „Die Franzosen in Aegypten“, von Mademoiselle Le Normand — durch die Censur streichen, wo die Verfasserin dem Bonaparte folgende Worte in den Mund legte: ich werde nach Frankreich zurückkehren und die Waffen nur niederlegen, wenn die Republik keine Feinde mehr hat. (Mémoires historiques.)

erwählte mich der Erinnerung würdigen würde; ich weiß durch lange Erfahrung, daß der Cultus eines gewissen Wiedererkennens wenig Verehrer hat; es scheint, daß meine hohe Rathfragerin, um Ungewißheit über die Art des Rathes zu lassen, den sie von mir wünschte, das Gerücht verbreitet hatte, als wollte sie den Urheber eines im Schlosse erst begangenen Diebstahls kennen. Das ist wenigstens, was die Frau, die mich einführte, darüber sagte. Ich komme an und gelange bald zu einer ihrer Damen, genannt Mademoiselle Albertine. Ich hatte mich verspätet, und es war fast unmöglich, auf der Stelle vorgelassen zu werden; aber einen Augenblick nachher erschien eine Dame in sehr einfachem Neglige; sie sagte mir verbindlich: „Wollen Sie mich nicht von meinem künftigen Schicksal unterrichten! und sagen Sie mir, ob ich noch lange dieses Haus bewohnen werde!“

„Ich betrachtete sie aufmerksam und bemerkte in ihrer ganzen Physiognomie etwas Angenehmes und Außerordentliches, und es entfährt mir selbst eine überraschende Bewegung, indem ich sie ansehe.

Ihre Stirn war der Sieg der Klarheit, es war eine erzene Tafel, auf der alle ihre Gefühle mit Feuer eingegraben waren; ihre Augbraunen verriethen ihre Empfindung. Die Natur hatte in ihre Augen Zeichen gelegt, die ihren Charakter entschleierten. Nach klaren, auf die Regeln der Kunst gegründeten Beobachtungen war es mir nicht schwer, zu entdecken, daß diese Person berufen war, eine wirklich außerordentliche Bestimmung zu erfüllen. Daher hielt ich mich nicht an die gewöhnlichen Aussagen, aber wohl ans gewisse Studium der Chiromantie und Cartomantie, und ging auf meinen Zweck los, indem ich 20 Kartenbilder legte, und ich sagte jener Auserwählten: „Ich prophezeihe Ihnen von Neuem, Madame, Alles getreulich abgewogen verspricht mir, daß Sie in diesem Augenblick Pläne haben, Ihres Gatten Macht erhoben zu sehen. Ach hüten Sie sich sehr davor! wenn er je-

mals dazu käme, das Scepter der Weltherrschaft zu ergreifen, würde Sie dieser Ehrgeizige verlassen."

„Sie lachte sehr über diese letzte Voraussage und fügte liebenswürdig hinzu, daß sie dieselbe wenig fürchte, weil zur Verwirklichung nothwendig wäre, daß sie Königin würde, was damals kaum möglich schien und möglich werden konnte, indem alle Geister nach der Feststellung einer einzigen und untheilbaren Republik strebten. — Sie stellte nun mehrere Fragen über ihre Kinder; man sprach von der Heirath ihrer Tochter, aber nichts verlautete noch davon oder war darüber bestimmt. Ich kündigte an, daß sie mit der Familie ihres Stiefvaters verbunden, aber einen Gemahl nach ihrer Wahl vorziehen würde. Madame Bonaparte erwiederte mir, daß sie das wünsche, aber daß es nicht von ihr abhänge. — Ihr Sohn beschäftigte sie sehr. — Diese zärtliche Mutter sah in Allem nur das Glück der Wesen, die sie liebte. Ihre einzige Furcht war, ihren Eugen unter den Lorbeeren fallen zu sehen, die zu brechen er nicht ermangeln würde. — Nach gerechten und tröstenden Bemerkungen über diesen Gegenstand sagte ich ihr: „Behalten Sie ja diese Worte, Madame, sie sind für Sie von prophetischem Inhalt: Ein Tag wird kommen und dieser ist nicht fern, wo Sie die erste Rolle in Frankreich spielen werden."

Sie konnte sich hierauf nicht enthalten, mir zu sagen: „Wohlan, Mademoiselle, erfahren Sie, daß Ihre Prophezeihungen sich bis auf heute von Punkt zu Punkt verwirklicht haben; die letzte kündigte die Rückkehr eines Mannes an, der nach dem, was Sie sagen, Frankreich wieder herstellen wird. Nun sollten unsere Schicksale feststehen; ich möchte nur wissen, ob sie eben so unveränderlich sein werden, wie die des ersten Consuls, denn sie sind unzertrennlich mit einander verbunden. Sagen Sie vor Allem, ob das gegenwärtige Gouvernement, welches ein überlegenes Genie so eben gegründet hat, Trotz bieten könne oder später die Unbeständigkeit des Glücks erleiden müsse?" Ich antwortete nach einigen Augenblicken reiflichen Nachdenkens: „Nein, Madame, Sie können nicht auf

dem Punkte stehen bleiben, wo Sie angekommen sind; Sie müssen nach Ihren 6 Sternen* sich höher erheben; es müssen zuvor drei außerordentliche Veränderungen in der Constitution des Staates geschehen, ehe er eine Haltbarkeit erlangt.

„Ah, was sage ich! ich sehe es, Sie werden regieren, Sie werden auf dem Throne sitzen; die Kraft Ihres Genius verspricht Ihnen große und unbegreifliche Schicksale; aber eines Tags könnte Ihr Gemahl seine feierlichen Schwüre vergessen, denn unglücklicherweise je größer er werden wird, desto mehr wird er zu ränkischen Umwegen sich herabwürdigen.“

Zuletzt verließ sie mich. Während dieser kurzen Unterbrechung empfing ich die Tochter und Nichte der Gattin des Mannes, der bald zur höchsten Spitze des Ruhms gelangen sollte.

Madame Bonaparte ließ mich aufs Neue in ihre Gemächer kommen; sie war nun an ihrer Toilette. Einen Augenblick später sah ich Bonaparte eintreten; er sprach liebenswürdig mit seiner Gattin, er wünschte ihr Glück, daß sie an jenem Tage ein Kleid aus unsern Manufacturen von Lyon trug; dann sich bald umwendend, sagte er, indem er sie und dann mich ansah: „Wer ist diese Dame?“

Auf ihre gütige Antwort, daß sie mich kenne und meinen Namen ungern sage, erwiederte er nichts und begnügte sich, mich zu begrüßen. Er begann ein Schooshündchen, das sich im Zimmer befand, zu streicheln. Da ich ihm nachahmte, sagte er, es wird Sie beißen, zumal da es Sie nicht kennt; ich antwortete ihm, daß ich die Thiere sehr liebe. Er blieb einen Augenblick erstaunt, der Ton meiner Stimme hatte ihn doppelt frappirt; seine Augen verließen nimmer die meinigen; er nahm Josephine an der Hand und ging mit ihr hinaus. Einen Augenblick nachher kam er zurück und sagte mir: „Sie sind wohl die Person, die dem ersten Consul seine Schicksale voraussagte; aber,“ sagte er mit der Regung intimen Vertrauens, „wiederholen Sie es Niemand, denn die großen Männer lieben dem Publicum nicht aufzudecken, daß sie auch denselben

* Anspielung auf das Innere der linken Hand der Kaiserin Josephine.

gemeinen Schwachheiten unterworfen sind. Aber glauben Sie, Bonaparte, dessen Gedächtniß wunderbar ist, wird es nie vergessen.“ Wirklich fixirte er mich von dieser Zeit an, wenn der Zufall eine Begegnung herbeiführte, mit seinen beobachtenden Augen und konnte sich jedesmal nicht enthalten, mir zuzulächeln. (Mémoires historiques et secrets de l'impératrice Josephine par Mademoiselle Le Normand. — Tome II, Notes 1837.)

Als der erste Consul das Lager von Boulogne formirte, zeigte er, obgleich Madame Le Normand in Josephinen eine unfehlbare Beschützerin hatte, doch einen großen Unwillen gegen die Wahrsagerin, als er erfuhr, daß die Sybille seine Niederlage prophezeiht hatte, wenn er eine Landung in England versuchen würde. Die beständigen, fast ungestümen Bitten Josephinens, nichts konnte den Widerwillen Bonapartes verwischen. Der herrische Geist Napoleons zeigte sich schon im ersten Consul; Niemand widerstand ihm ungestraft. Mademoiselle Le Normand fühlte ihre verwegene Aussage durch ein Jahr Gefängniß im Kloster der Magdalenerinnen, aus welchem sie wieder am 1. Januar 1804 befreit wurde, indem sie an Fouché zum Neujahr folgendes vierzeilige Gedichtchen nach Pibraks Manier schickte:

Wenn der Präfekt in dieser Stunde wollte
Das Jahr durch eine Wohlthat weihen ein,
Er mir dieß trübe Haus jetzt öffnen sollte,
Ein glücklich Loos würd' ich ihm prophezeih'n.

Welche Kraft hat nicht ein Vers, besonders der einer Prophetin? Sobald er die Verse gelesen, befahl Fouché die Freilassung der Mademoiselle Le Normand, welche von der Höhe ihres Observatoriums Faubourg Saint-Germain mit Eifer das große und kleine Spiel trieb, ihre Salons von vornehmen Besuchen, von Höflingen und vorzüglich von Herzogen, Grafen und Gräfinnen, alles Feinde der neuen Ordnung der Dinge, erfüllt sah und welche die Anmaßung so weit trieb, daß sie that, als könnte sie gänzlich ihren Zulauf entbehren,

ohne sie zu beunruhigen oder sich mit ihren kleinen Ränken zu beschäftigen. Mitten in diesem dienstfertigen Hofe erhob Mademoiselle Le Normand, begierig ein verlorenes Uebergewicht wieder zu gewinnen und bourbonisch bis zum Extrem, ihre mysteriöse Kunst bis zur Höhe der Politik. Sie verfolgte auf der Karte Europas die Schritte des modernen Alexanders, und legte die Pläne, die kaum seinem Kopfe entsprungen waren, hell an den Tag.

Die befremdende Macht dieser Frau incommodirte ihn um so mehr, weil er genöthigt war, daran zu glauben; die Vergangenheit stand mit ihren ehernen Thatsachen unwiderruflich da.

Josephinens Bitten nachgebend, hatte er 1807 der Sibylle Rath nach allen Regeln verlangt; aber er hatte die genauesten Vorsichtsmaßregeln getroffen, nur um nicht entdeckt zu werden.

Eines Abends brachte ein Mädchen vom Lande, welches taub war und weder lesen noch schreiben konnte, ein Papier, welches sie andeutete von einem Unbekannten erhalten zu haben. Auf diesem Blatte ohne Unterschrift stand die Stunde, der Tag und der Geburts-Monat des Consultirenden; er gab auch die Blume an, welche er vorzüglich liebte, und den Geruch, der ihm der angenehmste war, kurz alle nöthigen Formalitäten.

(Die authentische Copie dieses denkwürdigen Horoscopes ist in der Polizei-Präfektur niedergelegt seit dem 11. December 1809, dem Tag, an welchem Mademoiselle Le Normand eine Festsetzung erlitt, und an welchem man sich ihrer Papiere bemächtigt hatte. Da die wenigen Journale, die von dieser Prophezeihung gesprochen haben, zu beengt waren, um sie ganz zu verbreiten, so tischen wir dieselbe hier wieder so auf, wie wir sie vor Augen haben. page 403 des Souvernirs prophétiques.)

Genauer Auszug aus dem Thema von der Geburt Bonapartes. 1807.

„Der Consultirende ist unter einem glücklichen Sterne geboren; be seiner Geburt befanden sich alle Gestirne in einer

günstigen Zusammenstellung. Die Sonne, Mars und Jupiter spendeten ihm alle ihre Gaben.

„Er ist auf einer Insel geboren, welche jetzt zu Frankreich gehört. Sein Vater lebt nicht mehr; er hat vier Brüder und drei Schwestern; zwei seiner Brüder waren zweimal verheirathet. Seine Mutter bewohnt gegenwärtig die Hauptstadt; sie verdankt ihm Vieles. — Der Charakter des Fragenden ist bestimmt und fest, zuweilen nachdenkend, mehr ernst als heiter; er hält viel auf sein Gefühl, er liebt nicht beherrscht zu werden, selbst nicht von Frauen; vorzüglich vermeidet er, denselben zu viel Einfluß einzuräumen; er giebt sehr schwer sein Vertrauen; er fürchtet, durchschaut zu werden, was ihm seine kleinsten Handlungen verbergen macht; er ist sehr empfindlich gegen Beleidigung und vergiebt nicht leicht; er haßt die Undankbaren.

„Von früher Jugend auf muß er dem Militairstande bestimmt gewesen sein. — Er hat die besten Anfangsgründe erhalten, selbst die, welche die Artillerie betreffen. — In der Vergangenheit war er einem ehrenhaften Corps verbunden, und befand sich sogar in einer Stadt, welche von Wasser eingeschlossen war.* Er hat das schöne Italien durchzogen und ist eingezogen in die Hauptstadt der christlichen Welt.

„Der Fragende sah ein Land, welches in längst vergangenen Zeiten die Wiege einer Religion war;** er mußte mit einem Commando beauftragt sein, und diejenigen, welche zu seiner Reise mitgewirkt hatten, glaubten ihn nicht wieder zu sehen; seine Gattin sogar verlor dazu die Hoffnung; es wurde ihr und andern prophezeiht, daß er wiederkehre;*** und drei Wochen und drei Monate waren kaum seit seiner Rückkehr verflossen, als er in große Macht eingekleidet wurde (selbst zwei Gefahren lief, einmal durch eine Explosion) und

* Toulon.

** Aegypten.

*** Mademoiselle Le Normand hat mehrere Mal der Josephine oder den Personen, welche diese zu ihr sandte, seine Rückkehr verkündet.

damit schloß, daß er selbst seinen ausgesprochensten Feinden Gesetze gab.

„Seine Gemahlin ist eine Fremde, liebenswürdig und voll Grazie; sie liebt ihn wahrhaft. Ich sehe sie in diesem Augenblick doppelt bekümmert, sie befürchtet mit Recht, daß er sich gegen sie verändert.* Wie viel Aeußerungen aus Zufall hingeworfen, und welche der Pöbel zu wiederholen sich gefällt, werden nicht in der Folge zur Gewißheit.

„Der Fragende muß diese liebenswürdige Frau auf eigene Weise haben kennen lernen; ein Umstand hat diese Heirath bestimmt; ein angestellter Mann hat dazu den Rath gegeben,** aber es stand in dem Schicksale beider, vereinigt zu werden. Es giebt unglaubliche Dinge im Leben. — Sie war Wittwe eines blonden Mannes, im Militair geachtet, und welcher ihr 2 Kinder hinterlassen hatte, einen Knaben und ein Mädchen.***

„Diese Dame hatte ihren ersten Gemahl durch das Schwert verloren und auf eine schreckliche Weise; sie selbst sah sich eingeschlossen in ein Palais, welches in unglücklichen Zeiten zum Gefängniß diente.

„Heute ist dieses schöne Denkmal seiner Bestimmung wiedergegeben.

„Diese Gattin, mehr werth als ein Titel, muß ihm theuer sein; sie bringt Glück allem, was sie umgiebt, kurz alles muß ihr gelingen.

„Ihr Sohn ist mit einer Deutschen vermählt, von gutem Hause, welches Gesetze giebt.† Er bewohnt ein Land, wo man die gute Musik liebt.†† Ihre Tochter hat sich mit der

* Immer prophezeihte die Sibylle die unabwendbare Scheidung.

** Der Director Barras, in den Salons der Madame de Chat†† Ren††, wo er den kleinen Bonaparte, wie man ihn damals hieß, einführte.

*** Eugene und Hortensia Beauharnais.

† Eugene von Beauharnais hat die Tochter des Königs von Baiern geheirathet.

†† Eugene war Vice-König von Italien.

Familie des Fragenden alliirt; sie trägt dessen eigenen Namen.*

„Diese junge Dame muß schon ein Land bewohnt haben, wo Handel und Schifffahrt den Reichthum der Einwohner ausmachen.** Sie hatte zwei Söhne, der eine ist nicht mehr; sie wird einen dritten haben, welcher zu Glück kommt.***

„Mein Fragender ist sehr in Gedanken beschäftigt; ich glaube ihm selbst unbestimmt, was bei ihm kaum der Fall ist, denn er weiß seine Partie auf der Stelle zu nehmen. Einen Schritt, welchen seine Gemahlin thun soll, und welchen er ihr rathet, wird Viele in Erstaunen setzen; innerlich kann er ihr nur dankbar dafür sein. Demungeachtet wird diese Dame einigen Hindernissen begegnen, die sich jedoch später beseitigen. Er wird stattfinden dieser einzige Schritt, aber nach einer gewissen Zeit (nach 28 Monaten höchstens), und der Fragende wird eines Tages schmerzlich erfahren, was diese Trennung ihm gekostet hat.

„Dieser Consultirende hat erhitztes Blut, er bedarf sogar einiger Ruhe; dieß vereinigt sich schwer mit seinem feurigen Charakter. Mäßige Bewegung ist ihm nöthig, so wie ununterbrochene Transspiration; er hat zuweilen Ausschlag auf der Oberfläche der Haut, selbst in diesem Augenblicke ein wenig.† Dieß kommt von Reisen und Nachtwachen, aber bei vielfältiger guter Pflege hat er nichts davon zu befürchten.

„Eine große Begebenheit wird in diesem Augenblicke verhandelt, er ist derselben nicht fremd; sie könnte ihn sogar persönlich betreffen oder doch die Seinigen.

* Hortense von Beauharnais hat sich mit Ludwig Napoleon, König von Holland, vermählt.

** Amsterdam.

*** Louis Napoleon, Sohn des Königs von Holland.

† Josephine verband in demselben Augenblicke, als Mademoiselle Le Normand dieß schrieb, Napoleon. Das Eigenthümliche und die Richtigkeit dieser Vorhersage setzte beide in Erstaunen. — Diese Thatsache wurde der Sibylle von Augenzeugen hinterbracht.

„Der Name des Fragenden wird so weit die Erde reicht wiederhallen; man wird sich sogar nicht weit von dem Lande der großen Mauer um ihn bewerben.* Er wird bei großen Ereignissen mitwirken; er wird der Vermittler großer Interessen seyn. Es ist ihm prophezeiht, daß er der einzige Mann seyn wird.

„Es sind vier außerordentliche Dinge,** welche ich ihm zur Zeit und am Orte sagen werde. Er soll sie vermeiden, das eine unter andern betrifft sein Leben; es wird in 3—7 Jahren spätestens geschehen.***

Der Consultirende ist Staatsmann; er arbeitet oft im geheimen Kabinet und wird mit den Höchsten sprechen. — Er hat drei Arten Freunde: wahre, welche ihm durch Dankbarkeit anhängen; andere halten an sein gegenwärtiges Glück; noch andere erspähen die kleinsten Handlungen. Was ihn betrifft, muß man sehr fein seyn, um ihn zu errathen; er wird zu den höchsten Ehren gelangen, nach welchen ein Mensch trachten kann. — Aber wenn er mich von jetzt an in 7 Jahren befragt und sich der schon verflossenen Prophezeihungen von mir erinnert, dann um so besser für ihn, denn ich sehe so viele Ereignisse für diesen Fragenden, daß ich einen Folioband haben müßte, um sie alle aufzuführen.“ —

* Persien.

** Diese Erklärung wurde durch ein anderes Horoskop verlangt, welches Mademoiselle Le Normand einige Zeit später an Josephine schickte. Da ist es, wo sie sagt: 1) daß der spanische Krieg unpolitisch sey und Unglück bringen werde; 2) daß es ausdrücklich Bonaparte anempfohlen sey, nie die geistliche Gewalt zu berühren; daß er Herr von Rom seyn würde, aber daß alles, was das geistige angehe, ihm heilig seyn solle; 3) daß er sich vor dem Nordwind hüten solle, denn vom Nordwind kämen alle seine Uebel.

Diesen Inhalt vernehmend, blieb der Kaiser einen Augenblick bestürzt; denselben Tag noch drohte er, Befehle gegen Mademoiselle Le Normand zu geben. Josephine schickte eine ihrer Frauen zu der Sibylle um 10 Uhr Nachts, um sie zu benachrichtigen, daß sie für ihre Sicherheit wachen solle. Mademoiselle Le Normand consultirte sogleich in Gegenwart dieser Person ihre Zauberkunst und fügte hinzu, daß sie nichts zu fürchten habe. Wirklich vergaß Napoleon Tags darauf seinen Zorn und die Sibylle wurde nicht verfolgt.

*** Die Verschwörung von Mallet.

1808 enthüllte Mademoiselle Le Normand Napoleons Projecte auf die römischen Staaten; den andern Montag, ein Tag der Diana geweiht, um 11 Uhr Morgens, wo eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft sich um sie drängte, traten boshaft lächelnd Alguazils ein und theilten die Menge.

„Sie sehen die Eingeweihten, die mich umgeben," sagte sie ihnen; „ich muß die falschen Brüder fürchten, denn heute noch werde ich arretirt werden."

„Sie irren sich nicht," erwiederte einer der Commissaire, indem er ihr seine Schärpe zeigte, „denn wir sind hier in dieser Absicht."

„Ihr Besuch hat für mich nichts Ueberraschendes; diese Berechnung zeigte ihn mir an. Indem sie so sprach, hielt die Sibylle ein Kartenspiel in der Hand, welches sie so eben studiert hatte.

Sehen sie in meine Bemerkungen* erwiederte sie; seit einigen Tagen sehe ich Ihr Kommen voraus. —

Plötzlich beginnt die strengste Untersuchung: Ein Brenn-Spiegel v. Luc. Geuric, ihre 33 griechischen Stäbe und ihre Cabala von 99 von Zoroaster, entgehen der Polizei, während ihre sieben enorme Cartons, vier Bände in Quart, von der Wissenschaft der Physiognomik (von Johann Kaspar Lavater) 9 große mathematische Karten, von den Zahlen handelnd, ihr Wahrsager-Stab und ihr kostbarer Talisman, welcher in einem Portefeuille von ihr vergessen war, welches die ausgewählte Schattenrisse der wahren Gläubigen enthielt, (Souvenirs prophetiques) von derselben entrissen wurde. —

Die Sibylle wurde nach der Polizei-Präfectur abgeführt, wo man ihre Untersuchung fortsetzte. Man fand, indem man das Inventarium ihrer Papiere machte, eine Sammlung Prophezeihungen, an Alexander, an Julius Cäsar, Tiberius, Diocletian, an Heinrich IV., Karl I., Ludwig XIV. und XVI., an die Herzoge v. Biron, die Marschälle v. Schomburg und Luxemburg 2c.

* In Wirklichkeit war die Polizei dort angekündigt.

Ferner fand man eine Rolle von Palmblättern, geschrieben auf Chaldäisch, über die Schicksale, Constellationen, die magischen Talismane und Figuren, den Stein der Weisen und die Universal-Philosophie, alles Geheimnisse, welche über dem menschlichen Verstande stehen.

Als Mademoiselle Le Normand nach der Reihe über ihre Kunst und die Personen, welche sie gewöhnlich bei sich empfing, gefragt wurde, antwortete sie mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit:

„Seit so vielen Jahren mein Herr sind wir auf so grausame Weise durch die Schule des Unglücks gegangen, so viele widrige Geschicke aller Art sind mit Wuth über unser trauriges Vaterland hereingebrochen, daß Sie sich nicht wundern müssen, wenn von allen Seiten man Trost-Gründe bei mir sucht. — Wie viele Mütter, Gattinnen, Wittwen, wären vor Schmerz vergangen, hätte ich nicht in ihren Herzen wieder eine Hoffnungsflamme angefacht!"

— „Aber dennoch wäre es für Sie ein Leichtes, den Frieden der Familien zu stören, und Zwietracht in denselben zu verbreiten."

„Diejenigen, welche meine Kunst ausüben, können, das ist nicht zu bezweifeln, solche Ausschweifungen begehen, wenn ihr einziger Beweggrund die Habsucht ist. — Aber wie Minerva halte ich immer den Oliven-Zweig in Händen, und die Weisheit meines Rathes ließ oftmals die Waagschale der Themis sich auf die Seite der Unterdrückten neigen. —

„Was die Eingeweihten betrifft, so habe ich deren in allen Theilen des Erdballs: Meine Correspondenz beweißt es Ihnen: Seine Excellenz der Gesandte von Persien hat mich mit seinem Vertrauen beehrt. Man beschäftigt sich mit mir in Amerika, in Afrika habe ich tausende die mit mir Gemeinschaft haben. In Asien dient meine wunderbare Cabala als Leitstern der Kabinette. In Europa kann ich unter die mich befragenden alle Leute von Geist und Verdienst rechnen, tapfere Officiere, empfehlenswerthe Personen, welche in Furcht sind .....

Was die Frauen von Auszeichnung und Gemüth betrifft,

welche sich bei mir Raths erholen, so sind sie zahllos, wie der Sand am Meere.

„Ich besitze die Geheimnisse sehr vieler Familien, aber Sie täuschen sich, wenn sie mich für feig genug halten, sie Ihnen zu offenbaren . . .

„Hören Sie — ich habe der Seele einer erhabenen und tief betrübten Person Trost gegeben. Sie ist das Opfer einer ausnehmenden Undankbarkeit. — Dieser Engel des Friedens und der Güte betet für ihren Verfolger. An einem Samstage den 16. December wird das schändliche Werk vollführt werden.“

— „Was! brach der Untersucher aus, Sie bestehen darauf zu behaupten, Napoleon habe den Plan, Josephine zu verstoßen?“ —

— „Ich prophezeihte es 1807, daran halte ich mich. Ich erwarte die Begebenheiten. Uebrigens wird der 31. März 1814 die Auflösung des Räthsels geben, welches ich heute nicht aufklären will.“

— „Aber sagen Sie uns wenigstens, durch welches Blendwerk Sie die Gunst der Kaiserin zu erwerben wußten, welche Sie mit Geschenken überhäufte?“

— „Seit mehreren Jahrzehnten schätzt Josephine meine Künste; mehr als einmal mochte in ihr gequältes Herz die Heiterkeit wiederkehren. Ihre Wohlthaten beschränken sich auf einige Freundschafts-Geschenke. Es ist darunter vorzüglich eines unschätzbar für mich: eine Locke ihrer Haare, womit sie mich beschenkte.* Niemals mein Herr wurde mir eine Summe Geldes, weder groß noch klein, von ihr angeboten oder übermacht.“

„Was ist das für ein Ring, von welchem so viel Erhebens gemacht, in den Papieren, welche man in Ihrer Wohnung fand?

„Es ist schon lange her, daß ich ihn von einer hohen

* Dieses, so wie alle übrigen Antworten, ist aufgezeichnet in dem Verheiß-Protokoll der Mademoiselle Le Normand, welches dem Polizei-Minister übergeben und Napoleon vorgelegt wurde. Josephine erklärt seinen Inhalt für wahr, und fügte selbst hinzu, daß das unbedeutendste Andenken von ihr mehr Werth in den Augen der Mademoiselle Le Normand habe, als alles Geld, womit sie dieselbe überhäufen könnte.

Person bekam, Josephine nahm den Ring an, und trägt ihn immerwährend am Sonnenfinger, als ein Zeichen der Freundschaft, welche sie für mich hat, und auf welche ich stolz bin."

— „Was ist das für ein Traum, von welchem man ausführliche und bestimmte Deutung von Ihnen verlangt?" *

— Es ist die Ankündigung der ernstesten der Ereignisse. Die gute Josephine, auf dem Punkte verstoßen zu seyn, sieht sich von einer großen Menge Schlangen umgeben, welche sich auf alle Art verschlingen und sie umwinden, wie in den berühmten Gruppen des Laokoon. Diejenige, welche sich um ihren linken Arm schlingt, und sich in den Schwanz beißt, bedeutet ihre Unsterblichkeit. Nach und nach lösen sich diese Gewürmer von ihr ab und bemächtigen sich Napoleons, welchen sie bis zum Ersticken zusammen pressen. Dies bedeutet, daß das Andenken an Josephinen von der Nachwelt mit Liebe bewahrt wird, und daß Napoleon irre geleitet, durch die Menge seiner Schmeichler, seinen Undank schwer könnte bezahlen müssen.

— „An wen sind die verschiedenen Horoscope gerichtet, worin sie den Nachkommen eines großen Königs zu prophezeihen scheinen, daß dieselben eines Tags ihr Vaterland wieder sehen könnten; daß 1814—1815 ihr Leiden geendet, oder sehr nahe ihrem Ende seyn würden?" **

„Oftmals wurde ich befragt über das Unglück der Linie aus dem Hause Spanien; durch meine Berechnungen habe ich die Gewißheit erlangt, daß die Tyrannei aufhören wird; daß die mächtige Hand, welche sie geschlagen hat, eines Tages dergleichen thun wird, als wolle sie abscheuliche Unge-

* Die Auslegung wurde Josephinen zugeschickt, durch Mademoiselle Le Normand den 28. November 1809. Das Doublet wurde in ihren Papieren entdeckt. Dieser Traum ist bekannt, und wir geben ihn nur in kurz gefaßtem Inhalt durch den Mund der Sybille selbst. (Souvenirs prophethique pag. 50.)

** Diese Horoscope sind auf der Polizei-Präfektur niedergelegt, als autenthische Stücke zum überzeugenden Beweiß gegen Mademoiselle Le Normand.

rechtigkeiten wieder gut machen, aber, daß es nur dem edlen Muthe einer so treuen Nation vorbehalten seyn wird, ihr schönes Werk zu beginnen und zu verbessern, indem sie auf die Bahn des Sieges geleitet wird, durch ihre beharrliche Anhänglichkeit an ihre legitimen Könige, und durch den Enthusiasmus, welchen ihr aufs Neue ein großmüthiger Krieger einflößte,* welcher in dem mit Blut befleckten Felde der alten Mauren, unsterbliche Palmen pflücken wird.“ —

Es bedarf nur Einer, mein Herr, um seinen Ruf zu verewigen: aber auch ganz Europa wird sie ihm zuerkennen!....

— Was ist das für eine Palme?

— Mein Genius Ariel ** gebietet mir Schweigen.

Während der neuen Festsetzung der Mademoiselle Le Normand ruhte Josephine nicht; sie wandte jede Art von List an, um ins Geheim mit ihr zu correspondiren, und schickte ihr sogar Briefe in gebratenen Feldhühnern. ***

Im Uebrigen wurde die Gefangenschaft der Sybille gemildert durch die Höflichkeit und sogar das Interesse, welches ihre Wächter ihr bezeugten. Einer derselben mit Namen Bautour, erheiterte sie bis zum Lachen, durch seine Furcht vor der Zauberei und Hexerei, er hatte solche Angst davor und zitterte vor ihr wie ein Blatt im Winde. —

Das sentimentale Gedicht la pitié von Valille, versüßte ihr die Langweile des Gefängnisses. Mademoiselle Le Normand kannte den Autor sehr gut, welcher sie häufig besuchte und geschätzt hatte. Der lustige Vaudeville-Dichter und Sänger de Püs theilte mit ihr den Aufenthalt auf der Polizei-Präfektur; sie erhielt die Erlaubniß, daselbst ihre Freunde zu empfangen, und ein talentvoller Maler zeichnete ihr Portrait. —

* Lord Wellington.

** Der Genius Ariel, ein sehr mächtiger überirdischer Geist.

*** Eines Tages erhielt sie in einer Suppe ein hermetisch verschlossenes Fläschchen, welches ein Billet enthielt; ihr kleiner Hund verbarg in seinem Halsband eine Warnung von der höchsten Wichtigkeit. —

Diese Gefangenhaltung der Mademoiselle Le Normand dauerte 12 Tage; den elften befragte sie ihre egyptischen Karten, welche in drei Abtheilungen, triangelförmig gelegt waren. Die Sonne zeigte ihr eine allgemeine Beschützung an; das Füllhorn war das Gegenstück zum Glücks-Gestirn, — unbegrenzter Ruf; — die Sphinx war über den vier Elementen. Sie begann von vornen. Der Herzkönig befand sich bei seinem Aß und seinem Zehner, in Begleitung des Pick-Aß, und des Treffneuners. Kein Zweifel mehr! das Orakel hatte ein bestimmtes Urtheil gesprochen. Sie sollte demnächst befreit seyn: was wirklich stattfand.

Während dieser Gefangenschaft war der Scheidungs-Akt zwischen Napoleon und Josephinen, am selben Tage wie es Mademoiselle Le Normand vorausgesagt hatte, vollzogen worden. Die Kaiserin, welche durch die Sybille davon unterrichtet war, lief ganz in Thränen in das Zimmer ihres Gatten, am Morgen des Tages, da er Frankreich bekannt gemacht werden sollte. Dieser Akt von Fouché angerathen, war unter dem tiefsten Geheimniß mitten in der Nacht verfaßt worden.

— „Ach, Sire,“ rief die arme Josephine, „Sie stürzen mich ins Unglück, — Sie haben mich ihrem Ehrgeize geopfert, einer Staats-Klugheit, wie Sie es nennen! —“

— Was sagen Sie Madame? erwiederte der Kaiser, sichtlich verlegen. Wer sollte ..... der Verräther! .... er zittere! .....

— „Die Akten zu meiner Scheidung sind vorbereitet. Es ist nirgends ein Verräther: Ihre Vertrauten sind Ihnen getreu; aber ich weiß alles: Mademoiselle Le Normand hat mir alles gesagt.“

Eine Stunde später berief der Polizei-Präfekt Fouché die Sybille auf sein Bureau.

— Ich arretire Sie Mademoiselle. Sie waren dessen nicht gewärtig?

— Nein. Ich hatte das große Spiel für eine Consultation mitgebracht, und hierauf legte die Sybille mit der höchsten

Gemüthsruhe die Karten auf des Ministers Tische auseinander.

— „Sie haben sich schon hoch erhoben, aber sie werden noch höher steigen.“

Dieser erste Theil des Orakels bezog sich auf eine Begebenheit aus der Jugend Fouchés in Nantes. Dieser junge Professor der Philosophie, bestieg in Gegenwart der ganzen Stadt, unerschrocken einen Luftballon, was ihm den Ruf eines jede Probe bestehenden Muthes verliehen hatte.

Fouché gab der Sybille schonungslosen Verweiß über die Unvorsichtigkeit ihrer Voraussagen.

Diese schien ihn kaum anzuhören, und befragte ihre Karten.

„Dieser Treffbube kommt immer wieder, murmelte sie vor sich hin, indem sie des Ministers Warnung unterbrach.

— „Mademoiselle, sie werden wieder in ihr Gefängniß zurückkehren, sagte er, und dieses Mal vielleicht lange darin verharren.

— „Bah, wer versichert Sie das? Dieser Treffbube wird mir schon den Auszug verschaffen. —

— „Sie glauben?

— Gewiß, er stellt ihren Nachfolger vor, den Herzog von Rovigo. *

Frau v. Staël ließ sich einige Zeit vor ihrer Verbannung, unterzeichnet von dem Herzog von Rovigo, dem Nachfolger Fouchés, durch die Mode hinreißen und ging zu Mademoiselle Le Normand um sie zu consultiren. —

— Es wurde ihr geantwortet: Sie haben einen Schritt im Sinne, welchen Sie bereuen werden. Wirklich erhielt der berühmte Blau-Strumf den folgenden Tag eine besondere Audienz von Napoleon, dessen Aufmerksamkeit sie auf sich zu ziehen suchte, den sie aber durch die Freiheits-Ideen, welche sie in ihre Schriften mischte, ärgerlich gemacht hatte. Napoleon empfieng sie mit Bitterkeit, und versäumte gegen sie die Galanterie, welche er sonst für Damen hatte. Er gab ihr den Spottnamen „geschwätzige Elster“ indem er dabei An-

* Fouché erzählte diese Unterredung Jedem, der sie hören wollte.

spielung auf das Schauspiel: die diebische Elster machte, welches damals in der Mode war.

Die Verfasserin der Corinna, betroffen von dem was ihr Mademoiselle Le Normand gesagt hatte, sah diese noch oft, aber in den Tuillerien erschien sie nicht wieder.

Sie kannte ihren Verbannungs-Ort Cappet, durch die Prophezeihungen der Pythia; das verhinderte sie jedoch nicht, mit der ganzen Unabhängigkeit ihres Geistes zu schreiben. —

Von 1810—1814 übte Mademoiselle Le Normand ihre geheimnißvolle Kunst aus. — Das Kaiserreich hatte ihr Vermögen vergrößert, und ihr Ruf war auf den höchsten Gipfel gestiegen. — Ihre hauptsächlichsten Prophezeihungen waren gemacht, und die Folgen der Ereignisse führten auch natürlicher Weise die Verwirklichung derselben herbei. —

Der eisige Nordwind hatte so eben die bestgeschulte und furchtbarste Armee der Welt, das Heer eines riesenhaften Xerxes in Rußlands Schneefeldern begraben. —

Dies war vorhergesagt. —

Unaufhaltsam wurde Napoleon nach dem Abgrunde gerissen, seit Josephinens Verstoßung. Vergebens besuchte er während seiner Rasttage in Paris auf allen möglichen verborgenen Wegen die Sybille, vergebens schlug sie ihm selbst Karten, denn der große Mann glaubte an die Herrschaft des Schicksals, welches aller weltlichen Herrschaften spottete: die Zeit war erfüllt; der stolze Sicamber sollte sein Haupt beugen.

Der 31. März, diesen Tag traurigen Angedenkens, wo die verbündeten Könige feierlich in Paris einzogen, unter dem Freudenrufe eines Volkes, welches seit 20 Jahren zu viel gelitten hatte, als daß es nicht auf einen Augenblick vergessen sollte, daß der schrecklichste Fluch einer großen Nation die Besetzung des Landes durch Fremde ist. An diesem Tag lief die Pythia Morgens 10 Uhr nach dem Platze Ludwig XVI. sie begegnete einer zahllosen Menge. — Damen zertheilten daselbst weiße Bänder; sie wurde erkannt und von allen Seiten umgeben.

Das ist Mademoiselle Le Normand, unsere royalistische Sybille, rief man um sie her. — Sie hat 1814 prophezeiht! — Es lebe der König! es leben die Bourbons! es lebe Mademoiselle Le Normand! —

— Werden die Kosacken uns plündern? fragte man sie. —

— „Nein, meine Freunde, sagte sie; Paris wird verschont bleiben. Eine mächtigere Hand, als die der Menschen, wacht über dasselbe.

In diesem Augenblicke erschien eine glänzende Reiterei, und die weißen Schärpen wehten in der Luft. — Trunken von Freude, vergißt Mademoiselle Le Normand ihre wahre Rolle; Sie beginnt zu tanzen mitten unter den Leuten, welche ihr toll Beifall zuklatschen.

Hie und da waren einige Neugierige, welche schwiegen und sie mit Bocks-Augen ansahen, wie Virgil sagt; sie befestigte an ihre Haube die weiße Cocarde und tanzte nicht mehr. —

Den 29. Mai, am Pfingstfeste, erfuhr Mademoiselle Le Normand, welche von Paris abwesend war, durch ein Gesicht Josephinens Tod.

Hören wir sie selbst: „Ich war auf meinem Landhaus. Durch eine unglaubliche Erscheinung, wurde ich auf die Minute hin von Josephinens Tod unterrichtet. — Ich hatte mir vorgenommen, nach wiederholten Aufforderungen, sie folgenden Tages zu besuchen. Ich gestehe, ich bin frei von gewissen Vorurtheilen. — Ich glaube selbst, daß unsere Seele, indem sie ihre irdische Hülle verläßt, nicht mehr mit den Sterblichen in Verbindung steht; daß, indem sie ihr erstes Wesen wieder annimmt, sie sich mit Gott vereinigt. — Wie dem auch sey, ohne irgend eine Gewißheit, als meine aufgeregte Phantasie, kehre ich bei guter Zeit nach Paris zurück, und wer mir vor den Weg kam, wiederholte: Josephine ist nicht mehr! —*“

* Le Normand sah auf ihrem Landgut, als sie ins Zimmer trat, eine weiße Taube, welche sich auf ihrem Tische niederließ, aber sogleich wieder zum offenen Fenster davon flog. Dieß Zeichen weissagte ihr, daß sie ihre beste Freundin verloren habe.

— Eiligst bei der Exkaiserin angelangt, umarmte Mademoiselle Le Normand nur noch eine Leiche. —

Um das Andenken ihrer unerschütterlichen Freundschaft mit dieser, unter Allen auserwählten Frau zu verewigen, publizirte die Sybille 1817 zwei Bände der Mémoires de Josephine, welche sie 1827 noch mit einem Bande vermehrte. —

Sie that Schritte, um ein auf Velinpapier gedrucktes, prächtig eingebundenes Exemplar, in dem Monumente zu Rueil niederzulegen, welches die kindliche Liebe errichtet hatte, und wo die irdischen Reste von Josephinen ruhten. Aber dem königlichen Befehl gemäß, erlaubte es Herr Dherbi, der Schultheiß von Rueil nicht, obgleich er den besten Willen dazu gehabt hätte.

Dieses Werk ist dem Kaiser Alexander von Rußland gewiedmet, welcher ihr, indem er sie während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt von Frankreich zu Rathe gezogen hatte, seine Achtung bewieß. —

Nachdem Ludwig XVIII. den Thron bestiegen hatte, erinnerte er sich seiner prophetischen Nachbarin von Luxemburg. Er gab ihr in den Tuilerien geheime Audienzen, besonders vor und nach dem Zeitpunkt der Ermordung des Herzogs von Berry, welche sie angekündigt hatte.

Das traurige Opfer von Louvel hatte mehreremale die Pythia aus der Straße Tournon um Rath gefragt. — Und Mademoiselle Le Normand versicherte, daß auch der Mörder seiner Seits, sich persönlich durch ihre Kunst berieth. —

Seit dem Juli 1830 setzte sich Mademoiselle Le Normand, weniger mehr in der Mode als früher, und übrigens reich geworden und alt, ohne gerade ihrer Kunst valet zu sagen, zur Ruhe. — Sie liebte, um sich zu zerstreuen, über alles von Zeit zu Zeit, die Reise nach Alençon zu machen, die Stadt, in welcher sie geboren war. Es waren daselbst mehrere Generationen, die einen überlieferten Glauben an die Sybille hatten; aber sie bestieg in der Provinz niemals den heiligen Dreifuß. Man konnte sagen, indem sie Paris verließ, hätte sie es sich

zum Gesetz gemacht, in das gewöhnliche Leben zurückzutreten.

Sie wurde eine einfache Sterbliche, eine Frau liebreich und wohlwollend gegen Alle. — Sie hatte mehreremale den Wunsch ausgesprochen, sich in Alençon niederzulassen, und dort zu sterben. — Sie besaß zu diesem Zwecke mehrere angrenzende Häuser, auf einem weiten Felde gelegen, wo sie nach ihrer Phantasie eine Wohnung bauen lassen wollte, wahrscheinlich sonderbar, geheimnißvoll und auf jede Weise einer Pythia würdig. —

Inzwischen bewohnte sie eine wahre Spelunke, welche sie von innen aufs Eleganteste hatte ausschmücken und einrichten lassen.

Wir haben es bereits versichert, daß Mademoiselle Le Normand einen unbesiegbaren Glauben an ihre Kunst hatte. Sie behauptete, daß sie von ihrem Genius Ariel Eingebungen erhalte. Sie gebrauchte für sich selbst Kaffeesatz und überhaupt alles Geräthe, dessen die Zauberei benöthigt. Der Freitag war für sie ein auserwählter Tag, an welchem sie sich gern Karten zu schlagen pflegte. —

Tausend Züge aus ihrem Leben beweisen die Wahrhaftigkeit ihrer Ueberzeugung; hier nur zwei davon:

Zur Zeit der ersten Unruhen hatte Mademoiselle Le Normand eine Masse Geld und Geldwerth bei sich. — Nicht wissend, wem sie diese werthvollen Schätze anvertrauen sollte, fragte sie eine ihr fast gänzlich unbekannte Person:

— „Welches Thier flößt Ihnen am meisten Schrecken ein?

— „Die Mäuse und die Ratten.

— Das beweißt ein ehrliches nnd ruhiges Gewissen.

— Und welchem Thiere geben Sie den Vorzug? —

— „Dem Hunde.“

Sogleich vertraute Mademoiselle Le Normand dieser Person ihre Reichthümer an, überzeugt, daß ihr dieselben redlich zurückerstattet würden, was auch geschah. —

Eines Tages erhielt sie die Nachricht, daß ihr Bruder, der, wie wir bereits sagten, Soldat war, gefährlich verwundet sey. Von diesem Augenblicke an, befragte sie ohne Unterlaß

ihre Karten, und gab sich allen möglichen cabalistischen Berechnungen hin, um aufs Genaueste seinen Gesundheitszustand zu erfahren. Nachdem sie abermals eine Nacht unter dieser Beschäftigung zugebracht hatte, begann sie plötzlich in heftige Thränen auszubrechen und zu verzweifeln; und ihr Kammermädchen fand sie mit anbrechendem Morgen blaß und entstellt. —

— Gehen Sie und bestellen Sie mir ein Trauerkleid, denn mein armer Bruder ist todt." —

48 Stunden später entsiegelte sie einen Brief mit der officiellen Todesnachricht ihres Bruders. —

Mademoiselle Le Normand starb als Jungfrau, den 25. Juni 1843 im Alter von 72 Jahren. *

Uebrigens wurde ihr Tod durch ein beklagenswerthes Ereigniß herbeigeführt. Seit einiger Zeit beklagte sie sich über heftige Schmerzen in den Nieren. — Sie berief zu ihrem gewöhnlichen Arzte, M. Palmier, noch zwei medizinische Berühmtheiten, die Herren Andral und Amusat, welche sie von einer Blasenkrankheit befallen glaubten. Die schmerzhafte Operation des Steinschnittes wurde für nöthig erachtet. — Herr Amusat, welcher sie ausübte, verwundete sie bedeutend, so, daß sich gleich darauf der Brand zeigte. Dieses begab sich den 23. Juni, einem Tage tropischer Hitze; 48 Stunden später war Mademoiselle Le Normand nicht mehr. —

Wir erfuhren diese Begebenheit, so wie viel der andern, durch Herrn Hugo, Neffe der Mademoiselle Le Normand, einen jungen Offiziere aus dem 11. Linienregiment, welcher so gut war, uns über seine berühmte Tante eine Menge von Nachrichten zu geben, welche noch unbekannt und vom höchsten historischen und selbst nationalem Interesse sind. —

— Sie wurde auf den Kirchhofe Père la chaise beerdigt. Berühmtheiten jeder Art, durch Gelehrsamkeit, Kunst, Wissenschaften und Politik, wohnten dem Leichenzuge und besonders dem Todten-Amte, das in der Kirche von St. Jaques du

* Sie hatte vorausgesagt, sie werde 24 Lustrums und fast eine ganze Olympiade leben. (Souvenirs prophetiques.)

Haut-Pas gehalten wurde, bei. Man bemerkte den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Guizot, unter der Menge.*

Während mehr als 50 Jahren wurde Mademoiselle Le Normand von gekrönten Häuptern um Rath gefragt, von Prinzen, von Gesandten, und von den Höchsten aller Art, in Frankreich und Europa. Eine geschickte Auswahl ihrer ungeheuren Correspondenz ** würde die interessantesten Denkwürdigkeiten des Jahrhunderts geben. —

Außer den Namen, welche wir genannt haben, war Mademoiselle Le Normand in directer Verbindung mit Marie Antoniette *** der Herzogin von Angouleme. † Talleyrand, ††

* Herr Guizot war sehr bekannt mit Mademoiselle Le Normand, welche ihm zur Zeit seiner Verlegenheit große Dienste erwiesen hatte, und als er der Mademoiselle De Meulan den Hof machte, welche so arm war, als er selbst, und nachher seine Frau wurde.

** Der wichtigste Theil davon ist unter dem Siegel des Herrn Troger-Deschênes einem alten Notar und ihrem Testaments-Vollstrecker, Straße Richelieu, 47. M. Hugo, der Neffe der Mademoiselle Le Normand verwahrt den Rest mit heiliger Ehrfurcht.

*** Mademoiselle Le Normand war, wie wir es selbst sind, überzeugt, daß der Dauphine existirt, und daß er von Wäscherinnen aus dem Tempel entführt wurde. Der so schnell unterbrochene Prozeß des Herzogs von der Normandie, seine beschleunigte Verbannung, die zwei Ermordungsversuche auf seine Person, die eine in Paris, und die andere in London, und das Werk des Herrn Bourbon-le Blanc, einem unserer Freunde, Advokaten des Herzogs von der Normandie, werfen einen Lichtschimmer in diese dunkle Begebenheit. —

† Mademoiselle Le Normand besaß in ihrem Salon eine prächtige Apotheose (Bildniß??) von Ludwig XVI., ihr von der Herzogin von Angouleme geschenkt. —

†† Herr von Talleyrand machte ihr während der Republique und des Directoriums häufige Besuche, und heirathete selbst Mademoiselle Grand durch ihre Vermittlung und Empfehlung. Wir haben einen Brief gegenwärtig, von der Handschrift dieses Diplomaten, welcher folgender Maaßen beginnt: „Erhabene Sybille, weißt du mir denn nichts als Unglück zu prophezeihen!„

M. und Madame Bernadotte * der Prinzessin Adelaide, ** Talma und Mademoiselle Raucourt; *** mit dem General Moreau, Denon, dem Maler David, den beiden Journalisten Hoffmann und Geoffroy, dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III., † dem Prinz Kourakin, bevollmächtigten Minister des Kaisers von Rußland, †† Maria

* Madame Bernadotte wurde von Mademoiselle Le Normand beherbergt, als ihr Gatte erst Adjudant-Major bei der 53. Halbbrigade war. Sie hatte Bernadotte angekündigt, daß er König von Schweden werde. — Dieser versprach ihr in einem Briefe, welchen Herr Hugo in Händen hat — daß er sie mit Ehren überhäufen werde und ihr 10,000 fl. Revenue bewillige, wenn ihre Prophezeihung in Erfüllung gehe. Charles XVI. vergaß sein Versprechen, aber die Königin von Schweden erinnerte sich der Wohlthaten, welche ihr Mademoiselle Le Normand erzeigt hatte.

** Madame Adelaide. Schwester des Königs der Franzosen, hatte in der Straße Tournon mehrere geheime Unterredungen mit Mademoiselle Le Normand, welche sehr ernste Familienangelegenheiten zum Gegenstand hatten. —

*** Mademoiselle Raucourt sah sie oft: die Sybille hatte ihr vorausgesagt; daß das Ende ihrer glänzenden Laufbahn in der Welt Lärmen machen werde. Man weiß, daß die Ehre eines kirchlichen Leichenbegängnisses dieser berühmten Schauspielerin versagt wurde.

† Alle Könige, welche dem Congreß von Aachen beiwohnten, wollten die Sybille sehen, und hinterließen ihr Andenken. Der König von Preußen verkleidete sich als Bauer, um eine Consultation bei ihr zu haben.

„Ich bin, Mademoiselle, sagte er scherzend, ein Bauer ohne Sorgen. (Sans Souci.)

— Ohne Zweifel Sire, erwiederte Mademoiselle Le Normand, denn die Besitzung von Sans Souci gehört Ihnen.

†† In Brusselle hatte der Prinz Kourakin den Einfall, Mademoiselle Le Normand zu consultiren.

„Mein Herr, Sie werden von Räubern geplündert, bei der nächsten Reise, welche Sie im Sinne haben. Ihr Leben wird man verschonen. Später werden Sie gehenkt — und Sie werden in der Folge zu den höchsten Würden gelangen.

— Wie Sybille, ich werde beraubt, gehenkt, der Prinz brach in ein Gelächter aus.

— Ich sagte es, mein Herr — erwiederte Mademoiselle Le Normand, welche sich an ihrer Ehre angegriffen fühlte. —

Stella, * mit den lebenden Mitgliedern des Kaisers und dem größten Theil der Notabilitäten des Tags. **

In ihrem Häuslichen war Mademoiselle Le Normand von der größten Einfachheit. Ihr mit Begebenheiten bereichertes Gedächtniß machte ihre Unterhaltung fesselnd und höchst interessant.

Seit langen Jahren hatte sie Herrn Tribout zum Sekretär, welchem ihr Neffe sich beigesellte, wenn er seine Vakanzen bei ihr zubrachte.

Ihre Dienstboten, welche sie vortrefflich behandelte, verehrten sie unendlich. M. F** einst Bäckerknecht, war 52 Jahre in ihrem Dienste. Er war es, welcher die Consultirenden empfing. Sie vermachte ihm durch ihr Testament 700 fl. Revenue, ebenso ihrem Kammermädchen, welches ihr ein Schooshündchen und eine prächtige Katze zum Geschenke gemacht hatte, mit welchen sie zu spielen liebte.

In derselben Nacht noch reiste der Prinz nach Rußland ab. Einige Meilen von Bruselle, spannten bewaffnete Räuber die Pferde vom Wagen, bemächtigten sich seines Geldes und seines Gepäckes, doch verschonten sie sein Leben.

In Petersburg angekommen, findet er sich in einen militairischen Aufruhr verwickelt. — Man erhenkt ihn; er ist auf dem Punkte umzukommen, aber zum Glücke wird der Aufruhr schnell beschwichtigt; man schneidet noch bei Zeiten den Strick ab. — er entgeht dem Tode, und wird einer der Lieblinge des Kaisers. Der Prinz Kourakin lebt noch. —

* Maria Stelle, erholte sich zu verschiedenen Malen über ihre Zukunft Raths bei Mademoiselle Le Normand. — Es wurde ihr gesagt, daß man sie bereichern werde, um ihr Stillschweigen zu erhalten. — Dies geschah wirklich. —

** Madame E*** de G*** eine unserer geistreichsten weiblichen Schriftsteller, und eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen in Paris befragte Mademoiselle Le Normand über die Resultate einer merkwürdigen Geschäfts-Verbindung zwischen ihrem Manne und Herrn B***.

Diese Verbindung nimmt ein schlechtes Ende, erwiederte Mademoiselle Le Normand; Ihr Mann ist betrogen; man mißbraucht sein Talent und seinen Einfluß; und sie prophezeihte ihr bis aufs Kleinste hin, was geschah. —

— „Ach Mademoiselle! — schrieb ihr nach der fatalen Entwicklung dieses Geschäftes Madame E*** de G*** Sie haben mir alles angekündigt, Tag für Tag, Stunde für Stunde!“

Mademoiselle Le Normand bezeugte große Achtung für Mad. E*** de G***

Wenn man sich wegen einer Consultation zu Mademoiselle Le Normand begab, wurde man durch M. F., den oben genannten alten Diener, in ein Vorzimmer geführt, wo man warten mußte, bis die Reihe an einem war, denn gewöhnlich war die Menge der Besuchenden sehr zahlreich. Man trat in den Salon, welcher sich im Hintergrund des Hauses befand, oder in jenen kleinern, welcher die Aussicht nach der Straße Tournon hatte. Die Wände des ersteren waren mit Gemälden bedeckt, von denen einige Werth hatten. Ausser den reicheingerahmten und vollständigen Bildern der verbannten Familie, befanden sich daselbst zwei Raucher v. Rembrandt, zwei Mignard, und eine schöne Copie der Kühe v. Van Dyck. — Herr Hugo hat dieselben kürzlich verkauft. —

Um in den Salon, gegen die Straße gelegen, zu gelangen, welcher in Ahorn* meublirt war, und geziert durch ein lebensgroßes Bild der Sybille, welches im Jahre 1825 im Louvre ausgestellt war, mußte man durch ein Zimmer gehen, in welchem sich die Bibliothek von Mademoiselle Le Normand befand, welche aus ihren eigenen vielbändigen Werken bestand, so wie aus den Meistern der Scheidekunst. —

In ihren Audienzen lies die Sybille das Phantastische des Anzuges, die arabischen und cabalistischen Charaktere bei Seite: Sie trug einen Aufsatz als Reminiscenz der alten Moden, ein Kleid von Seide mit Pelz besetzt im Winter, im Sommer mit Spitzen oder dergleichen. Sie hatte mehr das Ansehen einer liebenswürdigen guten Weltfrau, als das einer strengen von Geheimnissen umgebenen Prophetin. —

— Was wollen Sie? fragte sie den Consultirenden, und wenn der Zweck des Besuches bestimmt war, setzte man sich, und sie untersuchte Ihre linke Hand, alsdann mischte sie die Karten mit großer Schnelligkeit. Sie hoben ab, immer mit

* Um die einheimische Industrie zu ermuthigen, hatte die Herzogin von Berry gegen 1828 ein Ameublement von Ahornholz bestellt. — Da die Herzogin es nicht gekauft hatte, erhielt es Mademoiselle Le Normand um den Preis von 2,800 Fr. Dies war die Einrichtung des fraglichen Salons. —

der linken Hand; sie mischte von neuem die Karten, und nachdem sie einige einleitende Fragen an Sie gerichtet hatte, deren wir schon erwähnt haben, antwortete sie, nach der Zusammenstellung ihrer Karten mit einer überraschenden Geläufigkeit. Und immer fanden Sie in diesem Redefluß, welcher sich auf Handlungen aus Ihrem Leben bezog, treffende Züge von Wahrheit; sie entschleierte Ihr innerstes Gewissen und stellte es blos; man hätte gesagt, daß sie immer an Ihrer Seite gelebt hätte, ohne Sie einen Augenblick verlassen zu haben; sie sah Sie indessen kaum an: durch ihre große Erfahrung in den menschlichen Gesichtszügen, konnte sie auf einen einzigen Blick Ihr Inneres durchschauen. Sie sah Ihre Seele und Ihre geheimsten Gedanken, durch das fleischliche Gefängniß Ihres Körpers hindurch, und Sie gingen von ihr, gerührt über eine solche Macht. — Indem Sie die Asche Ihrer Vergangenheit aufrührte, bediente sie sich deren als Grundlage, um Ihnen eine Zukunft vorherzusagen, welche selten Fehl schlug. —

Das Haus der Sybille, ohne Ansehen von Aussen, war geräumig und enthielt 14 Gemächer zu ebener Erde. — Sie bewohnte zugleich das Parterre und die erste Etage.

Man las über der Einfahrt in die Straße Tournon Nro. 5. auf einem Schilde die bescheidene Inschrift:

Mademoiselle Le Normand, Buchhändlerin.

Die hauptsächlichsten Werke, welche sie nach und nach herausgab, sind:

1) Souvenirs prophetiques d'une Sibille. Ueber die geheimen Ursachen ihrer Gefangennahme vom 11. Dezember 1809. 1 Vol. in 8.

2) Memoires historiques et secrèts de l'impératrice Josephine, 1820, erste Ausgabe, 2 Vol. in 8; die 2. Ausgabe, 1827, 3 Vol. in 8.

3) Anniversaire de la mort l'impératrice Josephine in 8. 1816.

4) La Sybille au tombeau de Louis XVI. in 8. 1816.

5) Les oracles sybillins. 1 Vol. in 8. 1817.

6) La sybille au congrès d'Aix- la chapelle in 8. 1819.

Im Jahr 1822 publizirte sie auch ein Werkchen, betitelt: Souvenirs de la belgique; Cent jours d'infortune, ou le Procès mémorable.

Man hat auch mehrere Theater-Stücke von ihr, vorzüglich eine Komödie in einem Akte und eine in Prosa, über ihre Gefangennehmung von 1803. —

Die Vorstellung dieses Stückes, welches den Titel führt: Madame Verité, oder la Sybille en prison, wurde wegen der Prophezeihungen darin verboten.

Josephine hatte sechs Monate vor ihrer Scheidung von Napoleon, der Mademoiselle Le Normand ihr Bild in Miniatur zum Geschenke gemacht. —

Die Kaiserin ist darauf bekleidet mit einem königsblauen Sammt, gestickt mit einem kleinen Kragen, welcher in der Mitte den Hals offen läßt; auf dem Kopfe trägt sie einen Aufsatz von derselben Farbe wie das Kleid, und mit einer weißen Feder geziert. —

Es ist falsch, was die Journale berichteten, daß dieses Bild, welches wir noch vor einigen Stunden sahen, von einem Engländer angekauft sey. — Herr Hugo ist zu französisch gesinnt, um dasselbe unsern Nachbarn über dem Meere zu überlassen. — Er bewahrt es mit Ehrfurcht. — Wir wissen nur, daß der Prinz Louis Bonaparte so eben Schritte gethan hat, um in dessen Besitz zu gelangen.

Die Kaiserin Josephine hatte der Mademoiselle Le Normand ausser einem mit Rubin besetzten Ringe, auch einen bewundernswerthen vergoldeten Becher gegeben. —

Diese drei unschätzbaren Andenken sind in den Händen des Herrn Hugo geblieben, welcher sie um keinen Preis entäußern will. —

Das war das wunderbare Leben dieser ausserordentlichen Frau, genannt: Marie Anne Le Normand.

Ein Brief der Kaiserin Josephine an Mademoiselle Le Normand ist folgender:

Ich bin sehr unruhig — ich habe das Bedürfniß Sie zu sehen; Mademoiselle Aubert sagte mir, daß Sie befürchten, arretirt zu werden.* Und warum würden Sie es? ich werde mit Dubois sprechen. Ich habe in einer der letzten Nächte von Schlangen geträumt, sie umstrickten mich so sehr, daß ich auf dem Punkte war, den Athemzug zu verlieren. Was mag das bedeuten? ich werde Sie Donnerstag Abend 8 Uhr im Eliseum empfangen. — Es wird mir immer ein großes Vergnügen gewähren, Ihnen zu beweisen, daß Sie mein Vertrauen besitzen. Seit lange her haben Sie sich dessen verdient gemacht.

* Die Kaiserin wußte durchaus nichts davon, daß ich seit Monaten durch Madame Veyral im Namen des Polizei-Präfekten bedroht wurde, von Paris verbannt zu werden, wenn ich mich noch länger weigern würde, das Vertrauen, welches sie mir geschenkt hatte, zu verrathen.

(Le Normand.)

Mittheilungen aus Oesterreich und Ungarn.

Es folgen hier Mittheilungen aus Oesterreich und Ungarn, wofür ich den Einsendern derselben sehr danke. Der erste aus Oesterreich mit dem Zeichen J. — eingeschickte Aufsatz, enthält die gleiche Geschichte, welche der von Herrn Dr. v. Stanzky (Verfasser der ungarischen Mittheilungen) eingeschickte Aufsatz abhandelt und dort überschrieben ist:

„Das Geisterhaus in Szegedin:"

Der Verfasser des ersten Aufsatzes, Herr J. — spricht in demselben von einem Herrn Dr. S. der über diese Vorfälle anfänglich ein Tagebuch geführt und im Sinne gehabt habe, es seiner Zeit dem Magikon mitzutheilen, allein er seye später von diesem Ort, in eine ferne Gegend versetzt worden und nachher habe er gehört, daß er einer tödtlichen Krankheit unterlegen seye. Letzteres war wohl eine falsche Nachricht: denn aller Wahrscheinlichkeit nach, ist der Einsender jenes zweiten Aufsatzes, Herr Dr. v. Stanzky, kein anderer als dieser von Herrn J. in seinem Aufsatze angeführte Herr Dr. v. S. und war also noch am Leben, als Herr J. — seinen Aufsatz verfaßte: denn dieser ist im Juli 1843 geschrieben, der des Herrn Dr. v. Stanzky im November 1843.

Ich lasse beide Aufsätze über den gleichen Gegenstand, abdrucken, zur Vergleichung mit einander und weil zwei Gewährsmänner für diese Geschichte auch immer noch von mehr Gewicht sind, als einer.

1.
Aus Oesterreich.

Im Anschlusse theile ich für das Magikon eine kleine Auswahl zum Theile selbst erlebter, durchaus jedoch ganz zuverläßlicher Thatsachen mit, welche für das hienieden wahrnehmbare Dasein von Wesen einer höhern Ordnung, von Bürgern einer andern Welt, Mitzeugenschaft ablegen sollen.

Die vielen, durch warnende Ahnungen u. dgl. als Schutzgeister bald wohlthätigen, wie durch Spuckereien aller Art bald schreck- und schauderhaften Aeußerungen und Erscheinungen dieser Wesen, sind für den unbefangenen nicht voreingenommenen Denker, ein Gegenstand einer um so höheren Theilnahme, als sie die moralische Seite, somit das Wesen der Menschheit, berühren. Die große Sorge und Lebensfrage der Menschheit, die Fortdauer nach dem Tode — findet in keiner Wissenschaft, in keiner Meinung, die augenscheinliche Gewißheit wie hier, in der einfachen Wahrnehmung, in der unbefangenen Beobachtung der großen Mutter Natur, die dem Menschen dießfalls so viel zu vernehmen gibt, als er bescheidener Weise nur verlangen kann.

So gewiß die in das Erdenleben hereinragenden Erscheinungen uns verwandter Wesen einer zukünftigen Welt, als ausgemachte Thatsachen feststehen, so gewiß liegt es in der Absicht der Vorsehung, im Plane des Ganzen, in der moralischen Oekonomie unserer Natur, daß wir von selben Kenntniß nehmen, sie beobachten, und darüber nachdenken sollen! — Gar manches ist moralisch natürlich, das uns physisch unnatürlich scheint. — Die Mühe aber, die verkannte, verlachte, verhöhnte Wahrheit, von so großer Bedeutung, von solcher Wichtigkeit für das Menschengeschlecht, aus der Nacht des scheuen Vorurtheils an's helle Tageslicht zu fördern; sollte nicht großer Aufopferungen werth, nicht die Aufgabe eines der Trefflichsten seyn?! —

J. Juli 1843. J. —

Im Frühjahre 1836 führten mich meine Verhältnisse nach S. mit der Bestimmung, längere Zeit dort zu verbleiben. Die Auffindung einer entsprechenden Wohnung war eines meiner ersten Geschäfte und es wurde mir eine solche auch in dem älteren Hause N. bezeichnet. — Als ich bei B. der die bemeldte Wohnung erst kürzlich geräumt und mit einer besseren vertauscht hatte, — der Absicht das N'—sche Haus zu beziehen, erwähnte, — rieth mir derselbe angelegentlich davon ab, ohne sich über die eigentliche Ursache jedoch näher auszusprechen, und blos allgemeinhin versichernd, die Wohnung sey nicht für mich; ich könne mich auf ihn ganz verlassen; übrigens sey sie auch feucht, düster u. s. w.

Von Feuchtigkeit fand ich eben keine Spuren; da ich aber so glücklich war, mich der weit entsprechendern Wohnung dieses nämlichen, eben in der Abreise begriffenen B. zu versichern, so nahm ich von der erstgedachten keine weitere Notiz. Nach einiger Zeit, bei Gelegenheit eines Spazierganges, war die Rede von Geistern und Gespenstern; da erzählte R. ein Freund des B.'schen Hauses, wie er einmal bis gegen Mitternacht bei B. geblieben, und mit ihm und dessen Gemahlin plaudernd, auf einmal durch die offene Thüre in dem zweiten, unbeleuchteten Zimmer, eine weiße Frauengestalt gegen die Schlafstätte der kleinen Tochter B's sich bewegen gesehen. Ganz erstaunt habe R. gefragt, was das sey, worauf ihm B. ablenkend erwiedert, wie sie derlei schon gewohnt seyen, daß sie gar nicht mehr davon sprechen und es immerhin ertragen. In demselben Augenblicke habe B.'s kleines Töchterchen ganz im furchtlosen Tone kindlicher Mittheilung! „Mutter, Mutter, sie ist schon wieder da!" gerufen.

Es kamen nun auch andere Geistergeschichten zur Sprache, — und jeder der sich anfangs über die Geister lustig gemacht, wußte nach der Hand, wie das nun so gewöhnlich zu geschehen pflegt, auch etwas zu erzählen, was ihm entweder selbst, oder einem seiner Angehörigen oder Bekannten, Aehnliches begegnet sey, oder was er wenigstens aus ganz verläßlicher

Quelle gehört haben wollte. Unter anderm von dem sonderbaren Gespenster-Manöver, das vor einigen Jahren in der Nähe von Kronstadt von vielen Menschen gesehen wurde; von der alten Geschichte der Preculitsch, die sich auf der Contumaz-Wache an der siebenbürgisch-türkischen Grenze, ich glaube bei dem Lothenthurmpasse, begeben hat, und worüber die Akten im Generalats-Archiv noch aufbewahrt werden.

Ohne auf diese Erzählungen besonders zu merken, beschäftigte mich hauptsächlich das N'sche Haus, und, schon lange den Wunsch hegend, mich vom Daseyn der sogenannten Geister und ihrem Verhältnisse zu den Menschen durch eigene Erfahrung zu überzeugen, beschloß ich, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich etwa noch kund gebende Erscheinungen im N'schen Hause zu lenken.

Dieses N'sche Haus blieb noch längere Zeit unbewohnt, bis es endlich der neu angekommene M. mit seinem Diener bezog. Nach ungefähr 14 Tagen fand sich M. plötzlich, ohne Angabe eines Grundes veranlaßt, die Wohnung zu räumen und sich mit einer geringeren zu begnügen. —

Nach Aussage seines Dieners soll M. eines Abends, als er eben nach Hause gekommen und sich zu entkleiden im Begriffe war, dicht neben sich eine scheußliche Gestalt wahrgenommen haben, und darüber in heftige Bewegung gerathen seyn. — Bei der Tafel eines seiner höhern Vorgesetzten, später einmal aufgefordert, auf Ehre zu erklären, daß nichts an der Sache sey, äußerte M. dieß nicht thun zu können. —

Nun blieb dieses Quartier wieder leer, bis L. mit seiner aus Gemahlin, und zwei Ziehtöchtern bestehenden Familie anlangte und bemeldetes Quartier angewiesen erhielt, was er sofort nebst seiner aus zwei Burschen bestehenden Dienerschaft auch bezog. —

Gleich in den ersten Tagen machte ich L. aufmerksam, daß seine Wohnung im Rufe der Spuckerei stände; aber L. entgegnete, daß ich ihn doch nicht für ein kleines Kind halten möge, welches an derlei Mährchen glaube; was mir denn einfiele u. s. w.

Nach Verlauf von 14 Tagen unterließ ich nicht, mich bei L. zu erkundigen, ob denn nichts zu merken wäre. — In einem schon minder sichern Tone, wies mich L. mit einem „Pah — warum nicht gar" an den weiblichen Theil seiner Familie, der so etwas verspürt haben wollte. —

Ich ließ vor einer wiederholten Nachfrage, abermals ein Paar Wochen verstreichen, und erhielt nun von L., obwohl mit sichtbarem Widerstreben, die Versicherung, daß es in dem N'schen Hause doch nicht richtig, und seine ganze Familie mehr oder weniger beängstigenden Unannehmlichkeiten ausgesetzt sey.

Die Spuckereien, Geisterbesuche und beängstigenden Erscheinungen häuften sich in dem N'schen Hause bei der Familie L. auf eine für diese wirklich bedauernswerthe Weise. Da L. über die räthselhaften Erscheinungen in seiner Wohnung sich mehrfach schon geäußert hatte, so konnte er indessen, ohne sich dem Anscheine einer Furchtsamkeit auszusetzen, das Feld nicht füglich räumen. Er beschloß in der Wohnung auszuhalten.

Bei unsern täglichen Zusammenkünften an denen Medizin und Chirurgie Doktor v. S. und ein Paar andere Freunde Theil hatten, war die erste Erkundigung immer um die Begegnisse der Nacht, aus denen L., so oft sich etwas besonderes ereignete, nun auch kein Hehl mehr machte.

Diese Mittheilungen und die Erzählungen der L'schen Familie, im freundlichen Verkehr mit meinem Hause, sind die Hauptquellen gegenwärtiger Geschichte.

Anfänglich wurde von dem Doctor darüber, in der Absicht ein Protokoll geführt, solches seiner Zeit für die Blätter aus Prevorst einzusenden. Dr. v. S. wurde jedoch in der Folge mehrere Tagreisen weit versetzt; bald darauf L. und endlich auch ich selbst.

Da ich in der Folge erfuhr, daß Dr. v. S. einer tödtlichen Krankheit unterlag, die erwähnten Papiere also muthmaßlich den Weg ihrer Bestimmung nicht gefunden haben; so entschloß ich mich, die Ereignisse jener Periode so viel mir

davon aus dem Gedächtnisse noch erinnerlich, für das Magikon hier aufzuzeichnen.

Was die Kriterien der Wahrheit anbelangt; so bin ich überzeugt, daß L. und seine Familie weder getäuscht wurden, noch selbst täuschen wollten; auch wird man im Verfolge sehen, auf welche Weise mir unmittelbar eine Ueberzeugung geworden ist; obwohl die mit der Absicht einer unmittelbaren Beobachtung in der Wohnung L's in Gesellschaft veranstalteten Nachtwachen, zu keiner Erfahrung führten.

Das alte N'sche Haus liegt hinter der sogenannten Hauptgasse von S. und ist von dem neuen N'schen Hause durch eine etwa anderthalb Klafter hohe Mauer getrennt, die das für sich ganz abgesperrte mit einem eigenen Eingangsthore und Hofe versehene ebenerdige alte Gebäude, von zwei Seiten umfängt. Dieses letztere Gebäude, mit welchem eine Häuserzeile ansläuft, enthält 5 Wohnzimmer, eine große Küche und ein Dienstbotenzimmer, welches letztere durch die Küche von den übrigen Wohnzimmern getrennt ist.

Unterirdisch ist ein kleiner, etwas finsterer Keller und unmittelbar über dem Erdgeschoße das Dach-Werk mit einem sogenannten Boden, zum Aufbewahren häuslicher Geräthe.

Die Oertlichkeit fand ich hier, mehr zur Vergegenwärtigung des Schauplatzes der Begebenheit etwas umständlicher zu beschreiben, für nöthig, mehr als um die Unmöglichkeit der Einwirkung eines versteckten Taschenspielers darzuthun; denn die Erscheinungen waren von der Art, daß physische Gesetze eben so wenig hinreichen sie zu erklären, wie bei jenem berühmten Spucke auf dem Mönchhofe bei Gratz im Jahr 1818.

In dem Zimmer zunächst der Küche schliefen die zwei Mädchen, in dem folgenden L. und seine Gemahlin. Diese beiden Zimmer waren der Hauptschauplatz der nächtlichen Geister-Umtriebe.

Es fing in dem Schlafzimmer L's damit an, daß es die Bilder, welche über den Betten hingen, wie Pendel hin und her bewegte, oder sie am untern Ende in die Höhe hob, und

langsam wieder nieder ließ; nebstbei hörte man verschiedenartiges Geräusch, bald wie ein Spielen mit Papierschnitzel; bald ein Schlüpfen wie mit Pantoffeln; bald ein Schwingen und Rauschen wie mit großen Papierbogen; Werfen mit Sand u. dgl.

Später wurden hie und da an der Wand auch Lichtstreifen sichtbar. Endlich traten Gestalten auf, die Anfangs blos dem Tastsinne, dann aber auch dem Auge, ja, wie bemerkt worden seyn soll, selbst dem geschloßnen Auge, wahrnehmbar wurden. —

Diese Erscheinungen kündigten sich immer durch einen eigenthümlichen Schauder an, der L. und seine Gattin eiskalt überlief, wenn sie etwa um 1 oder 2 Uhr nach Mitternacht aus dem Schlafe geweckt wurden, und einen eigenen Modergeruch unter Brustbeklemmung und Stimmenversagung verspürten.

Einmal geschah es, daß nach einem solchen Erwachen L's Gattin von einer starken aber eiskalten Hand, von der sie die fünf Finger deutlich an ihrem Arme fühlte, gefaßt wurde; sie wollte ihrem Gatten rufen, aber es versagte die Stimme, und mit aller Anstrengung konnte sie nur ein unartikulirtes Lallen zu Wege bringen.

Als L. darüber doch erwachte, ergriff es ihn unter den nämlichen Umständen und Aeußerungen, während es in demselben Augenblicke seine Gattin verließ.

Was es eigentlich gewesen, davon wußten sich beide keine Rechenschaft zu geben, die wachgerufenen Mädchen verspürten nichts.

Ein andermal fühlte L's Gattin deutlich, sich Jemand auf das Bette setzen. Ein kräftiger Ruck mit den Knieen entfernte zwar den ungebetenen Gast, indessen war der Widerstand, ganz wie von einem menschlichen Körper.

Von den Gestalten, die allmählig auftauchten, spielte ein kleiner Franziskaner mit gestutztem Kopfhaare und einem Schnurrbarte, die Hauptrolle.

Ueber diesen Schnurrbart äußerte sich L's Gattin oft scherzhaft als eine sonderbare Sache; allein die Gemälde im sehr alten Franzikaner-Kloster zu S., das vom N'schen Hause

nicht sehr ferne gelegen ist, gaben zu entnehmen, daß die Franziskaner ehedem wirklich Schnurrbärte getragen.

In Gesellschaft dieses kleinen etwa 4 Schuh hohen Franziskaners, kamen allmählig auch andere Gestalten, darunter eine hohe aschgraue Mannsgestalt mit weiter Hutkrempe und Mantel, die fahle Haut des Gesichts völlig eingeschrumpft; dann eine dunklere Gestalt, die sich mehr im Hintergrunde hielt u. s. w.

Zeitweise sah man nur Wolken, aus denen sich bisweilen eine Gestalt bildete.

Bei den Mädchen, die, so oft sie Unheimliches verspürten, gleich zu einander und sodann unter die Decke krochen, ließ sich auch eine ganz weiße Dame im alterthümlichen Nachtkleide sehen. Diese setzte sich einmal auf den Sessel am Bette der Mädchen, auf welchen diese ihre Kleider und Tagswäsche zu legen pflegten. Des andern Morgens fand man in den Kleidern und der Wäsche sehr deutlich die Spur eingedrückt, wo der nächtliche Besuch gesessen.

Zum Sprechen kams nur ein einziges mal, und zwar durch den kleinen Franziskaner, der die Hand des jüngern etwa 14jährigen Mädchens berührte, und sie anredete: „Latschi wie gehts?" — Latschi aber kroch sogleich unter die Decke, so tief sie konnte.

In der Küche warf es mit dem Holze oft gewaltig lärmend umher, — ohne daß das Hündchen im Zimmer, wie es bei sonstigem nächtlichen Geräusche pflegte, gebellt hätte; sondern es schlich, die Ruthe zwischen die Beine gezogen, immer in einen Winkel oder unter die Bettstätte. —

L. klagte mir oft seine liebe Noth mit diesen leidigen Besuchen, gegen die weder Schelten, noch Schimpfen, noch Gebete helfen wollten. Ich ersuchte ihn, wenn er wieder einen der lästigen Besuche erhielte, den Geist doch einmal zu mir zu schicken, was er mir denn auf die Versicherung, daß ich von ähnlicher Sendung schon gelesen, auch versprach.

Ich wohnte etwa 200 bis 300 Schritte von L. entfernt,

in dem Hause eines, seiner Ordnungs- und Sicherheitsliebe, wie seiner häuslichen Strenge wegen, in S. wohl bekannten deutschen Kaufmanns, der schon mit anbrechender Dämmerung das Hausthor immer eigenhändig schloß, und Ordnung, Reinlichkeit, besonders aber Sicherheit, bis zur Pedanterie trieb.

Meine Wohnung umfaßte das ganze erste Stockwerk. Zwei Zimmer derselben, in deren einem ich, in dem andern meine Gattin, schlief und die wir sorgsamst alle Abende verschloßen, führten zu einem geräumigen Vorsaale, durch den man auch zur Küche gelangte. Etwas seitwärts von der Küchenthüre befand sich in einer Höhe von fast zwei Klaftern ein Fenster, durch welches der nicht ganz hellen Küche auch aus dem Vorsaale etwas Licht zugeführt wurde.

Beiläufig 14 Tage, nachdem ich L. aufgefordert, den Geist zu mir zu senden, wurde ich in einer Nacht durch Schläge aufgeweckt, als wenn Jemand im Hofe Holz hackte. Es war ¾ auf Eins. Ich rief meine Gattin wach, die dasselbe hörte und sich mit mir wunderte, wie es Jemanden so spät in der Nacht Holz zu machen beikommen könne.

Wir horchten aufmerksam, dieses Schlagen schien näher und näher zu kommen, und endlich im Vorsaale in der Art zu haften, als schlüge man das oben berührte Küchenfenster in immer gleichförmigen Absätzen auf und zu.

Nun dachten wir wohl an den L'schen Hausgeist, meinten aber, derselbe würde sich ja auf eine minder zweideutige Weise bemerkbar machen; denn dieses Auf- und Zuschlagen des Fensterflügels sey immer noch durch ein Spiel des Windes oder des Luftzugs erklärlich. Wir verscheuchten somit alle Geistergedanken, und wünschten einander unbekümmert um das Spiel der Fensterflügel, guten Schlaf.

Nur der leichtesten Bedeckung eines Leintuchs gewohnt, hatte ich ein zweites, wenn es mir in der Nacht etwa zu kühle werden sollte, zu den Füßen, mit dem einen Ende fest eingezwängt und zusammgeschoben, als Aushülfe stets in Bereitschaft. Ich zog dieses zweite etwas größere und schwerere

Leintuch sofort gut über mich, drehte mich wandwärts und war eben daran wieder einzuschlafen, — als ich eine Kühle über den ganzen Körper verspürte und mich befühlend merkte, daß ich nur ein Leintuch über habe, während ich doch so eben ein zweites über mich gezogen. Ich richtete mich also im Bette auf und sah bei hellem Mondlichte, daß das Aushülfs-Leintuch mit dem einen Ende zu Füßen zwar noch eingezwängt, in seiner ganzen Länge und Breite, aber der Art über die das eigentliche Bette bedeutend überragende Fußwand der Bettstätte gezogen oder vielmehr geworfen war, daß der größte Theil des Leintuchs jenseits auf dem Boden lag. Ich war mir vollkommen bewußt, daß ich nicht träume, daß ich das Leintuch so eben über mich gezogen, und eben im Begriffe war einzuschlafen. Obwohl mir die Sache sehr sonderbar und einem Spucke ganz ähnlich schien, suchte ich sie mir wohl natürlich zu erklären und auszureden; zog das Leintuch wieder recht sorgfältig über mich, drehte mich auf die gewohnte, rechte Seite, und war wie früher auf dem Punkte einzuschlafen, als mich abermal eine Kühle überlief. Die Bedeckung neuerdings untersuchend, fand ich statt zwei Leintüchern nur das untere auf mir, das andere aber wieder in seiner ganzen Breite und Länge völlig über den untern Theil der Bettstätte geworfen, wie dieß das erstemal der Fall war. Ich untersuchte nun das Bette von allen Seiten, rief meine Gattin, und mühte mich mit ihr vergeblich ab, diesen sonderbaren Fall auf natürliche Weise zu erklären. Die Thüren waren fest verschlossen, und nicht das mindeste Geräusch mehr zu hören. Nie ist mir, so weit ich zurück denke, etwas Aehnliches begegnet; nie habe ich selbst im tiefsten Schlafe Bestandtheile meines Bettzeuges durch unwillkührliche Bewegungen des Körpers im Schlafe oder im Traume von mir geworfen, geschweige so umständliche Manöver ausgeführt, als erforderlich waren, um ein Leintuch zweimal nach einander von mir ab und über die erhabene Fußstelle meiner Bettstätte zu ziehn oder vielmehr zu werfen, was nur durch eine beziehungsweise ganz ungewöhn-

liche körperliche Anstrengung, zumal in der wagrechten Lage des Körpers, möglich gewesen wäre.

Wir sprachen mit meiner Gattin noch längere Zeit über diesen Vorfall, während ich mir fest vornahm, kommenden Tags L. sogleich zu vernehmen, ob nicht etwa seine Hausgeister mit diesem nächtlichen Spucke in Verbindung ständen.

Am nächsten Morgen nahmen mich Berufsgeschäfte früh in Anspruch; diese und die stete Bewegung und Angst, welche, ob der damals in S. täglich wiederkehrenden Feuersbrünste in allen Gemüthern vorherrschten, ließen mich die Sache bis auf einige mit meiner Gattin darüber gewechselte flüchtige Worte, fast vergessen; so daß ich Abends, als ich ziemlich ermüdet ins Kaffeehaus kam, wo Dr. S. und ein Paar eingeweihte Freunde, eben auch eingetreten waren, nicht sogleich daran dachte.

Ersterer fing nach einigen allgemeinen Bemerkungen das Gespräch mit der Erzählung eines in vergangener Nacht ihm widerfahrnen sonderbaren Spucks an. —

Er sey nämlich gegen 1 Uhr nach Mitternacht durch das plötzliche, klirrende Aufreißen seiner Fenster aus dem Schlafe geschreckt worden, und in der Meinung ein heftiger Windstoß hätte die schlecht verwahrten Fenster seines Schlafzimmers eingedrückt, mit der Absicht aus dem Bette gesprungen, sie sogleich wieder zu schließen; aber zu seinem nicht geringen Erstaunen, habe er die Fenster wohl verwahrt gefunden, während draußen die schönste mildeste Mondnacht den großen Wohnhof der Gefangenen unter seinen Fenstern erhellte, und die allenthalben aufgestellten, jedes ungewöhnliche Geräusch aufmerksam behorchenden Schildwachen, ruhig auf und nieder wandelten.

Jetzt erst gedachte ich meiner eignen nächtlichen Geschichte, und kaum hatte ich diese preisgegeben, und die Neugierde, ob denn L. davon nicht auch berührt worden sey, rege gemacht, als dieser eintrat und nach gewöhnlichen Begrüßungen, eine Prise reichend, mich und den Dr. unter andern befragte, ob

wir denn in vergangener Nacht gar nichts Ungewöhnliches erfahren hätten. Ich versetzte: „wie so?“ — Nun fuhr er fort: „der Kleine war wieder da, und weil Sie mich darum ersucht, so sagte ich ihm: geh zum F. und zum Doctor. Es war so gegen 1 Uhr nach Mitternacht.“ —

Wir theilten ihm hierauf den nächtlichen Doppelspuck mit, den uns nach Uebereinstimmung aller Umstände, des erhaltnen Auftrags sich entledigend, doch nur der kleine Franziskaner gespielt haben konnte. —

Ich weiß, daß eine Somnambüle in dortiger Gegend die ganze Spuckgeschichte in S. als abgefeimten Betrug charakterisirte; aber diese Somnambüle hat auch alle Erscheinungen aus dem Geisterreiche und sogenannte Gespenstergeschichten sammt und sonders für „Hirngespinster“ erklärt, und somit ihrer mächtigern Schicksalsgenossin, der Seherin von Prevorst zum Trotze, allen mit unbefangnen Sinnen und Geisteskräften gemachten, tausendfältig in die Geschichte der Menschheit verflochtnen Erfahrungen, den Stab gebrochen.! —

Es war im Jahre 1822 als ich nach vollendeten juridischen Studien auf der Hochschule zu G. mich zum Rigorosum vorbereitete und zu diesem Ende besonders eine ruhigere, in einer der nächsten Vorstädte gelegene Wohnung wünschte. — In dem sehr großen Wohnhause „zum grünen Anger“ am Glacis war die am äußersten Flügel des 3. Stockwerks gelegne, aus mehreren Zimmern bestehende Wohnung schon längere Zeit unbesetzt, und der Herr L. der Hauseigenthümer fand sich bereitwillig, mir bis zum Vorkommen einer entsprechenden Wohnparthei für das ganze Quartier — einstweilen ein Zimmer gegen ein Billiges zu überlassen.

Zur Bedienung hatte ich einen seiner Treue und Verläßlichkeit wegen mir empfohlenen, schon seit langer Zeit selbst vielfach erprobten Menschen, der aber außerhalb des Hauses wohnte, und einen zweiten Schlüssel zum Eingang der durch

eine einzige Thüre zugänglichen Wohnung erhielt, um einerseits zu jeder gelegnen Stunde in mein Zimmer zu können, theils um mir des frühsten Morgens das Aufstehen und Hinausgehen zur Oeffnung der Eingangsthüre zu ersparen. Wenn ich Abends diese Thüre von innen sperrte, zog ich den Schlüssel ab, und hängte ihn neben der Thüre auf einen Nagel.

Als ich eines Abends die Thüre auch so sperrte, kam es über mich, als genügte heute diese Sperre allein nicht, und diesem eignen Gefühle blindlings folgend, schob ich ein Stückchen Holz so zwischen Klinke und Schloß ein, daß ich dadurch eine zweite Sperre bewerkstelligte. Des andern frühen Morgens hörte ich von außen pochen, und mich der angelegten besondern Sperre erinnernd, eilte ich hinaus und nahm das eingelegte Hölzchen vom Schloße ab, indem ich dem Diener zurief, nunmehr die Thüre nur zu öffnen. Dieser aber entgegnete, daß ihm dieses unmöglich, weil er den Schlüssel im Loche nicht zu drehen vermöge. Ich versuchte nun das Schloß mit meinem Schlüssel von innen zu öffnen; aber auch mir gelang es nicht. Man holte sofort den Schlosser, und dieser fand im Schloße stecken — den abgedrehten Bart eines Hauptschlüssels. —

Die Aeltern meiner Gattin hatten zu L. in der untern Steiermark Besitzungen, und unter vielen Weingärten einen etwa 3 Stunden vom Gute in L. entlegnen mit einem alten Weingarthause zu —g. Zur gleichzeitigen Weinlese vertheilten sich die Familienglieder zur Aufsicht in alle Weingärten. Meine Gattin traf der obige Weingarten, wohin sie sich mit einem Stubenmädchen begab, und die Lese auch in einigen Tagen vollbrachte. Am letzten Tage meldete sich ein Mensch mit einer Butte auf dem Rücken, ein sogenannter Träger und forderte die Collectur für den Schullehrer. Meine Gattin wies die Anforderung zurück mit dem Bedeuten, daß alle auf eine Collectur Anspruch Habenden beim Gute in L. betheilt werden,

wo sie sich dießfalls zu melden hätten. Auf wiederholte Verweigerungen entfernte sich der von den Winzern als ein gefährlicher und verrufener Kerl bezeichnete Mensch, unter Scheltworten und Drohungen.

Zur Essenszeit, Mittags und Abends pflegte das Stubenmädchen das Gedecke für meine Gemahlin immer an der Mitte eines schmalen Tischchens einem Fenster gegenüber aufzustellen. Als sich letztere an diesem Abende zu Tisch setzte, nahm sie, ganz nur einem innern Zuge folgend, das Gedecke von der breiten Stelle des Tischchens weg und setzte es an das schmale Ende desselben. Kaum hatte sie die Suppe genommen; so wurde ein mehrere Pfund schwerer Stein bei dem gedachten Fenster, gerade über der Stelle, wo sie zu sitzen pflegte, mit solcher Gewalt in das Zimmer geschleudert; daß er nicht nur das hölzerne Fensterkreuz zerschmetterte, sondern daß der Stein noch aus der Höhe eines tief im Zimmer gestandnen Hängekastens, bedeutend zurückprallte. —

Merkwürdig ist folgender Fall, der sich zu L. in Oberösterreich gegen Ende des Jahres 1842 ereignete.

Ein angesehener, auch in der literarischen Welt nicht unbekannter Mann, Vater von zwei liebenswürdigen, schon erwachsenen Töchtern, hatte sein Schlafgemach unmittelbar neben jenem dieser letzteren. In einer Nacht wird das jüngere der beiden Fräulein plötzlich wach und von einem unaussprechlichen Angstgefühle bewältigt, und ruft dem Vater zu: „Kopf zu Füßen, Kopf zu Füßen." Dieser suchte ihr eben einen vermeintlichen bösen Traum auszureden, als auch das ältere Fräulein erwacht und von demselben heftigen Angstgefühle heimgesucht, aufsteht und bittend darauf dringt, daß der Vater, weil ihm von der großen Vase des Ofens Gefahr drohe, die Lage im Bette dergestalt verändere, daß Kopf zu Füßen, und diese zu Häupten zu liegen kämen. — Der Vater, der mir den Hergang selbst erzählte, willfahrt endlich dem immer ängst-

lichern Andringen seiner Töchter, und nun erst konnten diese ruhig wieder einschlafen.

Aufmerksam gemacht durch diesen Vorfall, unterließ man des andern Tages nicht, sich bei der Schlafstelle des Vaters umzusehen. Da sich diese mit dem Kopfe ganz nahe einem alten sehr massiven, sogenannten Stückofen befand, über dem eine mächtige Vase auf dünnem Halse aufgepflanzt war; so berief man den Hausmeister, der auf das geäußerte Bedenken hinsichtlich der großen Vase, beruhigend versicherte, daß eine eiserne Stange durch den Hals der Vase laufe, und jede Gefahr entferne. — Zur vollen Ueberzeugung konnte man jedoch nicht umhin, die Vase und ihre Festigkeit selbst zu untersuchen. Der Untersuchende, der auf Tisch und Stühlen zur Höhe der Vase gestiegen war, fand den Kitt, womit die letztere an den Ofen befestigt gewesen, theils schon abgefallen, theils aufgelockert, und als er die Vase nur berührte, blieb ihm diese mit solchem Gewichte in den Händen, daß er große Mühe hatte, sich auf seinem Standpunkte zu erhalten. —

Nicht minder interessant, aber ganz eigener Art, ist die nachfolgende Thatsache.

Herr Kammeralrath V., ein Mann höchst achtbaren Charakters, aber erklärter Gegner alles Geister- und Gespensterglaubens, hatte mir die ihm mitgetheilte Geschichte der Seherin von Prevorst zurückgestellt, viel von Betrug, Narrenspossen und Irrenhaus gesprochen, und endlich behauptet, daß ihm in seinem ganzen Leben noch gar nichts Aehnliches vorgekommen sey, nur eines einzigen Ereignisses, wovon er sich die vollste Ueberzeugung verschafft, gedenke er, als einer ihm ganz unerklärlichen Sache.

Als Student pflegte V. die Osterferien immer daheim bei seinen Aeltern auf dem Lande zuzubringen. Eines Abends an einem Charsamstage nach der Auferstehungsfeier verlangte es V's Vater, der die ganze Charwoche kein Fleisch genossen

hatte, ganz besonders nach demselben, und mit wahrem Heißhunger machte er sich über einen Schinken her, den er auch glücklich bis auf das schaufelförmige Schulterbein verspeiste, in welches er dann sinnend mit der Spitze des scharfen, beim Speisen gebrauchten, Messers, ein gewisses Zeichen einschnitt. Alle Schweine, die von diesem Augenblicke an in V's Vaterhause gezogen und geschlachtet wurden, hatten an einem Schulterbeine dasselbe Zeichen. Dies dauerte durch mehrere Jahre mit gleicher Deutlichkeit.

Als V. später einmal wie gewöhnlich auf die Osterfeiertage das väterliche Haus wieder besuchte, fand er seinen Vater erkrankt. Die Osterschinken zeigten nur schwach das bewußte Zeichen; — bald darauf starb der Vater, und fortan war auch an den Schinken von dem Zeichen keine Spur mehr zu finden.*.

Räthselhafte Töne.

Diese Blätter haben schon manchmal Erzählungen aufgenommen, deren Gegenstand ausserhalb der alltäglichen Ereignisse und des gewöhnlichen Naturganges lag. Daher mag wohl auch der folgenden Erzählung ein Plätzchen vergönnt werden, um so mehr, da sie eine wirkliche Thatsache enthält, von der noch einige Zeugen leben, welchen es gewiß sehr erwünscht wäre, wenn sie über jene Vorfälle, die damals ihre Neugierde aufregten, aber stets dunkel und unerklärt blieben, vielleicht nach Jahren irgend eine Aufklärung erlangen könnten. Eben dieser Wunsch nach einer möglich natürlichen Erklärung des scheinbar übernatürlichen, bewog auch den Verfasser, diese Begebenheit, die ihm ungeachtet so langer Zeit noch im frischen Andenken ist, diesen Blättern ganz einfach, ohne alle Ausschmückung anzuvertrauen. Vielleicht, daß irgendwo ein Leser, dem etwa Aehnliches im Leben schon vorgekommen, ein natürliches Licht in das unnatürliche Dunkel bringen könnte. — Von

* Ist nur insofern psychologisch merkwürdig, als Einer, der die Geschichte der Seherin von Prevorst für eine Narrheit erklärt, eine solche Unwahrscheinlichkeit dennoch für wahr halten kann. Der Herausgeber.

den noch lebenden Zeugen ist, nebst dem Verfasser, Einer zu Wien in einem ansehlichen Amte angestellt, und zwei andere leben auf dem Lande, der eine als Geistlicher von hohem Range, der andere wohlbedienstet. — Doch zur Sache selbst. —

Auf einer Studienanstalt wohnten in einer Abtheilung des weitläufigen Gebäudes, zu ebener Erde, in einem geräumigen aber düsteren Zimmer acht Studierende, und zwei andere im daranstoßenden Nebenzimmer; alle aus den philosophischen Lehrcursen. Eines Abends, es war im November 1803, als es bereits zu dämmern anfing, kam ich von einer Lehrstunde, die ich zweien Gymnasiumsschülern in einem entfernten Hause gegeben hatte, in unsere Wohnung. Durch mein rasches Eintreten, und das Abschütteln des eben gefallenen Schnees von meinem Mantel und Stiefeln machte ich einiges Geräusch. Da machten mir die drei meiner Zimmergenossen, die eben zu Hause waren, und an einem Fenster standen, mit den Händen ein Zeichen, stille zu seyn. Ich blieb still und unbeweglich stehen, ohne zu wissen warum? — Auf mein Befragen endlich winkten sie mir näher, und sagten: „Wir haben etwas gehört, und Du hast es verscheucht.“ — Was denn? Ihr seht ja ganz erschreckt aus. Da erzählte K... einer derselben, der einen Brief in der Hand hielt, mit thränenden Augen und sichtbarer Wehmuth: „Eben erhielt ich einen Brief meines Vaters, der mir den gähen Tod meiner lieben Schwester Elisabeth meldet. Ach meine gute, liebste Schwester Lisi! Sie war mir so lieb, wir waren ein Herz und ein Sinn. Sie ist todt, ich sehe sie nicht mehr;“ und nun weinte er bitterlich. „Das ist leider sehr betrübt, aber was weiter, was habe ich denn verscheucht?“ — Nun erzählte ein anderer. Kaum hatte K... den Brief gelesen, als wir alle drei zugleich dort neben den Bettstätten ein sonderbares Schluchzen und Wimmern hörten, das sich langsam an der ganzen Reihe hinzog, — aufhörte, wieder begann, und endlich bei deinem Eintritte ganz verstummte. — Als nach und nach auch die übrigen nach Hause kamen, wurde es jenen erzählt. Wir machten unsere Glossen darüber bis in die Nacht. Alle,

die wie ich, nichts gehört hatten, suchten es den übrigen als eine Einbildung auszureden, aber vergebens. — Nach einigen Tagen, da wir kaum mehr daran dachten, und auch der betrübte K... ruhiger geworden, waren Abends alle unsere Zimmergenossen abwesend bei einer Musik; nur ich und mein Freund, (gegenwärtig in Wien) waren zu Hause geblieben. Wir saßen an dem langen Tische in der Mitte des Zimmers einander gegenüber; zwischen uns das Kerzenlicht, und ich blätterte in Pock's chronologisch historischen Tabellen. Da ließ es sich wieder hören. Zuerst tönte es wie das nächtliche Hu! Hu! eines fernen Thurmwächters. Hörst Du, sagte mein Freund? Der Thurmwächter, antwortete ich. — Weist Du denn nicht, daß hier gar keiner ist? — Richtig! In diesem Augenblicke war es mitten zwischen uns, gerade über dem Tische. Aber die Töne, die wir jetzt hörten, sind schwer zu beschreiben oder nachzuahmen. Bald glich es einem starken Hauchen, bald einem leisen Seufzen. Nach einer kleinen Pause klang es wie das Schwirren, wenn man den Rand eines Glases benetzt, und mit dem Finger reibt, nur noch zarter. —* Dann schien es an der Mauer entlang wie schleichend hinzutönen, und gleich darauf hörte ich es dicht neben mir. Nun wurde mir etwas unheimlich zu Muthe; aber ich suchte es zu verbergen. Wir sahen einander fragend an, unwissend was wir denken oder thun sollten. Da tönte es wieder wie schwirrendes Glas an der Seite meines Freundes. Nun bleibe ich nicht mehr, sagte er, stand auf, ich that deßgleichen, und beide eilten wir unsern Betten zu, und löschten das Licht aus. Bald darauf kehrten unsere übrigen Zimmergenossen von der Musik zurück. Da mußten wir wieder erzählen und beschreiben, und die halbe Nacht hindurch wurden Erklärungen versucht und Glossen gemacht, kritisirt und disputirt, bis Ermüdung und Schlaf dem fruchtlosen Gerede ein Ende machten. — Die folgenden Nächte wurden diese Töne von Einzelnen aus uns, die eben wach waren, gehört. Einst saß ich spät noch, da

* Ein andermal glich es einigermaßen den Tönen einer Aeolsharfe.

alle übrigen schon zu Bette waren, an meinem Pulte; wahrlich mit ganz andern Gedanken als denen an die seltsamen Töne beschäftigt, denn ich wollte ein fast vollendetes Gedicht noch vor dem Schlafengehen fertig haben; als sich seitwärts neben mir, aber gleichsam von der Decke herab, das Hu! Hu! der Thurmwächter, wie aus der Ferne, aber sehr deutlich hören ließ. — Schnell, rief der, dessen Bett mir das nächste war. Schnell stand er auch neben mir, aber nun hörten wir beide nichts mehr. — Doch dies alles dürfte wohl von den Meisten als Täuschung, Einbildung, Erzeugniß der Furcht und des Aberglaubens erklärt werden. Aber es gab ein Paar Fälle, wo diese Erklärungsweise nicht wohl statt finden kann. Wir saßen nemlich eines Abends alle an dem großen Tische beisammen; und unterhielten uns, einige mit Kartenspiel, die andern mit Gespräche. Dabei ging es mitunter etwas laut her. Dennoch begann es einst während dem lauten Gespräche sich sehr vernehmlich hören zu lassen. Es klang wie ein schwirrendes Glas, oder auch wie ein Seufzer, zuerst mitten über dem Tische, dann als wäre es unter demselben, dann an der Wand. — Wir wurden augenblicklich alle stille und suchten mit gespannten Augen und Ohren den Grund dieses Tönens zu entdecken. Gläser waren gar keine vorhanden. Einige riethen auf das Summen oder Pfeifen einer Mücke oder eines andern Insectes, obwohl es mit demselben kaum eine Aehnlichkeit hatte. Man konnte öfters den Punkt in der Luft genau mit dem Finger angeben, aus dem der Ton zu kommen schien, und doch war gar nichts zu sehen. Der Verdacht, daß Einer aus uns selbst durch künstliche Hervorbringung solcher Töne die Andern zum Besten habe, schien deßhalb ungegründet, weil es uns nie gelang, diese feinen, zitternden, bald hie bald da herumirrenden Töne nachzuahmen. Der in der Nähe wohnende Gärtner, der aber dieses Tönen nie selbst gehört hatte, rieth auf eine unter dem Fußboden sich aufhaltende Hausnatter; diesem aber wurde von andern wegen des Unterschiedes zwischen diesen Tönen und dem Zischen einer Natter widersprochen.

Kurz, fast alle bis auf K... waren geneigt, eine natürliche Ursache dieser seltsamen Töne zu vermuthen, und waren nur unzufrieden, daß es ihnen nicht gelang, dieselbe ausfindig zu machen. Ueberhaupt hatte sich die anfängliche Furcht vor dem Dinge beinahe gänzlich verloren, und kaum würde man ernstlich an eine übernatürliche Ursache gedacht haben, wenn nicht gleich das erste Vernehmen dieser unerklärlichen Töne mit der Todesanzeige von K...'s Schwester in unmittelbarer Zeitverbindung gestanden hätte.

Wo aber Verstand und Forschung nicht ausreichen, da mag es ja wohl vergönnt seyn, der Phantasie des Gemüthes, der Deutung eines fromm liebenden Herzens einiges Recht einzuräumen. Man kann, man darf dem armen Sterblichen, dessen Sehnen hienieden so oft unbefriedigt bleibt, den Trost nicht rauben, den er, von seinen Sinnen, von seiner vermeintlichen Klugheit kalt und leer gelassen, nur in jenem Zwielichte findet, das, wenn auch noch so matt und unbestimmt, ihm doch lieber ist als die schwarze Nacht, in der er sonst herumzuirren genöthigt ist. Der gute Bruder K... würde diese Worte, wenn er sie zu Gesicht bekäme, gewiß gerne unterschreiben. — Wir sehen in unsern Tagen neuerdings die seltsamsten Geschichten von alten und neuen wunderbaren, unerklärlichen Erscheinungen aus der jenseitigen Welt, unter der Firma achtbarer Namen auftreten. Mag immerhin die gegenwärtige auch in ihren Reihen Platz finden. Ist sie einerseits sehr unbedeutend im Vergleiche mit den meisten andern, so ist sie auch dagegen sehr bescheiden, harmlos und unschädlich. Diese Töne, von denen hier erzählt wird, hielten sich, so zu sagen, immer in ästhetischen Schranken. War ein geistiges Wesen der Grund davon, so war es wenigstens ein sehr sanftes, unschuldiges. Es neckte und erschreckte Niemanden, es warf nicht auf die Leute, es heulte oder polterte und rumorte nicht im Hause herum; kurz es entsprach dem, für was es der liebende und trauernde Bruder hielt, nämlich für die leise schüchterne Klage der geliebten Schwester.

Wir unterließen nicht, auch einige ältere und kenntnißreiche Personen über diese Sache zu befragen, aber sie wußten gleichfalls durchaus keine genügende Auskunft zu geben. Nach beiläufig drei Wochen wurde nichts mehr gehört, und in Kurzem wurde auch nicht mehr davon gesprochen. — Ungeachtet dessen ist die Begebenheit bei denen, die davon selbst Zeugen waren, und noch leben, als eine unläugbare, wenn gleich unerklärte Thatsache noch im Angedenken, und der Wunsch nach einer gründlichen, genügenden Aufklärung noch keineswegs erloschen.

2.
Aus Ungarn.

Das Geisterhaus in Szegedin. *

Die nachfolgenden Thatsachen ergaben sich im Herbst und Winter 1836 — 1837 während meines Aufenthaltes in jener Stadt und im weiteren Verlaufe dieses Jahres.

Jenes Haus ist an der auslaufenden Spitze zweier Häuserreihen gelegen, so daß es auf dem Fruchtmarkte dieser Stadt eine Ecke bildet. Es steht isolirt und wird von dem Nebenhause durch eine hohe Hofmauer getrennt; beide gehören aber derselben Eigenthümerin.

Seit mehreren Jahren wird es immer von einem Offiziere der jeweiligen Garnison bewohnt; zwei Umstände, die gewiß sehr beachtungswerth sind.

In früher Zeit soll an dieser Stelle ein Kloster gestanden haben.

Zuletzt, 1836, wurde es von Herrn Hauptmann Lauber, seiner Gemahlin und zwei Ziehtöchtern, Josephine und Laura (die jüngere) bewohnt, nebst zwei Dienern.

Was den Herrn Hauptmann betrifft, ist er, als ein tadel-

* Dieß ist die, in den vorstehenden Mittheilungen aus Oesterreich, von Herrn J. erzählte Geschichte. —

loser gedienter Offizier, sicher ein vollkommen gültiger Zeuge und betreffend die Mittheilungen seiner Gemahlin wird der unbefangene Beurtheiler beim leichtesten Ueberblicke finden, daß sie das Gepräge der unbefangensten Anspruchslosigkeit an der Stirne tragen; und wer diese dann näher kennt, wird mir gewiß beistimmen, wenn ich erkläre, daß vielleicht nur wenige Frauen mit einer so glücklichen Verbindung von feiner Beobachtungsgabe und wirklichem Muthe begabt sind.

Die jungen Mädchen wird doch Niemand absichtlicher Entstellungen beschuldigen wollen.

Das Haus selbst, besteht im wesentlichen aus einer Küche und links von dieser, in 3 Zimmern in einer Reihe, in deren ersten die Mädchen und im zweiten Vater und Mutter schliefen, — das dritte wurde im Winter nicht benützt.

Links, ganz abgelegen, ist noch ein Seitenzimmer, rechts von der Küche die Stube der Diener.

In den ersten Tagen des Oktobers erwachte Laura, wie sie sich ausdrückte: sie wußte nicht warum, und sah eine weiße Frauengestalt am Ofen lehnen, den Kopf auf den Arm gestützt, mit einer großen, das Gesicht verhüllenden Haube, in einem Schlafrocke, mit großen Ohrgehängen. Sie glaubte es sey die Mutter, die zeitweilig an Kopfschmerzen leidet, wollte sie durch Sprechen nicht beunruhigen und entschlief wieder. Als sie aber des Morgens sich nach ihrem Befinden erkundigte, begriff Frau von L. nicht, was das Mädchen wolle, indem sie sich vollkommen gesund fühle und die ganze Nacht auf das ruhigste geschlafen habe. Laura ließ sich überreden, sie habe geträumt.

Wenige Nächte darauf, es schlug eben 3 Uhr, sah sie vom Bette ihrer Schwester eine weiße weibliche Gestalt, (wie im Hemde) langsam auf sich zugehen, wähnend, jene sey es, rief sie sie an; allein die vermeinte Schwester wandte sich stumm, und verschwand plötzlich in der Gegend des Fensters. Die wirkliche Schwester athmete eben hörbar in ihrem Bette. L. konnte nicht mehr recht glauben, daß dieses wieder ein Traum wäre; allein sie schwieg, um nicht zur Zielscheibe der Laune

zu dienen, bis Abends über diesen neuen Vorfall, wo Herr Hauptmann N. die Familie besuchte und unter andern Gesprächen scherzweise frug: ob sie noch keine Geister gesehen hätte?* Er hatte in dieser Wohnung selbst ein solches Schauen gehabt, sich es aber, wie es oft geschieht, selbst wieder wegraisonnirt. Die Thatsache aber steht, daß das Haus, verhältnißmäßig seiner Bequemlichkeiten, viel zu oft seine Insaßen, wie oben angeführte Offiziere, auswandern sah.

Nun gewanen freilich die Gesichte des Mädchens an Realität, und steigerten sich zur Gewißheit, als auch anfangs November der Frau von L. ein Schauen gegönnt war. Es war gegen 1 Uhr, als diese hell erwachte und im unbewohnten Nebenzimmer deutlich mit Stiefeln stark auftretend, umherschreiten hörte, etwa 2—3 Minuten, dann wards still und Frau von L. meinte, es sey das Echo eines auf der Straße Vorübergehenden gewesen; bald begann es aber in ihrem Zimmer umherzugehen, aber wie rutschend auf Socken, es kam ganz nahe ihrem Bette, und sie fühlte, als ob sich Jemand an dieses lehne und durch seine Last ihr die Decke von der Brust herabziehe. Sie glaubte es sey ihr Mann der ein Gefäß suche und erhob sich. Da saß zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen, Furcht erklärte sie, ließ die Ueberraschung im ersten Momente nicht aufkommen, zu den Häupten des Bettes ein Mönch auf der Diele mit einer ausgeschorenen bläulichen Glatze, auf dem Scheitel einen dünnen Kranz von Haaren um diese, einem unnatürlich rothen und eben so unnatürlich weißen Gesichte, ohne Schatten, (wie eine Wachslarve) einem schwarzen Schnurr- und Knebelbart, über welche sie sich höchlich wunderte, da ihr die ältere Mönchsitte,** sie zu tragen, ganz unbekannt war, und schwarzen stechenden Augen, die sie bewegunglos anstierten. Allgemach überfiel sie doch ein Grauen und sie barg sich einen Augenblick unter die Decke, ermuthigte sich aber bald

* Die Familie L. war erst aus Siebenbürgen angekommen.

** Die Franziskaner serbischer Provinz tragen sie noch heute.

und wollte ihn nochmals und genauer betrachten; er war aber indeß verschwunden.

Angethan war er mit einer Franziskanerkutte und einem Stricke um die Lenden. Die Füße sah sie nicht, da er ganz nahe an der Bettlade saß.

Im ganzen Zimmer war es ringsum vollkommen finster.

Nach einigen Nächten sah Laura denselben Mönch am Ofen stehen mit herabhängenden Händen, deren linke den Knoten der Gürtelschnur trug, einem sehr breitkrämpigen Hute, auf weißen Socken stehend, aber nur so groß, als etwa ein zehnjähriger Knabe.

Nach ein paar Wochen sah sie ihn wieder, nahe am Fenster auf einer Rohrmatte ausgestreckt liegen, nur blaßer und ohne Hut.

Sollte er wohl einst nach Mönchart an dieser Stelle so aufgebahrt gelegen haben, oder welch andere Bedeutung hat dieses Gesicht?

Anfangs Dezember. Die Mädchen schliefen nun aus Furcht in einem Bette, und Josephine der Wand näher, ersuchte die Schwester, wenn sie etwas höre oder sehe, sie zu wecken. Es geschah auch bald, denn es mochte kaum eine Stunde verflossen sein, als L. vom Fenster her eine Frauengestalt auf ihr gemeinschaftliches Lager zukommen sah, sie weckte schnell die Schwester, und als diese sich erhob, um über sie hinüber zu sehen, saß das bleiche Weib auf dem hart an dem Bette stehenden Stuhl, auf dem das Abends abgelegte Weißzeug der Mädchen wohlgeordnet lag.

Bebend schmiegten sich nun beide unter die Decke. Morgens fand die ganze Familie in den zerdrückten Kleidern die deutliche Abformung, daß Jemand längere Zeit darauf gesessen hatte. Gegen Weihnachten wurde der Geisterverkehr am lebhaftesten und deren Annäherung fühlbar, die sich durch eine eigenthümliche Beklemmung der Brust mit Verlegtheit des Athems aussprach, und einem ganz unerklärlichen innerlichen Schauer, der immer dem Innewerden der Erscheinungen vorang ing, daher nicht Folge ihres Anblickes seyn konnte. Doch

war es keine eigentliche Angst. So beschreibt Herr Hauptmann L. seine Empfindung. Wer sieht hier nicht deutlich den unvollkommenen magnetischen Rapport?

Und war die Erscheinung da, so war die innere Beklommenheit wie abgeschnitten.

Nun wurde der Rapport vollkommen.

In dieser Zeit hatte, kann man sagen, die Nacht, Bewegung angenommen und die Luft, Gestalt; denn die Glieder der Familie sahen, wenn sie ganz ruhig in den Betten lagen, im Zimmer wie Nebel sichs bewegen, bald dunkel, bald in lichten Wolkenstreifen, sich nahen, wieder entfernen, heben und senken, urplötzlich auftauchen und vergehen, oft tönte es zugleich wie unterdrücktes Stöhnen oder aus einem großen Metallhorne; mitunter hörte man wie Rollen eines großen leeren Faßes unter dem Hause, (es hat einen Keller) aber nur soweit dieses reichte, und war ganz ohne Nachhall, so, daß das Rollen vollkommen verstummte, wenn es das Ende des Hauses erreicht hatte.

Auf der Straße war, wie in Szegedin um solche Jahreszeit fast immer, tiefer Koth.

Zugleich entwickelte sich, während dieser Erscheinungen (besonders wenn die weißen Streifen wogten) in den Zimmern ein Geruch wie in lang verschlossenen Gewölben.

Constant erhob sich aus einer Ecke des Zimmers (es stand dort ein großer Kasten) eine lichte Kugel, stieg langsam bis zur Decke, ging unter dieser fort und senkte sich allgemach an der anderen Wand. Hier fixirte sie sich, mehr einer Scheibe gleichend, in der Frau von L. deutlich dunklere Stellen unterschied, wie etwa Flecken im Monde, als ruhige weißliche Helle, ohne die auch nächsten Gegenstände im geringsten zu beleuchten; so, daß z. B. nicht einmal der große weiße Ofen sichtbar wurde; oft zogen Schatten, wie langsam aufqualmende Rauchwolken, an ihr vorüber und verhüllten sie einmal ganz, sonst hob sie sich wieder, sank manchmal bis zum Boden sich in eine lange Gestalt, etwa von Menschenhöhe ausdehnend und verging spurlos.

Am 23. Dezember als Laura gegen 6 Uhr Abends in das

leere Seitenzimmer treten wollte, stellte sich ihr ein großer weiß und schwarz gefleckter Hund zähnblöckend entgegen, erschreckt sprang sie, die Thüre zuwerfend, zurück. Als man nachsah, war das Zimmer leer und still.

Bei den Verhältnissen des Hauses ist es gleich unmöglich, daß ein Hund hätte unbemerkt hinein oder wieder hinausschlüpfen können.

Als des andern Morgens Frau v. L. gegen 3 Uhr in dieses Gemach trat, wurde sie wie vom Rauschen einer langen Papierrolle empfangen, (in wie vielen Geschichten diese eigenthümliche Tonmanifestation!) das von der Wand herunter an ihren Füßen hart vorüber zur Thüre hinauseilte. Sichtbar wurde ihr nichts.

In dieser Periode wurde häufig ein nächtliches Gehen und Rauschen beobachtet, so wie ein wiederholtes nicht erklärliches Umfallen sonst ruhiger Gegenstände, z. B. Stöcke, Regenschirme ꝛc. und eines Morgens fand der Herr Hauptmann ein nach der Reihenfolge der Bände auf einen Kasten aufgestelltes Werk, in vollste Unordnung unter einander geworfen.

In der Nacht vom 5—6., gegen 4 Uhr, fühlte er deutlich die oben beschriebene Geisterannäherung, und in demselben Augenblicke wurde auch mit unsichtbarer Hand an seiner Decke gezogen — er hielt diese mit der linken Hand an sich, und wollte den Besuch mit strengen Worten von sich fortweisen, allein er vermochte nicht zu reden, der Hals war ihm wie zugeschnürt. In dem nämlichen Momente fühlte er die Hand, die die Decke hielt, von einer fremden, am Gelenke kräftig drückend gefaßt, daß es weh that, darauf verließ es ihn, schlurkte zum Bette der Frau und that dasselbe bei ihr, nur daß es ihre beiden Hände deutlich mit 10 kalten starken Fingern faßte, als wollte es ihr dieselben zum Gebete falten.

Während dieser Vorgänge hatte sich der über dem Bette der Frau v. L. befindliche Spiegel pendelartig hin und her, aber auch von der Wand und gegen sie zurück bewegt.

Frau v. L. ist viel zu klein, als daß sie ihn von ihrem Lager aus hätte erreichen können.

Als (Mitte Januar) die Familie die Geschichte des Arresthauses von Weinsberg entlehnt hatte, erklärte Frau v. L.: hätte sie dieses Buch früher in der Hand gehabt, so würde sie all die Erscheinungen in ihrem Hause für Ausgeburten gereizter Phantasie halten, so auffallend sey die Aehnlichkeit.

Gewiß unwillkührlich die ehrenvollste Kritik jenes von der Albernheit so angefeindeten Buches!

In der Nacht vom 22. auf den 23. Februar gegen 1 Uhr kam es an das Bette des Herrn Hauptmanns, sich geistig annähernd, und dieser wies es mit klaren deutlichen Worten von sich fort, und zu mir und Herrn Kriegscommissär J., da wir beide uns um diese Angelegenheit lebhaft interessirten.

Es entfernte sich sogleich, d. h. H. L. fühlte sich augenblicklich frei, und kehrte in etwa einigen Minuten zurück, wallte umher, nahte sich, entfernte sich und endete wie sonst.

Ich schlief in jener Nacht ganz ruhig, als ich plötzlich hell munter wurde, und zündete daher Licht an, da warf es mit einmal den rechten Flügel eines meiner Doppelfenster mit unbeschreibbarer Wucht zu, bald darauf den linken. Dann war's still. Natürlich meinte ich, es sey der Wind gewesen, und stand auf, um gehörig zuzuschließen, allein zu meinem Staunen bewegte sich kein Hauch in der tiefen Ruhe der Nacht. Beide Flügel waren angelehnt. Nun däuchte es mir freilich etwas schwer erklärlich, wie derselbe Windstoß, wenn es einer gewesen seyn sollte, zwei entgegengesetzte Flügel zuwerfen konnte. Es schlug 1 Uhr. Sonst wurden durch meinen Diener die Fenster jeden Abend verschlossen, und er behauptet es auch, an jenem nicht versäumt zu haben.

Herr J. wurde zur selben Zeit durch ein anhaltendes starkes Schlagen in seinem Vorhause geweckt, etwa wie einer großen Hand auf den dort befindlichen Tisch. Es ergab sich, daß ein in jenes Vorhaus stehendes Küchenfenster (das eben dadurch keiner Art Zuge ausgesetzt war) langsam von selbst

auf- und zuschlug. Herr J. zählte 28—30 mal, man befestigte es. Bald darauf schlug es 1 Uhr.

Wir sahen uns erst am 3. Tage mit Herrn Hauptmann L., der sogleich fragte, ob uns vorgestern Nachts nicht etwas ungewöhnliches begegnet sey? Um jeder möglichen Täuschung oder Irrung vorzubeugen, antwortete ich die Gegenfrage: zu welcher Stunde? „So gegen Eins.“ Nun erzählte er erst, daß er jenes dunkle Wesen an uns verwiesen, und zwar: gegen Eins.

Im März kratzte es einmal an der Zimmerthüre, wie ein Hund mit einem metallenen Halsbande, dessen Klingen man deutlich hörte, 9½ Uhr Abends. Als man nachsah, war die wohlverschlossene Küche durchaus leer.

Einige Tage darauf, als der Herr Hauptmann sich eben zur Ruhe begab, entstand in ihr plötzlich ein Getöse, als ob ein Stoß aufgeklaftertes Holz umgefallen wäre, und zwei darin befindliche Hunde heulten und winselten, wie davon getroffen. Es war aber nicht ein Stück Holz darin gewesen und auch sonst nichts von seinem Platze.

Ende März sah zum erstenmal Herr Hauptmann L. Menschenbildung. Zu den Füßen seines Bettes stand eine weiße Gestalt mit einem höchst verfallenen Todtenantlitz, an dem die vorragenden Wangenknochen nur mit einer pergamentartigen welken Haut bedeckt schienen, mit einem langen weißen Barte, doch von der ganzen Gestalt, da sie hart am Bette stand, nur den Oberleib.

Er schloß einen Moment die Augen und, nun sah er sie sogleich: — ganz. Da wurde das geistige Auge vom leiblichen entbunden.

Ein paar Stunden später stand eine dunkle Mönchsgestalt, wo zuvor die weiße, und der Herr Hauptmann sah sie ganz, nur wieder mit geschlossenen Augen.

Vom 31. März auf den 1. April schliefen beide Mädchen, nachdem sie lange mit häuslicher Arbeit beschäftiget waren, im, wie seit lange, gemeinsamen Bette sehr ermüdet ein. Beide

lagen mit dem Gesichte gegen die Mauer. Plötzlich wurde Josephine, am freien Rande schlafend, durch eine schmerzhafte Empfindung am Nacken geweckt: sie fühlte von scharfen kalten Nägeln ein deutliches Kratzen. Als sie erschreckt sich umwendete, sah sie zwar nichts, aber das Kratzen endete sogleich, und kein Thier war im Zimmer.

Am Morgen sah ich noch die deutlichen Spuren, drei oder vier Ritze.

Vom 2—3. April, etwa 1 Uhr, die Mädchen lagen wie vorgestern, Josephine aber war wach, hörte diese deutlich, wie mit hastiger und gepreßter Stimme „Laura" rufen, rasch weckte sie ihre Schwester, beide hörten nun denselben Ruf klar und bestimmt noch 2 mal und wendeten sich um. Am Fenster stand der bekannte kleine Franziskaner und trippelte nun hastig dem Bette zu. Als er schon ganz nahe war, verschwand er plötzlich; zugleich wurde der am Bette stehende Sessel aufgehoben und wieder fallen gelassen.

Vom 5. auf den 6. war die Lichtentwicklung am auffallendsten. Herr L. wollte eben einschlafen, als nach einem starken Schlage, die Lichtkugel aus dem Kastenecke sich erhob, aber klarer und heller als je; sie fixirte sich ungefähr in Mannshöhe an der Wand und Herr L. konnte in ihr ein unausgesetztes oscillirendes Wogen, wie etwa des Sonnenbildes auf einer bewegten dunklen Wasserfläche, deutlich und ununterbrochen wahrnehmen; es schien, als ob etwas in ihr sich gestalten wolle, allein nur bis zu unbestimmten Umrissen sich entfalten könne.

So klar Herr L. beobachtete, dachte er doch an die Möglichkeit einer Sinnentäuschung, und unwillkührlich stieg in ihm der Wunsch auf: wenn doch die Helle näher käme, um sie noch besser betrachten zu können! und siehe da! die Helle begann zu wanken und sich zu heben und nahte bis in des Zimmers Mitte und Herr L. empfand nun das schon geschilderte eigenthümliche Gefühl der Geisternähe. — Dann zog es wieder nach der Wand zurück (Herr L. fühlte sich sogleich frei) und weilte dort so lange, daß er darüber entschlief.

Dieses war das einzige mal, daß es willig der Beobachtung sich darbot, denn bisher konnte die Familie gewiß seyn, nichts zu sehen, wenn Jemand absichtlich wach blieb. So ermüdete es einmal durch 8 Nächte die ausdauernde Geduld der Frau v. L. Als sie in der 9. endlich in ihrem Bette sich dem Schlafe hingab, legte sich deutlich fühlbar, jedoch unsichtbar, jemand über sie. Aehnliches geschah öfters. Nur 2 kleine Hunde, die im Hause waren, schienen manchmal schon Abends die Beunruhigungen der Nacht vorgefühlt zu haben, denn sie beganen häufig mit einem male unruhig zu werden, ängstlich zu winseln, oder in kurzen Stößen wie murrend zu bellen — besonders mieden sie eine große Ecke im Seitenzimmer — dann stellte sich verläßlich ein geistiger Besuch ein.

Sonntag, den 9. April 8¼ Abends, das Hofthor war verschlossen und die Küchenthüre zugemacht, hörten die in ihrer Stube plaudernden Diener diese sich öffnen und jemand hereingehen. In der Meinung, es sey ihr Herr, der einen Schlüssel zum Hofthore bei sich trug, traten sie hinaus in die Küche, und der eine, ein Wallache, zündete im Ofen ein Licht an, während der andere, ein siebenburgischer Sachse, an der Zimmerthüre gegenüber eine dunkle Gestalt wie wartend stehen sah. Nun hob der Wallache die angezündete Leuchte, und beide sahen jetzt mit sich sträubenden Haaren, (der Ausdruck des Sachsen) daß nicht ihr Herr dort stehe, sondern eine fremde finstere Mönch-Figur, an der der Kopf wie verhüllt schien, dieser ging dann mit 2 oder 3 Schritten durch die Küche in den Hof und war nicht mehr zu sehen. Das Hofthor war fest verschlossen.

In der Nacht des 6. Mai's, gegen 11 Uhr, als Herr L. eben das Licht ausgethan hatte und die morgenden Tagesgeschäfte überdenkend im Bette lag, hörte er im Zimmer deutlich drei bis vier Tritte, und es stand eine graulich dunkelnde Gestalt zu den Füßen seines Lagers, und er empfand die gewöhnliche Beklemmung der Geisternähe. Der Furcht, durch lange Gewöhnung, längst ledig, wollte er die

Erscheinung genauer besehen, und griff nach dem aus seiner eigenen Erfahrung geschöpften Mittel: er schloß die Augen des Leibes um das Innere freiwerden zu lassen, — aber dießmal reute ihn seine Neugierde, denn er schaute mit noch nie empfundenem Entsetzen in ein glühendes, furchtbar verzerrtes, ergrimmtes Antlitz, das gegen ihn sich neigte, der Leib war eine schwarze Nebelsäule ohne Hände.

Er öffnete rasch die Augen, um von diesem fürchterlichen Schauen sich zu befreien, die Gestalt war indeß verschwunden.

Am 10. 11½ Uhr sah Frau von L. eine schwefelgelbe matt leuchtende Gestalt langsam in das Zimmer kommen, ungefähr bis an dessen Mitte und hier einige Minuten weilen, dann verschwand sie.

Am 13., da die Hunde bei eintretender Dämmerung sehr große Unruhe gezeigt hatten, begab ich mich mit Herrn Kriegs-Com. J. und noch einem Freunde in das Geisterhaus, um auch einmal ein Schauen zu erlangen, allein wir sahen bis 1 Uhr harrend nichts, wie es schon öfter geschehen war.

Tags darauf erfuhren wir, es sey, ungefähr 10¾ Uhr, rauschend und mit deutlichen Tritten durch der Mädchen Zimmer gegangen, die sich freuten, daß nun doch auch einmal nicht zum Hause gehörende Personen, die Wesentlichkeit ihrer Wahrnehmungen erfahren sollten, in das der Eltern. Nur noch 2—3 Tritte, und es war still; wir spielten im dritten Zimmer und hörten, mit dem Spiele beschäftiget, nichts.

Um 11½ Uhr endeten wir und gingen in das zweite, um versammelt die Mitternachtstunde zu erwarten. Es war vollkommen finster, so daß wir mit den Händen uns zurecht finden mußten. Auf solche Art gerieth ich auch zufällig gegen die Thüre der Mädchen, und empfand nun mit einemmal ein eigenthümliches, fast fieberartiges Kältegefühl am ganzen Körper, das, ich möchte mich ausdrücken, meine ganze Substanz durchrann.

Ich wollte eben über diese sonderbare Empfindung mich erklären, als Herr Kr.-Com. J. der fest neben mir stand, die

allgemeine tiefe Stille mit der Aeußerung unterbrach: Ich weiß nicht warum, aber mich friert auf einmal!

Die drei andern noch Anwesenden bemerkten durchaus keine Temparatur=Veränderung.

Nahe an der Thüre hatten die Tritte des Geistes aufgehört, — wir waren wohl in seine unheimliche Atmosphäre getreten.

Ich glaube, nach den Vorausgängen ist diese Annahme weniger unwahrscheinlich, als daß es zwei gesunde Männer, Mitte Mai's, in einem wohlverwahrten Zimmer ohne Anlaß zugleich plötzlich hätte frieren sollen, wo andere Anwesende es nicht fror, oder daß gar zugleich sie sich hätten einbilden sollen, daß es sie fröre.

Herr Hauptmann L. begleitete uns mit einem Lichte bis an das Hofthor; kaum waren wir aus dem Zimmer, als Frau v. L. schon aus dem Fußboden einen blaßgelben Stern aufsteigen sah, und wieder sinken, wie ein romanisches Licht, ehe sie uns noch zurück rufen konnte, einen zweiten und dritten, der augenblicklich unsichtbar wurde, als der Herr Hauptmann mit dem Lichte zurückkam.

15. Abends 8 Uhr, saß Josephine im mittlern Zimmer und arbeitete, Laura im Gespräche mit zwei Herren im ersten; jene erhob sich zufällig und ging an der offenen Thüre zum dritten vorüber, da saß auf dem Sopha eine dunkle Gestalt, die sich nun erhob und langsam quer durch das Zimmer schritt. Das Mädchen glaubte anfangs, es sey einer der Herren und wunderte sich nur, wie er, von ihr nicht bemerkt, in das letzte Zimmer habe kommen können. In diesem Augenblicke hörte sie beider Stimmen im ersten! Nun ergriff sie ein heftiger Schauder, sie erkannte, welcher Art Wesen bei noch hellem Tageslichte vor ihr wandle.

Der Dunkle war indeß bis an das gegenüberstehende Fenster gewallt und dort vergangen.

Als, am 16., Herr L. über Tisch scherzweise sprach: ob denn wohl einer von diesen Herren jetzt um uns ist? fühlte Josephine im nämlichen Augenblicke schon einen leisen Schlag

auf ihrer rechten Schulter. Im Verlaufe des Nachmittags geschah im dritten Zimmer hinter dem Ofen ein heftiger Schlag und in der Dämmerung erhob sich an diesem Orte, ein gelber ruhig leuchtender Stern.

In der Nacht des 20—21. hatte Herr L. dasselbe Schreckensgesicht wie am 6. auch zu gleicher Stunde, nachdem die Frau schon um 11 Uhr eine dunkle Schattengestalt im Zimmer umherschweben sah.

Am 28. schrieb Herr L. gegen Abend im dritten Zimmer, da vernahm er neben sich Geräusch; ein Stuhl daneben, auf dem Papiere lagen, rutschte von selber 3—4 Schuh weit zurück.

Am 31. erholte sich bei mir Herr Oberstlieutenant v. L....r ärztlichen Rathes, indem er an Blutwallungen zu leiden glaube. Er sei Nachts plötzlich wach geworden, er, der sonst eines sehr ruhigen Schlafes sich erfreue, da habe es an all seinen Fenstern und Thüren zugleich getobt und geschlagen, wie es nur bei einem Sturme geschehen könne. Als er sich erhob, um nachzusehen, war auf einmal alles ruhig und eben so stille die Luft. Es schlug eben 3 Uhr.

Er ging wieder zu Bette und entschlief bald, um nach ungefähr einer Viertelstunde unter gleichem Getöse zu erwachen, und konnte nun eben so wenig eine Ursache auffinden. Lächelnd setzte er dann hinzu: war das vielleicht ein Geist? Dieses Thema, als durch den ganzen Winter unwillkührlich geboten, war häufig unser Tafelgespräche, von seiner Seite aber jederzeit mit ungläubigen Scherzen behandelt Trotz dem konnte er sich aber doch nicht erklären, woher dieser ausserordentliche Aufruhr im Blute, denn für das hielt er das Getöse, da er sonst nie daran litt, und den Tag über keiner Art Anlaß zu einem solchen gegeben hatte.

Ich empfahl für das heiße Blut ein Glas Limonade, Die andere Nacht verging ruhig, allein vom 2—3. Juni, kamen seltsamer Weise, zu nämlicher Zeit, die Blutwallungen, d. h. das Getöse wieder und wurden, noch sonderbarer, contagiös. Der in demselben Hause wohnende Hauptmann V.... ein

ganz Ungläubiger, empfand und hörte sie auch zu gleicher Zeit in seinem Zimmer, jedoch nur einmal.

Abends fragte Herr Hauptmann L. lächelnd die beiden jetzt genannten Herren: wie sie diese und die Nacht vorgestern geschlafen hätten?

Es war nämlich der Weiße und später der Braune in diesen beiden Nächten vor sein Bette gekommen und er hatte sie mit klaren Worten zu ihnen entsendet, um aus ihrer starren Ungläubigkeit sie doch etwas zu rütteln, jedesmal um 3 Uhr. Obwohl mit Erfolg für die Dauer?

Nun ruhten die Erscheinungen bis zum 3. Juli, an welchem Abends 6 Uhr Frau von L. in ihrem Zimmer saß und nähte, da knatterte es am Ofen, als ob ein Paar Hände voll groben Sandes dahin geworfen worden wären, sie stand sogleich auf, um nachzusehen, da schien es, es bräche Mörtel von der Decke los und rieselte herab, allein sie konnte nicht das Geringste auffinden. Während sie noch mit Suchen beschäftiget war, eilte Laura aus dem ersten Zimmer zu ihr, und erzählte erschreckt: es hätte sie in diesem Augenblicke wie mit grobem Sand empfindlich, an die Knöchel geworfen, beide sahen nun vereint auf den Stubenboden umher und suchten, da fiel's auf einmal wie ein ziemlich schwerer Stein auf einen nebenstehenden Stuhl, allein auch auf diesem fanden sie nichts.

Am 10. (also auch Montags) zur gleichen Abendzeit, arbeitete Herr L. im dritten Zimmer bei verschlossenen Fensterläden an seinem Schreibtische in Dienstespapieren, da war's, als würfe Jemand Steinchen vom Fenster gegen die Thüre, so unwahrscheinlich es ihm wegen der, wie gesagt, verschlossenen Laden schien, so stand er doch auf um nachzusehen, allein er fand nichts und fragte nun seine im Mittelzimmer befindliche Frau, ob sie etwas gehört oder gesehen hätte, allein diese wünschte von ihm Auskunft, da sie dasselbe vernommen hatte, nur behauptete sie, die Steinchen seien durch ihr Fenster herein geworfen worden, und in diesem waren zur Zugabe noch die Scheiben verriegelt.

Am 17., 4 Uhr Morgens, Herr L. lag, schon wach, im Bette, da sehr früh zum Exerzieren ausgerückt wurde, kam es mit lautem Schellenklingen und Sporengeklirr durch die Küche und der Mädchen Zimmer in das der Eltern und eilte durch dieses wie tanzend oder in einem leichten Parademarsch in das dritte, wo es plötzlich verstummte.

Und hiemit enden meine Quellen.

Der Herr Hauptmann bezog kurze Zeit darauf mit seinem Bataillon eine andere Garnison, die Festung Arad. Sein Nachfolger in der Wohnung erklärte: er werde allenfallsige Geister mit einem scharfen Säbel und 2 guten Pistolen empfangen. Die Armen schienen sich diese Drohung zu Gemüthe genommen zu haben, denn der Herr Hauptmann S.... erlebte nichts.

Ob es ihm etwa später nicht einmal wie seinem preußischen Kameraden ging, der zuletzt rief: da schlag man de Düvel drein!? Ich kann es nicht sagen, denn ich verließ im Winter Szegedin, und erfuhr nichts weiter.

Möge es mir nun gegönnt seyn, meinen mitforschenden Freunden, den Lesern dieser Blätter, ein Factum vorzuführen, das an grausiger Originalität wohl kaum ein verbürgtes Pare haben dürfte. Gebe Gott, daß es nie ein solches finde! Ich gebe die nackte Thatsache. Für sie steht Herr Hauptmann M....g, der, damals Fähnrich, wesentlichen Antheil an dem Ereigniß nahm.

Der Precolitsch.

Bist du Geselle
Ein Flüchtling der Hölle?

Unter diesem Namen kennt das wallachische Gebirge ein umherschweifendes dämonisches Schrecknis, das die verschiedensten Gestalten anzunehmen im Stande seyn soll — eine Art Wehr=

wolf — und dem nebenbei unerhörte Kräfte zu Gebote stünden. Hier eine Probe.

Im Dezember des Jahres 1819 oder 1820 stand der damalige Fähnrich M. am Temesner Passe in Siebenbürgen auf Wache, mit etwa 40 Soldaten.

Dieser wird durch zwei schroffe, für Menschenfüße ungangbare Felsenberge gebildet, die eine etwa 150 Schritte breite, lange, Schlucht bilden, welche durch eine, mit einem mächtigen Thore versehene Mauer, verschlossen ist.

Inner der Mauer, nahe an ihr, sind die Wohnungen des Dienstpersonals der Contumaz-Anstalt, aussen 2 Wachposten, ein näherer und etwa 50 Schritte vorwärts ein weiterer.

Als Weihnachten herangekommen war, trat eines Morgens einer dieser Soldaten vor seinen Offizier, da er eine Bitte anzubringen hätte: es träfe ihn heute Nacht die Wachnummer 10—12 auf dem äussern Posten, er bitte inständig, sie mit einer andern vertauschen zu dürfen, ja er wolle gern den Posten zweimal beziehen, nur um Gottes Willen nicht in jener Zeit.“ Als Herr M. um die Ursache dieses, im Militairdienste ungewöhnlichen Ansinnens befragte, erwiederte er: „er sey ein Neusonntagskind und als solches fähig, Dinge zu sehen und zu erfahren, die andern Menschen ewig verschlossen bleiben, und so wisse er, daß auf *jenem Posten* in der *genannten Zeit unvermeidlich* seiner ein großes Unglück harre. *Nach* 12 Uhr habe er nichts mehr zu befürchten.

Herr M. versichert, daß ihm die Bestimmtheit dieser Aeusserung im ersten Augenblicke gewissermaßen imponirt habe, um so mehr, als dieser angebliche Seher, übrigens ein tadelloser Soldat war; doch bald erwachte Verstand und Schulweisheit, und er begann diesen Natursohn über das ungereimte und läppische seines Aberglaubens in wirklich wohlgemeinter Absicht zu belehren. Uebrigens konnte er im Interesse des Dienstes, dieser Bitte nicht wohl Gewähr leisten, da ihre Erfüllung auf einen so seltsamen Grund hin, zu vielfachen Unregelmäßigkeiten Anlaß gegeben hätte.

Der Zigeuner behielt also seine Wachnummer, mit der Tröstung, daß sein Kamerade auf dem innern Posten ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht verlieren und sowohl dieser, als die gesammte Wachmannschaft bei dem geringsten verdächtigen Anzeichen, zu seinem Schutze herbeieilen würde.

Abends $9\frac{1}{2}$ Uhr spielte Herr M. mit dem Kontumaz-Direktor in dessen Wohnung Schach. Mit einemmale blickte durch das (ebenerdige) Fenster ein wildes unbekanntes Mannsgesicht wie höhnend in das Zimmer, es schien aus einem weißen Bauernmantel zu ragen und schritt langsam fürbaß.

Es war hell Vollmond und blieb so bis Mitternacht. Tiefer Schnee deckte die Gegend. In der Bergeseinsamkeit einer Contumaz ist jedes fremde Gesicht ein Ereigniß, um so mehr zu solcher Stunde. Die beiden Herren eilten hinaus und sahen den Fremdling rasch an der Mauer hinabschreiten bis zu einer kleinen Nische in ihr, in diese bog er ein; als jene auch in sie eintraten, war die Nische leer. Fragend und kopfschüttelnd sahen sie einander an.

Bald nachher bezog der Zigeuner seinen Wachposten. Die Schachpartie wurde fortgesetzt. Bald ruft der äußere Posten etwas an — nochmals und wieder, nun fällt ein Schuß — — ein zweiter — Lärm, Geschrei, die ganze Wache heraus, ihr Commandant nicht der Letzte.

Als er zum innern Posten kam, hielt der Soldat sein Gewehr, das noch rauchte, krampfhaft fest und starrte nach der Gegend, wo der äußere stehen sollte. Aber dieser — war verschwunden.

Als M. dessen Platz erreicht hatte, war dort nichts als sein Gewehr: der Lauf von dem Schafte zum Theile losgerissen, — im Halbcirkel gebogen wie eine Sichel — ein starkes Musquetenrohr — ohne die geringste Spur von einem Ritze oder Sprung; auf dem Schnee außer den Fußstapfen der Soldaten-Schuhe, noch andere unförmliche. Näher wurden sie nicht bezeichnet. Der Mann selbst lag, etwa 30 Schritte aufwärts auf einem Abhang, bewußtlos wimmernd, am ganzen Leibe wie verbrannt, besonders im Gesichte und auf der

Brust, die beide schwarz waren. Er wurde in das nächste Spital gebracht, und starb dort, ohne einen Augenblick zu sich gekommen zu seyn, unter furchtbarem Jammern und Winseln am andern Nachmittag.

Der innere Posten berichtete: er habe seinen Kameraden, da er dessen Befürchtungen kannte, beim hellen Mondschein unausgesetzt genau beobachtet, dieser sey ruhig auf und abgeschritten, als auf einmal, unbegreiflich von wo auf der Schneefläche hergekommen, eine schwarze häßliche Gestalt, mehr einem Thiere als einem Menschen gleichend, eben nicht sehr groß, unfern von jenem dastand, und sofort auf ihn zuschritt. Der Zigeuner rief den Unhold sogleich an: zu stehen — umsonst — er drang vorwärts — nun schoß er auf ihn, er mochte ihn gefehlt haben, denn der Schwarze stürzte mit einem mächtigen Sprung gegen den Schützen, nun säumte der Berichtende nicht länger, und feuerte ebenfalls auf ihn, auch umsonst, der Unhold war hart an dem Zigeuner und packte ihn mit beiden Händen vor der Brust. Einen Augenblick darauf, war von dem Zigeuner und seinem Feinde nichts mehr zu sehen.

Wo und wie der erste gefunden wurde, ist oben bemeldet, und wo und in welchem Reiche der Creatur der zweite zu suchen wäre, möge der vorurtheilsfreien Forschung oder Meinung überlassen bleiben.

Das Factum steht, und es leben außer Herrn Hauptmann M...... gewiß noch mehrere Zeugen desselben; sogar der materielle Beweiß, die gekrümmte Musquete dürfte noch in einem Zeughause Siebenbürgens aufzufinden seyn.

Als, auch sichtbares Zeugniß hinterlassend möge folgende Thatsache sich anreihen.

Es war im Jahr 1810, als es in dem unfern von hier gelegenen adeligen Dorfe Söpte in der Küche eines der ansehnlicheren Häuser allnächtlich unruhig zu werden begann und allerlei kleinen Spuck zu treiben. Vorzugsweise beschäftigte

es sich mit dem Kochgeschirre, dieses wurde regelmäßig des Morgens auf dem Estrich, in der Mitte der Küche, sorgsam zusammengestellt gefunden.

Nie war etwas daran beschädigt, also mußte der unbekannte Thäter mit Vorsicht und Muße zu Werke gehen und doch war während der Nacht nie eine Spur von Licht in der Küche bemerkt worden.

Jede Nachforschung blieb ohne Erfolg. Nun ergriff die Eigenthümerin des Hauses folgendes Mittel.

Nachdem sie Abends die Fenster der Küche auf das sorgfältigste verschlossen hatte, füllte sie eine Haberreuter (ein großes Sieb) mit feiner Asche, und schritt nun rücklings, auf diese Art vor sich, den ganzen Boden mit einer dünnen Aschenschichte überstreuend, aus derselben, und sperrte nun auch die Thüre auf das Genaueste.

In der Nacht rumorte es wie gewöhnlich, und am Morgen stand das Geschirr wieder in der Mitte des Estrichs und in der Asche waren Tritte abgeprägt, aber nicht die eines Fußes, sondern wie die, der Knöchel einer geballten Faust.

Die Anwesenheit eines, einem andern Dunstkreise angehörenden Gastes in dem Hause war nun wohl ad oculos erwiesen, bald zeigte er sich selbst. Es war eine große, weiße, hagere Frau, wie in Nachtkleidern. Die Eigenthümerin des Hauses, aber auch nur sie, gerade diejenige, der am meisten daran gelegen seyn mußte, daß ein allenfallsiger Betrug entdeckt würde, sah sie häufig zu den verschiedensten Tageszeiten bald dort bald da umherwandeln, immer mit dem Finger nach dem Orte hinweisend, wo die Geistin ihr eben sichtbar war, und konnte nur durchaus nicht begreifen, daß sie es sonst für Niemand sey.

Der Hauptheerd der gespenstischen, aber immer harmlosen, Neckereien schien in einem in der Küche befindlichen Geschirrkasten. In diesem hob die Eigenthümerin eines Abends eine Schüßel mit eingemachtem Kalbfleisch für den andern Mittag auf und schloß sorgfältig zu.

Am Morgen fand sie dasselbe, ein Stück neben dem andern, schön in einer Reihe, auf dem Estrich angerichtet.

Der Spuck währte bei einem halben Jahre und verschiedene Versuche, den Geist zur Ruhe zu bringen, waren ohne Erfolg geblieben, da fand man in einer vergessenen Lade dieses Kastens, eine alte, lange, weiße Schnur, wie solche die Frauen früher zum ungarischen Costüme um den Leib trugen.

Ein einfacher Mann aus dem Volke, ahnte die Relation dieses Erbstückes, denn das war es sammt dem Hause, zu dem weiblichen Geiste und rieth: sie sogleich zu verbrennen. Es geschah und aller Spuck hatte für immer ein Ende.

Lesern dieser Blätter, kann das Armselige der Geschäftigkeitsäußerungen der Geistin nicht auffallend erscheinen — es ist im Gegentheile characteristisch — und die Formen ihrer Füße, gehören einem Theile der Naturgeschichte an, zu dem uns noch Terminologie und Systematik fehlen — aber die Art, wie sie zur Ruhe gebracht wurde, oder wie man es heißen mag, ist, glaube ich, der ernstesten Aufmerksamkeit werth, als das Praktische an der Sache.

Wenn doch immer ein solcher Magus aus dem Volke zu Hand wäre, wenn glashirnige Rationalisten oder glaubensleere Priester, weil sie sich nicht zu rathen wissen, vornehm lächeln oder läugnen.

Nur mehr solcher Mittel für unseren Arzneischatz: der Hülfsbedürftigen melden sich genug.

Der Neffe der Gutsbesitzerin, ein Ehrenmann, von alt ungarischem Korn und Gepräge, lebt hier und ist jederzeit erbötig, Dubiosen, Scrupulanten, nähere Mittheilungen zu geben. Es ist der Verpflegungs-Commissär Herr von Kemény.

Ohne ihn verbürgen zu können, möge hier ein Fall Platz finden, der sich in Wien ereignet haben soll.

Ein reicher Britte wurde, in seinem Vaterlande, jede Nacht, Punkt 12 Uhr, von einem heftigen Krampfe im Kehlkopfe

befallen, in dem er zu röcheln und zu stöhnen anfing, im Gesichte blau wurde, bis er athem- und bewußtlos zusammensank. Nach ein paar Minuten kam er wieder zu sich, und fühlte ausser einer sehr erklärlichen Erschöpfung kein weiteres Weh.

Das Leiden wurde für einen regelmäßig wiederkehrenden Krampf erklärt, während der Patient fest behauptete, es würde ihm von einem dunklen gespenstischen Manne angethan, der genau 12 Uhr, zur Thüre herein und auf ihn zu käme, anfiele und dann auf das gewaltsamste würge, bis er das Bewußtsein verliere. Beim Wiedererwachen sey sein Peiniger nie mehr zu sehen.

Nachdem die berühmtesten Aerzte seiner Insel an ihm fruchtlos ihre Bemühungen erschöpft hatten, suchte er Hilfe auf dem Festlande, und kam, nachdem er umsonst in Paris und Montpellier so wie in Holland und Italien gewesen war, auch nach Wien. Hier wurden neue Heilversuche durch längere Zeit, ebenfalls vergeblich, angestellt, bis ein Arzt auf die Idee gerieth, den hartnäckigen Krankheitsfall als ein Product gesteigerter Einbildungskraft anzusehen, und auf diese Annahme hin sich entschied, seinen Patienten auf rein psychischem Weg zu behandeln. Er wollte und mußte ihn daher von der Nichtigkeit seiner Vision überzeugen, und verfuhr zu diesem Entzweck, wie die Edelfrau in Söpte, er ließ nämlich, nachdem er sich mit seinem Kranken, bald nach 11 Uhr auf freistehende Stühle in die Mitte des Zimmers gesetzt hatte, dieses mit feinem Sande dicht überstreuen und erwartete so die Mitternacht. Der Kammerdiener des Britten hatte die Uhren seines Herrn, eine Viertelstunde ohne dessen Wissen verstellen müßen, und die des Arztes stimmte mit ihnen. Unter entsprechend gewählten Gesprächen, verstrichen ¾ Stunden, so, daß die Uhren fast auf 12 wiesen, der Britte blieb vollkommen ruhig und vernünftig, nur erklärte er, sein Peiniger könne noch nicht kommen, wenn auch nur eine Sekunde fehle — jetzt zeigten die Uhren 12 — es vergingen einige Minuten, nun gratulirte der Arzt schon sich und seinem Kranken, allein der Britte versicherte ruhig: alle Uhren giengen falsch, man möge es ihm glauben; es verfloß

wieder einige Zeit, da schrie er mit einmal gegen die Thüre starrend: jetzt kommt er! rang auf das heftigste mit den Händen, als wollte er gegen den Spuck sich wehren, stöhnte und verlor bald das Bewußtsein. Die Uhren wiesen 12¼.

Die psychische Cur hatte somit nicht angeschlagen. Als der nun gerufene Kammerdiener in das Zimmer trat, deutete er mit Augen, stumm nach dem Boden, der Arzt sah deutliche Fußtritte im Sande, und der eben zum Bewußtsein zurückgekommene Britte sprach trüb doch ruhig: Nicht wahr, lieber Doctor, mein Feind hat einen trefflichen Chronometer! Relata refero. Möchte, wenn anders die Geschichte wahr ist, es dem Herrn Collegen in Wien, falls nicht Rücksichten ihn binden, gefällig seyn, in diesen Blättern uns ein Näheres über sie mitzutheilen, und des Leidenden weiteres Geschick.

Ich möchte sie, bis ich des Gegentheiles Beweis erhalte, für wahr annehmen, denn ich habe sie aus glaubwürdigem Munde.*

Nachstehende Thatsache aber, kann ich mit allem verbürgen, was einen Eid feierlicher und ernster macht, es betrifft meine eigene Mutter.

Jetzt (Oktober 1843) wird es bald vier Jahre, daß sie nach zweijährigem Kränkeln, einer Lungenschwindsucht erlag. Dieses war Ursache, daß das kleine Zimmer, welches sie gewählt hatte, bei dem häufigen überstarken Heitzen, nicht oft genug gelüftet und gereinigt werden konnte, so, daß es bei ihrer endlich erfolgten Auflösung, an seinen Wänden ziemlich bestaubt und rauchig war. Um der leidenden alten Frau jeden Augenblick hilfreich seyn zu können, schlief unsere Magd neben ihr auf einem Feldbette. Nachdem ihr Krankenwarten seine Endschaft erreicht hatte, schlug sie ihr Nachtlager in der Küche auf.

Schon nach der 4. Nacht erzählte sie: sie könne nicht begreifen, was diese Nacht in der Küche gewesen. Sie sey auf einmal (11½ Uhr) wach geworden, da habe es in dem

* Beweise für die Wahrheit dieser Geschichte, wären allerdings noch zu wünschen. D. H.

Geschirrkasten gepoltert und geklirrt, als ob die darin befindlichen Teller alle untereinander geworfen würden. Sie meinte es seien Ratten und zündete Licht an, konnte aber durchaus keine Spür eines solchen Thieres entdecken, auch war im ganzen Kasten gar nichts in Unordnung oder beschädigt. Kaum war sie zu Bette gegangen, als der Lärm sogleich wieder begann — eine erneute Untersuchung gab kein anderes Resultat, und die Unruhe dauerte wohl eine Stunde.

Nun kam ihr die Sache doch nicht wohl begreiflich vor, sie ist ein einfaches Landmädchen evang. luth. Confession, sie fing instinktmäßig zu beten an und entschlief darüber.

Die nächste Nacht wiederholte sich der Lärm und so etwa noch 3 oder 4 mal; nun kam eine ihrer Verwandten, sie zu besuchen und schlief bei ihr in einem Bette. Die Fremde erfuhr keine Sylbe von dem geschehenen, und doch weckte diese die Magd, als der Lärm anhob. Sie meinte auch, er rühre von Ratten und wollte nachsuchen. Jetzt erst erzählte ihr jene, daß er ihr nicht neu sey.

Das Dorfmädchen hatte sich auf einen Besuch von einer Woche vorgesehen, nun kürzte sie ihn auf einen Tag, aber auch die Magd wollte nicht mehr in der Küche bleiben und zog es vor, in dem nun leeren Sterbezimmer zu schlafen.

In diesem befand sich, nebst andern Nachläßen meiner Mutter, auch ein Hängkasten mit Fächern, in welche die Selige, nach Art alter Frauen eine Menge ihr lieber Kleinigkeiten und werthloser Dinge zusammengehäuft hatte.

Statt in dem Geschirrkasten, begann es nun in diesem zu gleicher Zeit in der Nacht zu rumoren und zu poltern, aber wie die Magd erklärte, auf eine für das Gehör viel schauerlichere Art — der Gedanke, allein in dem Sterbezimmer zu seyn, mochte viel dazu beigetragen haben — zugleich rauschte es in der Luft und an den Wänden, als ob, ipsissima verba dieses ohne alle stylistische Studien aufgewachsenen Naturkindes, eine S c h a a r T a u b e n im Zimmer u m h e r f l ö g e. Bei ihr kann der scrupulöseste Kritiker sicher seyn, daß sie

diesen Ausdruck nicht aus irgend einem mystischen Buche aufgeschnabelt habe, denn sie kann nur in einem lesen, in dem für offne Augen wenig offnen und wahren: der Natur, das Alphabet besteht für sie aus Hieroglyphen, und doch ist er allen Lesern dieser Blätter längst bekannt, als gewählt in vieler Herren Landen, als ähnlichste Bezeichnung vernommener Tonmanifestation abgeschiedener Geister.

Sie war aber von dieser Nacht so angegriffen, daß sie bat, für die nächste sich eine vertraute Person (es war ein sehr resolutes Soldatenweib) sich als Bettgenossin zugesellen zu dürfen. Ich willigte gern in diesen Wunsch und erwartete nun mit Ungeduld den Bericht des nächsten Morgens, und wurde, sicher deßwegen, als er anbrach, auch schon frühzeitig munter.

Es wurde sieben Uhr und halb acht, sonst die Stunde des Frühstückes, und Katharina, dieß ihr Name, gab kein Zeichen ihres Daseins, ich begab mich nun in ihr Zimmer und fand sie im Bette — im Gesichte hochroth mit ganz entstellten Zügen, in Schweiß gebadet. Die Soldatenfrau war schon zeitlich weg und ihren Geschäften nachgegangen.

Tief athmend und froh, nicht mehr allein zu seyn, rapportirte sie nun noch im Bette: es habe in dem Kasten zur gewöhnlichen Zeit zu wühlen und zu poltern begonnen, habe sich aber bald heraus gemacht, und habe nun an den Wänden umherzurauschen begonnen, bald habe es wieder hinter dem Ofen gekracht, als ob Späne abgebrochen würden, dann kam es näher dem Bette, wobei ein kühler Wind fühlbar war, und begann nun an der Wand neben diesem auf eine über jede Vorstellung schauerliche Weise wie mit Händen herum zu wischen.

Ich frug: wo eigentlich?

Nur gerade da oben!

Ich blickte empor und kann versichern, daß dieses der angreifendste Augenblick meines Lebens war, mir fuhr es wie ein electrischer Eisstrom durch alle Gebeine: hoch auf der Mauer in dem staubigen Anflug derselben waren deutlich zwei

lange dürre, wie zusammen gebundene Hände abgeprägt, die beiden Daumen nach außen.

Sie mochte die ungewöhnliche Erschütterung meiner Seele mir im Gesichte gelesen haben und blickte nun ebenfalls empor, und erfuhr nun zu ihren überstandenen Schrecken einen neuen: denn sie hatte von dem schauerlichen Zeichen noch gar nichts gewußt.

Nebenbei war die ganze Wand mit blauschwärzlichen Punkten besät, die nach allen Seiten in kleine Strahlen auslaufend sich verwischten, etwa wie der Querbruch eines Stückes Kalktropfstein, oder der Veränderung glichen, die erdige Theile erleiden, wenn ein feines Fluidum sie durchdringt, ohne sie zu zerreißen. Man verzeihe mir dieses Plagiat nach Andre Delrieu, ich konnte keinen passenderen Ausdruck finden.

Mehrere Menschen verschiedener Stände besahen diesen schauerlichen Schattenriß von Jenseits, bis er bei der vorgenommenen Reinigung des Zimmers verlöscht wurde. — Möge diese stumme Predigt nicht spurlos an taube Ohren gedonnert haben! Meine Frau aber beeilte sich, die Seelenmesse für ihre Schwiegermutter, denn sie war es doch zweifelsohne, die die Todtenhand aus dem Grabe hob, welche erst in etwa 14 Tagen, als an ihrem, wenn sie ihn noch erlebt hätte, sieben und sechzigsten Geburtstage hätte gehalten werden sollen, noch an demselben lesen zu lassen.

Die nächste Nacht war ruhig, und so blieben es alle andern.

Post hoc — ergo propter hoc! werden die Weltklugen bemerken. Sey es ihnen gegönnt, es verrückt an dem Geschehenen nicht einen Punkt.

Als auch im Kreise meiner Familie vorgekommen, möge nachstehende Thatsache folgen:

Bei meiner Schwiegermutter, jene Zeit in dem Schlosse Eszterházy wohnhaft, lebte ihre schon hochbetagte Mutter und wurde ernstlich krank. Nach längeren Schwankungen ihres

Leidens nahm dieses einen so heftigen und marterbollen Charakter an, daß die Kranke über das gefahrvolle ihres Zustandes nicht zweifeln konnte. Menschenhülfe hatte ihre Ohnmacht unverhohlen eingestanden, nun so flüchtete sie zu Dem, der heilen kann, was nicht heilet Kraut und Pflaster, und gelobte, wenn er sie noch einmal aus dem Abgrund ihres tiefen Siechthums heil empor höbe, in die Kirche nach Sütör (so heißt das Dorf am Neusiedler-See, in welches das Dorf eingepfarrt ist) ein Pfund Wachskerzen.

Und sie wurde erhört, wenn auch erst nach 3monatlichem Harren. Gerade dieses lange Krankenlager war Ursache, daß das in der Stunde der Angst und der Schmerzen gemachte Gelöbniß in Vergessenheit gerieth, und es sohin auch nicht erfüllt wurde.

Nach vier Jahren erkrankte sie neuerdings und genas nicht wieder.

Ungefähr acht Tage nach ihrer Beerdigung stellte sich ein ältliches Bauersweib, welches im Hause bei Arbeiten auszuhelfen pflegte, bei meiner Schwiegermutter ein, mit dem Verlangen, sie allein zu sprechen — zweimal war sie schon weggegangen, weil diese Gesellschaft hatte — nun eröffnete sie ihr unter vielfachen Entschuldigungen und Bitten, die Sache ja nicht übel aufzunehmen, folgendes: die selige Mutter sey ihr, ganz in dem Anzuge, wie sie auf der Bahre lag, im Traume erschienen, und habe gesagt: „geh zu der Theres (meiner Schwiegermutter) und sage ihr, sie möchte nicht auch das vergessen, was ich in meiner ersten Krankheit gelobt habe.“ Die erste Nacht habe sie (das Weib) die ganze Sache für nichts als einen leeren Traum gehalten, und daher auch gegen Niemand etwas geäußert, nun habe er sich aber in den zwei nachfolgenden wiederholt, und so würde sie ihr Gewissen beladen, wenn sie länger schwiege.

Jetzt, wie ein Blitz, erwachte im Gedächtnisse der Tochter der Mutter Gelöbniß, welches diese in ihrem, aber auch nur ihrer allein, Gegenwart vor vier Jahren in der Bedrängniß

ihres Herzens gethan hatte. Man mag sich wohl denken, daß sie nicht säumte, es reichlich zu erfüllen.

Als ich diese Geschichte in einer Gesellschaft hiesiger Gebildeter erzählte, riß einer aus ihnen folgenden Witz: Herr Doctor! Sie sollten so etwas nicht öffentlich bekannt machen, denn wenn von nun an Jemand krank wird, schickt er nicht mehr nach Ihnen, sondern zum Wachszieher! *

Ob diesem starken Geiste wohl an einem Pfunde genug wäre?

Mögen sie alle und bald zur Ruhe kommen, für die die Kirche heute (2. November) hier und in aller Welt betet!

Güns.

Dr. Carl von Stantzky.

* Anmerkung. Der, der ohne Kraut und Pflaster heilt, hat die Leidende wohl nicht wegen ihres menschlichen Versprechens geheilt, aber seine Nichterfüllung, konnte den von seinen Irrthümern noch nicht gereinigten Geist, wohl beunruhigt haben. D. H.—

Verstockung und Erleuchtung.

Wenn man Alles von verschiedenen Seiten thut, um die verblendeten Gemüther auf den Weg der Wahrheit zu führen, dafür aber nur Verachtung und Spott erfahren muß: sollte dieß ein wohlwollendes Herz nicht betrüben? nicht um der Verachtung und des Spottes willen, sondern um der Spötter Blindheit willen. Nachdem Gott in unserer Zeit und der nächsten Vorzeit auf mancherlei Weise durch fromme Lehrer die Menschen zu erwecken und zu sich zu ziehen gesucht hat, aber in der Gleichgültigkeit und Harthörigkeit Vieler großen Widerstand gefunden, hat es ihm in diesen Tagen gefallen, die Blitze einer wunderbaren Weisheit hereinleuchten zu lassen, damit, was das einfache, auf die Offenbarungsschriften gegründete Wort nicht vermochte, durch die auffallende Thatsache bewirkt würde. Wirklich hat diese seine gnädige Fügung öfters gesegnete Folgen gehabt. Von der Sichtbarkeit, von dem Körperlichen, in das wir versunken waren, ließ er uns durch Mittelstufen zum Uebersinnlichen aufsteigen. Der animalische Magnetismus wurde entdeckt, und führte, durch heilende Krisen beglaubigt, bald zum Spiritualismus, welcher durch den Mund entzückter Personen die biblische Offenbarung ihrem ganzen Inhalt nach als solche bestätigte, und also manches sonst verhärtete Gemüth für die göttliche Wahrheit gewann. Aber die größere Welt spottete auch dieser Erweckungsmittel, wie sie es schon bei dem Wunder des ersten christlichen Pfingstfestes gethan hatte, redete von Schwärmerei, Wundersucht, Obscurantismus u. s. w., und noch täglich wiederholt der Aberwitz seinen kühlen Scherz über die Bemühungen derer, die etwas Besseres bieten, als Fleischeslust oder kraftloses Moralgerede und hohle Vernunftgrübeleien. So hat jüngst

im Frankfurter Conversationsblatt (Nro. 325, v. 25. Novbr. 1843) ein Artikel überschrieben: „Nutzen der Gespenstergeschichten," berichtet: Walter Scott habe gern Geschichten von Geistererscheinungen erzählt, und habe den Gespensterglauben für nützlich gehalten. Er habe einst zum Ingenieur Morrison gesagt: „Es ist unbedachtsam und hat eine schlimme Tendenz, ein System zu beseitigen, das uns so eng mit der andern Welt verbindet. Wer an Geister glaubt, kann nie an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln!" — Darauf setzt Autor articuli hinzu:

„Ganz gewiß nicht, Ergo laßt uns alle Spinnstubengeschichten von Eschenmichel und Kernbeißer glauben."

An sich — wer möchte dem Verfasser nicht sein Vergnügen an diesen Kindern seiner Laune, dem Eschenmichel und Kernbeißer gönnen? Wir gratuliren ihm zu seiner Vaterschaft, besorgen jedoch, daß er an diesem Zwillingspaar keine dauernde Freude erleben werde. Man wird sich von ihm nicht irren lassen, Spinnstubengeschichten zu erzählen, die nicht nur von der Unsterblichkeit der Seele zeugen, sondern auch Anleitung geben zu erkennen, wie eine unselige Unsterblichkeit zu vermeiden, und, wo sie erfolgt, mit Gottes erbarmender Hülfe zu bessern sey. Es gibt solche, die für das Seelenheil ungleich mehr Werth haben, als ganze Bände leerer oder kopfbrecherischer Vernunftphilosophie; und gleichwie gute Aerzte manchmal wirksame Heilmittel von geringen Empirikern erlernen, so ist nicht Alles, was uns alte Mütterchen erzählen, darum verächtlich oder fabelhaft.

Man sehe denn auch, wie andrerseits die Gnade Gottes uns durch die Kleinen heimsucht, mit welchem Licht sie sich in den Seelen der Demüthigen zum gemeinen Nutzen verherrlicht. Es ist ein Buch erschienen (ohne Gespenstergeschichten) betitelt:

„Beschreibungen über das Wesen der Gottheit, der menschlichen Natur und der christlichen Religion. Gewidmet allen christlich gesinnten Freunden unserer Zeit. Von

Christiane Käpplinger, einer Bürgerstochter zu Weinsberg. 2 Theile (zusammen 24 Bogen kl. 8). Heilbronn, Classische Buchhandlung, 1843. *

Die Verfasserin (im Juni 1803 zu Weinsberg geboren) ist eine von den Somnambulen, deren magnetische Behandlung Dr. Kerner im Jahr 1822 übernahm, und deren Geschichte er in seinem Buche: „Geschichte zweier Somnambulen," ausführlich beschreibt. Dieser Zustand ist längst vorüber. Sie hat aber aus ihrem Schlafsehen ein geöffnetes Verständniß für höhere Dinge in das wache Leben mitgebracht, und ihr aufrichtig frommer Sinn hat sie zu einer Erleuchtung befähigt, wie sie selten angetroffen wird. Unverkennbar hat sie Bekanntschaft mit den Schriften Jakob Böhmes gemacht, ist aber dennoch originell und nur von dem Geist Gottes abhängig, dessen Salbung ihr reichlich zu Theil geworden ist. Wie denn die Verheißung lautet, daß der heilige Geist auch über die äußerlich Geringsten, über Knechte und Mägde, ausgegossen werden soll, wonach wir uns freuen dürfen, daß diese Zeit wirklich anbricht, und Gott bitten, auch Antheil an dieser Gabe zu bekommen (vgl. 1 Kor. 14, 1). Christiane Käpplinger gehört daher nicht zu den gewöhnlichen Frauen, denen der Apostel das Lehren untersagt, sondern unter die Prophetinnen, von denen wir in der heiligen Schrift Beispiele haben, wie die vier Töchter Philippus des Evangelisten, Apostelgesch. 21, 9. So gewiß ihr dieser Titel zukommt, so wenig wird sie sich dadurch von der Demuth entfremden lassen, für die ihre ganze Schrift an ihr zeugt, und durch die sie allein ihre Gabe festhalten kann. Aber es ist unmöglich für einen Sachkenner, ihr dieses große Charisma abzusprechen, oder das Buch unbe-

* Die Classische Buchhandlung zeigt diese Schrift in den öffentlichen Blättern immer mit dem Vorworte an:

„Neue sehr lehrreiche Schrift von der Seherin von Weinsberg", wodurch schon glaubend gemacht wurde, als seye diese Schrift eine neue Schrift von der Seherin von Prevorst, was nicht der Fall ist.

endigt aus den Händen zu legen, das so viel Reines, Tiefes und Schriftgemäßes enthält. Hier liegen Saamenkörner, aus denen sich die erbaulichsten Predigten entwickeln ließen, und Philosopheme, wie sie die natürliche Vernunft nicht webt.

Wir wollen hier den Anfang ihrer Schrift hersetzen, der sich als Regulativ oder Grundlage durch das Ganze hinaus erstreckt:

„Das Wesen der Gottheit offenbart sich in drei Prinzipien. Das erste Prinzipium besteht aus großen, unaussprechlich großen, heiligen, majestätischen Kräften und Eigenschaften, die ihren unanfänglichen feurigen Urborn in sich selber haben, deren Allgewalt und Umfang aber nicht zu beschreiben ist. — In diesem urständet der göttliche Wille.

„Das zweite Prinzipium ist der sanfte Ausfluß des ersten, das Licht und die Liebe, und bildet das Herz desselben, ganz dazu geeignet, jenen majestätischen Kräften, die an sich für den menschlichen Geist etwas Furchtbares haben würden, die edelste Besänftigung und Harmonie zu geben. — In diesem macht sich der göttliche Wille fix.

„Das dritte Prinzipium ist die Offenbarung der beiden ersten, in oder nach ihrer Weisheit, und ein im geistigen Sinne centralisches Sichtbarwerden der heiligen Dreieinigkeit nach ihren Vollkommenheiten. — In diesem macht sich der göttliche Wille ausgehend."

In der von dem Herausgeber vorgesetzten Einleitung gibt die Käpplinger noch Nachricht von der Geschichte ihres Lebens und der ihres Buchs, das nach sechs Jahren vollendet war. Hier sagt sie unter andern: „Wenn ich damals viele fremde Wörter, die ich schrieb, nicht verstand, und unruhig oder besorgt war, ob sie auch dem Satz, in dem sie vorkommen, angemessen wären, so lächelte mein Vater über meine Angst und sagte: Schreibe nur, wie's kommt, es ist Alles recht, Gott braucht hier ein unwissend Kind zu seinem Werkzeug." — Der Vater hatte Recht, und bezeichnete damit das wahre Weissagen aus höherem Einfluß, dessen Sinn der Weissagende

oft anfangs selbst nicht versteht, und das daher die Hebräer durch das Passivum des Zeitworts ausdrücken.

Wenn man in dem Buche blos theoretische Speculationen vermuthen sollte, so ist es doch vielmehr höchst praktisch und tief ergreifend. Besonders erbaulich sind die Kapitel über Taufe und Abendmahl. Der zweite Theil ist hauptsächlich apokalyptisch, aber dabei immer parämetisch (ermahnend) in den Schilderungen, und frei von Vorwitz.

Ein schönes und wahres Wort, das die Verfasserin selber angeht, sagt sie S. 246 des 1. Theils: „In dem Lichtkreise vermögen die ungelehrtesten und unmündigen Menschen größere Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erhalten, als man sie auf den hohen Schulen bei aller Arbeit und Mühe nur finden kann" u. s. w. Die Ursachen werden dann angegeben, aber die Beispiele, die Jedermann kennt, welcher sie kennen will, und das der Verfasserin selbst, sprechen von den Aposteln her laut genug für diese Wahrheit. Wenn die gelehrten Theologen, ohne Verlust ihrer Gelehrsamkeit wo sie nöthig ist, erst Kinder und Nichts werden wollten (was zwar, wie schon Joh. Arnd bemerkt, sehr schwer ist), so würden sie sich selbst fühlbar davon überzeugen. Selbstgefüllte Gefäße können unmöglich aufnehmen, was ihnen von oben herab eingeschenkt werden muß, wenn es ächter Art seyn soll. Aber sie wollen nicht, sprudeln immerdar aus sich selbst endloses Geschwätz, und nennen den einen Schwärmer, der geistlich arm um den heiligen Geist bittet, so er doch uns Allen verheißen ist.

Nur eine Ursache haben wir bei diesem kleinen und doch so wichtigen Werk, das wir Gelehrten und Nichtgelehrten aus reiner Ueberzeugung empfehlen, zu bedauern, nämlich, daß der Verfasserin blos die alte, so oft unrichtige Bibelübersetzung Luthers zu Gebot gestanden hat. Denn so liest man S. 73 die Stelle Matth. 28, 1 in der wunderlichen Verteutschung: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertags der Sabbathe", welches in der berichtigten

Uebersetzung also lautet: „Als aber die Woche um war, und der erste Wochentag anbrechen wollte.“ Eben so S. 92 bei der Ausgießung des heiligen Geistes: „Man sah an ihnen die Zungen zertheilet als wären sie feurig, und er setzte sich auf einen Jeglichen unter ihnen“, was ein ganz falsches Bild gibt und heißen muß: „Und es erschienen ihnen wie zertheilete Zungen Feuers, und es setzte sich auf einen Jeglichen unter ihnen.“ — Indessen ist die literarische Unwissenheit ein Beweis mehr für die Selbstständigkeit der Prophetin (die wir wiederholt so nennen, weil sie durch das Licht aus Gott, aber immer der Bibel gemäß, von göttlichen Dingen redet), und möge sie viel Segen und Freude an ihrem Buch erleben, und den reichen Schatz ihrer Erkenntniß in ihrem irdischen Gefäße bewahren und mehren, bis er sich dort in voller Herrlichkeit erschließt.

J. F. v. Meyer.

Zwei Träume.

Die Quelle, woraus wir diese Erzählungen schöpfen, könnte verdächtig erscheinen; es ist das Frankfurter Journal des dames et des modes Nro. 34 vom 20. August 1843. Inzwischen ist es erfreulich, daß hier unter so vielem Thörichten (wohin die Göttin Mode allerdings gehört) auch ernsthaftere und zum Ernst ermahnende Dinge vorkommen; und da dergleichen von der Modewelt als fabelhaft verschmäht zu werden pflegt, so möchte vielmehr in jener Aufnahme eine Gewähr für die Aechtheit liegen.

1.

Eine Mutter hatte ihr Kind auswärts einer Säugamme übergeben. Ihr träumt, es sey lebendig begraben worden. Sie erwacht vor Schrecken, steht auf, zieht sich eiligst an und reist hin. Bei ihrer Ankunft war der Knabe so eben unter die Erde gekommen. Auf ihr dringendes Anhalten wird das Grab wieder geöffnet und der Sarg herausgehoben; sie zerbricht die Bretter, schließt das Kind in ihre Arme und trägt es noch athmend davon. Durch mütterliche Pflege kommt es bald wieder zum vollen Leben, und wird ein gesunder Mann, der jetzt eine glänzende Stellung einnimmt.

2.

Ein junger Mann tritt als Gesellschafter in ein Lyoner Handlungshaus, und macht Reisen für dasselbe. Eines Abends, im Juni 1761, kommt er in einer Stadt im Languedoc

ermüdet an, steigt in einem Wirthshaus ab, läßt sich zu essen geben, und geht früh zu Bette, um Morgens bei guter Zeit seine Geschäfte zu besorgen. Er fällt bald in einen tiefen Schlaf, und ihm träumet, er sey bei hellem Tag in eben diesem Gasthaus abgestiegen, dann aber durch die Stadt geschlendert, um sich umzusehen. So ging er, wie ihm vorkam, über die Hauptstraße, und kam dann rechts in eine andere, die sich mit jener kreuzte und auf das Land zu führen schien. Als er einige Minuten darauf gegangen war, sah er eine Kirche, die auf einem kleinen Platze stand, und nachdem er einen Augenblick ihr gothisches Portal betrachtet hatte und weiter schritt, gelangte er auf eine Landstraße. Er geht immer vorwärts, und kommt an einen Pfad, welcher daran ausläuft. Ein unwiderstehlicher Trieb führte ihn auf diesen krummen und unbequemen, einsamen Wege fort. Nach einer Viertelstunde sieht er eine elende zerfallene Strohhütte, von einem verwilderten Garten umgeben, tritt durch dessen mehrfach zerrissene Hecke ein, und kommt an einen alten Brunnen, der einsam und düster in einem entfernten Winkel steht. Er hängt sich darüber hin, sieht hinein, und erblickt ganz deutlich einen mit Dolchstichen durchbohrten Leichnam, dessen breite und tiefe Wunden, aus denen Blut rieselt, er zählen konnte. Er will schreien, vermag es aber nicht, und wacht auf, mit gesträubtem Haar, zitternd, mit kaltem Schweiß übergossen.

So gut sein Bette war, so floh ihn doch aller Schlaf, und es war ein schöner Morgen, erst fünf Uhr. Er stand auf, zog sich an, und wollte sich ein wenig Bewegung machen und zerstreuen, ehe er sein Frühstück einnähme und alsdann an die Geschäfte ginge. Er trat auf die Straße, und ging maschinenmäßig fort. Je weiter er kam, desto mehr glaubte er sich aller der Gegenstände, die sich ihm darboten, zu erinnern. Es ist seltsam, dachte er; ich bin nie hieher gekommen, und ich wollte schwören, daß ich schon dieses Haus gesehen habe, und jenes, und das andre zur Linken. Immer vorwärts gehend, befindet er sich an der Ecke einer Straße, die

sich mit der erstern kreuzt. Jetzt zum erstenmal fällt ihm sein Traum ein; er erstaunt bei jedem neuen Schritt, weil sich ihm immer neue Vergleichungspunkte darbieten. Er glaubt noch zu träumen. Indessen findet er die Kirche mit ihrer gothischen Architectur, gelangt auf die Landstraße, von da auf den Pfad, wo ihm schon Alles bekannt ist. Er war durchaus nicht abergläubisch, und stets mit dem Interesse des Handels beschäftigt, hatte er sich nie mit Ahnungen oder ähnlichen Räthseln abgegeben, meinte aber nun wirklich, von einer Art Zauber bestrickt zu seyn. Er ging mit großen Schritten vorwärts, und erblickte nun wirklich auch die Strohhütte, deren düsteres und einsames Aussehen ihn erstarren machte. Er trat in den Garten, und schritt gerade auf die Stelle zu, wo er im Traum den Brunnen gesehen hatte; aber es war kein Brunnen da, auch sonst keiner im ganzen Garten sichtbar. Er wagte nicht an der Thür der Hütte zu klopfen, ging vielmehr eilig zurück nach seinem Gasthaus, ließ sich mit dem Wirth in ein Gespräch ein, und fragte ihn endlich, wem die Strohhütte gehöre, die man auf dem ihm beschriebenen Weg antreffe. Der Wirth wunderte sich über seine Aufmerksamkeit auf ein so elendes Gemäuer, und sagte, es wohne darin ein alter Mann mit seiner Frau, es seyen ganz unumgängliche Leute, gehen niemals aus, wollen Niemand sehen, kein Mensch besuche sie; übrigens leben sie ganz ruhig, man habe ihnen nichts vorzuwerfen, noch über sie zu klagen; man habe sie endlich vergessen, und er, der fremde Herr, sey vielleicht der Einzige, der seit Jahren jene Wüstenei betreten habe. Der Fremde wurde dadurch noch neugieriger, und ohne gefrühstückt zu haben, eilte er zu einem Polizeibeamten, dem er die Sache erzählte. Dieser glaubte den Vorfall nicht außer Acht lassen zu dürfen, der vielleicht ein Wink des Himmels sey; da er aber durch andre Geschäfte abgehalten war, so gab er ihm zwei Reiter von der Marechaussee mit, um an Ort und Stelle neue Entdeckungen zu versuchen. Sie kamen zusammen an die Strohhütte, pochten an, nach langem Warten öffnete ein

Greis die Thür, der sie nicht allzu freundlich empfing, ihnen aber die Nachsuchung freistellte. Der Reisende fragte ihn: Habt Ihr hier einen Brunnen? — Antwort: Nein, wir müssen das Wasser an einer ziemlich entfernten Quelle holen. — Sie durchsuchten das Haus, fanden aber nichts Verdächtiges. Ehe sie indessen umkehrten, besichtigte der Reisende nochmals den Garten. Es hatten sich eine Menge Leute umher versammelt, welchen der Anblick eines Fremden, der mit militärischer Begleitung durch die Stadt hinausgezogen, aufgefallen war. Die Leute sahen, daß sie einen Brunnen suchten, konnten aber keine Auskunft geben, bis ein altes Weib langsam auf einer Krücke heranschritt. Ein Brunnen! rief sie, als sie hörte, was sie suchten; was wollt Ihr damit? Es ist seit wenigstens dreißig Jahren keiner mehr hier; aber ich erinnere mich, als wenn es gestern wäre, daß einst einer da war, und ich als kleines Mädchen mich oft damit belustigte, Steine hineinzuwerfen. — Könnt ihr mir wohl sagen, wo dieser Brunnen war? rief der Reisende voll Feuer. — Wo er war, lieber Herr? wahrlich, meines Erinnerns, gerade auf der Stelle, wo Ihr steht. — Er tritt zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten; man griff mit Eifer zur Arbeit, räumte die Erde weg, traf ein Paar Schuh tief auf eine Lage von Ziegeln, die man durchbrach, darunter auf Bretter, die leicht hinwegzunehmen waren, und die Brunnenöffnung kam zu Tag. — Ich wußte wohl, daß das der Platz war, sagte das alte Weib; was für eine sonderbare Idee von dem alten dummen Kopf, ihn so zumauern zu lassen! er mußte nun das Wasser weit holen, das er bei der Hand hatte. — Man ließ eine Stange mit Haken in den Abgrund hinab, zog sie aber mehrmals ohne Erfolg heraus, indeß der Haufe Menschen sich herbeidrängte und in das dunkle Loch hinunter schaute. Endlich griffen die eisernen Haken im Sand und Schlamm einen alten Koffer, auf welchen von oben mehrere große Steine geworfen waren. Es erforderte viel Zeit und Vorsicht, um jenen Gegenstand glücklich herauszufischen. Nach einer guten

halben Stunde wurde der Fang in die Höhe gebracht. Der Deckel und die Wände des Koffers waren von Fäulniß zerfressen, und es bedurfte keines Schlossers, ihn zu öffnen. Man fand darin, was zu erwarten war, aber die Umstehenden in Schrecken setzte: ein Skelet. Die mitgekommenen Reiter sprangen sogleich in die Hütte, und versicherten sich der Person des Greises. Sein Weib war anfangs verschwunden, man fand sie aber zuletzt hinter einem Stoß Reiserwellen versteckt. Während dem war die halbe Stadt an den Ort zusammengelaufen, und Jeder wollte wissen, was die zwei Einsiedler Böses verübt hätten. Die beiden Angeklagten wurden gefangen gesetzt und einzeln verhört. Der Mann läugnete Alles und versagte jede Auskunft. Die Frau wurde erschüttert, als man ihr mit der peinlichen Frage drohte (die Sache fiel zur Zeit Ludwigs XV. vor), und sie bekannte, daß sie in Gemeinschaft mit ihrem Manne vor langer Zeit einen Trödler (colporteur) ermordet, den sie Nachts auf der Landstraße getroffen, mit dem sie gegangen seyen, und der unklugerweise ihnen gestanden habe, daß er eine beträchtliche Summe Geldes bei sich führe. Sie hatten ihn eingeladen, bei ihnen zu übernachten, ihm im Schlaf den Hals zugezogen, seinen Leichnam in einen Koffer gesteckt, diesen in einen Brunnen geworfen und den Brunnen verstopft. Er war aus einem fernen Lande gekommen, sein Verschwinden gab zu keiner Untersuchung Anlaß, auch war kein Zeuge des Verbrechens vorhanden, und dessen Spur schien für immer erloschen zu seyn. Gleichwohl schwieg das Gewissen nicht, weßhalb sie sich so streng von aller Welt abschlossen, und obgleich sie immer sich weit von da entfernen wollten, hielt sie doch eine unerklärliche Gewalt an der Stelle zurück. Der Mann, von dem Geständniß seiner Frau und von den vorliegenden Beweisen überwältigt, bekannte zuletzt Alles. Sechs Wochen später starben die beiden Schuldigen in Folge eines Urtheils des Parlements von Toulouse auf dem Schaffot, und zwar sehr reumüthig. Der Brunnen wurde verschüttet, die Strohhütte niedergerissen; aber ein halbes Jahrhundert

ging darüber hin, bis das Feld wieder angebaut wurde, das jetzt ein schöner Kornacker ist. —

Der Verfasser des Französischen Originals, das hier etwas abgekürzt ist, läßt den Reisenden diese Begebenheit selbst erzählen; er war sein Großvater, und wie er sagt, der wahrheitsliebendste und ernsthafteste Mann. Er hat sie ihm wenige Tage vor seinem Tode zum letztenmal wörtlich so erzählt. Daß die späte göttliche Rache (seit Herders bekannten Abhandlung ist es vornehme Mode geworden, mit heidnischem Ausdruck die Nemesis zu sagen) den Schuldigen auf unerwartete und wundersame Weise ans Licht stellt, ist nichts ganz Seltenes; es geschieht um seines eigenen Heils und um des Rechts willen, vielleicht auch zur Beruhigung der Seele des Getödteten, dessen Blut nach Rache schreit, und der vielleicht im vorliegenden Fall selber das Werkzeug des Traums seyn durfte. Die Missethäter gingen bußfertig aus der Welt; wie wenn sie mit ihrer Schuld beladen dahingefahren wären?

—y—

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

(Todesahnungen französischer Kriegshelden aus napoleonischer Zeit.)

Es erwachte in dem Kriege von 1813 der Marschall Bessières an dem Tage seines Todes mit der bestimmten Ueberzeugung, daß es heute sein letzter sey. „Mich nimmt heute eine Kanonenkugel mit; nüchtern soll sie mich nicht treffen.“ Er liest die Briefe seiner Frau noch einmal durch und wirft sie dann in's Feuer. Eine Stunde darauf steigt der Kaiser zu Pferde und Bessières folgt ihm. Das blasse und traurige Aussehen des Marschalls fällt Jedem auf. Herr de Baudus, sein Adjutant und Vertrauter, sagt zu denen, die es bemerkt haben: „Bekommen wir heute eine Schlacht, so wird der Marschall getödtet.“ Das Treffen beginnt, und sehr bald reißt eine Kugel den edlen Degen des Kaiserreichs in zwei Stücken. Seine Uhr war stehen geblieben, ohne daß sie auch nur berührt worden wäre. Wie Bessières, so wußte auch Lannes seinen Tod voraus. Als 1809 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, nahm Lannes von seiner Frau und seinen Kindern Abschied mit der festen Ueberzeugung, daß er sie nicht wiedersehen werde. Am 22. Mai fand er auf dem Schlachtfelde von Eßlingen seinen Tod. — An dem Tage vor der Schlacht bei Marengo sagte Desaix zu seinem Adjutanten: „Es ist lange her, daß ich in Europa keine Schlacht mitgemacht habe; die Kugeln kennen mich nicht mehr; heute begegnet mir gewiß etwas.“ Und am folgenden Tage lag Desaix als Sieger todt auf dem Lorbeerbette. — Eben so warf sich der General Lasalle in einer Nacht, wo er nicht schlafen konnte, mit der Vorahnung seines Todes herum. Es war vor der Schlacht bei Wagram. Er schrieb noch an demselben Tage an Napoleon,

um ihm seine Frau und seine Kinder zu empfehlen. Sonst wie ein Mann von Eisen, konnte er sich jetzt, der heftigsten Bewegung nicht erwehren, und äußerte unaufhörlich gegen seine Freunde: „Morgen bleibe ich.“ Und das Geschick der Schlachten hielt Wort. — Vor der Schlacht bei Bautzen führte Durok gegen den Kaiser eine ganz sonderbare Sprache. Napoleon konnte ihn nur halb beruhigen; selbst abergläubig wie ein Corse, wurde er von der Eröffnung, die ihm Durok machte, betroffen. Während des Gefechts brachte man ihm die Nachricht, daß sein Freund gefallen sey; und die Augenzeugen erzählen, daß Napoleon sich vor die Stirn geschlagen und ausgerufen habe: „Meine Ahnungen trügen niemals!“

Das Bath Journal enthält folgenden beglaubigten merkwürdigen Fall von Todesahnung. Ein junger Kohlenarbeiter, Namens Gray in Cinderford, die Stütze seiner Familie, träumte in der Nacht vom 22. Januar 1844, er arbeite im Stollen und werde durch einen herabfallenden Stein erschlagen. Er erzählte den Traum seiner Mutter, die nichts daraus machte, sagte ihr schweren Herzens wiederholt Ade, und einige Stunden darauf war er eine Leiche. Ein ungeheuerer Stein, der sich von der Decke der Kohlengrube, in welcher er arbeitete, losmachte, hatte ihn erschlagen.

Vor einigen Wochen war eine heitere Abendgesellschaft beim Grafen Traun in Wien versammelt. Das Gespräch kommt auf Ahnungen, Gespensterglauben und dergleichen. Ein sehr bekannter Wiener Cavalier, dessen Gattin seit einiger Zeit sich auf Reisen befindet, ruft lachend: „Könnte ich an Ahnungen glauben, so müßte ich mir einbilden, meiner Frau sey ein Unglück widerfahren.“ — Wie so? Warum? Weßhalb?“ fragen verschiedene Stimmen. — „In voriger Nacht fuhr ich plötzlich aus dem Schlafe auf und sah meine Frau

lachte darüber; General Buzen aber erklärte ganz ernsthaft, daß er daran glaube. In seinem 19. Jahre habe er dreimal im Traum sein Grab, mit seinem Namen und der Zahl 42 darauf, gesehen, und er lasse es sich nicht nehmen, daß das Jahr 1842 sein Todesjahr sey. Lord Seymour war von dem Ausdruck von Ueberzeugung, mit der diese Worte gesprochen wurden, dergestalt betroffen, daß er das Gespräch notirte; nach dem Tode des Generals erzählte er es mehreren Bekannten. Vor 3 Jahren litt Buzen an einem heftigen Gichtanfall; der Arzt äußerte Bedenken, er aber sagte ganz ruhig, er habe noch 3 Jahre zu leben. Der Arzt wußte von dem Traume; eben so einer seiner Adjutanten; auch in dem Briefe, den er kurz vor seinem Ende an diesen schrieb, soll von jener Ahnung die Rede seyn.

B. und Kr. waren nahe Nachbarn und sehr gute Freunde. Der erstere ist verheirathet, der zweite war ledig. Kr. kränkelte schon lange an einem auszehrenden Uebel, besuchte aber, so oft er konnte, den Singverein. Er wurde endlich so krank, daß er sich in das Krankenhaus bringen ließ. B. durch Arbeit abgehalten, hatte ihn seit dem Sonntag nicht mehr besucht. Am Dienstag Abend kam er nach Haus, wo seine Frau sich schon niedergelegt hatte und schlief; er zog sich still aus, und legte sich gleichfalls zu Bette.

Seine Frau hatte aus ihrer Heimath, England, ein kleines Wachtelhündchen mitgebracht, welches auf der Schwelle zwischen Schlaf- und Wohnzimmer sein Lager genommen hatte. Als B. eingeschlafen war, wurde das Hündchen sehr unruhig, bellte, sprang von einem Möbel auf das andre, und zuletzt auf das Bette, und wollte sich mit aller Gewalt unter das Deckbette verkriechen. Weder Zanken noch gute Worte der erwachten Eheleute wollten bei ihm fruchten, es blieb so unruhig wie zuvor. Da stieß die Frau den Mann mit den leise gesprochenen Worten an: „Hörst du nichts?“ Es war Alles

still, die Frau behauptete aber, einen leisen Gesang gehört zu haben, welcher jedoch aufhörte, sobald sie zu sprechen anfing.

B. sagte am Morgen, er wolle nach seinem Freunde sehen. Dieser war am Abend zuvor gestorben, und wollte von ihm Abschied nehmen; da er aber die Fähigkeit nicht bei ihm gefunden haben mochte, sich ihm vernehmbar zu machen, so hatte er sich an dessen Frau gewendet. Das Hündchen wurde von selbst wieder ruhig, als der Gesang aufhörte, und legte sich wieder an seinen Ort.

B. hat die Wahrheit dieses Vorfalls fest versichert.

Im Leben des Königs der Franzosen spielt die Zahl 13 eine seltsame Rolle. Er wurde 1773 geboren, wanderte 1793 aus und kehrte 1813 zurück, er steht jetzt im 13. Jahre seiner Regierung, nach 13 Jahren wird der Graf von Paris mündig. Der König hat 13 Paläste, die Civilliste beträgt 13 Millionen, am 13. Juli starb der Herzog von Orleans, der König hat 13 Kinder und Enkel und sein Leben war schon 13 mal bedroht. (Der Name Louis Philippe hat 13 Buchstaben.)

Vor ungefähr dreißig Jahren, bald darauf, nachdem der bekannte Dr. Gall seine Schädel-Lehre dem Druck übergeben hatte, hatte der Arzt eines aufgehobenen Reichsstifts den Einfall, eine Probe der Lehre an dem Schädel eines verstorbenen Rittmeisters vorzunehmen, dessen ausgezeichnete Geistes-Fähigkeiten allgemein und besonders dem Arzt bekannt waren. Die Hinterbliebenen schlugen ihm aber die Vornahme der Section und Untersuchung ab; er gewann nun aber den ehemaligen Justiz-Beamten, den Chirurgen und Barbier. Sie verabredeten sich, die folgende Nacht nach der Beerdigung sich auf das Grab des Verstorbenen zu begeben, dem Leichnam den Kopf abzuschneiden, ihn mitzunehmen und sofort die Untersuchungen anzustellen, ob sich wirklich die Kennzeichen finden,

die Dr. Gall für gewisse Eigenschaften des Geistes angegeben hatte. Sie gingen also Nachts auf das Grab, der Chirurg und der Hofbarbier gruben den Leichnam aus. Der Barbier sollte den Kopf wegschneiden, er macht den Schnitt, und ruft im Schmerzens-Ton aus: „Mich hat's.“ Der Arzt hieß nun den Chirurgen zu schneiden; dieser erklärte, er könne es nicht, ihn habe es auch. Nun schnitt der Arzt den Kopf gar weg, nahm ihn mit und stellte die beabsichtigten Untersuchungen an. Allein er fand an desselben Schädel die von Dr. Gall angegebenen Merkmale nicht. Der Barbier war den andern Tag eine Leiche, der Chirurg starb 7—8 Monate darauf, indem er von der Stund jenes Ereignisses an anfing, auszuzehren und nach 8 Monaten auch eine Leiche war. Der Justiz-Beamte und der Arzt sind vor einigen Jahren gestorben. Der Chirurg bereute es oft bitter, daß er mitgegangen, auch der Beamte versicherte, daß es ihm sehr unheimlich gewesen, und daß er so Etwas nie mehr unternehme, sowie, daß er davon nun stärker als je überzeugt sey, daß man die Todten ruhen lassen solle.

Das 5jährige Töchterlein eines Gärtners in Dresden (das 25. Kind seiner Eltern) war seinem Spiele nachgegangen, und nicht wieder nach Hause gekommen. Eines der zurückkehrenden Kinder sagte aus, die kleine Emma sei ins Wasser gefallen, konnte aber nicht angeben, wie und wo. Alle Nachforschungen der betrübten Eltern, auch eine Aufforderung in dem Anzeiger, von dem verlornen Kinde Nachricht zu geben, blieben fruchtlos. Da wendeten sie sich endlich an die Somnambüle Amalie Klunger, die schon manche eigenthümliche Aussage gemacht haben soll. Sie lag schon mehrere Wochen im magnetischen Schlafe; auf die Frage: wo das Kind sei? antwortete sie: es sei ertrunken, und zwar im Teiche vor dem Zwinger, wo es zwischen den Schleusen liege. Es wurde am bezeichneten Ort nachgesucht, und das Kind gefunden. Die

Eltern sprechen nun im Anzeiger ihren Dank gegen Amalie Klunger aus, daß sie ihnen den Weg gezeigt, ihr liebes Kind, wenn auch todt, wiederzufinden.

Eine Schottländische Dame hatte nebst ihrem Bruder in frühester Jugend ihre Eltern verloren. Die beiden Waisen, die sonst Niemand hatten, auf den sie die Neigungen ihres Herzens übertragen konnten, umfaßten sich jetzt selbst mit gegenseitiger inniger Liebe: allein der Bruder starb im Kollegium zu Aberdeen, und ließ seine Schwester in dem trostlosesten Zustande zurück. Es ist nicht auszusprechen, um wie viel schmerzhafter noch der Verlust eines geliebten Gegenstandes dann wird, wenn der Verstorbene nicht in der Gruft seiner Voreltern ruhen, noch der zurückbleibende Theil den Boden, der die Gebeine der Abgeschiedenen bedeckt, besuchen und mit seinen Thränen benetzen kann. Nächte folgten auf Nächte, und die verlassene Schwester hörte nicht auf zu weinen, und im Uebermaße ihres Schmerzes den Namen ihres Bruders zu wiederholen, das einzige Gut, was ihr von einem so theuern Wesen noch übrig war. Endlich zeigte sich ihr der Verstorbene im Traume, oder vielmehr in einer deutlich zu unterscheidenden Erscheinung. Ein Leintuch umhüllte ihn; dabei schien es, als wäre er ganz durchnäßt und als überliefe ihn ein Frostschauer. Warum, sagte er jetzt zu seiner Schwester, warum, du selbstsüchtiges Geschöpf, störest du meine Ruhe durch die ruchlosen Ergießungen deines ausschweifenden Schmerzes? Bevor ich zu jenen Wohnsitzen des Friedens gelangen kann, wo die Seelen der Menschen einer ewigen Glückseligkeit theilhaftig werden, habe ich noch eine lange, durch dunkle und beschwerliche Wege gehende Reise zu machen, und bis zu der Zeit, da du dein Auflehnen gegen die Rathschlüsse der Vorsehung bereuen wirst, fallen alle Thränen, die du vergießest, auf dieses Leintuch, ohne je wieder zu trocknen, und mit jeder Nacht durchnässen und belasten deine Thränen mich

stärker! Darum, wenn dir meine Befreiung am Herzen liegt, so ändere deinen Sinn, und bitte die Vorsehung wegen deines Schmerzes um Vergebung!“ . . .

Eine vornehme Dame in London wurde vor wenigen Tagen in der Nacht durch ein Kratzen an der Thüre ihres Schlafzimmers im zweiten Stocke aus dem Schlafe gestört. Es war ihr Hund, der gewöhnlich unten in der Küche schlief. Sie stand auf, um ihn hineinzulassen, dann legte sie sich wieder nieder, aber sogleich sprang auch der Hund auf das Bett, zog sie am Aermel und versuchte auf alle mögliche Weise anzudeuten, daß sie ihm folgen möchte. Als sie den Hund vom Bette hinunterstieß, fühlte sie, daß er ganz naß war; sie fürchtete nun, es möge ein Unglück geschehen seyn, stand wieder auf und ging mit dem treuen Thiere die Treppe hinunter. In der Küche sah sie zu ihrer großen Verwunderung ihre Magd im Nachtanzuge, ohne Schuhe und Strümpfe vor dem Heerde stehen und mit verschlossenen Augen, offenbar im Schlafe, Gabeln putzen. Die Dame fuhr einige male mit dem Lichte vor den Augen der Magd hin und her, aber das Mädchen ließ sich dadurch nicht stören, sondern putzte immer weiter und hielt sogar die Gabel, als wolle sie sehen, ob sie blank genug sey, vor die geschlossenen Augen. Die Dame sah sich nun genauer in der Küche um, um sich zu überzeugen, was die Magd wohl während ihres Schlafwandelns schon gethan habe, und bemerkte an einem Gefäße mit Wasser, daß sie — den Hund gewaschen hatte, was sie alle Tage thun mußte. Dieses unzeitige Waschen mochte dem Hunde so seltsam vorgekommen seyn, daß er fortgelaufen war, um seine Herrin davon zu benachrichtigen.

Wagstück eines Nachtwandlers.

Im Dumfries Courier wurde uns kürzlich der folgende sehr merkwürdige Fall von Schlafwandeln berichtet: Zwei

junge Bursche im Dienste des Herrn Walker zu Muncraig bei Kirkudbright waren auf einem Felde in der Nähe der felsigen Meeresküste beschäftigt. Nach der Arbeit bemerkten sie etwa 100 Fuß unter sich an der schauerlich steilen Uferwand ein Mövennest mit flüggen Jungen. Der eine Bursche, Peter Hitchett mit Namen, trug das sehnlichste Verlangen nach dieser Brut, da er sie aber nicht zu erlangen vermochte, ging er trübselig nach Hause und legte sich zu Bette. Das Mövennest schwebte ihm lebhaft im Traume vor, und ließ ihm, dem Schlafenden oder vielmehr Somnambulen, keine Ruhe; er stand vom Lager auf, und ging ganz unangekleidet die Viertelstunde Weges nach dem Seegestade, nahm eine junge Möve aus dem Neste, nachdem er auf die räthselhafteste Weise in jenem schauerlichen Grunde hinab- und wieder heraufgeklettert war, und trug seine Beute nach Hause — ohne sich alles dessen bewußt zu seyn. Erst am Morgen, als er aufwachte, Schmerzen an allen Gliedern fühlte, seine Fingerspitzen zerkratzt, seine Kniee verwundet sah, und die junge Möve in der Stube erblickte, ward es ihm und allen Anwesenden klar und gewiß, daß er das beschriebene wunderbare Wagniß bestanden habe. Die Sache hat in der ganzen Gegend großes Aufsehen erregt, und ist auch für die Medicin und Anthropologie nicht unerheblich.

Magnetisirung auf Ceylon.

Man erzählt im Oriente von Zweigen, durch deren Berührung man die Klapperschlange zahm machen könne; auch die Zauberer auf Ceylon bedienen sich ähnlicher Mittel, um Wahnsinnige zu heilen. Oberstlieutenant J. Campbell, der „Ausflüge, Abenteuer und Jagdbelustigungen auf Ceylon" in zwei Bänden herausgegeben hat, meldet einen Fall dieser Art, dessen Bürgschaft wir indeß dem Verfasser selbst anheim geben. „Eine Cingalesin," erzählt Campbell, „war rasend oder wie das Volk glaubte, vom bösen Geiste besessen worden, und ihre

Stärke war dadurch so wunderbar gewachsen, daß sechs Männer erforderlich waren, sie zu halten, damit sie nicht sich oder Andern ein Leid anthue. Sie sollte durch einen Zauberer geheilt werden und Herr T.... verschaffte sich mit einiger Schwierigkeit die Erlaubniß, in dem Hause zu bleiben und dem Verfahren beizuwohnen. Der Zauberer erschien bald, und brachte nur drei sehr kleine Zweige eines Baumes mit sich. Er begann seine Operationen damit, daß er mit lauter Stimme allen Anwesenden befahl, wenn ihnen kein Leides geschehen sollte, still zu seyn, näherte sich sodann der Frau und gab ihr mit den Zweigen einige leichte Streiche auf Kopf, Arme, Körper und Füße. Dieß setzte er, in Zwischenräumen von etwa drei Minuten, eine halbe Stunde lang fort, und befahl dann den Leuten, die sie festhielten, sie loszulassen. Die Frau lag nun da, anscheinend schlafend, als sie aber zwei Stunden später erwachte, stand sie auf, schien von allem, was vorgefallen war, nichts zu wissen und ging in einem völlig ruhigen und gesunden Seelenzustande ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach."

Ueber Besessenheit

mit Berücksichtigung dessen, was Görres in seiner christlichen Mystik davon erwähnt und urtheilt.

Mit dem vierten Band hat Görres das immense Werk seiner christlichen Mystik geschlossen. Dieser Band ist in zwei Abtheilungen der Besessenheit und dem Zauberwesen gewidmet. Beide gehören zur dämonischen Natur, wie sie aus dem Abgrund aufsteigt und obgleich unsichtbar, doch in furchtbaren Wirkungen sich der menschlichen Natur einverleibt. Die Aufgeklärten fragen zwar immer nach physischen, organischen und psychischen Gesetzen, und wollen alle Phänomene, die sich denselben nicht fügen und überhaupt mit der spekulativen Immanenz unseres Selbstbewußtseyns keine Verwandtschaft zeigen, aus der menschlichen Natur verbannt wissen. Allein der Mensch hat auch zwei transcendente Seiten, wovon die positive sich dem Heiligen und Göttlichen, die negative sich der Sünde und dem Satanischen zukehrt. Dem Menschen ist ein natürliches Centrum anerschaffen, in welchem alle Functionen des Leibes, der Seele und des Geistes zur Einheit gelangen; und dieß ist die gewöhnliche Sphäre des Lebens, in welcher das Ich seine Herrschaft nach Aussen und nach Innen behauptet. Will nun der Mensch in den Strahlenkreis des Heiligen eingehen, so muß er sich aus dem natürlichen Centrum in den positiven Brennpunkt erheben, in welchem die ihm zur Transcendenz verliehenen Kräfte: Gewissen, Glauben und Schauen, erst ihre volle Thätigkeit erlangen. In dieser Erhebung besteht die Freiheit der Kinder Gottes.

Läßt sich aber der Mensch von dem allgemeinen Schwerpunkt der Sünde ziehen, so wird er aus seinem natürlichen Centrum in den negativen Brennpunkt herabgerückt, in welchem

ihn die Gegenmächte: Lüge Unglaube und Verblendung erfassen. In dieser Herabwürdigung besteht der Sclavendienst des Satans. Wie demnach im ersten Falle die Freiheit im Dienste Gottes sich erhöht, so geht sie im zweiten Falle im Dienste des Satans verloren.

Diese letztere Verfassung ist es, in welcher die Natur des Menschen, die gewöhnlichen Gränzen des Selbstbewußtseyns an seinem negativen Extrem überspringend, in die Unnatur versinkt, wo Besessenheit und Zauberwesen ihre Wohnstätte haben. Das Erste ist ein unfreiwilliges Ergriffenseyn von der dämonischen Macht, das Zweite hingegen ein freiwilliges, jedoch meistens durch Verführung erzieltes Bündniß mit derselben.

Zu dieser Transcendenz werden sich freilich die Vernunfthelden nicht verstehen. Unwillig werden sie sagen: Soll denn das große Thor, durch welches Dämonen und Hexen voran, Inquisition, Tortur und Blutgerüste hintennach einziehen, das doch schon seit einem Jahrhundert fest zugemauert war, zum Hohn der Menschheit wieder geöffnet werden? Soll der an der Stelle des Aberglaubens aufgeführte prächtige Vernunft-Pallast wieder abgetragen werden und in Schutt zerfallen, um den verzauberten Schlössern Platz zu machen? — Nein, es soll dieß Alles nicht: Aber ebenso gewiß ist jetzt die Zeit, daß die existentielle Wahrheit sich nicht länger durch die leeren Hypothesen und Philosophemen, die aus unserer gewöhnlichen Physik, Organik, Logik und Psychik genommen sind, abtreiben läßt. Darum hat Görres zum Behuf seiner christlichen Mystik die Annalen aller Jahrhunderte befragt, ihre Thatsachen in gehäufter Menge gesammelt, die verschiedensten Zeugen abgehört, die Autorität der Schriftsteller reiflich erwogen, das Fabelhafte abgesondert, das Constante hervorgehoben, die Phänomene systematisch geordnet und das Ganze durch eine scharfe Induction, welche jeder Erscheinung ihren Ort anweist, auch theoretisch beleuchtet. So eigenthümlich auch jede Geschichte für sich da steht, so geht doch ein so fester Familienzug durch

Alle hindurch, daß die gleichartige Ursache die in allen wirkt, auf keine Weise verkannt werden kann.

In Hinsicht der Realität der Thatsachen und ihres unnatürlichen Ursprungs kann nach dem, was Görres geleistet, kein Zweifel mehr stattfinden. Aber in Beziehung der Darstellung, Auslegung, Werthschätzung und Anwendung sind wir nicht zu einer gleichen Ansicht mit Görres genöthigt.

In Görres leuchtet die Absicht aufs deutlichste hervor, die ausserordentlichen Erscheinungen der Besessenheit und Zauberei so zu stellen, daß die katholische Kirche durch ihren Sieg über die Unnatur zur höchsten Glorie erhoben wird. Die Probe der Heiligkeit legt er in folgende Wirkungen: „Besessene werden zu den Gräbern der Heiligen gebracht, und sie werden im Augenblick befreit; sie werden mit den Reliquien betastet und sogleich geheilt; sie werden unter Anrufung der heiligen Jungfrau oder anderer Kirchen-Heiligen exorcisirt, und siehe, der unreine Geist fährt aus; der geweihte Priester befiehlt den Dämonen, dieses oder jenes zu thun, und sie gehorchen; und zuletzt vertreibt er sie durch die von der Kirche vorgeschriebenen exorcistischen Gebete und Formeln." Wenn nun alle diese Wirkungen in einer Menge von Geschichten, welche Görres namhaft macht, erwiesen sind, wer sollte noch an der heiligen, der Unnatur gebietenden, Kraft der katholischen Kirche zweifeln?

Von dieser heiligen Höhe herab erblickt nun Görres die Reformation tief unten im Thale, wie sie auf dürrer Weide einhergeht, und sich von den Brocken, die von dem reichen Tische des Hierarchismus abgefallen sind, allein noch erhält. In seinen Schilderungen kommt zwar der Protestantismus noch glimpflich weg, obgleich die verächtlichen Seitenblicke nirgends fehlen, aber auf den Calvinismus wird die scharfe Galle des mannichäischen Princips in vollem Maaße ausgegossen. Mit einem Wort: Er betrachtet die Reformation wie

eine übelerzogene ausgeartete Tochter, die der Alma Mater entlaufen sey und einen andern Bräutigam suche, als den die katholische Kirche ihr anbietet.

Wenn Alles dieß so wäre, es stände schlimm um die Reformation. Aber es läßt sich zeigen, daß sowohl jene heilige Höhe als diese finstere Tiefe blos durch die funkensprühende Phantasie des Meisters in diesem Glanze beleuchtet sind, aber ganz anders aussehen, wenn sie durchs Licht des Evangeliums beschienen werden. Es sey nun unsere Aufgabe, die Besessenheit, als eine Hauptprovinz des dämonischen Reichs, in diesem Lichte zu betrachten.

Matth. 10, 1; heißt es: „Jesus rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen die Macht über die unsaubern Geister, daß sie dieselbigen austrieben.“ Vers 7 und 8. “Gehet, prediget und sprechet: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Machet die Kranken gesund, reiniget die Aussätzigen, wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus. Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch.“

Jesus ertheilt hier seinen Jüngern zu dem Befehl auch die Macht die Teufel auszutreiben. Die Kirche tritt nicht an die Stelle Jesu, sondern an die Stelle der Jüngerschaft. Sie ertheilt nicht die Macht zum Exorcismus, sondern empfängt sie selbst vom Herrn; da aber die Kirche nach dem Sinne Jesu nichts anders bedeutet, als die zum christlichen Gottesdienst versammelte Gemeinde, so gehört jedes Mitglied der Gemeinde zur Nachfolge der Jüngerschaft, und kann Befehl und Macht zum Exorcismus auch auf sich beziehen. Dieß erhellt ganz deutlich aus Mark. 16, 17. „Die Zeichen, die da folgen werden, denen, die da glauben, sind die: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben, u. s. w.“

Wir haben hier zwei neue Momente: 1) daß diese Macht nur den Glaubigen verheißen ist, und 2) daß es nur im Namen Jesu Christi geschehen soll. Daraus lernen wir, daß es keiner geweihten Priesterschaft bedarf, sondern daß jedem wahrhaft Glaubigen, er sey Geistlicher oder Laie, diese Macht

anvertraut ist. Aber noch wichtiger ist die zweite Lehre: daß die Gräber-Besuche und Reliquien völlig überflüssig sind. Sich an diese aussereвangelische Dinge hängen, heißt den allerheiligsten Namen Jesu zurücksetzen, theilweise verläugnen und zuwiderhandeln. Es liegt aber noch eine andere Wahrheit darin: die Intensität des Glaubens an den Namen Jesu nimmt in eben dem Maaß ab, als seine Kraft noch auf andere Namen und andere Dinge zersplittert wird. Wie die Kraft der Sonne, wenn ihre Strahlen auf einen Brennpunkt concentirt werden, selbst den Diamant zu schmelzen im Stande ist, so wächst auch die Macht des Glaubens, wenn alle seine Strahlen einzig und allein auf den Namen Jesu Christi concentrirt werden. Einem solchen Glauben wird der Exorcismus nie mißlingen. Zugleich hebt sich auch die dogmatische Einwendung, daß das Phänomen der Besessenheit sich nur auf die Zeit Christi beschränke, denn die obige Rede (Mark. 16, 17,) geschah nach der Auferstehung Christi und weißt auf die Zukunft hin.

Wir müssen aber auch noch andere Stellen vergleichen, Mark. 9, 38—40 steht: „Johannes sprach: Meister, wir sahen Einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgte, und wir verboten es ihm, darum, daß er uns nicht nachfolgte.“ Jesus aber sprach: Ihr sollt es ihm nicht verbieten. Denn es ist Niemand, der eine That thue in meinem Namen, und möge übel von mir reden. Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“

Zum Exorcismus bedarf es demnach nicht einmal einer Nachfolge Christi im strengern Sinne genommen. Es scheint überhaupt, daß Christus für alle Zukunft auf mystische Weise eine Kraft in seinen Namen gelegt hat; der Glaube aber ist der Schlüssel, um diese Kraft aus dem Namen aufzuschließen, so daß Jeder, der genug Glauben hat, er sey Laie oder Priester, vermittelst jener aufgeschlossenen Kraft auch das vorgesetzte Werk ausführen kann. Im Glauben gibt es keine Neutralität; wer ihn hat, ist für Christum, wer ihn nicht hat ist wider ihn. Zugleich sehen wir hier, daß es unrecht

ist, den Exorcismus, sobald er nach dem Befehl Christi geschieht und keine aberglaubische Dinge mit sich führt, den Laien zu verbieten.

Noch stärker sagt dieß die Stelle Matth. 7, 21—23. „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; Sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! — Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? — Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet Alle von mir, ihr Uebelthäter.“

Daß die Probe der Heiligkeit, die Görres für die katholische Kirche hineinlegt, nicht darin zu suchen ist, und daß die Herren der Kirche keine Ursache haben, sich ihres Sieges über die Dämonen zu rühmen, indem auch solchen, die Christo nicht nachfolgen, ja sogar von ihm weichen müßen, die gleiche Macht verliehen seyn kann. Gott kann Werkzeuge wählen wie Er will, um durch sie die Kraft seines Namens zu offenbaren und zu verherrlichen. Das Laufen und Rennen mit all der ceremoniellen Geschäftigkeit, das Sagen, Singen und Schreien: Herr, Herr! gehört bloß zum äussern Gottesdienst und nützt nicht viel. Der innere Gottesdienst besteht im Thun des Willens Gottes und im Halten seiner Gebote. Wer dieß befolgt, der allein macht sich tüchtig zum Himmelreich. Wo aber lernen wir den Willen Gottes und seine Gebote? Einzig und allein im Worte Gottes, das uns der Sohn vom Vater gebracht und in seinem Evangelium gelehrt hat.

Das Gleiche bekräftigt die schöne Stelle Luk. 10, 17 und 20. „Die siebenzig (ausgesandte Jünger) kamen wieder mit Freuden und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er sprach aber zu Ihnen: — Darüber freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; Freuet euch aber darüber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.“

Auch diese Stelle macht es klar, daß Jesus dem Exorcismus keine besondere Bedeutung gibt.

Hätte Görres die Aussprüche des Herrn über Besessenheit

und Exorcismus, wie sie in den erwähnten Stellen enthalten sind, besser erwogen, so würde er von der heiligen Höhe seiner Kirche, welche seine Phantasie sich schuf, nicht so vornehm auf die Reformation herabblicken. Da diese Aussprüche nun einmal als ewige Normen gelten und gelten müssen, so können für den wahrhaft Glaubigen alle die Geschichten und Thatsachen nur dann noch einen Werth haben, wenn sie jenen Normen nicht widersprechen. Der Protestant, der allein das Evangelium und die durch den Geist erleuchteten Apostel für die sicherste und zugleich allen Forderungen genügendste Quelle der Wahrheit hält, gesteht frei, daß er in Hinsicht des Exorcismus die Anrufung der Heiligen, wie auch die magische Kraft der Schädel, Knochen und Gewänder für aberglaubische Dinge hält, die sich nach und nach als traditionelle Beimischungen in die Kirche eingeschlichen haben. Beruft man sich auf die vielen, sichtlichen und schnell eintretenden Erfolge, so ist dieses Zusammentreffen noch kein sicheres Zeichen des Zusammenhangs der Wirkung mit einer bestimmten Ursache, weil die Kraft des Glaubens überhaupt, durch die äussere mächtige Eindrücke gesteigert und befreit, auch unabhängig von diesem oder jenem Heiligen, den höhern Beistand an sich ziehen kann. Wenn Christus sagt: „Dem, der da glaubt, sind alle Dinge möglich," anderseits aber auch erklärt: „Ohne mich könnet ihr nichts thun:" so dürfen wir zuversichtlich annehmen, daß, unabhängig von allen Anrufungen, es immer die Kraft Christi ist, welche, hervorgerufen durch den Glauben, das Werk schafft. Diese Wahrheit ist so tief in die christliche Religion verflochten, daß an diesem Punkte die wahre und die falsche Kirche sich scheidet.

Die Sätze aus dem Evangelium zusammengestellt, sind folgende:

1) Nur im Namen Jesu Christi hat der Herr befohlen, den Exorcismus auszuüben. Die Anrufung anderer Namen ist eine Zurücksetzung des Herrn.

2) Nicht bloß dem geweihten Priester, sondern jedem

Glaubigen gilt der Auftrag Jesu, in seinem Namen Teufel auszutreiben.

3) Auch dem, der Jesu und den Jüngern nicht nachfolgt, d. h. dem Laien mit weltlichem Beruf, wenn er nur vollen Glauben an den Namen Jesu hat, soll man den Exorcismus nicht verbieten, weil auch durch ihn der Name Christi verherrlicht werden kann. Es gibt einfache, schlichte und fromme Männer im Volke, welche mit einer angebornen starken magnetischen Kraft auch noch die magische, die im Namen Jesu liegt, zu verbinden wissen und welchen die Exorismen wirklich gelingen. Auf diese geht die Rede Jesu Mark. 9, 38—40. Darum hat die kirchliche Polizei Unrecht, wenn sie solchen Männern es verbietet.

4) Sogar sündige und unreine Menschen, welche Jesus von sich weichen heißt und unter die Uebelthäter rechnet, können sich rühmen, in Jesu Namen Teufel ausgetrieben und viele Thaten gethan zu haben. Wie können wir das zurechtlegen? Es liegt darin, daß Jesus ein durch die ganze Hölle gefürchteter Name ist. Schon sein Ausruf erregt Schmerz und Qual in den Dämonen, und so mag es kommen, daß sie, um dieser Qual auszuweichen, manchmal ihren Ort verlassen und ausfahren. So viel ist klar, daß der Exorcismus keine Probe der Heiligkeit der römischen Kirche ist, und daß es wohl möglich wäre, daß manche angesehene Exorcisten, wenn sie auch von Morgen bis in den Abend das „Herr, Herr!" ausrufen, doch an jenem Tage nicht angenommen werden.

5) Jesus gibt zu verstehen, es solle sich Keiner freuen, rühmen und erheben, wenn ihm die Geister unterthan sind, was auch sehr natürlich ist, da das, was er leistet, er nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Kraft des Namens Jesu bewirkt. Daher giebt der Exorcismus kein Recht zum Himmelreich, sondern nur der hat Eines, der der den Willen des Vaters im Himmel thut und seine Gebote hält; Dieser ist es dann auch, der in das Buch des Lebens eingeschrieben und ein Erbe der Seligkeit ist.

6) Da Jesus (Mark. 9, 23) sagt: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet," so müssen wir annehmen, daß der christliche Glaube überhaupt eine absolute Waffe sey, welche alle Hindernisse zu besiegen im Stande ist. Da aber auch Christus sagt: (Joh. 15, 5) „Ohne mich könnet ihr nichts thun," so müssen wir annehmen, daß auch der Exorcismus nur durch die Kraft Christi gelingen könne, und daß somit die Gräber-Besuche der Heiligen und die Betastung der Knochen, Schädel und Gewänder nicht nur überflüssige, sondern schädliche Dinge sind, weil sie das Volk von dem Glauben an den abziehen, von dem Petrus (Apg. 4, 12) sagt: „Es ist in keinem andern Heil, und ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als allein der Name Jesus." Dieß beweisen auch die Apostel durch das Zeugniß ihrer Thaten; denn nur in seinem Namen trieben sie Teufel aus, heilten Krankheiten und Seuchen und weckten die Todten auf. Warum ist denn der gerade, lautere Weg der Wahrheit, den Christus verordnete und die Apostel befolgten, verlaßen worden? Höret den Paulus, wie er diejenigen der Korinthergemeinde zurechtweißt, die unter sich uneins bald dem Paulus, bald dem Apollo, bald dem Kephas den Primat ertheilten! Er sagt: „Wie? Ist Christus schon zertrennet? Ist Paulus für euch gekreuzigt? Oder seyd ihr auf Pauli Namen getauft? — Wer ist denn Paulus? Wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr seyd glaubig geworden; Wie der Herr einem Jeglichen gegeben hat, das sind sie. Ich habe gepflanzet, Apollo hat begossen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So ist nun der da pflanzet, noch der da begießet, Etwas, d. h. ohne Werth, sondern Gott, der das Gedeihen gibt." So hätte die Kirche von jeher sprechen und handeln sollen, wie hier Paulus, der alles Verdienst von sich abweißt; Christus ist der Herr aller Herren, der König aller Könige; Er ist das Oberhaupt der Gemeinde, und alles Andere sind seine Glieder; Er ist der Erzhirte, und unter ihm sind alle Hirten gleich; Er allein ist der Meister, alles Andere

sind Brüder und untereinander gleich; Er ist der ewige Hohepriester, und durch ihn ist der Opferdienst aufgehoben, weil sein Selbstopfer ewiglich gilt; Er ist der größte Prophet, und darum ist keine andere Weissagung mehr nöthig; Er ist der rechte Weinstock; Jede Rebe, die nicht unmittelbar an ihm hängt und bleibet, verdorret und trägt keine Frucht; Er ist aber auch der Richter, der zur Rechten Gottes sitzt, und wahrlich auch von seiner Kirche einst Rechenschaft fordern wird, wer sein Evangelium gepredigt, gelehrt und gehalten hat. Christus sagt einmal zu seinen Jüngern: In der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn sitzen wird auf dem Stuhle seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israel." Also ein solches Loos ist nur den zwölf Aposteln zugesagt, und darum fragt es sich, ob die vielen Heiligen, welche die Kirche nach eigener Wahl gemacht, Christus auch zu seinen Erwählten machen wird? Denn die Kennzeichen äusserer Heiligkeit, die in die Augen fallen, beweisen nicht viel; diese aber der innern Heiligkeit, müssen wir dem großen Herzenskündiger zur Prüfung überlassen. Das Recht der Canonisation ist sehr zweifelhaft. Christus ist mit einem Wort der Sohn und das Wort Gottes selbst, und sein Name ist über alle Engel und Heiligen eben so weit erhaben, als der Himmel über die Erde. Darum lasset die Leiber eurer Heiligen in den Gräbern ruhen und störet ihre Gebeine nicht; denn es wäre wahrlich ein schlimmes Loos für sie, wenn ihre Geister an ihre Gräber gebannt wären. Weiset vielmehr alles Volk auf den Namen dessen hin, dem Gott alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben hat.

Darinn liegt der innerste Grund der christlichen Religion, und so erkennt ihn der Protestantismus aus dem Evangelium. Hat die katholische Kirche sich einen andern Grund gebildet, so mag sie prüfen, wo die Wahrheit liegt.

Nun ist noch die Betrachtung übrig, ob die erwähnten evangelischen Sätze sich auch im praktischen Leben bewähren?

Ueber die Existenz der Besitzungen, und ihrer Fortdauer

von Christi Zeit bis auf unsere Zeit kann nach dem, was Görres aus den Berichten aller Jahrhunderte und aller namhaften Länder, zum Theil aus authentischen Quellen, gesammelt hat, kein Zweifel mehr seyn. Auch hat die katholische Kirche dieses Phänomen der Unnatur von jeher als ein einheimisches betrachtet und für den Exorcismus besondere Anordnungen getroffen. Sie war durch eine Menge von Erfahrungen und Erfolgen dazu berechtigt, und dieß um so mehr, als sich in ihrem eigenen Schooße, ganze Heerde für dämonische Besitzungen bildeten. Mit der Reformation ist allerdings dieses Phänomen nicht bloß in Vergessenheit gerathen, sondern wie absichtlich vernachläßigt worden. Theils durch die vielen Dogmereien verleitet, theils durch die Furcht, dem Aberglauben des Volks neue Nahrung zu geben, wurde die protestantische Kirche abgehalten, die evangelischen Sätze, welche Christus für die Besessenheit und ihre Heilung aufstellt, näher zu prüfen. Wenn Christus schon während seines Wandels auf Erden nicht nur eine Menge Besessener selbst heilt, sondern auch seinen Jüngern den Auftrag gibt, Teufel auszutreiben, und dieß noch nach seiner Auferstehung für alle Glaubigen bestätigt, so müssen wir es für ein Versäumniß der protestantischen Kirche und für eine Indolenz ihres Glaubens halten, wenn sie diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit entzieht. In Christus können wir uns eine doppelte Absicht denken, warum er öfters auf dieses Phänomen zu reden kommt, erstlich um die Kirche zur Nachfolge zu bewegen, solche unglückliche Menschen von der Plage der bösen Geister zu befreien, zweitens die Kraft seines Namens zu offenbaren und ihn im Siege über das dämonische Reich zu verherrlichen. Leider hat die protestantische Kirche diese doppelte Absicht noch nicht tief genug gefühlt, und die rationalistische Wucherpflanze, die sich noch in vielen Verschlingungen an den Mutterstamm ansetzt, noch nicht genug ausgerottet. Es liegt noch ein polizeilicher Bann auf dem Exorcismus; Und unter dem Vorwand, dem Aberglauben zu steuern, wird

die Hülfe für solche Unglückliche verpönt, wie bei den Pharisäern das Heilen am Sabbath. Gewöhnlich sind es mehr Laien als Geistliche, die einen Beruf dazu in sich fühlen; Es sind meistens einfache, kräftige Männer aus dem Volke, aber voll Glauben, im Namen des Herrn dem dämonischen Reiche die Spitze zu bieten, und siehe da, gar oft gelingt es.

Dr. Kerner in Weinsberg gab zwei Schriften über die Besessenheit heraus. Von vielen Unglücklichen der Art, welche bei ihm Hülfe suchten, gibt er kurze Notizen und führt die charakteristischen Kennzeichen der Besitzung an. Einem in diesem Dinge bewanderten Mann aus dem Volke, der schon frühere Proben seiner exorcistischen Kraft gegeben, übertrug er die Behandlung. Dieser Mann gehörte in diejenige Kategorie von Männern, welche zwar einen unbedingten Glauben an den Namen Jesu haben, aber keinen geordneten Lebenswandel führen. In Kerners Hause und unter seiner Aufsicht gelang es diesem Manne, unter neun Besessenen, fünf durch magische und magnetische Behandlung, von ihren vieljährigen Leiden schnell zu befreien.

Hier sprechen nun auch Thatsachen, nicht aus alten Klosterberichten, sondern aus der neuesten Zeit, welche von allen Seiten noch eine Nachfrage zulassen. Dreierlei Ergebnisse liegen darin: 1) daß kein geweihtes Priesterthum, keine heiligen Gräber und Reliquien zum Exorcismus nöthig sind; 2) daß blos dem vollen Glauben und Befehl im Namen des Herrn, der günstigste Erfolg zuzuschreiben ist, und 3) daß es auch solchen Glaubigen, die Jesu nicht nachfolgen, vielmehr von einem heiligen Wandel weit entfernt sind, gelingen kann, — ein Beweiß, daß die heilige Kraft dem Namen Jesu inwohnt, welche, wenn sie vom Glauben entbunden wird, jedesmal den Sieg davon trägt.

Wenn es schon befremdend ist, daß Görres diese neuere Vorgänge, welche nicht nur eine Modifikation, sondern eine umgekehrte Absicht in seine Urtheile bringen, geradezu vorübergeht, so ist es noch weit befremdender, daß er auch das große

Gaßnersche Phänomen, das in den Jahren 1774 bis 1777 am katholischen Horizont wie ein Komet erschien, und an Glanz, Größe, Pracht und Rhytmus der Bewegung Alles übertraf, was früher beobachtet wurde, gar nicht berührt. Da dieses Phänomen ganz geeignet ist, uns in die geheime finstere Tiefe der Unnatur zu führen, anderseits die Allgewalt des Namens Jesu Christi in ihrem Glanzpunkte zu zeigen, so will ich, da mir eine große Sammlung gedruckter Abhandlungen aus jener Zeit und über jenen Gegenstand zu Gebote steht, einige Notizen zur Vergleichung mit Görres hier beifügen. Uebrigens verweise ich zu näherer Verständigung auf das Archiv für den thierischen Magnetismus, wo im achten Bande, erstes und zweites Stück, und im neunten Bande, zweites und drittes Stück, das Gaßnersche Phänomen ausführlicher besprochen ist.

Um uns einigermaßen über die Persönlichkeit dieses Priesters, sein Verhalten, seine excoreistische Wirksamkeit, und das Aufsehen, das er nicht nur in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Ländern erregte, zu orientiren, finden sich in meiner Sammlung die Briefe von einem Abt Bourgeois aus Donzdorf in Würtemberg an seinen Bruder in Luxenburg, aus welchen ich die sich hieher beziehenden Stellen ausziehe. Dieser Abt reißte im April 1775 mit der gräflichen Familie Rechberg nach Ellwangen, war nicht nur Augenzeuge der Gaßnerschen Operationen, sondern hatte auch persönlichen Umgang mit ihm.

„Peter Gaßner war Pfarrer zu Klösterle im Bisthum Chur. Von vielfachen Leiden gequält, wofür er keine Hülfe fand, bat er Gott um ein Mittel. Nach dem Meßopfer eröffnete er von ungefähr ein exorcistisches Buch. Der Gedanke kam ihm, ob in seinem Uebel nicht auch etwas Unnatürliches seyn könnte. Nach wiederholten exorcistischen Versuchen gelang es ihm sich zu befreien. Den gleichen Erfolg hatte sein Exorcismus auch bei Andern. Nach mehreren Jahren war sein Ruf gegründet und es strömte aus weiter Ferne eine Menge Kranke zu ihm. Der Bischof von Ellwangen und Regensburg,

welcher seit einigen Jahren blind war, erbat ihn sich von dem Bischof von Chur, nahm ihn als Hofkaplan in seine Dienste und stellte seine Wirksamkeit unter seinen Schutz. Er räumte ihm einen großen Saal zu seinen Operationen ein, welcher aber für den täglichen Zulauf der Kranken und Neugierigen viel zu klein war. Unter den Fremden, deren Zahl sich manchmal bis auf 1500 belief, befanden sich Viele vom höchsten Range. Immer waren zugleich 4—5 sowohl katholische als protestantische Aerzte zugegen, welche mit der größten Aufmerksamkeit Alles besichtigten, durch Berührungen sich überzeugten, und, gleich den übrigen Zuschauern, die erstaunlichen, ausserordentlichen Veränderungen bewunderten, welche dieser Mann durch seine Befehle im Körper der Kranken hervorbrachte. Wenn der Priester den Kranken vornimmt, so sieht man weder täuschende Vorstellung noch prahlerisches Großthun; Alles ist einfach und gleichförmig. Alles geht vor den Augen, besonders der hohen Standespersonen vor sich, die im Kreise herumsitzen. Ein Actuarius muß die merkwürdigen Vorgänge protokolliren. Die Procedur ist folgende:

Die dem Priester vorgestellte Person kniet nieder; Er fragt sie über die Gattung und Umstände ihrer Krankheit. Hat er sich genug erkundigt, so spricht er einige Worte des Vertrauens an sie und ermahnt sie, ihm innerlich beizustimmen, daß Alles geschehe, was er befehle. Ist Alles so vorbereitet, so spricht er in lateinischer Sprache: „Wenn in dieser Krankheit etwas Unnatürliches ist, so befehle ich im Namen Jesu, daß es sich sogleich wieder zeigen solle.“ Oder er beschwört den Satan in Kraft des allerheiligsten Namens Jesus, die nämlichen Uebel, womit diese Person behaftet ist, auf der Stelle hervorzubringen. Zuweilen erscheint das Uebel sogleich, und alsdann läßt er Alles nacheinander kommen, gleichsam stufenweise und nach Maaßgabe der Stärke, in welcher der Patient sein Uebel früher hatte. Dieß Verfahren nennt der Priester den Exorcismum probativum, um zu erfahren, ob die Krankheit unnatürlich oder natürlich ist, und zugleich hat

er die Absicht, durch diese Uebereinstimmung der Erscheinungen mit seinen Befehlen, das Vertrauen der Kranken zu vermehren und allen Anwesenden die Kraft des heiligen Namens Jesus offenbar zu machen. Wenn sich das Uebel auf den ersten Befehl nicht zeigt, so wiederholt er denselben immer steigend, wohl bis zehnmal. Erfolgt keine Wirkung, so verschiebt er diese Person bis auf eine andere Zeit, oder er schickt sie ganz zurück, mit der Aeusserung, ihr Uebel sey natürlich, oder sie habe nicht genug Vertrauen.

Erscheint das Uebel auf den ersten Befehl, so läßt er die Zufälle etliche Minuten fortdauern, dann wieder verschwinden und wieder kommen. Ist der Kranke von der Ursache des Uebels und der Kraft des Mittels überzeugt, so muß er, sich künftig selbst zu helfen, in seiner Gegenwart die Probe machen. Zu diesem Zweck befiehlt er der Krankheit wieder zu kommen, und nun muß der Kranke durch einen entgegengesetzten Befehl im Namen Jesu den Ausbruch verhindern, oder, wenn der Anfall schon da ist, ihn vertreiben. Solches habe ich gesehen und die Kranken stimmen damit überein. Uebrigens trifft dieß nicht bei allen Patienten zu.

Gaßner will kein Wunderthäter, sondern nur Exorcist seyn. Er wirke keine Mirakel, sondern gebrauche blos das von Jesu befohlene und von der Kirche gutgeheißene Mittel gegen die unnatürlichen Krankheiten. Diejenigen, welchen die Lebendigkeit des Glaubens mangle, könne er nicht heilen. Schon die Annahme, daß das Uebel ein natürliches sey, verhindere die Wirkung des Excorismus. Alle natürlichen Krankheiten weißt er den Aerzten zu.

Uebrigens muß man diesen Mann nicht aus seinen Reden, sondern aus seinen Wirkungen beurtheilen.

Ich müßte ein ganzes Buch schreiben und mehr Muße haben als wirklich, wenn ich dir Alles erzählen wollte, was ich von Augenzeugen erfuhr. Ich gebe nur das, was ich selbst sah, und von diesem nur das Merkwürdige.

Ich mache den Anfang mit zwei jungen Mädchen von

verschiedenen Orten, welche ihrer besondern Zufälle wegen genöthigt waren, das Kloster zu verlassen. Beide wurden gleich den andern Tag nach meiner Ankunft excorsirt, Eine Vor- die Andere Nachmittags.

Die Erste lag bei den Füßen des Herrn Gaßners, welcher bei den gewöhnlichen Vorfragen mit einer gemäßigten Stimme, wie er gewöhnlich zu thun pflegt, sagte: Agitetur brachium sinistrum, und sogleich war der Schmerz auf dem Gesichte des Mädchens zu lesen, ihr Athem wurde schwer und unterbrochen; der linke Arm und die Finger fiengen an sich zu verdrehen, steif zu werden und verblieben auch in diesem Zustande, bis er das Gegentheil befahl. Sobald er gesagt: „Cesset ista agitatio," verschwand alle Erschütterung, und der Arm kam in seine natürliche Lage. Nach diesem befahl er, daß die Gichter den rechtem Arm, Fuß und die ganze rechte Seite ergreifen und die Kranke bis zur Erde ziehen sollten, was ganz so erfolgte. Alsdann befahl er, daß sie vom kalten Fieber befallen werden sollte. Es geschah, die Hände wurden eiskalt, sie zitterte, die Zähne klapperten. Nun befahl er, das hitzige Fieber solle kommen, es kam ebenfalls nach dem Zeugniß dreier Aerzte, welche eben erst angekommen waren und ihr die Hände und den Puls in beiden Zuständen befühlten.

Nach diesem befahl er, die Patientin solle an den lachenden Gichtern, dann von den traurigen und melancholischen, ferner von dem Aberwitz zu singen und zuletzt von Gewissenszweifel befallen werden. Auf den ersten Befehl folgte ein überlautes Lachen, auf den zweiten Seufzen und Weinen, auf den dritten sang sie einige Hymnen und Psalmen, und auf den vierten sagte sie seufzend: sie müße verdammt werden, sie müße beichten. Nachdem der Excorsist sie wieder zu sich gebracht hatte, fragte er sie, ob sie noch beichten wolle, worauf sie mit Lachen antwortete, sie hätte keine Lust dazu.

Nach diesem befahl er, sie solle zornig werden und gegen ihn einen Widerwillen fassen. Alsbald war das Wuthfeuer

in ihren Augen, sie schnalzte auf ihn zu und knirschte mit den Zähnen, streckte die Arme auseinander, als ob sie Alles zerreißen wollte.

Weiter befahl er, daß der Puls am rechten Arm schwach und kaum fühlbar, am linken Arm hingegen stark und geschwind gehen sollte. Die Leibärzte befühlten rechts und links den Puls und befanden die Sache also. Der Garnisons-Arzt von Würzburg bestätigte das Gleiche.

Zuletzt befahl er, daß sie einer sterbenden Person ähnlich werden sollte. Nun fiel sie einigen Personen in die Arme, alle Glieder streckten sich und wurden steif. Da die Augen und der Mund geschlossen waren, so befahl Herr Gaßner, um das Bild des Todes vollkommener darzustellen, auf lateinisch: die Nase und der Mund sollen sich öffnen, die Nase lang und spitzig werden.

Auf 3 und 4malige Wiederholung dieses Befehls fiengen Augen und Mund an, sich halb aufzuthun, wurden starr und unbeweglich, die Nase zog sich in die Länge und wurde ganz spitzig; sie blieb einige Zeit in diesem Zustande, und kam dann augenblicklich auf das Wort des Herrn Gaßners wieder zu sich.

Nachmittags erschien das zweite Mädchen, das von Heidelberg war. Da dieses Mädchen an ähnlichen Gichtern litt, so ließ Herr Gaßner noch mit größerer Stärke die Zufälle kommen; ausserdem machte er sie taub, daß sie auf einige laute Fragen nicht antworten konnte; darauf befahl er, sie sollte blind werden. Bald stieß sie einen schreckvollen Schrei aus, sie wolle ihr Gesicht nicht verlieren, was sie aber auf der Stelle wieder erhielt. Als mit diesem Mädchen alles vorüber war, erkundigte ich mich bei einem Professor der Medicin in Heidelberg, welcher auch gegenwärtig war, ob er diese Person kenne? Er sagte mir, er kenne sie wohl, er habe sie lange in der Kur gehabt, ohne sie heilen zu können.

Auf meine Frage, ob sie diese Zufälle schon früher gehabt hätte, antwortete er mit Ja. So ist denn in allem diesem kein Betrug noch Verstellung, versetzte ich, worauf er mit

großer Ernsthaftigkeit erwiederte: Ganz und gar nicht. Ich wandte mich darauf zu dem Mädchen selbst und fragte, ob sie wüßte, was mit ihr vorgegangen sey, während sie bei den Füßen des Herrn Gaßners gelegen sey und sie so viel gelitten hätte? Sie erwiederte, daß sie größtentheits nicht bei sich selbst gewesen sey; hätte zwar manchmal einige Schmerzen empfunden, aber nicht viel gelitten.

Den andern Tag meines Aufenthalts trug sich eine Begebenheit zu, die mich noch am meisten überzeugte.

Eine wegen ihres Verstandes und gottseligen Wandels sehr schätzbare und mir wohl bekannte Dame, war seit einigen Jahren mit häufigem Kopfweh, heftigen Lendenschmerzen, ausserordentlichen Hitzen und öfteren Anfällen von Melancholie gequält, so daß sie beim Alleinseyn immer weinte. Diese Dame ward gerade zu der Zeit, mit dem Grafen, ihrem Gemahl, von dem Hofmarschall zum Mittagsmahl mit Herrn Gaßner eingeladen. Sie befand sich dazumal sehr wohl, und hatte schon einige Zeit nichts von ihren Anfällen gespürt. Nach dem Essen zog sie sich mit ihrem Gemahl und Herrn Gaßner in ein nächst gelegenes Zimmer zurück. Nachdem Gaßner sich um ihre Umstände erkundigt hatte, ließ er sogleich nacheinander alle die Uebel kommen bis zur Melancholie, worauf das Weinen erfolgte. Nun ließ er Alles verschwinden und lehrte sie, es selbst zu vertreiben. Solches habe ich aus dem Munde des Grafen und der Gräfin. Was ich die zwei andern Tage Merkwürdiges sah, waren besonders die erschrecklichen Gichter einer Fräulein von 50 Jahren, welche schon 9 Tage in Erwartung ihrer Gesundheit mit 8 Pferden sich in Ellwangen aufhielt. Nach gegebenem ersten Befehl des Herrn Gaßner wandte sie sich unversehens auf den Knieen gegen die Zuschauer um, murmelte ganz schnell einige Worte durcheinander, steifte die Arme, verdrehte die Augen mit einem so häßlichen, grimmigen Gesicht, daß die Frau Gräfin von Rechberg, welcher ich an der Seite saß, das Gesicht abwenden mußte.

Noch ärger war es, als er ihr zu schreien befahl, das

war ein gräuliches Mordgeschrei. Nach diesem fing sie an zu singen, und spielte mit den Händen, darauf ließ er sie singend etlichmal in dem Saal herumgehen, wobei sie die Füße dermaßen verdrehte, daß die Fersen an der Stelle des Vorfußes standen. Was mir am merkwürdigsten schien, war der Befehl, daß die Gichter in die auf den Tisch gelegten Hände fahren sollten, zuerst in die ganze Hand, dann in alle Finger, dann bald in diesen, bald in jenen Finger mit Krümmung und Steifigkeit, welche ich durch Berührung untersuchte.

Ebenso machte Gaßner während unseres Aufenthalts eine Bäuerin, ein Unterthans-Weib des Grafen von Rechberg gesund. Dieses Weib hatte von langer Zeit her den Aberwitz, sich häufig den Kopf zu entblößen, die Haare auszureißen und das Angesicht zu zerschlagen. Dieß Alles kam auch in Ellwangen zum Vorschein, aber von dieser Zeit an befindet sie sich wohl, ohne mehr solche Zerrüttungen zu empfinden.

Nun dünkt mich, es sey genug gesagt und du wirst Ursache haben, mit meiner Erzählung zufrieden zu seyn. Die beiden letztern Briefe überschicke dem P. Deseller, welcher, nachdem er den ersten Brief gelesen, sich des Rechts der Freundschaft über mich gebraucht, um mir Vorwürfe theils wegen meines Stillschweigens, theils wegen der übergroßen Leichtgläubigkeit, die ich seiner Meinung nach in dieser Geschichte zeige, zu machen. Ich entschuldige ihn, denn ich dachte, wie er, ehe ich nach Ellwangen kam. Die Dinge sind freilich seltsam, aber kann ich läugnen, gesehen zu haben, was wirklich, und so nahe vor meinen Augen geschehen ist, und über welches so viele verehrungswürdige Personen und selbst die erleuchtetsten Leibärzte von verschiedenen Ländern einstimmig sind!"

Dieß ist das Bild von dem Verfahren Gaßners im Allgemeinen, das aber im Besondern, auf die vielfältigste Weise modificirt, sich wiederholt hat.

Fragen wir nach den Zeugnissen seiner Wirksamkeit, so dürfen wir nur die Protokolle, die über seine Operationen geführt wurden, durchgehen.

In Ellwangen wurde dem Pfr. Gaßner ein großer Saal eingeräumt. Alle Honoratioren hatten Zutritt. Von den sich meldenden Kranken wurde eine Liste verfertigt, nach welcher sie der Reihe nach vorgenommen wurden. Ein Aktuar wurde bestellt, welcher die Namen der Kranken, die Beschaffenheit der Krankheiten, das Verfahren Gaßners mit allen Fragen und Geboten, und das Benehmen des Kranken während des Exorcismus protokolliren mußte. War die Sitzung zu Ende, während welcher 4—10 Kranke vorkommen konnten, so unterschrieb ein Theil der Anwesenden, meistens die Aerzte und andere Personen von Stande, eigenhändig die Wahrheit der aufgezeichneten Fälle.

Die 30 Kuren, welche in meiner Sammlung aus dem Ellwanger Protokoll extrahirt sind, sind von 140 Zeugen unterschrieben, worunter Fürsten, Grafen, Barone, Beamte Aerzte und Geistliche sind.

In Regensburg ernannte der Fürst Bischof eine Kommission von 4 Mitgliedern, bestehend aus dem Consistorial-Direktor Dillner, dem geistlichen Rath Brugger, dem Medikus Zollner und dem Medikus Winkler, welche bei allen Operationen, welche genau protokollirt wurden, anwesend seyn mußte.

In den eilf extrahirten Fällen, wobei aber die Nummern bis auf 375 im Protokoll gehen, sind außer den Kommissarien noch 19 Zeugen theils genannt, theils unterschrieben, überhaupt aber ist bemerkt, daß den Operationen mehrere hundert Augenzeugen anwohnten, worunter sehr Viele von Distinction sich befanden. Besonders merkwürdig ist der 29. August 1775, wo sich vier Professoren von der Universität Ingolstadt aus verschiedenen Fakultäten einfanden: 1) Herr Sattler, Procancellarius und Lehrer der Theologie, 2) Herr Prugger, Lehrer der juridischen Fakultät, 3) Herr Gabler, Lehrer der Physik, und 4) Herr Levelin, Lehrer der Anatomie. Diese Professoren beobachteten fünfmal die Operationen, und ihr öffentlich ausgestelltes Zeugniß bestättigt die ausserordentlichen Wirkungen

dieses Priesters. Levelin schrieb noch vor seiner Abreise an den D. von Homburg in Wien folgenden Brief:

„Le Professeur Cevlin d'Ingolstadt, presente ses respects à Monsieur de Hombourg, l'assurant, que je vus en presence de son Excellence le Comte de Schallenberg des choses, quae secundum meum intellectum superant omnem scientiam humanam. Je ne puis vous decrire, ce que je vus, et je ne puis pretendre, que vous le croyes sans l'avoire vu. Jl est tout vrai et je eonfesse trés volontiers, quod illi sacerdoti Gassner ad nutum sine tactu imperium absolutum sit in systema nerveum. Horribilia ad nutum producit, et unico verbo „cesset“ evanescunt ad momentum. Repetitis vicibus pulsum produit intermittentem, saepius momentanae evanescentem. Exploravi pulsum et inveni veritatem imperantis Sacerdotis, in quo non est dolus, et qui homo est sincerrimus.“

In Sulzbach, wohin sich Gaßner auf Einladung der Frau Pfalzgräfin von Zweibrücken begab, geschahen alle Operationen in Gegenwart der Frau Pfalzgräfin, der hohen Regierung und anderer Standespersonen. Siebenzehn Kuren sind eigenhändig von der Frau Pfalzgräfin unterschrieben, unter welchen ihre eigene Heilung an Blindheit des linken Auges und an Schwäche eines 9 Jahre vorher gebrochenen Fußes, die sie am Gehen hinderte, zuerst vorkommt. Die Zahl der innerhalb 14 Tagen ins Protokoll eingetragenen Kranken beläuft sich auf 205 Nummern. Es muß aber hiebei bemerkt werden, daß nur die merkwürdigern, nicht die leichtern Fälle aufgenommen sind. Das ganze Protokoll, das nun auch vollständig in meiner Sammlung sich befindet, wurde gleich nachher durch den Druck bekannt gemacht, war aber so bald vergriffen, daß D. Schleiß gleich eine neue Auflage veranstaltete. Es ist dieß ein wichtiger Umstand, weil faktische Unrichtigkeiten auf der Stelle von den vielen Augenzeugen hätten gerügt werden können.

Die vielen einzelnen Zeugnisse, die von Klöstern, in

welchen Gaßner Kranke heilte, und von Privat-Personen ausgestellt sind, übergehe ich, da sie der Sache doch nicht mehr Gewicht geben können.

Eine zweite Frage ist: wie groß mag wohl die Zahl der geheilten Kranken seyn?

In der Kirchengeschichte von Ph. Jak. von Huth zu Desendorf steht unter der Rubrik „Auffallende Heilungen des Pfr. Gaßner" folgende Angabe: „Eine unglaubliche Menge eilte dem Wundermann zu. Nach Ellwangen gingen über zwanzigtausend Presthafte. Im Juli 1775 warteten ungefähr dreitausend Patienten zu Regensburg auf die Hülfe Gaßners."

Diese unsichern Summen, wovon ein großer Theil Neugieriger abgeht, kann wohl kein Maaßstab seyn. Sicherer ist der Maaßstab, der aus dem Sulzbacher Protokoll genommen wird, das innerhalb 14 Tagen 205 Nummern enthält, wo somit auf einen Tag nicht ganz 15 Patienten kommen. Reduciren wir diese Zahl im Allgemeinen nur auf 12 Personen täglich, so erhalten wir für einen Monat die Summe von 360 Patienten, und dann läßt sich folgender Ueberschlag machen.

Die Periode der öffentlichen Wirksamkeit Gaßners umfaßt drei Jahre, nämlich vom Anfang Novembers 1774 bis Ende Oktobers 1777, wo wahrscheinlich die letzten Operationen in Ellwangen statt fanden, wohin Gaßner sich wieder zurückzog, ehe er die Pfarrei Bondorf antrat. Wenigstens finden sich noch einige Kuren im Ellwanger Protokoll vom 21. Oktober 1777 angegeben. Rechnen wir nun von den drei Jahren oder von 36 Monaten 3 Monate ab, welche auf die Reisen und Pausen gehen, so bleiben für seine Wirksamkeit noch 33 Monate übrig. Wird nun der Monat zu 360 Kranken berechnet, so reicht die Summe nahe an 12,000 Personen. Ziehen wir davon etwa den sechsten Theil solcher Kranken ab, welche ungeheilt entlassen wurden, so bleibt immer noch die enorme Summe von 10,000 geheilten Kranken übrig.

Görres hebt zwar unter den gleichen Wunderthätern

den Abt Bernhard von Clairvaux besonders hervor, und es mag seyn, daß er auch unter die Rüstzeuge gehört, welche der Herr zu seinen Zwischenoffenbarungen wählt, um die Kraft seines Namens zu verkünden und den mattwerdenden Glauben aufs neue zu beleben: aber so juridisch genau sind jene Heilungen nicht, wie bei Gaßner. Wir wissen ja, daß das convex geschliffene Augenglas des Pöbels Alles, was ihm wunderbar scheint, in's Unendliche vergrößert, und daß die hintennach kommende Apologeten, welche gleiche Lust zum Wunderbaren haben, alle die rauhen Flecken des Lebens solcher Wundermänner so glatt poliren, daß Alles mit Glanz und Glorie überzogen wird. Bei Gaßner entscheiden die Protokolle in öffentlichen Verhandlungen mit den Namen der Kranken, Angaben der Krankheiten und ihrer Heilungen, und den Unterschriften der gültigsten und angesehensten Zeugen. Dem Abt Bernhard war ein langer Zeitraum zu seinen Thaten vergönnt, dem Pater Gaßner nur der kurze Zeitraum von 3 Jahren, nach deren Verlauf kaiserliche und päbstliche Verbote seine Operationen unterbrachen; und nun ist die Frage, ob Bernhard innerhalb gleicher Zeit eben so viele Heilungen bewirkt hat, als Gaßner? Abt Bernhard klagt zwar in seinen Considerationen bei dem Pabst Eugenius über das Verderben der Kirche, aber diese Kirche traf dazumal noch kein inneres Zerwürfniß; Pater Gaßner hingegen stand neben der Reformation, und es war wirklich einer der bedeutenderen Vorwürfe, die ihm seine Kirche machte, daß er bei den Protestanten so großes Aufsehen errege. Denn eben die Protestanten, Beamte, Aerzte, Geistliche, welche seinen Operationen anwohnten, und sie prüften, waren auch seine Apologeten zum Theil in öffentlichen Abhandlungen, weil sie die reine evangelische Glaubenskraft im Namen des Herrn aus ihm wirken sahen, wie Christus sagt: Wer an mich glaubt, aus dessen Leib werden Ströme des lebendigen (gesund machenden) Wassers fließen.

Betrachten wir die angegebene Summe geheilter Kranken, so ist der Einwurf natürlich: Wie es möglich sey, daß so

viele Besessene, fast lauter Katholiken, sich in einen so kurzen Zeitraum und nur aus wenigen Ländern in so gedrängter Masse aufhäufen, und daß hinter die anscheinend natürlichen Uebel und Krankheiten immer Dämonen sich verstecken: Aber auch hier gibt das Evangelium die beste Auskunft.

Ein treffendes Beispiel finden wir an dem contracten Weibe, das achtzehn Jahre zusammengekrümmt war und von Jesu geheilt wurde, mit der Aeusserung gegen die Pharisäer, Luk. 15, 16: „Sollte nicht gelöset werden am Sabbath diese, die doch Abrahams Tochter ist, von diesem Bande, welche Satanas gebunden hatte nun wohl achtzehn Jahre?“ So heilte Gaßner den Grafen Tauber aus Frankreich, welcher eine Reise von 200 französischen Meilen zu Gaßner machte, in Sulzbach vollständig an einer vierzigjährigen Gicht. Die merkwürdige Geschichte seiner Heilung steht unter Nro 148 den 20. September 1775 im Sulzbacher Protokoll. Kann nun der Satan ein Weib durch eine Contractur 18 Jahre binden, so kann er auch einen Mann mit 40jähriger Gicht peinigen. War es Zulassung Gottes, daß der Satan den frommen Hiob mit bösen Geschwüren von der Fußsohle bis zum Scheitel schlagen durfte, so ist kein Grund vorhanden, dieser Zulassung Gränzen zu setzen. Dahin deutet auch die wichtige Stelle, 1 Kor. 5, 5: in welcher Paulus den Beschluß faßt: „den Sünder dem Satan zu übergeben zum Verderben des Fleisches, damit der Geist selig werde am Tage des Herrn Jesu.“ Das Verderben des Fleisches schließt alle leibliche Uebel, Schmerzen und Krankheiten in sich; Und so sehen wir, daß der Satan allerdings Schmerzen und Krankheiten aller Art erregen kann, aber freilich nur unter der Bedingung, daß entweder der apostolische Geist, welchen Paulus vom Herrn empfangen hatte, es beschließt, oder daß Gott überhaupt es zuläßt, wobei aber immer die weiße Absicht hervorleuchtet, daß durch leibliche Abbüßungen der menschliche Geist möge gereinigt und geläutert werden, um sich noch zur Seligkeit tüchtig zu machen. Der wahre Sinn dieser Stellen

mag wohl auch in Gaßner gewirkt und ihn bestimmt haben, in allen Uebeln und Krankheiten den Exorcismum probativum anzuwenden; und fast immer entsprach der Erfolg seiner Erwartung.

Gegen diesen Mann, der dem dämonischen Reiche so offenbaren Abbruch that, konnte der Feind, der im Finstern schleicht, seine Tücke nicht verbergen.

Einerseits konnte die damalige Aufklärungsepoche, welche, von der Regierung des Kaisers Joseph begünstigt, in Theologie und Wissenschaft eindrang, keinen solchen Wundermann dulden. Anderseits konnte die katholische Kirchen-Autorität ein in Grundsätzen und Methode so abnormes Verfahren nicht gutheißen. Und so kam es, daß von erster Seite Reichsedicte, und der damals durch Semmler repräsentirte Rationalismus sich gegen ihn erklärten, von der andern Seite aber bischöfliche Verbote, erzbischöfliche Hirtenbriefe und zuletzt päbstliche Dekrete gegen ihn ergiengen. Beide Parteien kamen in dem Machtspruch überein: die Gaßnersche Sache müße ohne alle Prüfung verworfen werden. Die erste Partei sagt: Was der Vernunft widerstreitet, könne und dürfe nicht wahr seyn. Die andere sagt: Was von dem Ansehen der Kirche abweicht, könne und dürfe nicht wahr seyn. Jene setzt die Vernunft, diese die Tradition an die Stelle des Evangeliums.

Leibarzt Dr. Schleiß machte dem Dr. Semmler in einem öffentlichen Sendschreiben den Vorschlag, eine Commission aus protestantischen und katholischen Theologen und Laien zu wählen, um die Gaßnerische Sache genau zu prüfen, wozu Gaßner zur Ehre Gottes erbötig sey. Diese Commission kam nicht zu Stande; Warum? Weil das Dogma sich über alle Thatsachen des Glaubens erhebt.

Und so ist es auch auf der andern Seite. Die Hirtenbriefe und päbstlichen Dekrete haben nie gefragt und geprüft: Was hat Gaßner wirklich geleistet? Wer sind die geheilten Kranken? Wer sind die Zeugen der Thatsachen? Sind die Heilungen wahr, die in den Protokollen stehen, so bringen

sie die ganze Clerisei zum Schweigen, und die Frage nach dem Ansehen der Kirche und dem römischen Rituale ist völlig untergeordnet.

Gaßner war ein reiner und frommer Priester, was, wie die Kirchengeschichte von Huth erzählt, selbst seine Feinde nicht in Abrede zogen, Er hatte bei seinen Heilungen nichts vor Augen, als das einfache Evangelium, und dieß ist doch wohl die Mutterquelle aus der wir alle schöpfen. Ihm konzentrirte sich die ganze Welt im Evangelium, und das Evangelium im Namen Jesus. Das Licht seines Glaubens an diesem Namen wurde zur heiligen Flamme, die nun auch die Kraft des Namens in sich aufnahm, mit der er dem ganzen dämonischen Reich unbedingt gebieten konnte. Er war durchdrungen mit Herz und Geist von dieser einzigen Wahrheit, die alle Andern in sich schließt. Darum wurde das Organ dieser Wahrheit; Sie gebot über ihn, er nicht über sie.

Und nun zur Anwendung. Die Gaßnerische Geschichte ist für den Exorcismus die wichtigste, ja die Krone von Allen, die bekannt sind. Auffallende Erscheinungen der Art, führt zwar Görres aus frühern Jahrhunderten auch an, und besonders bietet die Geschichte der 18 Jungfrauen, theils Nonnen, theils Mägde von Auyonue manche Aehnlichkeit mit der Gaßnerischen Operation dar, aber in Hinsicht der Macht der Befehle, — der Methode, welche allein auf das Vertrauen des Herrn hinweißt, der unbedingten Herrschaft über alle Systeme des Leibes und über das Bewußtseyn der Seele, der Menge der Heilungen, der Ausdehnung nicht blos auf solche, deren Besessenheit entschieden ist, sondern auf die leiblichen Uebel und Krankheiten steht die Gaßnerische Geschichte einzig da; Daher muß es befremden, daß Görres sie mit keiner Sylbe berührt. Wenn Görres freilich uns überall die Galle der Heiligen vor die Augen zu rücken, und die Reliquien zu Ehren zu bringen sucht, so ist allerdings die Gaßnerische Geschichte eine starke Opposition dagegen; Denn in den 300 Fällen, welche vor mir liegen, kommt auch nicht einmal

vor, daß er die Heiligen angerufen habe. Alles geschah in Kraft des heiligen Namens Jesus, wie das Evangelium verlangt und der Herr verordnet hat. Das Ausserordentliche nun, was Gaßner mit diesem Namen leistete, läßt mit vollem Recht schließen, daß jene traditionelle Zusätze unnütz, eitel und überflüssig sind.

Und so scheint es, der Herr habe diesen Mann erkoren, um seiner Kirche die ausschließliche Kraft des Evangeliums von der stärksten Seite recht anschaulich zu machen, — aber die Kirche verwarf ihn.

X.

Der Thierbändiger van Amburgh

und die Hauptgründe seines besondern Talentes.

„Isaak van Amburgh ward im Juli 1811 in einer kleinen Stadt der Grafschaft Ducheß im Staate Kentucky geboren. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken zum Theil das Land, welches der Ohio, der Mississippi, der Kentucky, der Big=Sandy und andere große Flüße durchziehen. In dieser Gegend, unfern der Stadt Lewiston haben sich die von Süd=Carolina eingewanderten Tuskaroras Indianer, welche zu der Confederation der sechs Nationen gehören, angesiedelt. Vorboys van Amburgh, der Großvater unsers Helden war ein Tuskarora Indianer; sein eigentlicher Name war Tangborgon O'Oom, was in der Sprache der Tuskarora's „großer König der Wälder" heißt. Er nahm den Namen Vorboys van Amburgh, von einem Landmann holländischer Abkunft in Kentucky an, der so hieß, und den er, als er in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Dieser Landmann ward sodann die Veranlassung, daß sich der ehemalige große König der Wälder im Staate Kentucky ansiedelte, sich taufen ließ und daselbst verheirathete. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben, und man versichert, daß, als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen frischgemalten Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrack, daß ihn der Schreck tödtete. Wenn man der Versicherung von van Amburghs Mutter Glauben beimißt, so hatte sie in dem vierten Monat ihrer Schwangerschaft einen merkwürdigen Traum, den sie als Prophezeihung der künftigen Bestimmung ihres

Kindes betrachtete. Sie erzählte ihn Ephraim Watts in Nordamerika, wie folgt:

„Ich saß im Schatten eines großen Baumes an der Bai von Oneida; plötzlich schien es mir, als ob der Boden rings um mich her versänke, aber ich blieb ruhig und unbeweglich sitzen. Der Baum, der mich beschattet hatte, sank langsam unter, ich fühlte, wie seine Aeste an meinem Leib vorüberrauschten, und sah, wie er versank. Ich sah, daß meine Füsse auf einem weißlichen Sandstein ruhten; die ganze Landschaft, die mich umgab, versank langsam unter den Tönen einer lieblichen Musik, und ich blieb allein auf der Spitze des Felsens, von dem ich, wie von einer Sternwarte aus, mit Stolz den ungeheuren Horizont betrachtete. Auf einmal aber wurde ich wie eine Feder erhoben, und von unsichtbaren Händen an den sandigen Ufern des Onondagasees niedergelassen. Ich hörte, während ich an ihm hin gieng, das Gezisch der Schlangen und das Gebrüll der wilden Thiere; erschreckt beeilte ich meine Schritte; und kam an einen Haufen zerstörter Scheunen, und sah 16 eiserne Kessel in zwei Reihen aufgestellt. Ich öffnete den ersten Kessel, und sah einen eingesalzenen Löwenkopf darin. Ich öffnete den zweiten und fand die Tatzen des Löwen ebenfalls eingesalzen, kurz alle 16 Kessel waren mit Stücken des Löwen angefüllt, und zum häuslichen Gebrauch eingesalzen. Da ergriff mich jenes unwiderstehliche Gelüste, das oft schwangere Frauen befällt, ich zog den Kopf des Löwen aus der salzigen Brühe, in der er schwamm hervor, brachte ihn an meine Lippen, und mein Mund dehnte sich, daß ich den ungeheuern Kopf verschlingen konnte, der in meinem Leibe brüllte, wie wenn er lebend wäre. Eben so aß, oder verschlang ich den Inhalt der übrigen 15 Kessel."

„So erzählte Frau van Amburgh, und die Deutung, die sie diesem Traume gab, wurde durch Isaaks früheste Jugend schon gerechtfertigt. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kindesalters, und nur die Insekten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer u. s. w. vermochten sein Spiel und seine

Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer wurde, übte er sich an kleinen vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man sah ihn oft in einer Scheune sein bescheidenes Abendbrod mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen theilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte Alles um ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er seine Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem 7. Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunterzuwerfen. Er wurde in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Theilen Kentucky's die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigentliches Gewerbe daraus, und verschaffte sich dadurch in seinem zwölften Jahre schon ein freies selbstständiges Leben. — Der erfinderische Geist van Amburghs fand von selbst die Methode, nach welcher im südlichen Amerika, als Frucht langjähriger Erfahrungen, die wilden Pferde gebändigt werden."

„Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaak gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größeren Spielraum. Von seiner Mutter fromm erzogen, las er einst in dem ersten Kapitel der Genesis, und stieß auf den Vers: „Gott segnete den Mann und das Weib und sprach: seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und ihr werdet sie euch unterthänig machen, und herrschen über die Fische des Meeres, die Vögel des Himmels, und über alle Thiere, die auf der Erde leben." Van Amburgh dachte über diese Worte nach und fragte sich: wenn der Mensch über alle Thiere herrschen soll, wie kommt es, daß er vor dem Tiger flieht? Die wilden Thiere sind nur darum so fürchterlich, weil wir so kleinmüthig sind. Es ist nicht an uns, sie zu fürchten, an ihnen ist es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und ihrer Grausamkeit

sind sie feig und schwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen fest ins Auge blicken, um sie die Uebermacht der menschlichen Geschicklichkeit und des menschlichen Willens kennen zu lehren, nud um sie ihrem natürlichen Herrn gehorsam zu machen.“ — Von dieser Theorie ging van Amburgh bald zur Praxis über. In seinen Freistunden irrte er in den Wäldern Kentucky's umher, und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltisse, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern erhielt auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei.“

(Ein Beispiel hievon wird nun gegeben an einem Wildschwein, das den Pflanzern der Umgegend großen Schaden zugefügt hatte, und dessen Raubzüge, so bald man sich an van Amburgh gewendet hatte, in weniger als einer Woche aufhörten. — Ueberhaupt machte er sich den dortigen Landleuten auf verschiedene Art in dieser Hinsicht nützlich.)

„Van Amburgh, (heißt es nun weiter) beherrschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen, und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrates, aber ohne sie je gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, sie ihrer Freiheit berauben müsse; aber er belauerte sie in den Gebüschen, überfiel sie in ihren Höhlen, und bändigte sie in ihren Wohnungen. — Eine Begebenheit, (die näher beschrieben, aber hier als minder wesentlich übergangen wird) bei welcher van Amburgh weniger Schonung für die Menschen als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn sein Vaterland zu verlassen, und auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord zu gehen. Das Schiff ging nach Bombay und legte während seiner Fahrt am Kap an. Van Amburgh ging an's Land und die Schiffmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit seinem Eisen vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem van Amburgh den Namen

Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm machte, sich in's Wasser stürzte, beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich und er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die wie Hunde ihm Fische fingen und apportirten. Ob er der Erste ist, der dieses Kunststück versucht, ob es Andere schon vor ihm gethan, und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht, er wollte versuchen, einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitains und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdecke frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch. Van Amburgh faßt seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung des Schiffes, und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Kapitain ließ das Schiff beilegen, und alle Mannschaft sammelte sich auf dem Verdeck. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los, dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen, und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Wassers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgt ihn, — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite, und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er tauchte wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis der Haifisch sich ihm wieder naht, wirft ihm die Harpune in den Rücken, und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres ausser dem Wasser zu halten, befiehlt van Amburgh seinem Hiob sich ins Wasser zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endeten seinen Todeskampf. Man

warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog ihn auf das Hinterkastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehrere Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. — Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß, seinen Hauptmast ein, und ward genöthigt, mit seinem Nothmaster in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf van Amburgh einen Landsmann an, und erfuhr von diesem, daß der (todt geglaubte) Landmann und sein Gefährte, (wegen deren gefährlicher Züchtigung van Amburgh die Flucht ergriffen hatte,) wieder vollkommen hergestellt seyen. — So kehrte er dann mit dem nächsten nach Nordamerika segelnden Schiffe wieder in sein Vaterland zurück."

„Nachdem van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten hatte, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen, und trat bei dem berühmten Menageriebesitzer Titus in Dienste. Bei diesem zeichnete er sich bald aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfig in den andern jagen wollte, gestorben. Zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, blos mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. Drei Tage später, zeigte er dem Publikum zum erstenmal das bisher noch von Niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt, und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut riecht, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, und schob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hat dieses Kunststück oft, und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten, vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt."

„Gegen Ende des Jahres 1838 ward van Amburgh mit einem Theil seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft von den Eigenthümern des Circus Astley für die Summe von wöchentlichen 300 Pfd. Sterling angagirt, zeigte er sich, umgeben von seinen Löwen und Tigern, die demüthig zu seinen Füßen liegend, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften der englischen Aristokraten eingeführt, und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges ertheilte. Man versichert sogar, daß die Königin Victoria ihn incognito besuchte, und ihm angeboten habe, ihn in den Ritterstand zu erheben, eine Ehre, die er als unverträglich mit seinen politischen Grundsätzen ablehnte. Alle englischen und französischen Journale haben den Vorschlag erwähnt, den er den Eigenthümern von Vauxhall gemacht, mit seinem Lieblingstiger in dem großen Luftballon Nassau aufzusteigen, und sich mit dem Fallschirm herunterzulassen. Der Magistrat von London verbot dieses Schauspiel, wegen des ungeheuren Zudrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reisegefährte van Amburghs und seines Tiegers, bei dieser Luftfahrt geschwebt hätte.“

Nun wird in der Skizze noch Einiges über die Persönlichkeit van Amburghs und über seine Bemerkungen in Betreff etlicher Thiergattungen u. s. w. bei Gelegenheit eines Gesprächs mit Ephraim Watts mitgetheilt, woraus etwa nur Folgendes als für den Zweck dieses Werkes erheblich, noch anzuführen seyn möchte.

„Van Amburgh hat nach englischem Maaß 5 Fuß 10½ Zoll; sein Körper ist untersetzt gebaut, und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht

von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und in seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge wären in hohem Grade männlich und entschieden, aber sie sind im Gegentheil sehr zart, fast weiblich, nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr hervorragend, und es scheint, als besitze er die Gabe auf die rechte und linke Seite zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen, sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden fast gestorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell und nach allen Richtungen hin bewegen würden, wie wann sie Alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich van Amburghs Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein magischer Zauber für sie darin. — Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgang, er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die der gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geist, wie seinem Herzen gleichviel Ehre.“ — — — — Er glaubt nicht, daß irgend ein Thier, selbst nicht das Rhinoceros, welches er für das dümmste und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich nicht bezähmen lasse.“ —

Der Verfasser des Aufsatzes schließt denselben nun mit der Bemerkung: der Zukunft bleibe es vorbehalten, zu entscheiden, ob die Wissenschaft, zu der er den Grund legen will, eine Aussicht auf Dauer hat, und ob man van Amburgh unter die ausserordentlichen Wesen wie Herkules, oder unter die erfinderischen Geister, wie Bakewell, stellen soll.“ —

Hiezu erlaube ich mir folgende Schlußbemerkung.

Schwerlich wird man das Talent van Amburghs, das nach vorgehender Erzählung seiner Geburt und Jugendjahre einen viel tieferen Grund hat, als bloße wissenschaftlich erlernte Kenntnisse von der Behandlungsart der Thiere je haben können, durch eine normale Wissenschaft, im gewöhnlichen Sinne des Worts erreichen. Unverkennbar liegt oder lag bei

van Amburgh sein fester Glaube an die göttliche Bestimmung des Menschen zum Herrn der Thierwelt, und dabei seine zarte Rücksicht auf die Beschaffenheit der Thiere, seine wahrhaft *menschliche Behandlung* derselben zum Grund. Dadurch entwickelte er die Gabe, die schon von Geburt an in ihm lag, zu einer seltenen Vollkommenheit. Aber merkwürdig ist es, daß, sobald sich *unlautere Triebfedern*, z. B. Ehrsucht, Neid u. s. w. seiner bemächtigten, auch seine Gabe und sein Talent sich in gleichem Grad verminderte. Spätere Zeitungsblätter in den Jahren 1839 und 1840 berichteten nämlich zu wiederholtenmalen, daß, als ein gewisser *Carter*, ein Engländer, sich gleichfalls durch sein Talent, Thiere zu bändigen, auszeichnete, und durch die Achtung des Publikums — vornämlich in den Kreisen der an vielfache Abwechselungen gewöhnten Hauptstadt Frankreichs — sich von Jenem auf Letztern überzutragen begann, die Ambition *van Amburghs* dadurch so sehr aufgestachelt wurde, daß er seinen Nebenbuhler öffentlich herausforderte, in einen Käfig eines noch ungezähmten wilden Thieres, gleich ihm, einzutreten; wodurch er hoffte, seine Ueberlegenheit vor Jenem Jedermann zu beweisen. Ich weiß nicht mehr, war es ein Tiger oder eine Löwin, mit der die Probe gemacht werden sollte. — Sobald ich diese Herausforderung in den öffentlichen Blättern las, ahnte ich gleich einen schlimmen Erfolg für *van Amburgh*. Und wirklich brachten auch schon die nächsten Blätter, daß *van Amburgh* von einem Tiger oder einer Löwin, dermaßen gebissen und verwundet worden sey, daß er eine geraume Zeit zu seiner Wiederherstellung brauchte, der Erfolg war, daß *Carter* ihn gänzlich von Paris verdrängte. *Van Amburgh* reiste sodann im Süden Frankreichs mit seiner Menagerie herum, aber auch von da aus (ich glaub es war in Marseille) kam ein abermaliger Bericht von einem neuen Unglücksfall, der dem *van Amburgh* mit einer Löwin begegnet sey. Dießmal war es zwar von keiner großen Bedeutung; (es war im Jahr 1840) aber es scheint doch seinen Glaubensmuth beträchtlich abgekühlt zu haben, denn

Ich erinnere mich nicht, spätere Nachrichten von van Amburgh gelesen zu haben, und weiß daher nicht, ob er sich vielleicht ganz vom öffentlichen Schauplatz zurückgezogen, oder wieder in sein Vaterland zurückgekehrt sey, um dort seine Talente weiter zu üben, oder was sonst aus ihm geworden sey. Aber ich konnte doch bei den eben gemeldeten öffentlichen Nachrichten von ihm, nicht umhin, ihn mit dem im vorigen Jahrhundert in Würtemberg so bekannt gewordenen Martin von Schlierbach, dessen Wundergabe und deren Verlust durch Hochmuth ꝛc. ich in den Blättern von Prevorst gelesen habe, zu vergleichen. Jedenfalls beweisen die dem van Amburgh zugestoßenen Unglücksfälle, daß seine Gabe keine bloße Wissenschaft, die man zu jeder Zeit nach Willkühr gebrauchen kann, gewesen sey.

W — r.

Seltsames Ereigniß in Schweden am 12. Dezember 1842.

Die schwedische Zeitung „Swenska Biet“ theilt folgende seltsame Erzählung nach einem Berichte des Pfarrers Hamar mit: Am 12. Dezember des v. J. (1842) standen im Kirchensprengel Näsby in dem Dorfe Oestad, zwei Knechte auf der Tenne und draschen Getreide. Um 8 Uhr hörten sie mit der Arbeit auf, und der eine, Nils Andersson, ging nach dem Stalle, um den Pferden Nachfutter zu geben, während der andere, Sven, in der Thüre der Tenne, dem Stalle gegenüber stand, die Rückkehr seines Kameraden abwartend. Als Nils die Stallthüre öffnete, fuhr sie mit der größten Heftigkeit auf, als würde sie durch einen überaus starken Orkan getrieben, wiewohl das Wetter ganz still war, und schlug mit großem Geräusch an die Wand; in demselben Augenblicke sah Swen, denn der Mond schien hell, seinen Kameraden wie eine Bombe hoch in die Luft über den Hof, über einen da-

stehenden Apfelbaum und über die Umzäunung des Hofes [illegible] das benachbarte Feld geschleudert. Erschreckt und bestürzt [illegible] Sven ins Wohnhaus, wo er zwei Gäste, den Drago[illegible] Blücher, und den Schmid Söderberg vorfand. Al[illegible] die wunderliche Begebenheit ihnen erzählt hatte, gingen [illegible] drei hinaus, um Nils zu helfen, den sie vom Falle sehr [illegible] schädigt oder vielleicht todt wähnten. Auf dem Felde angekommen, konnten sie ihn nirgend erblicken, jedoch fanden sie seine M[illegible] und dann etwa 50 Ellen weiter, seine Holzschuhe. End[illegible] hörten sie in einem benachbarten Brunnen eine hohle Stimme; sie gingen dahin, und sahen hinunter, und hörten Nils allerlei unvernünftiges Zeug heftig sprechen, z. B. „Laßt mich herauf!“ „Gebt mich los!“ als zanke er mit einem lebenden Wesen. Einer der Drei stieg jetzt in den 13 Ellen tiefen, bei der damaligen langen Dürre, wasserlosen Brunnen, traf den Nils körperlich ganz unverletzt, aber übrigens sehr sinnesverwirrt an. Er band nun ein Seil um ihn, und ließ ihn heraufwinden. Nils konnte übrigens weiter nichts mittheilen, als daß die Thür des Stalls wie von einem heftigen Windstoß aufgesprungen wäre, wußte aber nicht, was ihm weiter widerfahren war. Am andern Morgen war er völlig bei Sinnen, wußte jedoch auch nichts weiter über die Erscheinung mitzutheilen.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

Dritter Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1843.



Literarischer Anzeiger. Nro. 3.

Stuttgart. Im Verlage von Ebner und Seubert ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber die Herstellung
einer
allgemeinen christlichen Kirche
und ihre Organisirung
in Ansehung der Glaubenslehre, des Kultus und der Kirchenverfassung.

Ein Versuch zur Beendigung der kirchlichen Wirren der Katholiken und Protestanten

von

M. Aschenbrenner,
königl. bair. Professor in Erlangen.

gr. 8. geheftet Preis 2 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 18 ggr.

Es sind in dieser Schrift die schwebenden Streitfragen der gegenwärtigen Zeit über den historischen oder positiven Offenbarungs- und Vernunftglauben, so wie die kirchlichen Wirren der Katholiken und Protestanten in unbefangene genaue Untersuchung gezogen und in Aussicht gestellt, daß nur in einer mit Rücksicht auf die Bibel und Vernunft gebildeten allgemeinen christlichen Kirche, ein standhafter Friede der streitenden Parteien gehofft werden kann. Der heftige Zwiespalt der Kirchenparteien, hat in einzelnen Familien und in dem Staate schon bittere Anfeindungen und manigfaltige Störungen des bürgerlichen Lebens verursacht.

Der unheilbringende Kampf soll auf eine nachhaltige Art beseitigt werden. Religiöse Streitigkeiten können für Vernunftwesen nur durch eine vernunftgemäße Berichtigung der Streitfragen, eine befriedigende Lösung erhalten. Es soll nicht einseitig das Historische und Positive, aber auch nicht einseitig das rationelle Moment der Religion und Kirche geltend gemacht, sondern durch eine unbefangene Forschung, beide Monumente zu einem befriedigenden Einklange gebracht werden. Da der Zweck der Untersuchung wichtig ist, und nicht durch rhetorische Deklamationen, sondern durch entscheidende Sachgründe in der genannten Schrift erstrebt wird, so kann auf die Theilnahme des Publikums mit Recht gehofft werden.

Der Gesundheitsfreund
der
menschlichen Seele
oder:
leichtfaßliche praktische Anweisungen,
wie man die Kräfte des Verstandes, des Herzens und des Willens bis ins hohe Alter ungetrübt erhalten kann.

Von **W. Joachim,**
Dr. der Medicin u Chirurgie zu Sarvar.

8. geheftet Preis 36 kr. oder 9 ggr.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens,

nebst andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Justinus Kerner.

Dritter Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1845.

Inhalt.

An die Leser dieser Blätter.

„Jede Wahrheit muß so oft wiederholt werden, bis sie Wirklichkeit geworden."

Plato.

Es sind in den Blättern von Prevorst und den Heften des Magikons, eine Reihe von Erfahrungen aufgeführt, welche davon zeugen, daß es nicht nur bestimmte Stellen, z. E. in Wäldern und Feldern, sondern auch in Städten, bestimmte Häuser gibt, an welchen, bis jetzt noch auf natürlichem Wege durchaus nicht erklärliche Erscheinungen haften, die nicht blos in der Menschen Einbildung ihren vergänglichen Sitz haben, sondern die oft einen großen Zeitraum von Jahren hindurch von den verschiedensten Wanderern, oder von den verschiedensten Bewohnern solcher Häuser beobachtet worden, Erscheinungen, die solche Stellen und Häuser nicht verlassen, wechseln auch die Generationen, die sie bewohnten. Jedenfalls bewähren solche auch schon dadurch ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von den Menschen. Hat man sich nun versichert: daß weder Mond- noch Sternenlicht, noch ein andres natürliches Licht, noch fernere oder nähere natürliche Töne, Wiederhalle, Nachtgevögel u. s. w. an solchen Stellen und in solchen Häusern so viele Jahre und Menschenalter hindurch ein solches Spiel treiben, — so hat man sie, wenn auch nicht in einer Geisterwirkung, doch in einer andern noch unbekannten Natureinwirkung zu suchen und es ist dann jedenfalls der Mühe werth, ein naturforschendes Augenmerk auf sie zu richten, käme man auch am Ende dahin, wohin man allerdings kommen wird: daß solche Erscheinungen von nichts Anderem herrühren — als von der Erde und ihren Räumen noch nicht losgekommenen Geistern Verstorbener.

Ich habe diese Erscheinungen bisher immer rein nur auf dem Wege der Naturforschung betrachtet und frage auf diesem

Wege nicht nach, wie sich solche mit der Güte Gottes, seiner Barmherzigkeit u. s. w. vereinigen.

Dieser Einwurf wurde schon von andern Seiten längst beantwortet und siegreich widerlegt.

Diese Erscheinungen sind nun einmal in der Natur und nur durch ihre vielseitigere Aufsuchung und Bestätigung können sie zu einer endlichen Naturwahrheit erhoben werden.

Ich fordere hiemit die geneigten Leser zu Beobachtung und Mittheilung der Fälle auf, wo besonders in bestimmten Häusern sich schon Jahre lang, auch bei dem Wechsel der Bewohner, solche Erscheinungen zeigen. Eine solche Beobachtung und Mittheilung wäre allerdings besonders auch Sache der Naturforscher. Sie wenden auf die Beobachtung und Untersuchung von Pflanzen und Käfern, von Flecken in der Sonne u. s. w. Zeit und Mühe, sie bestreben sich zu erforschen, ob der Mond bewohnt seye, von den besagten Beobachtungen aber, die in Wahrheit gewiß von noch größerer Wichtigkeit in Erforschung der Natur sind, wollen sie in ihrer Weisheit nichts wissen, und rechnen sie noch immer zum Aberglauben des Pöbels.

Jede Beobachtung und Mittheilung aus jenem Kreise aber, werde ich mit Dank erkennen. Stellen und Häuser, an denen solche Erscheinungen haften, sind so häufig, daß es in diesem Felde an reichlichen Beobachtungen und Mittheilungen nicht fehlen kann. Die Wichtigkeit dieser Sache sollte auch über kleinliche Rücksichten, die wohl bekannt sind und die ich nicht vorher zu bezeichnen nöthig habe, den Sieg davon tragen.

Im ersten Bande, Seite 105 dieser Blätter wurden verschiedene Häuser angeführt, an welchen Erscheinungen schon seit Jahren haften und wo die Bewohner wechselten und die Nachkommenden immer wieder dasselbe bemerkten. Eine Fortsetzung dieser Mittheilungen ist im zweiten Bande Seite 1—21 derselben Blätter gegeben. Dort ist eines Hauses in Heilbronn erwähnt, wo seit vielen Jahren von den verschiedensten Hausbewohnern und dieß war besonders von denen im dritten und

zweiten Stocke der Fall, eine Erscheinung gesehen, gehört und gefühlt wird, namentlich kam sie oft vom obersten Stock in den zweiten herab.

In diesem Hause wurden durch Umbau inzwischen die Treppen verändert und nur eine Abtheilung derselben blieb unverändert. Merkwürdig ist, daß die Erscheinung seitdem sich nur noch auf den Raum dieser alten Treppe und auf die Zimmer und Kammern, in die diese führt, beschränkt und die neuen Treppen und die Räume, zu welchen die neue führen, nicht mehr berühren zu können scheint.

So unerklärlich, ja albern, auch diese Beobachtung zu seyn scheint, so ist sie doch nicht zu verschweigen. Spätere und weitere Beobachtungen werden auch dieß erklären und nur aus der genauesten Sammlung vieler Thatsachen, ist später eine Theorie zu bilden.

Auch der Erscheinungen, die sich schon seit vielen Jahren bei den verschiedensten Bewohnern im Pfarrhause zu Kleversulzbach kund thun, geschieht in jenen Mittheilungen im ersten und zweiten Bande ausführliche Erwähnung.

Noch dauren sie fort und was inzwischen eine, in dieser Sache ganz unbefangen gewesene, Dame erlebte und beobachtete, schrieb dieselbe hier mit Folgendem selbst nieder.

Ich hatte zwar schon früher von der bekannten Erscheinungs-Geschichte eines Verstorbenen in dem Pfarrhause zu Kleversulzbach gehört, als ich jedoch im Sommer 1843 daselbst ankam, war ich geistig so sehr von einer mir wichtigen Angelegenheit in Anspruch genommen, daß ich jener Geister-Geschichte gar nicht mehr gedachte, auch die Hausbewohner machten mich nicht darauf aufmerksam und somit kann ich meine Wahrnehmungen in dieser Beziehung als völlig unwillkührliche ansehen. Ich bewohnte ein Stübchen im obern Stocke, dessen Thüre auf einen langen Gang führte, längs dessen beiden Seiten liefen verschiedene Bühnen in unbewohnte Kammern. In den ersten Nächten schlief ich ungestört. Als Beweis, wie

wenig furchtsam mein Gemüth beschaffen war, mag dienen, daß gegenüber meiner Bettstelle sogar ein wirklicher Todtenkopf stand, welcher einen Theil der Zierde eines kleines Hausaltars ausmachte, den die Schwester des Pfarrers in diesem Stübchen sehr sinnig errichtet hatte. Nach einigen Tagen meiner Anwesenheit geschah es, daß ich öfters beim Frühstück Morgens gegen meine Hauswirthe äußerte: ob sie auch der heftige Sturmwind diese Nacht am Schlafen gehindert habe, doch man verneinte dieß stets, und als ich versicherte, daß die Thüre auf dem obern Gange hin- und hergeschlagen hätte, wunderte man sich dessen. — Um nun hiedurch nicht ferner beunruhigt zu werden, verschloß ich jeden Abend vor Schlafengehen sorgfältig mit der Magd des Hauses diese Thüren, allein fast jede Nacht gleiches und sogar vermehrtes Schlagen, endlich glaubte ich sogar Tritte zu vernehmen, es kam auf mein Zimmer zu und da beim täglichen Nachfragen man mich stets versicherte, daß alles ruhig geschlafen habe, so wurde mir denn doch unheimlich zu Muthe und ich bat sofort, daß die Schwester des Pfarrers oder die Magd bei mir schlafen möchten. — Der Lärm dauerte aber dessen ungeachtet fort und die Hauswirthe gestanden mir nun, es werde wohl der Hausgeist seyn, der sich jedesmal bei einem fremden Besuche wieder hören lasse. Dieser unsaubere Gast lies mir von nun an auch keine Ruhe mehr und ich kann wohl sagen, daß es mir in jener für mich sehr schwierigen Zeit schien, als hätten sich Menschen und Geister gegen mich verschworen, um mich zu quälen! — Der Spuckgeist spazierte nicht nur jede Nacht in dem langen Gange auf und ab, schlug Thüren rechts und links zu, polterte die Treppe auf und nieder, sondern er fing auch an, an meine Thür zu schlagen, vom festen Schlafe war keine Rede mehr, seine Neckereien ließen mir keine Stunde Ruhe, wir hörten ihn endlich zu unserem Entsetzen in der Stube umhertappen, und die Schwester des Pfarrers flüchtete sich zu mir in mein Bett. Hierauf fing er an unserer Bettstelle an zu pochen, so daß sie ganz erzitterte, wir wußten uns nicht zu

helfen und fingen laut an, aus dem Gesangbuch Lieder zu beten, worauf er sich endlich wieder begnügte, auf dem Gange zu rumoren. Gesehen hatte ich bis jetzt gar nichts, allein ich hatte doch immer ein ganz sicheres Gefühl, wenn der Geist im Zimmer sich befand, oft war es mir ganz deutlich, als würde ich gewaltsam aufgeweckt. Er band sich zuletzt auch an keine Stunde der Nacht mehr und quälte mich auch bei hellem Tag. Ich mußte Krankheitshalber mehrere Wochen das Bett hüten. Während dieser Zeit fing es oft bei Tage an zu stöhnen, ganz täuschend, als wäre eine Person im Zimmer, einmal gar zu wiehern. Oefters machte sich der Geist den Spaß und patschte in ein mit Wasser gefülltes Becken, daß ich auffuhr und glaubte, alles müsse durchnäßt seyn, allein ich fand keine Spur hievon. Einmal war ich eingeschlafen, während die Schwester des Pfarrers noch im untern Stocke beschäftigt war, ich erwachte und sah sie meiner Meinung nach im dunkelblauen Kleide vor meinem Bette stehen, ich sagte gute Nacht, war aber zu müde, weiter zu sprechen, und sah sie auch nicht im Gesichte mehr an, sondern schloß die Augen schnell wieder. Den andern Morgen entschuldigte ich mich bei ihr, daß ich ihr so wenig mehr Gehör gegeben habe, sie staunte aber und sagte mir, sie sey gar nicht mehr an mein Bett gekommen, sie habe, um mich nicht zu wecken, sich unten ausgekleidet und sey im weißen Nachtkleide hinauf gekommen und ganz leise in ihr in der andern Ecke des Zimmers stehendes Bette geschlichen. — Beide konnten wir nicht bezweifeln, daß es abermals der Hausgeist war, der mich heimgesucht hatte, welcher schon früher von andern Bewohnern in der Gestalt eines Geistlichen im dunklen Gewande gesehen wurde. Es war dieß die vorletzte Nacht vor meiner Abreise von Kleversulzbach. Als ich die erste Nacht in meinem neuen Nachtquartier schlief, so fühlte ich ganz deutlich, daß die fortwährende Beklemmung, in der ich seit Wochen gelegen hatte, gewichen war, und erfreute mich zum ersten Male wieder eines gesunden Schlafes. —

Von dem Materialismus der Aerzte von L.

Von jeher haben große Geister als ein richtiges Axiom angenommen: daß nur Halbweisheit vom Glauben ablenke, die wahre Weisheit dagegen zum Glauben zurückführe. Die Medizin liefert heutzutage einen merkwürdigen Beweis davon. In keinem Stande sah man vorher mehr Adepten des Materialismus, als in dem ärztlichen. Heute, wo die Medizin sich zur Wissenschaft zu erheben beginnt, wird der Spiritualismus immer vorherrschender unter den Priestern derselben, was auch natürlich ist, denn Niemand mehr als sie gelangt häufiger bis zur äußersten Gränze der Materie, ohne den geringsten Anhaltspunkt für die Erklärung der Lebensphänomene und der intellektuellen Fähigkeiten zu finden. Gerade wo die Macht des Scalpels aufhört, fängt die Sphäre des Lebens an, welches der Materie blos geliehen ist, und in höhern Sphären die Fortsetzung findet. — In Frankreich ist der Materialismus fast zu Grabe gegangen*; sonderbar genug ist es, daß er noch in den Köpfen einiger deutschen Mediziner spuckt. Ich habe erst vor Kurzem durch Zufall einen Aufsatz in einer deutschen medizinischen Zeitschrift gelesen, wo der Verfasser das Gehirnleben mit andern Absonderungen des Körpers vergleicht; und solche Absurditäten finden noch ein Organ in einer gelehrten Zeitschrift! „Fürchtet Euch, sagt sehr schön und wahr Göthe, vor Solchen, die Euch Lügen sagen wie Wahrheit." Dieses findet hier vollkommen seine Anwendung. Mit anmaßendem Wortschwulst, mit gelehrtem Anstrich, werden da Vergleichungen angestellt, die beim ersten Anblick einen seichten Kopf unruhig machen könnten, aber, abgesehen von jedem Glauben und Religion, vor dem Forum des Verstandes als grundfalsch und absurd sich darthun. Gerade diese Vergleichung der Seelen-

* Was wir nicht glauben können. K.

thätigkeit mit den Absonderungen des Körpers gibt dem Materialismus den Todtesstoß.

Das arterielle Blut, heißt es, erregt das Gehirn, und durch wechselseitige Einwirkung des Gehirnes und des Blutes bildet sich ein Produkt, eine Absonderung: die Gedanken, auf ähnliche Art wie bei den Speicheldrüsen aus dem Blute der Speichel, im Magen aus dem Blute Magensaft, in der Leber aus dem Blute Galle u. dgl. bereitet wird. Bilden sich doch in diesen Organen täglich neue Absonderungen: der heutige Speichel ist nicht der gestrige, der heutige Magensaft ist nicht der gestrige, die heutige Galle nicht die gestrige u. s. w. Alle diese Absonderungen werden zum täglichen Hausbedarfe der thierischen Oekonomie verbraucht, und täglich erneuert; während unsere Ideen seit unsrer Kindheit die gleichen sind: die Modificationen derselben rühren von der Erziehung, von den Fortschritten der Kenntnisse, von der Erfahrung her; aber ich weiß genau, was ich gestern, was ich vor einem Monate, vor einem Jahre, vor zehn, zwanzig Jahren über das und jenes gedacht habe, und wenn ich mich heute an das oder jenes nicht erinnere, dieser oder jener Umstand ruft mir diese oder jene Begebenheit wieder in's Gedächtniß zurück, welche ich vergessen zu haben schien, ja die ältesten Greise können sich der Jugend-Ereignisse erinnern: nun, wo waren denn diese milliarden Gedanken, diese Fülle von Kenntnissen, diese Unzahl von Rückerinnerungen in diesem winzigen Gehirnraum verborgen? Wer kann da die Existenz der Seele, deren Kräfte unermeßlich sind, läugnen?

Durch den gleichen Beweis wird auch die Meinung Jener entkräftet, welche das Seelenleben blos einer elektrischen Entladung zuschreiben, einem galvanischen Prozesse, indem sie die Gehirnorgane so vielen Voltaischen Säulen vergleichen. Die Elektrizität ist ein materielles Agens, und dessen Produkt, der elektrische Funken, der Blitz, ebenfalls materiell. Der Funken, der so eben der elektrischen Maschine, die Entladung, die so eben der Voltaischen Säule, der Blitz, der so eben den elektrischen

Wolken entfahren ist, sind nicht dieselben, die den Augenblick vorher den gleichen elektrischen Behältern entgangen sind. — Man hat ferner die Seelenthätigkeit mit der Lichtbildung verglichen. Verführerisch, aber falsch ist das Motto, welches der geniale Dr. Neumann einem seiner Werke vorangehen ließ:

„Gedank' ist Licht
Wenn Blut sich mit dem Nervenmark verbindet,
Was ists, das diese Masse hell entzündet?
Es wird zu Licht."

Die Lichtbildung ist nach den neuesten Forschungen der Physik ebenfalls mit der Elektrizität ganz nah verwandt, ebenfalls ein materielles Agens. Das Licht braucht bekanntlich mehrere Sekunden, bis es von der Sonne zur Erde gelangt, viele Jahrhunderte, bis es von den entferntern Fixsternen zur Erde kömmt, das Licht der noch entferntern Fixsterne gelangt gar nicht bis zu unserm Planeten. Unsere Seele hingegen kann sich in einem Augenblicke bis zur Unendlichkeit, bis zur Gottheit erheben. Schon der Gedanke an den unendlichen Gott ist ein Beweis der Unendlichkeit, Unsterblichkeit der Seele, der Beweis des geistigen Prinzips, welches mit keiner Materie, mit keinem materiellen, wenn auch imponderablen, Agens verglichen werden kann.

Diesen höchst wichtigen Punkt weiter zu entwickeln, erlaubt hier der Raum nicht, noch weniger kann ich hier von dem Zustande des Schlafes, von den Idioten, den Geisteskranken, von den angebornen Bösewichtern sprechen; aber andeuten muß ich hier, daß das Gehirn blos das Instrument ist, durch welches sich die Seele nach Aussen kund gibt, und daß so wenig wie Liszt auf einem verstimmten und schlechten Piano seine entzückende Harmonie hervorrufen kann, ebensowenig kann die Seele durch ein, aus physischen Ursachen, durch Erkrankung, Desorganisation, verstimmtes, abnorm beschaffenes Gehirn auf die gleiche Weise sich äussern, wie durch ein normal beschaffenes Gehirn; oder ebenso wie mir die äusseren Gegenstände ganz anders durch ein verschmiertes Glas und ganz anders

durch ein reines erscheinen, ebenso ist es mit der Manifestirung der Seele durch krankes oder gesundes Gehirn.

Daß übrigens die Gehirnmasse (als Instrument der Seele) durch Erziehung ebenso entwickelt werden kann, wie jedes andere Organ durch Uebung, versteht sich von selbst. *

* Unter den berühmten Aerzten, welche dem Organicismus huldigten, stehen Cabanis, Gall und Broussais an der Spitze. Unbegreiflich ist es, daß ersterer bei seinen so schönen Talenten auf so derbe Sophismen hat fallen können. Nach ihm verdauet das Gehirn die ihm zugeführten Eindrücke, metamorphosirt sie in Ideen und secernirt organisch den Gedanken, gerade wie der Magen die Nahrungsstoffe verdaut und umwandelt, wie der Magensaft secernirt wird u. dgl. Ich habe im Verlaufe dieser kleinen Abhandlung, den Grund-Irrthum dieser Meinung bewiesen: Ferner erklärt er das Leben als eine Reihe von Bewegungen, welche sich in Folge von Sinneseindrücken entwickeln. Darauf kann man ihn fragen und diese Objection ist schlagend — wer macht denn den Embryo leben, was für eine Kraft, wenn nicht die Seele, bildet in ihm das Nervensystem, das Blut rc. Lebt der Foetus im Mutterleibe auch von Sinneseindrücken, oder lebt er etwa nicht, weil er keine Sinneseindrücke erhält?

Heilungen durch Gebet und Glauben.

(Aus England.)

Folgende Mittheilungen sind eine treue Uebersetzung von einigen Artikeln, welche in dem von 1829 bis 1833 in London, unter dem Titel: „Morning=Watch“ edirten vierteljährlichen Journal über die Weissagungen und andere theologische Gegenstände, vorkommen. Der Uebersetzer hielt es für seine Pflicht, keinerlei Abänderungen zu machen in den Erzählungen und in den gelegenheitlichen Vertheidigungen der Thatsachen, und so je eine kleine Bemerkung von ihm nöthig zu seyn schien, so wurde sie unten in einer Note mit seinem Zeichen gegeben.

C. W.

Morning=Watch Vol. IV. Sept. 1831. p. 215. ff.

Nähere Nachrichten von einigen neulich stattgehabten Fällen von ungewöhnlicher Heilung.

„Wir erfüllen nun unser Versprechen, einige von den vielen Fällen der Heilung zu veröffentlichen, die zu unserer Kenntniß gelangt sind. Wir lesen die neuesten aus, und werden von Zeit zu Zeit andere veröffentlichen, wie sie zu unserer Kunde gelangen: und wir schärfen es Allen, die die Barmherzigkeit Gottes erfahren, als eine Pflicht ein, daß sie Ihm die Ehre geben, dadurch, daß sie es öffentlich erklären; damit auch der Glaube Anderer, die in gleicher Trübsal sind, gestärkt, und sie auf ähnliche Weise geheilt werden mögen.“

Erster Fall.

Frau Maxwell.

Der erste Fall wird durch zwei Geistliche der Kirche Englands von der höchsten Achtbarkeit, bezeugt; einer von ihnen hält eine Stiftsherrnstelle an einer benachbarten Kathedrale und schreibt von der Frau Maxwell Folgendes unter dem 8. Juli 1831.

„Ich bin mehr als 25 Jahre hier gewesen, und es war, wie mich dünkt, ungefähr ein Jahr nach meiner Ankunft, daß sie anfing lahm zu werden, und so war es, wie ich vernehme, nach und nach schlimmer mit ihr geworden. Ich sah sie vor ungefähr anderthalb Jahren, und damals konnte sie, ohne Krücken, sich nicht von einem Stuhl zum andern bewegen. Jetzt kann sie vollkommen gut wandeln, und ihre Herstellung war wirklich, wie Sie erwähnten,* eine augenblickliche. — Es war an einem Sonntag Abend, als sie, nach ihrer Privat-Andacht, fühlte, daß sie Kraft habe, aufzustehen. Sie that es und fand, daß ihre Kraft vollkommen hergestellt sey, und ging die Treppe hinunter, vollkommen geheilt. Diese Umstände habe ich von ihr selbst gehört bei einem langen Spaziergang, den sie mit mir in meinem Garten machte.“ —

Das linke Knie war 23 Jahre lang schlimm gewesen: es wurde von allen Aerzten, die sie behandelten, als ein hoffnungsloser Fall betrachtet, und einer von ihnen sagte es ihr auch. Das Glied war zuerst durch eine rheumatische Geschwulst angegriffen, und man brauchte sehr starke Mittel, die, wie man die Frau Maxwell versicherte, das Bein beschädigt hatten. Von der Zeit an wurde es immer schwächer, dünner und öfters schmerzhaft, besonders aber für Kälte sehr empfindlich, so sehr, daß sie eine Lähmung befürchtete. Das andere Knie war vor 8 Jahren an der Kniescheibe verletzt worden, wodurch dessen Heilung, da die Verletzung zwei Monate lang

* Der Herausgeber des Journals hatte schon in einem früheren Hefte kurz auf die Heilung angespielt. (Anmerk. des Uebersetzers.)

vernachläßigt worden war, eine schwierige Aufgabe für den Wundarzt wurde, und von Einigen, die sie behandelten, für einen Gliedschwamm, (white swelling) von der milderen Art erklärt wurde. Die wirksamen Hülfsmittel, wie z. B. Blasenpflaster, Blutigel u. s. w. vermehrten nur die übeln Symptome, und nach der Anwendung von mildern Mitteln, wie z. B. Bähungen, erweichenden Umschlägen und andern mehr, wurde das Uebel chronisch. — In den drei oder vier ersten Jahren hoffte man zwar, daß es einer vollkommenen Ruhe weichen würde, da aber jede kleine Anstrengung nur immer wieder Schmerzen und Geschwulst herbeiführte, so wurde es dieser Dame immer beschwerlicher zu gehen; und vor vierthalb Jahren sah sie sich genöthigt, Krücken zu gebrauchen, da sie nicht im Stande war, sich länger ohne dieselbe zu bewegen. Nachdem sie dieselbe drei- oder viermal benützt hatte, versuchte sie es mit ihnen die Treppe hinabzusteigen, fiel aber, als noch ungeübt, vierzehn Stufen vorwärts herab auf einen steinernen Gang und stieß im Herabfallen ihre Knie heftig an die Ecken der Stufen an. Hierdurch wurde sie so zerstoßen und erschüttert, daß sie das Bett hüten mußte, viel von ihrer Gesundheit und Kraft einbüßte, und es gingen viele Wochen darüber hin, ehe sie mit der Hülfe ihrer Krücken nur wieder stehen konnte. Sie wurde jedoch so weit wieder hergestellt, daß sie die Treppe auf- und absteigen konnte. Der sie behandelnde Wundarzt sagte ihr, daß Alles, was sie erwarten könnte, darin bestehe: daß durch vollkommene Ruhe eine wirkliche Krankheit abgehalten werde, da die Kraft der Muskeln in beiden Beinen so weit zerstört sey, daß man nicht hoffen könne, sie werde je wiederkehren; nnd so war das Ueberwischen der Kniee mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamme das einzige Mittel, das von der Zeit an gebraucht wurde; ausgenommen, daß man ein einziges Mal versuchte, den Schmerzen vom rechten Knie in den Unterfuß herabzuziehen, der immer entweder schmerzlich heiß oder kalt war. Die letzten drei Wochen vor ihrer Heilung war sie nicht im Stande sich

zu bewegen, und mußte also oben bleiben. Ungefähr 6 Wochen vor ihrer Heilung kam ihr die schriftliche Nachricht von der Heilung des Fräuleins Fancourt* in die Hände, wodurch sie sich erst bewogen fand, um die Wegnahme ihres Uebels zu bitten. Zuvor hatte sie nur um geduldige Ergebung gefleht. Doch das Uebrige der Erzählung müssen wir mit ihren eigenen Worten geben:

„Die außerordentliche Bewegung, die ich damals während meines Betens fühlte, daß sie in meine Glieder kam, läßt mir keinen Zweifel übrig, daß, wäre ich damals von meinem Bette aufgestanden, die Heilung Statt gefunden haben würde; aber ich vernünftelte darüber, und obschon ich mit dem Beten einhielt, und mich mehrere Male zu fassen versuchte, auch die Bewegung jedesmal wiederkehrte, wenn ich mit Beten fortfuhr, so wagte ich es doch nicht, aufzustehen, damit ich nicht fallen möchte, und so endeten dann meine Gebete mit einem Gefühl der Täuschung. Ich wollte nicht davon sprechen, obschon es großen Eindruck auf mein Gemüth machte; am 6. Februar aber, während ich inbrünstig um geistliche Segnungen flehte, fühlte ich mich wieder angetrieben, um die Heilung meiner Glieder zu bitten. Da kamen die Worte: „Sagte ich dir nicht, daß wenn du glaubetest, du die Herrlichkeit Gottes sehen würdest?“ mit großer Kraft in mein Gemüth; mein Glaube nahm zu, und ich berief mich auf diese Verheißung, indem ich nur des Herrn Willen zu wissen wünschte, nicht aber seine Macht bezweifelte. Nach einiger Zeit, als ich mich erschöpft fühlte, saß ich auf unter dem erquickendsten

* Dieß war eine eigenhändige Nachricht von dem Vater des Fräuleins, einem Geistlichen der englischen Kirche, der sie zunächst für eine englisch-religiöse Zeitschrift aufgesetzt hatte, und die schriftlichen Zeugnisse einiger Aerzte beifügte, weil mannigfache Entstellung und Läugnung der Thatsache, als eine plötzliche und wunderbare Heilung ihn dazu nöthigte. Ich bedaure, daß ich die nähern Umstände dieser Heilung in obigem Journal nicht angezeigt finde, sondern nur eine Vertheidigung der Thatsache gegen Andersdenkende, welche aber, ohne die Erzählung selbst, wenig Interesse für deutsche Leser hätte. (Anmerk. des Uebers.)

Einfluß des Geistes und dachte über die Worte nach: „Bewahret euch in der Liebe Gottes und im geduldigen Warten auf Christum;“ als plötzlich ein Wunsch in meinem Gemüth aufstieg, daß, wenn es des Herrn Wille sey, mich herzustellen, Er dieselbe unfreiwillige Bewegung in meinem Bein entstehen lassen möchte, zu einem Zeichen für mich, daß ich aufstehen und wandeln soll. — Hierauf fuhr ich, im Namen unsers großen Mittlers und Fürsprechers, fort mit Beten und namentlich mit dieser Bitte, und augenblicklich kehrte auch die Bewegung zurück. Ich stand auf, mich für einen Augenblick an den Tisch anlehnend, um zu wissen, welcher Grad der Stärke mir gegeben sey; und da ich fand, daß ich stehen konnte, ging ich vorwärts, ohne eine andere Stütze, als den Arm des Allmächtigen, und lobte Gott mit einem von Dank und vollkommener Liebe erfüllten Herzen. Die Freude, die meiner Seele mitgetheilt ward, schien mich beinahe die wunderbare Heilung meiner Glieder vergessen zu lassen, und viele Wochen hindurch mochte — so glaube ich — meine Freude kaum geringer gewesen seyn, als die, welche die Engel fühlen, und die Gegenwart des Herrn schien sich so beständig und mächtig zu offenbaren, daß ich weder Sorge noch Furcht, noch Zweifel irgend einer Art hatte. — Und wirklich, eine Woche lang, war es beinahe ein zu großes Gewicht von Freude und Herrlichkeit, als daß meine irdische Hütte sie hätte ertragen mögen. — Die Heilung zeigte sich vollkommen und augenblicklich, aber die Kraft und die Größe meiner Glieder nahm mit dem Gebrauch zu; und obschon ich einige Wochen nachher beinahe vier englische Meilen in einem Tag wandelte, so warf mich doch nichts zurück, oder schien über meine Kräfte zu gehen.“ —

Vom 6. Februar bis zum 11. August 1831 blieb die Frau Maxwell bei vollkommener Gesundheit und zunehmender Stärke. An diesem letztern Tag aber schlug sie, als sie in eine Chaise steigen wollte, deren Rad ungewöhnlich nahe beim Tritt war, ihr rechtes Knie heftig gegen das Rad, weßhalb sie gegenwärtig ihr Sopha hüten muß. Dieser Umstand hat

jedoch nicht die entfernteste Verbindung mit ihrer früheren Krankheit und Heilung; aber wir erwähnen ihn, damit nicht Jemand, der diese Umstände nicht weiß, von ihrer gegenwärtigen Lage ohne deren Ursache etwas vernehmen und daraus schließen möchte, daß der Bericht von dieser Heilung, die durch den Glauben an die Macht Jesu von Nazareth in ihr gewirkt ward, ungenau oder unrichtig sey.

Zweiter Fall.

Fräulein Hughes.

Diese ist die Schwester eines Herrn, den wir schon seit vielen Jahren kennen, und alle die dabei genannten Personen sind Leute von unbezweifelter Achtbarkeit.

Brief von Fräulein Hughes an den Hochehrwürdigen H. J. Owen, Mag. Artium; datirt Chelsea den 21. Juli 1831.

„Mein theurer Freund und Pastor; — da schon mehrere Personen den Wunsch geäußert haben, daß ich eine klare und umständliche Nachricht geben möchte von dem Zustand sowohl meines Leibes als meines Gemüths vor der neulichen Offenbarung der großen Barmherzigkeit Gottes gegen mich; und da ich glaube, daß die Erfüllung desselben zur Ehre Gottes gereichen werde; so will ich mich, mit seiner Hülfe, bestreben, demselben in einem Briefe an Sie zu willfahren, da Sie ja die Wahrheit eines Theils meiner Erzählung bezeugen können, und so liebreichen Antheil an dem Wohle sowohl meiner Seele als meines Leibes genommen haben.

Auf die Autorität meiner Mutter hin melde ich, daß ich von meiner frühesten Kindheit an schwach und kränklich gewesen bin, indem mich jede Krankheit des Kindesalters heftig angriff; und so weit ich selbst eine Rückerinnerung habe, so hat mir oft etwas gefehlt; im Winter litt ich viel von Husten und Katarrh, und im Sommer überwältigte mich die Hitze. Gegen das Ende des Jahrs 1820 fühlte ich meine Gesundheit und

Kraft sehr abnehmen, wollte aber keine Rücksicht darauf nehmen, bis ich im Februar 1821 genöthigt ward, das Bett zu hüten. Theilweise erholte ich mich wieder von dieser Krankheit, mußte mich aber bald wieder legen und ärztliche Hülfe suchen. Nach kurzer Zeit war ich wieder, obschon sehr schwach, im Stande auszugehen; und am 15. April 1821 ließ ich Hrn. Keele (den Wundarzt) holen, der mir sogleich am Arm zur Ader ließ, und den Tag darauf ein Blasenpflaster auf meine Brust legte. Ich erinnere mich noch, daß, als er aus meinem Bettzimmer kam und eben die Treppe hinunter wollte, meine Mutter ihn befragte, ob mein Zustand gefährlich sey, worauf er sagte: „Ich weiß nicht, sie ist sehr krank und ein sehr zartes Wesen." Die Mittel zu meiner Genesung wurden so weit gesegnet, daß ich, obschon nicht ohne große Ermattung, meine Freunde in Norfolk im Juli besuchen konnte, da man hoffte, daß die Luftveränderung mir zuträglich seyn möchte; aber schon im August mußte mich meine Mutter wieder heimholen, weil man befürchtete, daß ich bei längerem Verweilen nicht mehr Kraft genug haben möchte, zurückzukehren. Diesen Winter litt ich mehr als je zuvor an einer Lungenentzündung, und mein Husten war mit Blutauswurf verbunden. Drei oder vier Monate lang vom Ende des Jahrs 1821 an gerechnet, hatte ich immer ein Blasenpflaster gelegt, entweder auf der Brust oder der Seite; wenn es auch nur einen Tag zuheilte, so erstickte ich beinahe wegen beschwerlichen Athemholens und konnte weder bei Nacht noch bei Tag mich niederlegen. Auch hatte ich häufige Krämpfe; sie bewirkten lautes, schnelles und convulsivisches Athmen, und wenn die Paroxysmen vorüber waren, so lag ich kalt und kraftlos da. Im März 1822 sagte Hr. Keele: „Nun haben wir Alles versucht, worauf ich nur denken konnte, um diese Krämpfe zu heben, aber vergebens. Sie klagen über beständige Schmerzen zwischen den Schultern; ich möchte wohl gerne ihren Rücken untersuchen, weil da Nerven sind, die sich vom Rückgrath zur Brust hinziehen, die dieses allzuschnelle Athemholen verursachen mögen." Bei der

Untersuchung fand er den Rückgrath gekrümmt, und auch, zwischen den Schultern, drei Wirbelknochen, die vor den übrigen ausstachen. Ich mußte nun meine Kissen, eines nach dem andern, wegthun, bis ich ganz flach, ohne ein einziges Hauptkissen, dalag; und mein Rücken wurde mit einer Antimonial-Salbe eingerieben, um einen Ausschlag zuwege zu bringen. War der Schmerz heftiger als sonst, so legte man mir ein Blasenpflaster zwischen die Schultern. Ich lag Monate lang ganz flach, und wurde erst dann nach und nach wieder etwas erhoben.

Im Sommer 1823 erlaubte man mir einen Theil des Tages aufzusitzen, und einen kleinen Spaziergang zu machen; aber freilich hatte ich nicht Kraft genug, viele Schritte weit zu gehen. Das rechte Bein zitterte ein wenig, wenn ich es auf den Boden setzte, aber so wie meine Stärke zunahm verließ mich das Zittern. Ich mußte vier Stunden lang niederliegen und zwei auf seyn, oder zwei niederliegen und eine aufbleiben; überhaupt jedesmal doppelt so lang niederliegen, als ich aufsaß, und durfte nie mehr als zwei Stunden auf einmal aufbleiben, während welcher ich dann auch nicht nur meine Spaziergänge machte, sondern auch meine Mahlzeiten einnahm, damit nichts mich während meiner bestimmten Ruhestunden stören möchte. Aber unerachtet dieser Vorsicht war ich doch öfters genöthigt, wegen der Pein, die mir das Aufseyn verursachte, mir Blutigel auf den Rücken setzen zu lassen; auch bekam ich nie die volle Kraft im Rückgrath wieder, und jeden Winter, wenn ich wegen schwierigen Athemholens mir meine Kissen erhöhen lassen mußte, nahm der Schmerz zwischen meinen Schultern bedeutend zu. Im Herbst 1823 verfügte ich mich an die Seeseite. Ich blieb in einem Gasthof, während meine Mutter sich nach einem Logis umsah, und die Vermietherin sagte nachher: „daß, wenn sie mich vor der Vermiethung des Logis gesehen hätte, sie es uns nicht überlassen haben würde, weil sie glaubte, ich würde da sterben." Es gefiel jedoch Gott, mich sowohl während meines dortigen Aufenthalts,

als auch nach meiner Rückkehr sehr zu stärken, und in kurzer Zeit war ich, mit der Hülfe eines Armes, im Stande, von Gloucestre Terrace zu Hrn. Keele in Sloane-Street (eine Viertel-Stunde weit) zu wandeln. Dieß war jedoch das Aeußerste, was ich thun konnte, und ich mußte mehrere Stunden lang ausruhen, ehe ich wieder zurückkehren konnte. Einmal ging ich des Morgens zu Hrn. Keele und des Nachmittags besuchte ich einen etwas entfernteren Freund, und kehrte dann des Abends zurück; aber ich konnte mich von dieser Anstrengung kaum in 14 Tagen erholen.

Auf diese Art dauerte es fort, indem ich mich zuweilen besser, zuweilen schlimmer befand, und sowohl von der Hitze als von der Kälte sehr angegriffen wurde, bis zum April 1827, da ich aus meinen Umständen mit Gewißheit fühlte, daß eine schwere Krankheit im Anzug war. Ich hielt mich jedoch bis zum Mai aufrecht; aber dann kehrten meine Kämpfe zurück und ich wurde sehr krank. Im Sommer ging ich nach Worthing, hatte aber wenig Nutzen davon, und mußte mich bald nach meiner Rückkehr wieder legen. Ich erholte mich theilweise, blieb aber sehr schwach und hatte immer viele Schmerzen. Immer noch aber konnte ich mich so fortschleppen bis zum folgenden Februar 1828. Am 30. dieses Monats ging ich zur Park-Kapelle, hatte aber große Schmerzen, während ich dort war; ich empfing das heilige Abendmahl, sah mich aber genöthigt, die Kapelle zu verlassen, ehe der Gottesdienst ganz vorüber war. Am folgenden Freitag machte ich, da das Wetter sehr einladend war, einen kurzen Spaziergang, aber es wehte da ein kalter Ostwind; des Nachts that mir meine Kehle sehr wehe; den folgenden Morgen war sie schlimmer geworden und am Nachmittag mußte ich zu Bett gehen. Von dieser Zeit an konnte ich nie mehr ohne Unterstützung, selbst nicht im Hause herum wandeln, war auch nicht im Stande anders als leise lispelnd zu sprechen bis zum 5. dieses Monats (Juli 1831.)—

Im Sommer (1828) reiste ich mit meiner Mutter und meinem Bruder nach der Küste Frankreichs, aber ohne Vortheil

davon zu erlangen, und nach meiner Heimkehr nahm meine Kraft so zusehends schnell ab, daß ich bald zu schwach war, mein Bett je zu verlassen, und meine Krämpfe kehrten mit großer Heftigkeit zurück, ich hatte sie drei oder vier Wochen lang täglich vier= oder fünfmal, bis sie zuletzt großentheils überwältigt wurden, worauf ich aber außerordentlich schwach wurde. Dr. Blundell wurde dann herbeigerufen. Er sagte, daß meine Leber und Gedärme beinahe erstarrt (torpid) wären, und mein Blut sich sehr träge durch meine Adern bewege. Er nannte es einen Fall von Halb=Leben (Semi-animation) und bemerkte gegen Hrn. Keele: „sie ist kalt, kalt bis an's Herz." Er verschrieb mir tüchtige Dosen von stark wirkender Arznei, die mir nicht geringe Schmerzen verursachte, meinen Mund sehr wund und alle meine Zähne locker machte. Auch hieß er mich zweimal des Tages Fleisch essen, und wenn ich es wünschte, sechs Gläser Wein den Tag über trinken. (Ich nahm nie so viele.) Nach einiger Zeit erlangte ich hinlängliche Stärke jeden Tag eine Weile aufzusitzen, und Dr. Bl. wünschte dann, daß ich zu gehen versuchen sollte. Als ich mit Hülfe meines Bruders diesen Versuch machte, wurde mein rechtes Bein von einem heftigen Zittern ergriffen, das mich beinahe ohnmächtig werden ließ. Ich wurde in mein Bett zurückgetragen, und als ich meine Beine ausstreckte, fand ich, daß das rechte kürzer war. So blieb es auch und so oft ich nachher zu gehen versuchte, so zitterte das Bein so sehr, daß es Krämpfe hervorrief. Im Juni 1829 schrieb ich meiner Freundin, der Frau Williams, und meldete ihr: „daß mein Athem peinlich kurz sey, weil ich mit meines Bruders Hülfe versucht hätte, vom Sopha bis an die Thüre des Saals zu gehen, wobei das Zittern des rechten Beins die ganze Constitution so erschüttert habe, daß heftige und hartnäckige Krämpfe eingetreten seyen, in Folge welcher ich länger als eine Woche an einem beschleunigten Athmen gelitten hätte." Meine Freundin erwähnte dies ihrem Manne, der ein Wundarzt war; er sagte sogleich: sie sollte es nicht versuchen zu gehen, sie schadet ihr

nur durch diese Anstrengung. — Im August kam er herüber mich zu sehen, wiederholte diese Ansicht und wünschte, daß ich den Sir Astley Cooper gebrauchen sollte. Am 11. Jan. 1830 brachte er ihn zu mir. Beide untersuchten den Rückgrath und sagten: „Es ist eine allgemeine Krümmung und ein Hervorragen des siebenten Wirbels.“ Er überzeugte sich auch, daß das rechte Bein kürzer war, als das andere, verschrieb aber nichts dafür, sondern verordnete nur Arznei zur Stärkung meiner Constitution im Allgemeinen. Kurz darauf gerieth ich in einen Zustand vollkommener Hülflosigkeit, und häufige Krämpfe stellten sich wieder mit Heftigkeit ein. Hr. Bowden, der dem Hrn. Keele im Geschäft gefolgt war, wandte Aetzmittel am Rückgrath an, und nach einiger Zeit war ich wieder im Stande, meine Arme zu bewegen und mich ein wenig aufzurichten, und gelangte nach und nach zu einiger Kraft. Da wollte ich dann versuchen, ob ich gehen könnte, und Hr. Bowden glaubte, daß das Zittern meines Beines daher rühren möchte, daß ich den Fuß nicht flach auf den Boden setzen konnte, und daß, wenn ich mir ein paar Stiefelchen machen ließe, an welchen die Sohle des rechten Fußes so dick gemacht würde, daß sie den Mangel an Länge des Fußes ersetzte, ich vielleicht im Stande seyn würde, darauf zu stehen. Ich ließ mir die Stiefel'chen nach seiner Anordnung machen, und er kam, um den Erfolg zu beobachten. Er unterstützte mich, so sehr er immer konnte auf der rechten Seite, und meine Mutter unterstützte die Linke; aber er fand, daß das Bein jedesmal zitterte, so oft es auf den Boden gesetzt ward, und dieß verursachte Krämpfe. Da er nun sah, wie viel ich von der Anstrengung litt, so sagte er gütig: „Wir brauchen nichts mehr von dieser Art,“ und mich aufnehmend, trug er mich ins Bett zurück.

Im Mai 1830 schmerzte mich mein Rücken wieder über die Maßen, und man legte mir ein Blasenpflaster zwischen die Schultern. Anfangs Juni bat ich Hrn. Bowden, den Rückgrath wieder zu untersuchen, da ich auf dem Nacken so

große Schmerzen leide und die Knochen mir aus ihrer Stelle gedrungen zu seyn schienen, und ich öfters plötzliche und stechende Schmerzen hätte, die mir Krämpfe verursachten. Am 6. Juni mußte ich noch einmal ganz flach auf meinen Rücken liegen, und mir mehrere Male Blutigel setzen lassen, um die Inflammation zu beseitigen, die durch die aus ihrer Stelle forcirten Knochen am Nacken verursacht worden war. Der Blutverlust und die Hitze des Wetters versetzten mich abermals in einen hülflosen Zustand, und ungefähr alle zwei Stunden kam eine solche äußerste Schwäche über mich, daß ich zu sterben schien. Nach und nach jedoch erlangte ich Kraft, nachdem ich mit dem Blutablassen aufgehört und dagegen Antimonial-Salbe angewendet hatte, auch das Wetter kühler geworden war. Wie gewöhnlich bekam ich Husten und schwieriges Athemholen, sobald das kalte Wetter eintrat, welches, so viel ich mich erinnere, zu Anfang Oktobers Statt hatte.

Am 23. Okt. Abends las mir mein Bruder vor, und da traf mich eine Bemerkung des Hrn. Irving in der „Morning-Watch" sehr mächtig, die Bemerkung nämlich: „daß Krankheit die im Leib geoffenbarte Sünde und jede Krankheit entweder direkt oder indirekt die Folge der Sünde sey." Zuvor hatte ich Gottes Züchtigungen als Liebeszeichen betrachtet, wodurch meine Neigungen von der Erde zum Himmel gezogen werden sollten, und so erfreute ich mich in meinen Leiden; und obschon es mir recht vorkam, alle mir zu Gebot stehenden Mittel zu benützen, um meine Gesundheit zu befördern, und ich dankbar dafür gewesen wäre, wenn ich nach dem Wohlgefallen Gottes auch nur so weit genesen wäre, daß ich wenigstens im Hause herum gehen und mich selbst hätte bedienen können, so fürchtete ich dennoch, (in der That mehr als ich es begehrte) so weit hergestellt zu werden, daß ich in Gesellschaft gehen könnte, damit ich nicht etwa durch Besuche machen oder empfangen genöthigt werden möchte, mit weltlich gesinnten Charakteren umzugehen. Da aber nun Hr. Irvings Bemerkung mich auf die Betrachtung

führte, daß, obschon mich der Herr wirklich in Barmherzigkeit züchtige, dennoch meine Krankheit ein Zeichen seines Mißfallens wegen meiner Sünden sey; gerade, wie auch ein Vater sein Kind in Liebe züchtigt, aber dennoch die Züchtigung ein Beweis seines Mißfallens an irgend einem Fehler ist, so fing ich an mein Herz zu prüfen, damit ich erkennen möchte, mit welchen geheimen Sünden ich etwa diese Leiden über mich gebracht hätte. Ich hatte in dieser Nacht sehr wenig Schlaf. Verschiedene Schriftstellen kamen mir ins Gedächtniß, welche die Bemerkungen des Hrn. Irvings bestätigten, besonders die Worte unsers Herrn zu dem Gichtbrüchigen: „deine Sünden sind dir vergeben;“ und welches ist leichter zu sagen: „deine Sünden sind dir vergeben, oder stehe auf und wandele?“ — und zu dem Mann am Teiche Bethesda: „siehe zu, du bist gesund worden, gehe hin und sündige nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.“ Auch die Stelle Jesaja 33, 24. schien sehr stark für die Behauptung des Hrn. Irvings zu sprechen: „der Einwohner (Jerusalems) wird nicht sagen: ich bin krank, denn das Volk, das darinnen wohnt, wird Vergebung der Sünden haben.“

Da der folgende Tag ein Sonntag war, wo meine Mutter und mein Bruder sich in der Kirche befanden, so wandte ich meine Zeit zum Forschen in der Schrift über diesen Gegenstand mit Gebet an, und je mehr ich las, desto mehr wurde ich überzeugt, daß die Krankheit als eine Strafe für die Sünde gesandt wird. Jener Fall von dem blutflüssigen Weibe, die das Kleid Christi anrührte, nachdem sie ihr Geld vergebens an Aerzte gewendet hatte, schien dem Meinigen ähnlich, und die Sünde des Asa, der zur Heilung seiner kranken Füße nicht den Herrn, sondern die Aerzte suchte, machte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth. Ich forschte sodann in der Schrift, um zu erfahren, was ich für Grund hätte zu hoffen, daß Gott mich, wenn ich zu Ihm um Gesundheit flehte, wiederherstellen würde. Jene Stelle am Schluß des Briefes Jakobi schien mir eine Botschaft vom Herrn zu seyn in Antwort auf

meine Bitte um Belehrung. Das Gebot war deutlich, ebenso auch die Verheißung; auch stand kein einziger Ausdruck dabei, der beide nur auf die apostolische Zeit beschränkt hätte; es erschien mir so natürlich, der Ermahnung zu folgen, da ja Jeder zugibt, daß sie noch immer in Kraft bleibt: „Ist Jemand betrübt, so bete er; ist Jemand fröhlich, so singe er Psalmen.“ Es schien auch um so mehr meinem Zustand und — wegen der Verheißung der Vergebung der Sünden — meiner Gemüthsstimmung angemessen zu seyn. Ich bat meinen Bruder, diesen Abend mit Ihnen zu reden, und schrieb nachher an Sie über diesen Gegenstand, und auch an Hrn. Harding, den einzigen Geistlichen in der Nachbarschaft, dem ich völlig mein Gemüth eröffnen konnte, indem ich die verschiedenen Heilungen überlas, die unser Herr Jesus Christus, Er, der gestern und heute und ewig derselbe ist, verrichtete. Man begehrte, ich sollte Krücken versuchen, und ich selbst war begierig, den wirklichen Zustand meines Gliedes völlig zu erfahren. Ich machte den Versuch, und Hr. Bowden kam herüber, ihn zu beobachten; aber er verursachte solche heftige Schmerzen den ganzen Rückgrath und die rechte Seite hinunter, (selbst die Bewegung meines rechten Arms rief leichte Krämpfe hervor) und der Schmerz in meinem Haupte war ebenfalls so übermäßig, daß ich einige Tage lang mein Bett zu hüten hatte, und wieder ein großes Blasenpflaster zwischen den Schultern appliciren mußte. Hr. Bowden sagte: ich hätte viel Fieber, und ich dürfte die Krücken nie mehr versuchen.“ Ich dankte Gott, daß ich den Versuch gemacht hatte, und das um so mehr, als Manche ihre Zweifel ausgedrückt hatten, ob auch die Fräulein Fancourt wirklich lahm gewesen sey. Eine Bemerkung eines ihrer Doctoren: „Wäre eine wirkliche Krümmung des Rückgrathes oder ein verkürztes Bein vorhanden gewesen, so hätten wir uns gedrungen gefühlt, (in ihrer Heilung) ein Wunder zu erkennen,“ fiel mir auf. Ich schrieb an die Frau Williams, ohne eine Ursache anzugeben, daß sie ihren Gatten ersuchen möchte, seine und Sir Astley Cooper's Ansicht von meinem

Zustand schriftlich abzugeben. — Sie, mein Herr, und Ihre Gattin haben gesehen, was er schrieb. *

Letzten Mai (1831) kam Hr. Bowden zu einem freundlichen Besuch zu mir. (Ich hatte mehrere Monate lang keine Arznei genommen, noch mich in dieser Zwischenzeit unter seinen Händen befunden.) Es lag mir an, ihm zu zeigen, daß mein Rückgrath und mein Bein noch gar nicht besser sey, obschon meine Gesundheit im Allgemeinen sich so weit gebessert hatte, daß ich fest auf mein linkes Bein stehen konnte. Ich zeigte ihm, daß ich mich nicht im geringsten Grade auf das rechte Bein stellen könnte, und als ich zu gehen versuchte, sank ich sogleich nieder. Hr. B. fing mich auf und hob mich zurück auf das Sopha, indem er mich bat, es nie wieder zu versuchen, weil ich sonst mein Bein brechen würde. Ich zeigte ihm sodann, daß die Ferse des rechten Beins noch immer kürzer als die andere war, daß die rechte Hüfte noch immer hervorragte, und daß über derselben eine tiefe Höhle sey, auch daß mein Rückgrath noch ebenso beschaffen sey, wie zuvor, und daß beim Aufsitzen mein Rücken ganz gekrümmt sey und mir sehr große Schmerzen verursache.

Ungefähr 14 Tage, ehe ich mein Bein wieder gebrauchen konnte, fühlte ich mich besonders schwach und krank, und am 3. dieses Monats (Juli 1831) hatte ich so heftige Kopfschmerzen, daß man mich bald nach dem Mittagessen ins Bett tragen mußte. Ein Gespräch, das Statt gefunden hatte, hatte mich veranlaßt, Gott zu bitten, daß Er mir irgend ein — ich weiß selbst nicht welches — Zeichen geben möchte, damit es Andern offenbar würde, daß Gott meine Gebete gnädig

* Folgendes ist das hier erwähnte Zeugniß: „Bei einer Untersuchung des Rückgrathes und der untern Extremitäten der Fräulein Maria Hughes, um den wahrscheinlichen Zustand ihrer Krankheit zu erfahren, bemerkte Sir Astley Cooper und ich, daß bis zu einem gewissen Grad eine krankhafte Krümmung des Rückgrathes statt fand, und daß eine ihrer Extremitäten kürzer war, als die andere.

28. Nov. 1830. „John Morgan Williams, Wundarzt.

erhört habe. Ich brachte die zwei folgende Tage allein und meine Zeit mit Betrachtung, Gebet und Lesen des Wortes Gottes zu. Die Worte: „Mache dich auf und steh' auf deine Füße!" kamen mit großem Nachdruck in mein Gemüth, aber noch immer ohne den geringsten Gedanken, daß dies das Zeichen sey, das mir Gott geben wolle. Ich erwartete nicht eher stehen zu können, bis ich zuvor ganz wohl sey. Ich versuchte es, mich auf mein rechtes Bein zu stellen, wie ich beinahe täglich versuchsweise gethan hatte, (weil die Menschen in solchen Fällen gerne sagen: du kannst nicht gehen, weil du es nicht versuchst,) und das war am Morgen des 5. dieses. Mittags zwischen 3 und 4 Uhr, als ich eben im Gebet war, fühlte ich einen plötzlichen und mächtigen Antrieb, einen weitern Versuch zum Stehen zu machen. Der Herr stärkte mein Bein, ich stand und ging, und meine Beine und Hüfte waren gleich. Am Donnerstag Abend ging ich zur Kapelle, ich bat, daß ich im Stande seyn möchte, das Lob Gottes daselbst zu besingen, und meine Stimme zu behalten. Dieses Gebet erhörte der Herr, und alle meine Freunde machten die Bemerkung: „wie stark ist ihre Stimme!" denn selbst damals, als ich nicht lispelte, war meine Stimme schwach. Hr. Bowden besuchte mich am 19. Er sagte, er wollte nicht vorher kommen, um mir Zeit zum Rückfall zu geben, wenn je ein Recidiv stattfinden würde. Er frug mich sowohl über die Art meiner Wiederherstellung, als auch über die Beweggründe, die mich veranlaßt hatten, darum zu bitten. Er drückte auf die Beine des Rückgraths auf solche Art, daß es vor nur wenigen Wochen einen Krampf verursacht hätte, aber es hatte keine solche Wirkung; und schon die Thatsache, daß ich gegenwärtig aufsitze, um diesen langen Brief zu schreiben, beweist genugsam, daß mein Rücken sehr gestärkt ist. Er bemerkte die Stärke meiner Stimme. Ich sagte: Sie wissen, daß ich verschiedene Male meine Stimme verloren hatte, und sie war wohl wiedergekehrt, aber mit der Wiederherstellung ist es sehr langsam zugegangen, wie eben meine allgemeine Kraft allmählig

wiederkehrte, so auch die Kraft meiner Stimme; nun aber ist sie, da sie sehr schwach war, plötzlich stark geworden. Hr. Bowden sagte: „das ist eine große Barmherzigkeit und ein großes Wunder!“ und bemerkte weiter: „es ist eben so gut, daß ich Sie eine lange Zeit her nicht unter meiner Sorge hatte;“ als ob er eben so sehr, wie ich, wünschte, daß die Ehre Gott allein gegeben werden möchte. Er bemerkte ferner: „jetzt möchte ich nur ihre alten Doktoren zu Ihnen bringen, wie würden sie nicht erstaunen!“

Ich betrachte jedoch für jetzt meine Heilung noch nicht als vollständig, sondern ich begehrte blos ein Zeichen, um den Glauben Anderer, so wie meinen eigenen zu stärken. Ich habe meinen Mund weit aufgethan, sowohl für mich als für Andere, und der Herr wartet noch immer mir gnädig zu seyn. Er weiß, zu welcher Zeit es Ihn am meisten verherrlichen wird, den Mund zu füllen, den Er so weit eröffnet hat. Ich erwarte seine Zeit.“

Die Fräulein Hughes (fügt der Herausgeber des Journals hinzu) ist, seit sie das Obige geschrieben hat, aufs Land gegangen und ihr Bruder schreibt am 6. Aug. 1831 Folgendes:

„Sie reiste ungefähr 70 (englische) Meilen (etwa 25 deutsche Stunden) ohne einen andern Halt für ihren Rücken zu haben, als ein niedriges Eisengitter, und fühlte sich dabei so ruhig und bequem, daß es sie mit den dankbarsten Gefühlen erfüllte, wenn sie ihre gegenwärtige Lage mit einer ähnlichen Reise verglich, die sie vor vier Jahren, und zwar noch bevor ihr Bein durch die Krümmung des Rückgrathes verkürzt war, nach Worthing machte, und mit ihrem Zustande noch vor einigen Wochen, da sie noch unfähig war, auch nur für eine kurze Zeit ohne Unbequemlichkeit und Schmerzen aufzusitzen. Gloria Deo in excelsis!“

Dritter Fall.

Elisabeth Hall.

„Ich bürge für alle die Einzelnheiten dieser Erzählung, worin meines Namens erwähnt ist, und die unter meine Beobachtung kamen, als wahr. Ich glaube, daß dies ein weiteres Zeichen von der Macht des Gebets des Glaubens im Munde eines einfältigen Kindes ist. Es war ihr eigenes Gebet und ihr eigener Glaube, ohne Zweifel unterstützt durch die Belehrung der frommen Personen, die sie besuchten, am meisten aber durch die Nachricht von Christi Wundern im Evangelio. Und wenn jede Person auf dieselbe Weise im Glauben beten wird — was die Gabe Gottes ist — so möge sich jede versichert halten, daß ihr Gebet erhört werden wird: denn Gott begehrt mit überaus großem Verlangen den Namen seines heiligen Kindes Jesus zu verherrlichen, dadurch, daß Er seine Hand ausreckt, zu heilen.

16. August 1831. „Eduard Irving A. M.
Prediger der Schottischen National-Kirche
in London."

Der Gegenstand dieser interessanten Erzählung ist ein kleines Mädchen, das zwischen 10 und 11 Jahren alt ist. Im August 1830 ward sie von einer Krankheit befallen, die zuerst im Knie anfing, und mit großen Schmerzen und bedeutender Schwierigkeit im Gehen verbunden war: man rief keine besondere ärztliche Hülfe herbei, sondern gebrauchte Pflaster und Umschläge nebst Bähungen, wie sie einige Freunde riethen. Am 28. Dez. desselben Jahrs wurde das Kind ganz unfähig sich zu bewegen, und hatte so große Schmerzen sowohl im Knie, als auch in der Hüfte, daß sie zu Herrn — einem Individuum, das in Behandlung solcher Schäden ausgezeichnet war, gebracht wurde. Er nannte das Uebel einen eingewurzelten Hüftenschaden und verordnete Blasenpflaster nebst voll-

kommener Ruhe auf einer geneigten Fläche. Ungefähr 6 Wochen nachher wurde sie wieder zu ihm gebracht, während welcher Zeit die Krankheit einen so schnellen Fortgang gemacht hatte, daß er große Verwunderung ausdrückte, und es für seine Pflicht hielt, seine offene Meinung über diesen Fall der Mutter zu sagen, hinzusetzend, daß wenn sie je wieder von ihrem Lager aufstünde, ihre Mißbildung und Hülflosigkeit so groß seyn würde, daß die Erhaltung ihres Lebens nicht einmal wünschenswerth sey: er weigerte sich auch, sie in seine Behandlung zu nehmen, wofern man nicht einwilligen wolle, daß man sie auf ein Brett lege mit einer Höhlung für den Kopf und einem Gewicht am Fuße, um die geringste Bewegung des Beines und Körpers zu verhindern. Dieses konnte wegen des harten Heilmittels und der natürlichen Ungeduld und eigensinnigen Art des Kindes nicht zugestanden werden, daher schnitt er ein Fontanell in der Hüfte. Ihr Rücken fing nun an sehr zu leiden und der Rückgrath wurde sehr eingekrümmt. Ein gewisser Dr. — wurde im April 1831 von einem ihrer Verwandten zu ihr geführt, er sagte, die Krankheit sey im Rückgrath; empfahl vollkommene Ruhe auf einer geneigten Fläche und sagte: es werde lange anstehen, bis sie sich wieder rühren könne, wenn es je der Fall sey. Zu einer Zeit fürchtete man, sie würde in eine Auszehrung fallen, aber sie erholte sich wieder ein wenig von diesem Zustand der Schwäche. Ihre Freunde waren nie im Stande, sey es durch Gewalt oder Ueberzeugung, sie in der geneigten Lage zu erhalten, die zur Beförderung ihrer Genesung so nothwendig erachtet wurde, und unerachtet der äußersten Pein, welche ihr jede Bewegung des Gliedes verursachte, mußte sie eben doch sich regen und sich auf dem Lager zusammen ziehen, indem sie sich von einer Seite zur andern lehnte. Alles dieses verschlimmerte die Krankheit sehr und vermehrte ihre Mißbildung, so daß ihr Rückgrath bereits gekrümmt, sich noch mehr ausbog; das Knie des kranken Beines war einwärts gekehrt und die Ferse hatte sich begonnen zusammen zu ziehen; das Glied selbst war sehr

geschwunden, und hatte immer eine trockene brennende Hitze auf der Haut, wozu noch kam, daß es beträchtlich länger war, als das andere. Sie wurde von zwei Personen von einem Zimmer zum andern getragen, da dann die eine ihre Beine in einer horizontalen Lage hielt, während die andere ihren Leib trug, und so vollkommen kraftlos war das Glied, daß es nur vermittelst des Fleisches mit ihrem Leib zusammen zu hangen schien, indem das Gelenke alle Festigkeit verloren hatte; sie hob es mit ihren Händen empor, wenn sie ihren Leib auf dem Lager bewegte, und das war immer von großen Schmerzen begleitet. Sie hatte gar keine regelmäßige ärztliche Hülfe, weil die Familien-Umstände es nicht zuließen; wohl hatte man den Plan vorgeschlagen, sie unter die Pflege einer achtbaren Aufwärterin im Hospital zu stellen, wo sie den Vortheil des besten Rathes haben könnte und zugleich genöthigt werden würde, die Heilmittel zu befolgen, die ihr verordnet werden würden. In Betreff dieses Planes zog man noch bis zum 9. Juli (1831) Erkundigungen ein.

Im Monat Juni besuchte sie ein gewisser Wundarzt, seine Ansicht über ihren Zustand war dieselbe, wie die der andern, auch fügte er hinzu: daß er nicht sagen könne, welchen Grad ihre Mißbildung noch erreichen werde, wenn sie auch wieder aufkomme; eine Zusammenziehung des Beins, sagte er, würde sicherlich Statt finden, und vollkommene Ruhe auf einer geneigten Fläche sey Alles, was er anrathen könne. — Das arme Kind war in der oben beschriebenen traurigen Lage, als — ungefähr gegen Ende des Mai's — eine Dame, die zu Hrn. Irvings Gemeinde gehörte, als eine mit einem Theil der Familie Bekannte, die von dem unglücklichen Kinde gehört hatte, ihr einen Besuch machte. Während diesem Besuch schien der Saame des Glaubens zuerst in des Kindes Herz zu fallen. Sie sprach von der Macht und dem Willen Jesu, sowohl die Seelen als die Leiber aller Derer, die zu Ihm kamen, zu heilen! Dieß habe Er bewiesen, als Er auf Erden war, und habe auch seinen Glaubigen die Macht verliehen, es in seinem

Namen zu thun, nachdem Er zum Vater aufgefahren sey und alle Macht im Himmel und auf Erden erlangt habe. Aber vor Allem drang sie darauf, daß sie Kraft von Gott begehren sollte, mit Sanftmuth und Geduld ihr großes Leiden ertragen zu können; da es ihr überaus sehr an Ergebung und Unterwerfung fehlte, indem sie eine große natürliche Lebhaftigkeit sowohl des Gemüths als des Körpers, und dabei ein stürmisches (cholerisches) Temperament hatte. Alle Liebkosungen und zärtliche Aufmerksamkeiten ihrer Mutter hatten nicht den Erfolg, daß sie sich auch nur einigermaßen mit ihrer gegenwärtigen Läge und ihren traurigen Aussichten auf die Zukunft hätte aussöhnen lernen wollen, und oft pflegte sie auszuschreien, und die Hände verzweifelnd zu ringen, wenn sie an ihre Unfähigkeit sich zu bewegen gedachte. Ließ man sie einige Minuten allein, so brachte sie das ganze Haus in Unruhe. Ihre mürrischen Ausdrücke und Klagen zeigten nur zu sehr eine wirkliche Rebellion des Herzens gegen Gott an, weil er sie mit solchem Elend heimgesucht habe. — Zur Verwunderung ihrer Freunde sprach sie nun aber mit großem Vergnügen von dem Besuch der eben gemeldeten Dame, und wünschte, daß sie sie noch einmal besuchen möchte. Dieser Wunsch wurde auch in Kurzem erfüllt, und ehe die Dame sie wieder verließ, betete sie mit ihr. Ihr ganzes Betragen, wie ihr Charakter, hatte angefangen, sich allmählig zu ändern, sie wurde umgänglich und geduldig, und hatte eine Freude an der Gesellschaft desjenigen Theils der Familie, der ihr wegen ihrer Frömmigkeit zuvor ärgerlich gewesen war. Sie fing auch an, vielen Antheil zu nehmen an Gegenständen der Wahrheit, wie sie in Jesus ist, und forschte selbst in der Schrift mit großem Ernst. Diejenigen Theile derselben, die sich auf die Wunder und Heilungen bezogen, scheint sie aufmerksam durchgangen zu haben, da sie einmal die Bemerkung machte, daß sie sehe, daß es nicht immer nöthig sey, daß die Personen, an denen Wunderheilungen verrichtet würden, Glauben haben.

Ihre Tante, die unlängst angefangen hatte, die Kirche

des Hrn. Irvings zu besuchen, hatte ihn am Sonntag den 10. Juli die wunderbare Wiederherstellung der Fräulein Hughes als eine Erhörung des Gebets ankündigen hören. Dadurch ward sie bewogen, ihn zu bitten, daß er ihre Nichte besuchen möchte, was er auch am Montag den 11. that. Er legte ihr einige Fragen vor in Betreff ihrer Erkenntniß von Jesus Christus, ihrem Heiland und ihres Glaubens an Ihn, als Den, der Seele und Leib heilt. Mit ihren Antworten zufrieden, fragte er sie, ob sie glaube, sie könnte zu Ihm beten? — Sie bejahte es; darauf wandte er sich in einem kurzen und einfachen Gebete an den Herrn, und sagte Ihm: daß er sie zu Ihm gebracht habe, daß Er sie heilen möge. — Dieser Besuch vergnügte sie sehr, und machte einen großen Eindruck; und von der Zeit an schien ihr Glaube sehr zu wachsen, da sie öfters ihr Vertrauen aussprach, daß sie geheilt werden würde. — Am Freitag Morgen den 15. schien sie fröhlicher als sonst zu seyn, und sagte, daß sie gewiß sey, sie würde gesund werden. Nicht die geringste Abnahme der Krankheit oder des Schmerzens hatte jedoch Statt gefunden, und ihr Bein war, wie sie sich ausdrückte, eben als ob es ihr nicht angehörte, indem sie ganz kraftlos war, es zu bewegen, ausgenommen mit ihren Händen, und das nicht ohne große Schmerzen. Um 11 Uhr desselben Vormittags hörte ihre Tante, die unten saß, ein Geräusch in ihrer Stube, und lief hinauf, weil sie befürchtete, sie möchte ungeduldig seyn, daß man sie allein gelassen hatte. Sie fand sie sehr erregt, während sie sagte, daß sie weder ihr noch Jemand anders sagen könne, was vorgefallen sey; sobald sie jedoch gefaßter war, so erzählte sie ihrer Mutter Folgendes: Sie sagte, sie hätte den ganzen Morgen ihr Herz mehr als je zur Gemeinschaft mit Gott erhoben gefühlt, und beim Lesen von Hebr. 11 und Mark. 11, 23. sey ihr Glaube sehr gestärkt worden, so daß sie gedacht habe: „Wenn der Glaube solche mächtige Werke in voriger Zeit ausgerichtet hat, warum sollte er es nicht auch jetzt thun?“ Hierauf sey ihr Herz sehr zu Gott gezogen worden im Gebet

um Glauben, und sie habe laut sagen müssen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich dann.“ Hierauf sey große Stärke über sie gekommen, in welcher sie im Stand gewesen sey, sich aufzurichten und aufrecht zu stehen, während sie sich am obern Ende ihrer Bettlade festgehalten habe. Zuerst, sagte sie, habe ihr krankes Bein heftig gezittert, doch ohne Schmerzen; aber bald sey es stet geworden, nun sey sie erst auf den Stuhl und dann auf den Boden getreten. Zuerst habe sie sich mit schwerem mühsamem Schritt bewegt, aber nach und nach sey er leichter und freier geworden, und so sey sie quer durch das Zimmer gegangen. Sie habe sich besonnen, ob sie nicht auch die Treppe hinab gehen sollte, aber dann wieder gedacht, daß sie wieder zu ihrem Bett zurück wolle, um ihre Strümpfe anzuziehen. Es gefiel jedoch dem Herrn, ihr nur die Kraft des Glaubens, als Erhörung ihres Gebets zu zeigen; denn kaum war sie wieder auf ihrem Bett, als es mit ihr in jeder Hinsicht wieder wurde, wie zuvor. Zuerst war sie sehr niedergeschlagen, aber ihr Glaube erholte sich zuletzt; und obschon sie am Samstag und Sonntag viel Schmerzen litt, so fuhr sie doch fort zu sagen, daß sie wieder hergestellt werden würde. Am Montag Morgen beschrieb sie ein ganz besonderes Gefühl im Glied, hinab bis zu den Zehen; sie sagte: es sey gewesen, wie wenn Leben in ihre Beine eingedrungen wäre. Hr. Irving besuchte sie an diesem Tage wieder, und betete mit ihr. Am Abend, während die Familie am Theetrinken war, bat sie, daß man sie hinauftragen möchte, und schien äußerst belebt zu seyn. Sie hatte die Heilung des mächtigen Mannes am Teiche Bethesda gelesen, und als sie auf das Bett gelegt ward, fragte sie ihre Mutter, was das Wort: „impotent“ bedeute; und da man ihr sagte, daß es so viel als „schwach, kraftlos“ heiße, so sagte sie: „das ist ja eben das, was ich jetzt fühle, und ich glaube, ich kann gehen.“ Ihre Mutter erschrak über den Gedanken, sie so etwas unternehmen zu sehen, lief aus dem Zimmer hinaus und schickte ihre Tante hinauf, die zu ihr sagte: „sie sollte nur thun, wozu sie sich in Stand

gesetzt fühle.“ Alsobald warf sie die Betttücher auf die Seite, stieg aus dem Bett und wandelte quer durch das Zimmer. Sie schwang ihr Bein rückwärts und vorwärts, setzte sich und stand mit Leichtigkeit auf, fühlte auch gar keine Schmerzen mehr. Bei näherer Untersuchung fand man, daß das Bein gerade wie das andere, und daß ihr Rückgrath vollkommen gerade war. Von der Zeit an verließ sie jede Spur der Krankheit, und täglich gewinnt sie größere Körperstärke. Weil ihre Beine und Füße 7 Monate lang vollkommen unthätig gewesen waren, so waren sie zuerst etwas steif und linkisch; das war aber der Fall bei beiden Beinen; übrigens waren ihre Bewegungen nicht mit dem geringsten Gefühl des Schmerzens und der Ermüdung verbunden.

Ihr Herze war den ganzen Abend mit Freude und ihr Mund mit Lob erfüllt, ja die ganze Nacht hindurch konnte sie vor Uebermaß der Freude nicht schlafen, und oft hörte man sie ausrufen und die Güte und Barmherzigkeit des Herrn preisen, daß Er an einer so Unwürdigen ein solches Werk gethan habe. Ihr Zusammentreffen mit ihrem Bruder, einem kleinen Knaben von ungefähr 9 Jahren, war überaus rührend. Er kam ins Zimmer, während sie aufstand, und nachdem er sie vom Kopf bis zum Fuß angestaunt hatte, und kaum seinen Augen zu trauen schien, warf er sich in ihre Arme von Verwunderung und Freude ganz überwältigt. Sie sagte zu ihm, daß es der Herr sey, dem es gefallen habe, ihr Gebet des Glaubens zu hören und sie aufzurichten. Da man sie einige Minuten im Zimmer allein zusammen ließ, so hörte man bald ihre Stimmen ein Loblied singen, und als ihre Freunde zurückkehrten, so kniete der kleine Knabe an der Seite ihres Bettes, während sie laut betete.

Ihre Tante saß an ihrem Bette, denn sie konnte nicht schlafen und gab öfters den Gefühlen ihres überfließenden Herzens in Ausrufen über die Güte und Barmherzigkeit Gottes freien Raum, wobei sie ihre Hoffnung ausdrückte, daß sie ihm nun ihr ganzes Leben widmen würde. „O, sagte sie, wir

sollten ein Leben des Glaubens führen; wir müssen von der Welt abgesondert seyn und Gott leben!" Den folgenden Morgen war sie schon um 5 Uhr auf und ging im Zimmer herum, und wirklich schien sie sich nicht stillhalten zu können. Am Mittwoch ging sie allein die Treppe auf und ab, und im ganzen Haus und Garten herum. Oft sagte sie: ihre Stärke sey im Herrn; und so schien es wirklich zu seyn, denn man konnte sie nicht dazu bringen, Nahrung zu kosten, Uebermaß von Freude schien sie zu erhalten. Am folgenden Sonntag ging sie mit ihrer Familie zur Kirche, wo Gott der Dank dargebracht wurde für die herrliche Offenbarung seiner Güte und seiner Macht.

Folgendes sind die Antworten des Dr. Harrison, niedergeschrieben, wie er sie wörtlich diktirte, am 25. Juli 1831.

„Sie ist gelähmt an den untern Gliedern. Eine Anzahl von unordentlichen innerlichen Symptomen, die alle von einer Krümmung des Rückgraths herrühren, — augenscheinlich von dieser Quelle herrühren, — woran ich nicht im Geringsten zweifle. Habe keinen Zweifel, daß sie genesen könnte, obschon dieses ein sehr schlimmer Fall ist; aber die Wiederherstellung muß das Werk langer Zeit seyn: weniger nicht, als sechs Monate, wahrscheinlich mehr." —

Der sie besuchende Wundarzt sagte auch: „Er betrachte den Fall als über das Vermögen ärztlicher Hülfe gehend und ihr Leben sey unter Statt habenden Umständen nicht wünschenswerth." Und später, hinsichtlich ihrer Genesung, sagte er: „sie sey etwas Uebernatürliches, beinahe ein Wunder; gewiß menschliche Kunst hätte sie nicht bewerkstelligt. Er dankte sehr, daß man ihn von der Herstellung benachrichtigt habe; er wolle es als ein besonderes Beispiel aufnotiren."

Neue Schriften.

1.

Ein neues Buch von der Magie.

Hr. Dr. Joseph Ennemoser hat seine Geschichte des thierischen Magnetismus neu bearbeitet (Leipzig bei Brockhaus 1844), und deren 1. Theil enthält die Geschichte der Magie, die auch unter besonderm Titel ausgegeben wird. Der Inhalt ist: Einleitung. — 1. Abschnitt: Von der Magie und ihren Theilen im Allgemeinen. 1. Abtheilung: Die Visionen. 2. Abtheilung: Die Träume. 3. Abtheilung: Das Wahrsagen. 4. Abtheilung: Theoretische Ansichten über das Wesen des Magismus im Allgemeinen. — 2. Abschnitt: Der Magismus bei den alten Völkern, insbesondre bei den Orientalen, Aegyptern und Israeliten. 1. Abtheilung: Die Magie bei den Orientalen. 2. Abtheilung: Die Magie bei den Aegyptern. 3. Abtheilung: Die Magie bei den Israeliten. A. der alte Bund. B. der neue Bund. C. das Christenthum. — 3. Abschnitt: Die Magie bei den Griechen und Römern. 1. Abtheilung: Die Magie bei den Griechen. 2. Abtheilung: Die Magie bei den Römern. 4. Abschnitt: Die Magie bei den Germanen. 1. Abtheilung: Die Magie bei den alten Teutschen und bei den nordischen Völkern. 2. Abtheilung: Die Magie des Mittelalters. 3. Abtheilung: Mystische Ansichten und Versuche der philosophischen Aufklärung über die Magie im Mittelalter.

Man sieht, daß der Verfasser seinem Gegenstand ein weites Feld abgesteckt hat; und zwar mit Recht. Denn Alles was wir unter geheimen Wissenschaften, höhern Kenntnissen, Mystik, geheimer Philosophie, Nachtgebiet der Natur u. s. w. begreifen, gehört in das magische Reich, und war bei den Alten als die höhere Stufe der Gelehrsamkeit den geprüften und bewährten Eingeweiheten eigen oder Gegenstand ihrer Forschungen und

Bestrebungen. Es gibt immer zweierlei Hauptfächer des Wissens: das öffentliche oder niedere, und das verborgene oder höhere. Je völliger das erstere ausgebildet und je stolzer die eigene Vernunft auf dasselbe wurde, desto mehr wurde das zweite vernachläßigt, verachtet und verspottet. Gleichwohl gehört zu ihm auch die Gotteslehre, ohne die wir zur Thierheit herabsinken, und nach der wir einen natürlichen Durst haben, welchen man die natürliche Religion zu nennen pflegt.

Der Verfasser geht in seiner magischen Lehre von dem thierischen Magnetismus aus, der ihn auf jenes Allgemeinere geführt hat, und der durch göttliche Veranstaltung allerdings überhaupt gesandt wurde, um die gelehrte Welt wieder vom Niedern zum Höhern zu locken. Nach literarischen Notizen über den Magneten und allgemeinen Magnetismus kommt der Verfasser auf Mesmer als den wahren Entdecker der zoomagnetischen Kunst. Er sucht dann die Fragen zu beantworten, warum der Magnetismus noch so wenig Anerkennung finde, und warum er dennoch durch eine glückliche Wendung fortschreitendes Zutrauen gewonnen habe. Er verbreitet sich alsdann noch weiter in dieser Einleitung über die vom Magnetismus erlangten oder zu erwartenden Aufschlüsse in den dunkeln Regionen der Wissenschaft, über die Unterschiede der alten und neuen Zeit in Bezug auf Sinne oder Instinct und Reflexion. Bei dieser letzten Betrachtung möchten jedoch die persönlichen geistigen Agenten in der antiken Anschauungsweise zu weit aus den Augen gerückt und der bloßen Subjectivität („der hypostasirenden und personificirenden Phantasie") zu viel eingeräumt seyn; ein Punkt, worüber wir noch mehr zu sagen haben werden. Wie überhaupt die Schreibart dieses Buchs zwar sprachmächtig aber zu weitläufig ist, so ist es besonders die der Einleitung, wobei es an Wiederholungen nicht fehlen kann, der Leser aber ausser Stand gesetzt wird zu umfassen und zu behalten. Das Buch hat über 1000 Seiten. Es ist eine sehr reiche Materialien-Sammlung; aber sie wäre lesbarer und anschaulicher, wenn sie kürzer gefaßt wäre.

Deßgleichen sollte eigentlich Niemand von der Magie reden, d. h. urtheilen oder ein kritisches System der Magie aufstellen, der nicht selbst ein wahrer Magus, wenigstens alle Zweige der Magie theoretisch zu umspannen im Stande ist. Er wird sonst immer einseitig werden. Da der Verfasser durch den Magnetismus und Somnambulismus zur Untersuchung der Magie gekommen ist, so herrscht dieser Theil derselben bei ihm allerwärts vor, oder liegt als Erklärungsquelle stets im Hintergrunde; wodurch es denn geschieht, daß der Verfasser sich so sehr zum Subjectivismus neigt, und sein Glaube an das Objective so schwankend, wo nicht null erscheint. Es fehlt ihm aber noch eine andre, selbst wichtigere Basis, die gewissermaßen mit jener zusammenhängt. Denn so lobenswerth seine Ehrfurcht vor dem Christenthume ist (woneben er gleichwohl mit Recht auch den alten Heiden eine tiefere Gottesahnung zuerkennt, als die Anbetung ihrer schönen Fetische): so legt er doch nicht, wie er überall sollte, die Bibel als allein sichere Norm des Urtheils zu Grund; wonach denn auch die Wunderbarkeiten der israelitisch-christlichen Offenbarung consequenterweise dem Zweifel heimfallen, und kein einziges Object derselben vor der subjectivistischen Zerflösung und Auflösung gesichert bleibt.

Wir wollen nicht nur zugestehen, daß die Frage: ob ein Gesicht objective Anschauung oder subjective Selbsteinbildung sey? in vielen Fällen zweifelhaft bleibt für die, welche diesseits des Vorhangs stehen; sondern auch das: daß geistige Wesen, ohne persönlich anwesend zu seyn, eine solche Influenz auf das plastische Vermögen des Sehers ausüben können, daß er sie für gegenwärtig und ihm nahe halten, sich mit ihnen unterreden kann; mit andern Worten: daß sie ihm ihre Gegenwart einbilden (was zumal bei den erhabensten persönlichen Erscheinungen, wie Christi, der Engel und apostolischen Heiligen denkbar ist). Aber so ist doch diese Unterstellung von bloßer Selbsteinbildung sehr verschieden, und hat ein wesentliches Object, das durch sein magisches Vermögen

sich dem Seher von dessen Innern aus in einem Abschein seiner selbst vorspiegelt; und solche wesentliche Einstrahlungen sind sowohl in der guten als in der bösen Magie möglich, erhalten auch durch den Begriff von der Unwesentlichkeit der Raumschranke noch besondere Bestätigung.

Am richtigsten und ergiebigsten ist wohl die Eintheilung der Magie nach den dreierlei Welten, der elementarischen, astralischen und göttlichen, wonach sie die Heilkunde, die Sternkunde und die Theologie umfaßt. Der Magnetismus gehört zuvörderst in das erste, dann mit dem Hellsehen in das zweite Glied an der Kette, indem die Seele und das Nervenleben in besonderer Beziehung zu dem Gestirn stehen, und sofern er zur Betrachtung des Göttlichen steigt, in das dritte. Diese systematische Bestimmung, die sich auch bei Paracelsus und Cornelius Agrippa findet (S. 897 und 916), gibt der Speculation eine feste Norm, und dem Gegenstand einen Umriß, der nur der Ausfüllung durch specielle Capitel bedarf, worunter der Magnetismus nicht das einzige ist. Zwar hat der Verfasser nur eine Geschichte, nicht eine Theorie der Magie zu geben versprochen; aber es ist schwer beides auseinander zu halten, wie das Buch selber zeigt, und von jenen Capiteln bedarf eigentlich ein jedes seiner eigenen Geschichte. Bei dem Verfasser aber fließen sie sehr durch einander, und concentriren sich meist im Magnetismus und Hellsehen.

Seine historische Darstellung ist auch nicht durchaus wahr. So spricht er (S. 340 ff. 766 ff.) die moderne Kathederlehre nach, daß die Juden aus ihrer Gefangenschaft in Chaldäa oder Babylonien „die Magie und Theurgie mit dem ganzen orientalischen Dämonenglauben eingeimpft nach Kanaan gebracht haben" — „daß sie während ihrer assyrischen Gefangenschaft vorzüglich die Idee des Satans und der guten und bösen Engel angenommen haben" rc. — obwohl nicht geläugnet werden soll, daß sie dort im Chaldäismus und Parsismus große Verwandtschaft mit ihrem dämonologischen Wissen, auch vollere Ausbildung desselben gefunden haben mögen, wozu sie

sich dann um so ungescheuter bekennen konnten, als mit ihrer Heimkehr der frühere Hang zur Abgötterei von ihnen gewichen war. Die Ideen von Engeln und Teufeln sind mit nichten blos binnenasiatischen Ursprungs, und der Satan und sein Abfall zeigt sich schon in der mosaischen Schöpfungsgeschichte deutlich genug dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Aber die Gelehrten kennen die Remasim (Winke) der Schrift nicht, sie haben keine Fühlhörner dafür, sondern etwa nur Spott gegen den Kenner. Sie dürften sich ohne Schaden ein wenig besser in den Lehren der Kabāla (nicht Kabbāla) umsehen, dieser schätzbaren, wenn gleich der Kritik unterliegenden Ueberlieferung der Väter, von der der Verfasser im allgemeinen Abschnitt nach Molitors vortrefflichem Werke handelt.

In dem Capitel von den Visionen sind deren Stufen mit willkührlichen Ausdrücken bezeichnet; wie es S. 105 heißt: „Endlich eine noch höhere Stufe als die Ekstase ist das Hellsehen und die ächte Begeisterung.“ Hiedurch entsteht Unklarheit in der aufgestellten Theorie. — In dem Capitel von den Träumen finden sich merkwürdige allgemeinere (mit der Ueberschrift wenig zusammenhängende) Wahrnehmungen über die Geschichte der Menschheit. Zu den wichtigen Träumen selbst können noch diejenigen gerechnet werden, welche dem Träumer nicht erinnerlich, ihm nachher im Wachen als eigene Gedanken wieder aufgehen, wodurch sich Vieles, im Guten und Bösen, erklärt.

Wie der Subjectivismus irre führen kann, ersehe man z. B. aus dem, was der Verfasser von Bileam sagt (S. 420): „Er verwechselt jetzt seine subjective Anschauung mit dem Engel, und überträgt sie sogar auf seine Eselin, die nun auch den Engel mit dem bloßen Schwert in dem Wege stehen sieht, und mit ihrem Reiter ein zurechtweisendes Zwiegespräch anfing.“ Aber nach 4 Mos. 22, 22 ff. sah die Eselin den Engel zuerst, und hätte also ihre subjective Anschauung auf Bileam übertragen. — Wie mag aber doch der Verfasser sagen (S. 483): „Die Evangelien enthalten daher auch gar keine Lehren von einer wirklichen bösen Geisterzunft und ihren Künsten“ rc.?

Nicht? was steht denn geschrieben Joh. 8 und in den S. 772 angeführten Stellen? und von allen Besessenen? Also nachdem der Teufel mit seinen Truppen aus Babylon mitgezogen war, so bildeten sich die Leute in ihrem irren Somnambulismus ein, sie seyen bei ihnen einquartirt! Hat wohl Christus irgendwo gesagt, die dämonischen Besitzungen seyen ein Wahn? Man bittet nur um ein einziges Citat. Eben so mit den guten Engeln, die ja auch aus Babylon herstammen sollen!

So viel Schönes und Wahres die Ansichten des Verfassers enthalten, namentlich über die divinatorische Naturgabe des Menschen, über die Mythologie der alten Völker als auf eine geheime Naturweisheit gegründet, auch über Schriftsteller, wie Paracelsus, Jakob Böhm und andern: so kann doch sein Buch nur kritischen Augen empfohlen werden, deren freilich in diesem Fach noch zur Zeit weniger als unkritische vorhanden seyn mögen. Jene aber werden sowohl in Hauptsachen als in Nebendingen noch mehr zu erinnern finden, als wir hier andeuten konnten. Unter diese Nebendinge gehört, daß S. 964 der Meister der Martinisten für St. Martin gehalten wird, welcher nur der fruchtbarste Schüler des eigentlichen, nämlich des Spaniers Martinez Pasqualis war. Auch andre magische Personen und Schriften sind übersehen, wie das Buch Arbates, Wellings opus ꝛc.

Endlich ist noch die Menge nicht berichtigter Druckfehler zu bedauern. Dahin gehört S. 83 Sirim anstatt Seïrim oder S'irim. S. 90 Sephir Gilgukim für Sepher Gilgulim. S. 169 Rabi anstatt Nabi (daß dieses Wort auch einen Wahnsinnigen bedeute ist falsch, und scheint nur aus den Spottreden 2 Kön. 9, 11 und Jerem. 29, 26 gefolgert worden zu seyn, obgleich es nach der Etymologie, (dämonisch) „Inspirirter,“ möglich wäre). S. 203 Nabi rach anstatt roch (Wörtlich aber heißt Nabi roëh schauender Prophet, und Nabi poël wirkender Prophet). S. 223 Majer anstatt Meyer. S. 239 schattigen anstatt scholligen — und so viel Anderes mehr.

—y—

2.

Ein Buch über Schlaf und Träume.

Ueber Schlaf und Traum und die Schlaflosigkeit mit ihren Ursachen, Folgen und Heilmitteln, von Dr. Joh. Christ. Fleck, Weimar 1844.

Bekanntlich ist im Jahr 1835 eine deutsche Uebersetzung des Werkes von Robert Macnish (The philosophy of Slep, Glasgow 1834 — der Schlaf in allen seinen Gestalten) erschienen. Obwohl diese Schrift mit großem Fleiße, mit großer Erudition verfaßt ist, so hat es doch den Schleier, welcher diesen so interessanten und wichtigen Gegenstand umhüllt, gar nicht gelüftet, was auch von dem Standpunkte des Scepticismus und der vielseitig aufgenommenen Phrenologie, von welchem Macnish diesen Gegenstand aufgefaßt hatte, nicht anders möglich war, so daß Recensent obbezeichnete Schrift des Dr. Fleck mit großer Neugierde zur Hand nahm, und etwas Besseres erwartete. Er täuschte sich jedoch gewaltig in seiner Erwartung. Der erste Theil, welcher eigentlich allein hieher paßt, enthält nicht nur nichts Neues, sondern dem Verfasser mangelt es gänzlich an der Naturanschauung, und die Theorien, die er da äußert, sind noch weniger befriedigend als die Macnish's.

Richtiger, wenigstens praktischer, sind die zwei andern Theile verfaßt, für welche Hr. Fleck besser ausgerüstet ist. Sein Streben sollte auch mehr zum Positiven des ärztlichen Wirkens gerichtet seyn, als zu solchen metaphysischen Fragen, zu deren Lösung es mehr bedarf als das Studium der Philosophie, deren Doctor der Hr. Fleck zugleich ist. Wie derselbe speculirt, wollen wir hier z. B. das hervorheben, was er über die Gehirnthätigkeit (S. 13) sagt: „Die Objecte, die wir sensiren, verhalten sich zu den Sinnen, wie die Muskeln sich zu den Nerven verhalten; sie werden ebenso oxydirt, denn jeder äussere Reiz wirkt auf die Nerven, wie die Muskeln,

helfen könne. Freudig erwachend, verordnete er genau die ihm im Traume vorgeschriebenen Mittel, und — der Kranke wurde glücklich hergestellt.

S. 20 erzählt der Verfasser den merkwürdigen Traum einer wahnsinnigen Mutter, die Frau eines Künstlers, die erst nach einer mehrjährigen glücklichen Ehe, in welcher sie schon mehrere Kinder geboren hatte, in diese traurige Geisteszerrüttung verfallen war. So lange die Ausbrüche des Wahnsinnes erträglich waren, behielt ihr Mann sie bei sich; als aber dieselben ihm und seinen Kindern Gefahr zu bringen droheten, war er genöthigt, sie von sich weg zu thun, und in eine benachbarte Irrenanstalt zu bringen, wo sie sich mehrere Jahre lang aufhielt, ohne von ihrem Wahnsinn geheilt werden zu können.

In den Anfällen desselben lebte sie, wie Wahnsinnige gewöhnlich, in völliger Vergessenheit ihres Zustandes, aber in den lichten Zwischenzeiten bewies sie große Anhänglichkeit an ihre zurückgelassene Familie; sie jammerte darüber, daß sie von ihr entfernt leben müsse und verlangte ganz besonders oft und heftig nach ihren Kindern.

Ihr damals noch lebender Vater, der sie sehr fleißig besuchte, mußte ihr darum jedesmal Nachricht von ihrer Familie bringen und sich mit ihr über ihre Kinder und deren Befinden, ihr Wachsthum, Thun und Treiben u. dgl. unterhalten.

Einst kam er auch zu ihr, und sobald sie ihn erblickte, rief sie ihm dießmal noch begieriger, als sonst, die Frage entgegen: „Was machen meine Kinder?“ — Er hatte den Tag zuvor die Nachricht erhalten, daß eines davon gefährlich krank wäre, und erschrak also dießmal über die Frage, weil er es nicht für rathsam hielt, die Wahrheit ihr zu sagen. Er antwortete ihr deßhalb: „Sie sind alle gesund.“ — „Haben Sie kürzlich Nachricht von ihnen erhalten?“ fuhr die Unglückliche fort. — „Ja,“ antwortete der Vater. — „Und welche?“ — „Daß sie alle gesund sind.“ — „Das ist nicht wahr,“ — fuhr sie nun heftig auf; „alle sind nicht gesund, meine Karoline ist krank, gefährlich krank!“ — Der Vater erstaunte, denn ausser ihm wußte

es noch Niemand. „Wer hat Dir das gesagt?“ fragte er daher. — „Ich habe in dieser Nacht das Kind gesehen,“ antwortete sie; — „ich bin bei ihm gewesen, es ist krank, recht sehr krank!“ — Und nun sagte sie ihrem erstaunten Vater nicht nur, seit wann das Kind krank wäre, sondern nannte ihm auch die Krankheit selbst, an welcher es darnieder läge, und Alles traf mit dem Inhalte des Briefes, den der Vater erhalten hatte, pünktlich überein. —

S. 22. Dem berühmten von Brenkendorf träumte einst in der Nacht, er befinde sich in einer wüsten höchst traurigen Gegend, aus welcher er sich wieder heraussehnte; indem sah er einen Mann, der ihn noch da zu bleiben bewog, und bald nachher sah er diesen, ihm so lieben Mann sterben; zugleich bemerkte er einen großen Zug von Menschen in fremder ungewöhnlicher Kleidung, und dann erwacht' er. Das ganze Bild des Mannes, den er im Traume gesehen, war aber so tief in seine Imagination eingegraben, daß er es wachend noch zu sehen glaubte und so blieb auch der ganze Traum ihm lebenslang ganz unauslöschbar in seiner Seele. — Einige Zeit darauf erhielt er von Friedrich III., König von Preußen, den Auftrag, nach Pommern zu gehen, um dort jenen unglücklichen Provinzen wieder aufzuhelfen, welche in dem 7jährigen Krieg durch die Russen verheert worden waren. Brenkendorf reiste dorthin, fand aber das Elend so groß, und, je genauer er untersuchte, immer größer, so daß er an jeder Hilfe verzweifelte und sich entschloß, dem Könige zu melden, daß er weder Rath noch Hilfe ersinnen könne, um dem Lande wieder aufzuhelfen, besonders auch darum, weil es an Menschen fehlte.

Indem er mit diesen Gedanken umging und an einen Ort hinfuhr, kam ein Mann an seinen Wagen, dessen Anblick ihn in großes Erstaunen setzte, denn es war auf's Genaueste der Mann, den er im Traume gesehen hatte. Daß ihn dieser Anblick hoch erfreute, und er also sogleich großes Zutrauen zu ihm faßte, läßt sich leicht denken. Es war der Beamte der dortigen Gegend, der ihm tröstlich zuredete, ihm um Rath und

That an die Hand zu gehen versprach und ihn also bewog, das wohlthätige Geschäft zu untersuchen.

Einige Zeit nachher erfuhr Brenkendorf, daß sein Freund tödtlich krank sey; er eilte zu ihm, und sah ihn sterben. — Noch an demselben oder am nächstfolgenden Tage sah er eine große Zahl Männer, Weiber und Kinder, ganze Familien einziehen; es waren Colonisten aus Polen, welche sich in dem verödeten Lande anbauen wollten, und also lauter Werkzeuge, durch welche Brenkendorf wohlthätig fortwirken konnte.

S. 23. Kurz vorher, ehe die Fürstin Ragozky von Warschau nach Paris reiste, träumte sie, sie befinde sich in einem unbekannten Zimmer, wo ein ihr ebenfalls unbekannter Mann mit einem Becher zu ihr kommt und ihr daraus zu trinken anbietet. Sie erwiedert, daß sie keinen Durst hätte, und dankt ihm für sein Anerbieten. Der unbekannte Mann wiederholt seine Bitte und setzt hinzu: sie möchte es ihm nicht abschlagen, denn dieß sey der letzte Trunk ihres Lebens. Hierüber erschrak sie heftig und erwachte.

Im Oktober 1720 langte diese Fürstin gesund und wohl in Paris an und bezog ein Hôtel garni, wo sie bald nach ihrer Ankunft ein heftiges Fieber überfiel. Sie schickte sogleich zu dem berühmten Arzte des Königs, dem Vater des Helvetius. Der Arzt kam und die Fürstin gerieth in ein auffallendes Erstaunen. Man fragte nach der Ursache desselben, und sie gab zur Antwort, daß der Arzt ganz vollkommen dem Manne gleich sähe, den sie zu Warschau im Traume erblickt hatte. Doch dießmal, setzte sie hinzu, werde ich noch nicht sterben, denn dieses Zimmer ist nicht dasselbe, das ich damals zugleich im Traume sah.

Die Fürstin wurde bald darauf völlig wieder hergestellt und schien ihren Traum ganz vergessen zu haben, als sie durch einen neuen Umstand wieder mit der größten Lebhaftigkeit daran erinnert wurde; — sie war mit ihrem Logis in dem Hôtel nicht zufrieden und verlangte daher, daß man ihr eine Wohnung in einem Kloster zu Paris einrichten möchte, was

auch geschah. Die Fürstin zog in das Kloster ein; allein kaum war sie in das für sie bestimmte Zimmer getreten, als sie ganz laut zu schreien anfing: „Es ist um mich geschehen, ich werde nicht wieder lebendig aus diesem Zimmer herauskommen, denn es ist eben dasselbe, was ich zu Warschau im Traume gesehen habe.“ — Sie starb wirklich nicht lange darauf, zu Anfange des Jahrs 1721, und zwar in dem nämlichen Zimmer, an einem Halsgeschwüre, das durch die Herausnahme eines Zahnes entstanden war. —

S. 42 erklärt unser Verfasser den Zustand der Mondsüchtigen, des Schlafwandels auf folgende Weise: „In einen solchen Zustand,“ sagt er, „verfallen bisweilen Personen, wenn sie eine große Beweglichkeit des Gehirns besitzen, wenn während des Schlafes die Lebenskraft plötzlich wieder nach dem Gehirn gelangt, und nicht sogleich regelmäßig in dem ganzen Nervensysteme vertheilt wird.“ Die Erklärung ist schon deßhalb falsch, als die Lebenskraft des Nervensystems bei den Schlafwandlern nicht nur nicht auf Kosten der andern Organe im Gehirne concentrirt ist, sondern z. B. in den Bewegungs-Muskeln bedeutend bethätigt ist. Man kennt ja die ungewöhnliche Stärke, Agilität 2c. der Schlafwandler, sie erklettern mit ungemeiner Leichtigkeit ihnen sonst unzugängliche Ort. Den Zustand des Schlafwandelns und des Hellsehens kann man auf genügende Weise nicht anders als dadurch erklären, daß sich in solchen Zuständen die Seele auf eine abnorme, krankhafte Weise, theilweise vom Gehirne trennt, ein Theil ihrer Kräfte ist daher nothwendigerweise potenzirt, als sie im Organismus nicht gefesselt ist. Da die Seele aber den Organismus nicht verlassen hat, so manifestirt sie sich durch dieses oder jenes Organ des Gehirnes. Daher kann man sich erklären, wie die Schlafwandler mit großer Fertigkeit fremde Sprachen sprechen, während sie wachend kaum die einzelnen Wörter derselben mühsam aufsuchen müssen.

Der berühmte D. Starke sah einen mondsüchtigen Harfenspieler zu wiederholten Malen, welcher in diesem wundervollen

Schlafzustande viel schöner, harmonischer und kunstreicher spielte, als er im wachenden Zustande es vermochte. — In Jagemann's Magazin der italienischen Literatur und Künste (Bd. 5. 1781) findet man unter andern folgenden Fall: Heinrich von Heer kannte einen Dichter, der des Nachts im Schlaf aufstand, sich an sein Schreibpult setzte und Verse machte. War ihm seine Arbeit gelungen, so fing er vor Freude an zu lachen; dann legte er sich wieder zu Bette und schlief so lange, bis man ihn wieder aufweckte. Er war nicht wenig erstaunt, wenn er am Morgen seine Gedichte mit eigener Hand verbessert oder ergänzt fand. —

Bemerkungen des Recensenten.

Bei dem heutigen Stande unserer physiologischen Kenntnisse ist es ziemlich schwer, eine genügende Erklärung der Träume zu geben, ganz unmöglich aber von dem materialistischen Standpunkte; wenigstens was die prophetischen Träume anbelangt; und seiner Theorie zu lieb sollte doch der Arzt und Psycholog die Thatsachen nicht läugnen dürfen, was aber leider nur zu häufig geschieht. Freilich ist Läugnen viel bequemer und leichter als Begreifen.

Man kann folgende Arten von Träumen annehmen:

1. Gewöhnliche Träume, Gaukelspiele der Phantasie, buntes Untereinander richtiger und verzerrter Ideen, oder Objecte, die während des Wachens die Sinne gefesselt hatten: eine Art von Fortvibriren des Gehirns; der Eindruck, welchen die Gegenstände auf das Gehirn machten, dauert noch fort, und ruft mehr oder weniger bizarre Bilder hervor. — Das Organ des Regulators der Ideen — der Reflexion —, durch welches sich der Geist nach Aussen kund gibt, ruht, schläft, so daß die an die Organisation gefesselte Seele sich durch jenes Organ nicht manifestiren kann. Die den Schlafenden umgebenden Geräusche u. dgl. werden vom Gehirne unvollständig percipirt, und es bilden sich darin diese oder jene Bilder, Träume, je

nachdem dieses oder jenes Gehirnorgan erregt wird. Diese Bilder müssen nothwendigerweise mehr oder weniger alle Gesetze des Raumes, der Zeit, der Wahrscheinlichkeit überspringen, als der Geist durch das schlafende Organ der Reflexion nicht wirken kann.

2. Träume, die durch den Brauch und Mißbrauch geistiger Getränke, der narkotischen Mittel, des Kaffees, durch die verdorbene Luft ꝛc. hervorgebracht werden. Das mit heterogenen Stoffen geschwängerte Blut reagirt auf abnorme Weise auf das Gehirn; zu dem verstimmen die narkotischen Mittel ꝛc. jedes auf specifische Weise das Gehirn; ja sie können beim fortgesetzten starkem Gebrauche das Reflexionsorgan des Gehirns so niederdrücken, und die andern Organe so verstimmen, daß der Geist nothwendigerweise nur Mißtöne hervorbringt, und die Personen so zu sagen wachend träumen.

3. Träume durch mechanische Störungen, Blutandrang nach dem Kopfe, Blutstockungen im Gehirne ꝛc. hervorgebracht.

4. Träume, die aus verstimmtem Ganglienleben herrühren, bei Hypochondristen ꝛc. Hieher gehört auch das Alpdrücken.

5. Prophetische Träume. Hier sind zwei Fälle denkbar:

a) Der Geist kann sich im Schlaf momentan seiner Hülle mehr oder weniger entledigen. Als solcher kennt er keinen Raum, noch Zeit; je nachdem er sich rein oder unrein entwikkelt oder vielmehr der Hülle sich entledigt hat, sieht er entfernte Gegenstände und Begebenheiten auf mehr oder weniger deutliche Weise. Daß übrigens Gottes Gnade und Willen dem Geiste die Fernsicht erleichtert, versteht sich von selbst.

Wenn die Kenntniß der zukünftigen oder gleichzeitigen, aber entfernten Ereignisse von großer Wichtigkeit und von Nutzen für das Individuum ist, und dieses diese Kenntnisse verdient, so manifestirt die Seele die Ereignisse durch den Traum. Diese theilweise — vielleicht auch ganze — Trennung des Geistes im Schlafe mag aber sehr selten seyn, und gewiß nicht vom Willen des Geistes allein abhängen.

b) Ein anderer, von der irdischen Hülle befreiter Geist wirkt durch Gottes Fügung auf den Schlafenden.

6. Träume, die durch den Einfluß niederer, unreiner Geister entstehen, und also eine wahre Versuchung abgeben.— So sagte schon der berühmte Paracelsus in seinem Caput de Morbis Somnii (Vergl. Parac. Schriften, herausgegeben von Huser, Basel 1589, 5. Theil, S. 159): „Darumb so verführt der Sathan viel im Schlaf, die so ihm anhangen, zu gleicher Weiß, wie den Wachenden. Darumb der Mensch soll rein sein, unbefleckt sich selbst lassen, auf daß sein Wachen und Schlafen frey sey im Liecht der Natur."

L.—.

Ein bedeutungsvoller Traum.

Man hat wenige Gegenstände so oft und von so verschiedenem Standpunkt aus betrachtet, als das Wesen der Seele und ihre Zustände. Dieß ist eben so natürlich als recht, denn die Seele ist dem Menschen das Nächste, Persönlichste. Vielfach nun ist jenes wunderbare Reich des Traumes erklärt, vertheidigt und bestritten worden. Man hat die Träume als wunderliche Wiederspiegelungen, seltsame Umkehrungen, verwirrte, eigenthümlich aufgeputzte Erinnerungen an die Gegenwart benannt, und ihnen nichts Wesentliches gelassen, ausser der Phantastik. Man trat dadurch in vollkommenen Gegensatz mit dem Alterthum, welches den Träumen tief eingreifende Bedeutsamkeit zuschrieb und sich eifrig bemühte, die Symbolik derselben zu ergründen. Indessen die Opposition dagegen ist bereits alt. Schon Homer kennt wahre und falsche Träume, die ihre besondern Thore im Palaste des Schlafes haben, und ein sehr altes deutsches Sprichwort sagt: „Träume sind Schäume." Das letztere heißt wohl das Kind mit dem Bad ausschütten, und alles verwerfen, weil vieles verwerflich ist. War die Ansicht der Aegypter thöricht, all und jeden Traum als höheren Ursprungs und tieferer Bedeutung anzusehen, so ist die Ansicht derjenigen nicht weniger leichtsinnig, welche den Traum lediglich als müßiges Spiel, als unwahren Fastnachtsspaß des Geistes ansehen. Die wahre Ansicht hatten schon die Griechen, es gibt Träume höherer Art, die bedeutungsvoll sind. Das Schwierige ist nur, diese von solchen zu unterscheiden, die so zu sagen irdischer Natur sind. So weit sind wir in der Kunde der Seele noch nicht gelangt und es bleibt daher nichts übrig, als eben beglaubigte Beispiele von solchen Träumen zu sammeln, die sich, als der höheren Natur im Menschen entsprossen,

bestätigt haben. Ein Beitrag dazu ist die nachfolgende Erzählung, deren vollkommene Genauigkeit und Wahrhaftigkeit in jedem Punkte bezeugt werden kann.

In einem sächsischen Städtchen M. lebte ein Mann, der mancherlei Schicksale über sich hatte ergehen lassen müssen. Als zehnjähriger Knabe ward er von seiner Mutter getrennt und sah dieselbe nur ein einziges Mal in seinem Leben als zwanzigjähriger Jüngling, und zwar kurz nach dem Tode seines Vaters, wieder, und stand seitdem in gar keiner Verbindung mit ihr, da sie an einem Orte weit über hundert Meilen vom Wohnsitze des Mannes, von dem wir reden, entfernt lebte. Die Jahre floßen hin, das Geschick fügte es in seiner wunderlichen Weise, daß der Mann selbst eine Familie gründete und in Verhältnisse gerieth, die ihn so beschäftigten, daß er der Vergangenheit wenig gedachte. So war er zweiunddreißig Jahr alt geworden, hatte eine kleine Tochter und lebte nur für seine Familie und seine Arbeit. Da träumte ihm in der Nacht vom 12. Oktober, er stehe des Nachts auf einem großem Felde und betrachte den Himmel. Dieser war wunderbar tiefblau, ganz wolkenlos und ohne irgend einem Stern. Mitten aber am Himmelsgewölbe schwebten zwei in goldene Rahmen gefaßte Portraits, länglich rund geformt, wie man sie sonst wohl oft, namentlich im vorigen Jahrhundert, malte. Ueber beiden Gemälden, die ganz dicht neben einander schwebten, befand sich ein voller, schöner, grüner Lorbeerkranz. Es waren die Bildnisse seines verstorbenen Vaters und seiner noch lebenden Mutter, die er sah. Der Mann erwachte und da er Zeit seines Lebens niemals von seiner Mutter geträumt, und seit mindestens zehn Jahren fast gar nichts von ihr gehört hatte, so fiel ihm dieses Gesicht außerordentlich auf. Es befiel ihn eine sehr natürliche Aengstlichkeit und er schrieb nach B., wo er Verwandte hatte, die ihn benachrichtigen konnten. Die Antwort lautete: die letzten Nachrichten, welche man habe, wären zufriedenstellend, seine Mutter sey zwar krank gewesen, allein die Gefahr sei vollkommen vorüber. Dieser Bericht

beruhigte den Sohn, der gewöhnliche Lebensgang trug auch das seinige dazu bei, und bald trat der merkwürdige Traum ganz in den Hintergrund. So verfloß ungefähr ein halbes Jahr ohne irgend eine Störung. Da aber kam ein schwarzgesiegelter Brief an, welcher ihm den Tod seiner Mutter anzeigte und meldete, daß dieselbe in der Nacht vom zwölften Oktober gestorben sey und diese Trauernachricht erst so spät an ihn gelange, weil der Wohnort seiner Mutter so weit entfernt sey.

Wie kam nun die Seele des Sohnes dazu, in der Todesnacht seiner Mutter solch einen wunderbaren merkwürdigen Traum zu haben, dessen ganzes Wesen gewiß die Züge einer höheren Natur trägt?

N.—.

Mittheilungen aus dem Kreise Oletzko in Schlesien.

Bei der im hiesigen Kreise Oletzko im August 1842 stattgehabten Kantonsrevision wurde aus einem Wohnorte ein Jüngling, 20 Jahre alt, Namens Friedrich Labensky, Sohn des Wirths Christoph Labensky, für militärbrauchbar erklärt und mittelst Ordre des Kommandeurs des 3. Landwehrbataillons nach dem Standquartiere des Bataillons (Stadt Angerburg) nebst allen mit ihm zugleich ausgehobenen Rekruten, citirt, woselbst er am 24. September eingetroffen. Nach Verlauf von mehreren Wochen lief durch das hiesige Landrathsamt die Nachricht ein, daß Friedrich Labensky am 8. November 1842 im Garnisonslazarethe zu Braunsberg an der Lungenlähmung gestorben sey. Seine hinterbliebenen Eltern, insbesondere seine Mutter, waren ganz untröstlich. Ich gab mir alle nur mögliche Mühe, um die ganz trostlose Mutter, so viel ich es durch Gottes Gnade vermochte, zu beruhigen; aber wie es schien vergebens. „So muß ich denn," rief sie aus, „meinen Leidenskelch bis auf den Boden leeren! Ach, bester Herr! mein ganzes bisheriges Leben ist eine ununterbrochene Kette von Leiden und Trübsalen jeder Art. Meinen ersten Mann, den ich so zärtlich liebte, mußte ich verlieren, und noch dazu in einer Zeit, wo mir sein Beistand unentbehrlich zu seyn schien, — meinen ältesten Sohn mußte ich vor jenen 13 Jahren in den Fluthen umkommen sehen, — und jetzt — — mußte mein — mein — allerliebstes Kind in die weite Welt, um da sein Grab zu finden! Ach ich unglückliche Frau! — Ach ich unglückliche Mutter!" — Ich erinnerte sie, daß „Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen," wie auch an viele tröstende und beruhigende Aussagen der heiligen Schrift; —

an die freudige Hoffnung des Wiedersehens in der seligen Ewigkeit, u. s. w. — „Hätte ich die Gewißheit, daß mein Fritz unter den Seligen sey, und daß ich ihn einst dort erblicken dürfte, so würde ich keine Thräne mehr weinen;“ sprach sie mit vom Weinen fast ersticktem Tone; aber wer kann mir für seine Seligkeit bürgen! Ach wie gerne möchte ich ihn noch einmal sehen!“

Am mittelsten Weihnachtsfeiertage v. J. kam sie Abends zu mir und war so heiter und froh, daß ich mich wunderte und ihr mein Befremden darüber zu erkennen gab. „Wie soll ich mich nicht freuen,“ fing sie an, „da Gott mein Gebet mir gnädiglich gewährte, und wenn auch nicht mir, so doch meinem Manne unsern Fritz gezeiget hat! denken sie sich,“ fuhr sie fort, „am verflossenen heiligen Abende (24. December) saß mein Mann völlig angekleidet und wach auf dem Bette und auf dem Tisch nicht weit von ihm brannte ein Talglicht. Die Uhr kann ungefähr 10 gewesen seyn. (Es ist bei diesen Leutchen Gewohnheit, daß sie in der Nacht vor dem ersten Weihnachtsfeiertage, von der Abend- bis zur Morgendämmerung, unausgesetzt ein Licht brennen lassen, und daß der Hausvater dabei die ganze Zeit wacht.) Da seufzte er „„Lieber Gott! Du hast heute Nacht Deinen Sohn auf unsere Welt gesendet, schicke mir gnädiglich auch meinen, daß ich ihn noch einmal erblicken dürfte.““ Kaum glitt das letzte Wort über seine Lippen, so wurde die Stube ungemein erhellt. Er blickte in die Höhe, da war aber weder Decke noch Dach, sondern ein so heiterer, reiner, mit funkelnden Sternen besäter Himmel, wie er ihn noch nie so rein und blau gesehen, entfaltete sich seinen Blicken. In einer ungemeinen Höhe erblickte er unseren Fritz in seiner natürlichen Größe und mit denselben Kleidern angethan, die er zu Hause getragen. Ganz deutlich erblickte er z. B. die rothen Streifen an seiner Jacke. Nach einigen Augenblicken war alles vorüber und die Bretterdecke stand vor seinen Augen. Sofort sprang er auf und eilte vor die Thür, in der Hoffnung, den Fritz noch einmal zu erblicken; aber da

war an keinen heiteren Himmel zu denken. Das ganze Himmelsgewölbe war mit Wolken bezogen, nur in einer Gegend am Horizonte flimmerten einige Sterne. Als ich nach einigen Tagen mit ihrem Manne zusammen kam, fragte ich ihn um diese Sache. Er erzählte es ebenso und betheuerte die Wahrheit seiner Aussage.

Im vergangenen Monat Januar starb in hiesiger Gegend eine sehr gebildete fromme Predigersfrau im Kindbette. Das Kindchen, wovon sie entbunden wurde, konnte auch nicht erhalten werden, starb noch vor der Mutter, welcher Letztern es in den Arm in den Sarg gegeben wurde. Das Begräbniß erregte eine allgemeine Theilnahme und Mitgefühl. Bald darauf, nachdem die Leichen eingesenkt waren, machte sich die verstorbene Frau ihrem hinterbliebenen Manne, dem Prediger R—. sichtbar, ja sogar hörbar, machte ihm Mittheilungen aus der Ewigkeit, und gab ihm unter andern die Kunde, daß das Kindchen von ihr getrennt und an einen andern Ort zur Pflege und Erziehung gegeben sey und sie sich von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel habe überzeugen müssen. u. s. w.

Der Prediger, mit dem ich persönliche Bekanntschaft habe, ist in gleicher Lage mit dem berühmten Pastor Oberlin in Steinthal bei Straßburg, der auch 9 Jahre lang mit seiner verstorbenen Frau Umgang hatte. Nächstens hoffe ich umständliche Nachrichten von ihm zu erhalten, die ich, falls er es mir erlaubt, gerne mittheilen werde.

Oletzko, den 22. März 1843.

Horn, Justiz-Rath.

Aus F.

Ich war (erzählt Dem. K.) als erste Arbeiterin in einer bedeutenden Putzhandlung in Hessen-Cassel in Condition, als ich mich eines Tages sehr beunruhigt und völlig untauglich

zum Arbeiten fühlte, ohne im Mindesten krank zu seyn. So kam der Abend herbei, und so legte ich mich zu Bette, ohne schlafen zu können.

Nachdem ich mich längere Zeit in der größten Unruhe im Bette herumgeworfen, sah ich an dem Glasfenster der Thüre, welche zum Arbeitszimmer führte, und wo doch Alles fest verschlossen und nicht hineinzukommen war, eine Hellung entstehen, welche immer zunahm. Voll Schrecken setzte ich mich im Bette aufrecht, die Hellung kam immer näher auf mein Bette zu, und in derselben sah ich meinen jüngsten neunzehnjährigen Bruder, welcher in Frankfurt a. M. bei meiner Mutter sich aufhielt, in schwarzem Anzug vor meinem Bette stehen.

Voll Schrecken war ich im Anfang ganz starr, er blieb stehen und legte seine Hand schwer auf die Decke.

Endlich ermannte ich mich und rief seinen Namen August! ei August, was willst Du denn?

Da wurde es dunkel und die Erscheinung war verschwunden.

Erst gegen Morgen gelang es mir einzuschlafen. Da sah ich mich im Traum in ein beinahe leeres Zimmer zu meiner Mutter nach Frankfurt versetzt. Dieselbe saß in tiefster Betrübniß zusammengekauert in einer Ecke. Als ich mich derselben nähern und sie um die Ursache ihrer Traurigkeit fragen wollte, hörte ich von der Stimme meines Bruders den Ausruf: „Mein Leib, ach mein Leib!“ und in demselben Augenblick sehe ich ihn über einen Tisch, nur mit dem Hemde bekleidet, liegen. Als ich auf ihn zueilte, fand ich sein Angesicht mit Schweißtüchern, wie einen Todten bedeckt, und vor Schrecken darüber erwachte ich. Am andern Tag erhielt ich den Brief mit der Nachricht seines Todes. Er war an einer Unterleibs-Entzündung, nach nur dreitägigem Kranksein, gestorben.

Eine Erscheinungsgeschichte.

Es war im Sommer 1839, ich lag damals im Quartier St. Agnese in Bologna als Corporal bei einer Eliten Compagnie in Garnison, als auf einmal sich das Gerücht verbreitete, Kadet d'Auté, der Sohn eines reichen Grafen aus der französischen Schweiz sey erschossen worden.

Dieser kaum 20 Jahre alte junge Mann, der von seinen Eltern irgend eines Anstoßes wegen hieher geschickt seyn mochte, gut empfohlen war, stets eine große Summe Geldes zu seiner Verfügung hatte und dabei große Freigebigkeit zeigte, nahm gegen Abend zwei Pistolen aus seinem Zimmer, wovon die eine geladen war, trat mit denselben in den weiten Gang des früheren Klosters St. Angne'e und forderte dort den ersten besten Kanonier scherzend auf, sich mit ihm auf Pistolen zu duelliren.

Der aufgeforderte Kanonier, einen übermüthigen militärischen Spaß vermuthend, war sogleich bereit, von den hingebotenen Pistolen Gebrauch zu machen, ergriff aber zufällig die ungeladene Waffe.

„Nein!" rief Kadet d'Auté, „diese hier dürfen Sie nicht nehmen, es ist die meinige, hier nehmen Sie die andere," fügte er heiter lachend hinzu. Der Kanonier, der natürlich von dem Zustand der andern Pistole nicht die mindeste Ahnung haben konnte, ergriff das dargebotene Geschoß ohne Widerstreben. Es geschahen nun die traurigen Vorceremonien des Duells, Mensur wurde abgemessen, man stellte sich gegenüber, drückte auf das Commandowort ab und der Kadet sank taumelnd zurück. Die Kugel war mitten durch die Brust gegangen.

Der Schuß hatte mehrere Militär auf den Schauplatz geführt, welche den Entseelten auf das Zimmer des Oberwachtmeisters trugen; der Artillerist hingegen wurde in Arrest abgeführt.

Als ich diese Geschichte erfahren hatte, ging ich zu dem Oberwachtmeister Giselard, und bat denselben, mir den Kadeten d'Auté zu zeigen, was dieser Vorgesetzte auch bereitwillig that. Ich befühlte den unglücklichen Duellanten; sein Körper war noch warm und die Kugel, welche durch die Brust gegangen, war hinter den Rückenwirbeln stecken geblieben und konnte mit der Hand hin- und herbewegt werden.

Als junger Soldat bedauerte ich d'Auté zwar recht sehr, schenkte dem Vorfall inzwischen dennoch keine weitere Aufmerksamkeit, besorgte meine Dienstobliegenheiten und hatte gegen Abend der Sache bereits nicht mehr erwähnen hören.

In derselben Nacht jedoch, als ich aufstand, um ein Bedürfniß zu versehen, — die Lampe unseres Zimmers glomm nur noch schwach am Dochte, so daß kaum ein matter Schein das Zimmer erhellte, — ereignete sich der sonderbare Fall, den ich Ihnen hiemit heute noch mit Schauder erzähle.

Als ich nämlich zum Zimmer hinaus will, bemerke ich, daß der in der gegenüberliegenden Ecke schlafende Voltigeur Carigiet, ein Graubündtner, Katholik, etwa 40 Jahre alt, neben seinem Bette steht und um dasselbe herum beschäftigt ist. „Was hast Du, Carigiet, warum liegst Du nicht zu Bette?“ war meine Frage.

„Da hinein liege ich nicht mehr, gab er ganz zerstört zur Antwort. Auf meine abermalige Frage „warum?“ erklärte mir Carigiet: „Wenn ich im Bette liege, so zupft es immer an meinem Kopfpolster, es krächzt und heult, es stöhnt und seufzt, das Kopfpolster scheint sich unter mir zu heben, und mir ist unheimlich bange dabei. „Du bist ein Narr,“ sagte ich, „Dir träumts, oder ist eine rechte Ratte vom Abtritt hereingesprungen, und hat in Deinem Strohsack oder Kopfpolster Quartier genommen; ich will die Kerze anzünden,“ sagte ich, „und sehen, was das für ein Geist ist.“

Ich ergriff hierauf ein chemisches Streichhölzchen, brannte damit die auf dem Tische stehende Kerze an, leuchtete unter das Bett, erhob den Strohsack und das Kopfpolster und sagte

dann: „Siehe, Carigiet, nirgends ist etwas; wenn Du übrigens nicht mehr in Deinem Bette schlafen willst, so tauschen wir: lege Dich in das meinige.“

„Das will ich auch nicht, ich will ein wenig auf den Tisch hinsitzen.“ — „Und ich,“ erwiederte ich hierauf, „ich lege mich wieder nieder.“ Nach einer kurzen Weile jedoch stand er ebenfalls auf und sagte: „Ich will es doch wieder versuchen.“ Ich sagte ihm noch, als er aufstand: „Lösche auch die Kerze aus!“ indem ich, auf der linken Seite im Bett liegend, ihm zusah, wie auch er sich in das seinige legte. In demselben Augenblicke aber, in derselben Stellung ließ ich, noch vollkommen wachend (es war 11 Uhr vorbei, wie mir die Schildwache vor dem Kleidermagazine gesagt hatte), die Augenlieder sinken. Mit aller Anstrengung meiner inneren geistigen und physischen Kraft wollte ich diesem plötzlich eingetretenen Taumel wehren — umsonst — ich konnte meine Augenlieder nimmer wieder öffnen; wie auf einen Schlag war die ganze Herrschaft auch über den geringsten Theil meines Körpers dahin, mein ganzes Ich war todt; die festeste Willenskraft vermochte nichts mehr auf diese Einwirkung, meine Pulse stockten, das letzte Leben rang sich zum Herzen empor, meine Seele trat gleichsam aus dem Körper und nahm Abschied von der irdischen Hülle. In demselben Augenblick (das Ganze war das Werk weniger Minuten) als meine Seele scheiden und hiemit das letzte Bewußtseyn, die letzte heilige Kraft schwinden wollte, sehe ich durch die geschlossenen Augenlieder den erschossenen Grafen d'Auté in bittender Stellung mit gefalteten Händen (so daß sich die Fingerspitzen berührten) vor mir stehen.

Jetzt will sich im letzten Kampf gewaltsam meine innere moralische Kraft von Schein und Täuschung überzeugen, ich versuche emporzuspringen, meine Augen aufzurichten, will vor die Person hintreten, sie befühlen, vergebens! wie mit tausend Fesseln, oder vielmehr todt liege ich auf der schauerlichen Lagerstätte. In dieser Agonie, in diesem Kampfe meiner letzten Menschenkraft, mit der ungehorsamen todten Materie durchzuckt

es mich wie durch höhere Eingebung, ich solle ein Ave Maria beten für den Abgeschiedenen. Ich bin Protestant und kenne dieses Gebet blos dem Namen und nicht der Form nach. Hilft's nichts, so schadet 's nichts; ich bete: „Heilige Jungfrau bitt für seine Seele — — ꝛc." In demselben Augenblick ist wie durch einen Zauberschlag Alles verschwunden, ich kann die Augen öffnen, aus dem Bette herausspringen, sehe aber nicht mehr das Mindeste vor mir. Ich gehe hinaus, frage: „Schildwache, wie viel Uhr ist es?" — „Halb zwölf Uhr" gab sie mir zur Antwort.

Seit dieser Zeit lache ich nicht mehr über Erzählungen aus dem Geisterreiche: wenn mir schon manchmal vorkommen will, es ist Täuschung, es ist Alles Täuschung, so gibt der erzählte Vorfall mir stets eine andere Ueberzeugung.

Vom fliegenden Holländer.

Es gibt gewiß wenige Leser dieser Blätter, welche die Sage von dem „fliegenden Holländer" nicht kennen, und wäre es nur aus Marogat's beliebtem Roman: „Das Gespensterschiff;" den wenigsten aber dürfte es bekannt seyn, daß diese Sage nicht wie so manche andere ihren Ursprung blos in der Phantasie der Seeleute hat, sondern wirklich einigermaßen historisch begründet ist, und daß der jetzig „fliegende" seiner Zeit ein „leibhaftiger" Holländer war, der sich als Seefahrer unter seinen Zeitgenossen einen großen Namen erwarb, und denselben in dem erwähnten Mährchen auf die Nachwelt gebracht hat. Dieser Mann hieß Barend Fokke und lebte zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Er war ein ungemein kühner und unternehmender Seemann, der, wie die Ueberlieferung sagt, ohne sich an Wind und Wetter zu kehren, immer mit vollen Segeln durchfuhr; er hatte eiserne Stangen an den Masten, damit dieselben bei starkem Winde nicht über Bord wehen könnten, und legte bereits damals die Reise von Batavia nach Holland in neunzig Tagen zurück, während er innerhalb acht Monaten die Hin- und Zurückreise machte. Zu seiner Zeit, wo die Schiffer den Weg nach Ostindien und die auf dem Weltmeere herrschenden Winde und Stürmungen noch nicht so genau kannten als jetzt, wo der vorsichtige Steuermann, sobald der Abend zu dunkeln anfing, die Segel einzog, und wo daher die Dauer einer gewöhnlichen Reise von Holland nach Java auf mehr als gegenwärtig die Hin- und Zurückreise geschätzt wurde, zu jener Zeit kann es nicht befremden, daß so unglaublich günstige Reisen als die von Schiffer Barend Fokke übernatürlichen Ursachen zugeschrieben wurden: die Einen nannten ihn einen Zauberer, Andere sprachen von einem Pactum mit dem Bösen u. dgl.

Es ging ihm dabei wie jenem spanischen Schiffer, welcher zuerst durch seine genauere Kenntniß von den Winden in dem südlichen stillen Meere die Reise von Callao nach Valzavaiso innerhalb vierzig Tagen vollendete, während man allgemein viel längere Zeit und manchmal ein Jahr dafür brauchte und welcher deßhalb, der Zauberei angeklagt, ins Gefängniß geworfen und vor dem Inquisitionstribunal zur Verantwortung gerufen wurde. Dieser Glaube wurde in Hinsicht auf Barend Fokke noch bestärkt durch seine ganz ungewöhnliche Größe und Körperkraft, durch ein höchst abschreckendes Aeußere und ein rohes, zurückstoßendes Benehmen, so wie durch seine Gewohnheit bei den geringsten Hindernissen, welche sich ihm in den Weg legten, die fürchterlichsten Verwünschungen auszustoßen.

Als er nun endlich zum letzten Mal den Hof verlassen hatte, und man nichts mehr von ihm hörte, so hieß es ganz natürlich, er sey in die Macht des Teufels gerathen, welcher ihn, entweder zur Strafe für seine Sünden oder in Folge des mit ihm geschlossenen Pactums verurtheilt habe, auf ewig mit seinem Schiff zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Südspitze von Amerika herumzukreuzen, ohne jemals irgend einen Hafen besuchen zu dürfen. Von diesem sonderbaren irrenden Schiff wußten im vorigen Jahrhundert fast alle Seefahrer der indischen Meere zu erzählen. Mancher Schiffer war des Nachts von dem verzauberten holländischen Schiff angerufen worden und hatte es deutlich gesehen; die Mannschaft an Bord desselben bestand nur aus dem Kapitän, dem Bootsmann, dem Koch und einem einzigen Matrosen, alle steinalt und mit langen Bärten. Jede an sie gerichtete Frage blieb unbeantwortet, indem sie zur Folge hatte, daß das Schiff augenblicklich verschwand, bisweilen wurde das Gespensterschiff auch am Tage gesehen und öfters hatten kühne Wagehälse es gewagt, mit einer Schaluppe an Bord desselben zu gehen; allein sobald sie es erreicht hatten, entschwand es wieder den Blicken.

Der Steuermann des Schiffes, welches Anlaß zu diesem Mährchen gab, soll nicht weniger roh und ungeschlacht als

der Kapitän gewesen seyn, dessen vertrauter Freund er war. Von diesem Steuermann wird erzählt, daß, als einst das Schiff nach einer sehr kurzen Reise in der Sundstraße angekommen war, aber des Südostwinds wegen an der Insel Crocktoa nicht vorbeikommen konnte und daher noch ein Paar Gänge laviren mußte, er im Aerger über diesen Aufenthalt unter Flüchen den Wunsch äußerte: der Teufel mög ihn nach seinem Tode bestimmen, die Inseln Crocktoa und Bessy aneinander zu hissen, damit das Fahrwasser für die Schiffer breiter werden möchte; daß der Teufel ihn beim Wort genommen habe, und man noch heute an der Nordspitze der Insel Crocktoa den Steuermann bei jener Arbeit, nach Art der Matrosen, wenn sie an der Zugwinde stehen, können singen hören. Wirklich vernimmt man an jener Stelle wunderliche Klänge, welche jedoch von dem Sausen des Windes in den daselbst befindlichen Felsenhöhlen herrühren.

Das Andenken des Schiffers Barend Fokke wurde übrigens noch auf eine schönere Art lange nach seinem Verschwinden bewahrt durch eine eherne Bildsäule, welche zu seiner Ehre auf der kleinen Insel Kuiper errichtet wurde, an einer Stelle, wo sie allen Schiffen, welche von der Rhede von Batavia segelten, ins Auge fallen mußte. Dieses Monument, welches von den Verdiensten jenes alten holländischen Seefahrers einen höhern Begriff geben mußte, als das Mährchen von dem Gespensterschiff, wurde von den Engländern, als sie im Jahr 1811 Java erobert hatten, von der Kuiperinsel weggenommen.

Das Seelenlicht.

Ein jetzt verstorbener glaubwürdiger Mann erzählte mir Folgendes. Bei der letzten Krankheit seiner frommen Frau hatten sich, da schon der Tod nahe war, einige Freundinnen an ihrem Bette versammelt, welche mit ihr beteten und geistliche Lieder sangen. Der Mann hatte gerade einen nothwendigen Ausgang zu thun, und als er heim kam, so war seine Frau verschieden.. Die Freundinnen aber traten ihm mit dem Ausruf entgegen: „Das hätten Sie sehen sollen! als Ihre Frau im Sterben war, so verbreitete sich plötzlich ein Lichtschein um ihren Kopf; alsdann mit freundlicher, zufriedener Miene nickte sie uns noch zu, und entschlief." — Ohne Zweifel ragt in solchem Fall die bald scheidende Seele mit ihrem schimmernden Nervengeist aus der irdischen Hülle hervor, und umgibt sie noch auf Augenblicke mit ihrer eigenthümlichen Glorie. Daß dieses Phänomen bei Kranken, die bald abgerufen werden, öfter vorkommt und sich wiederholen kann, zeigt nachstehendes, dem Nürnberger Korrespondenten entnommenes Beispiel, welches unter dem 10. September 1842 aus London gemeldet wird.

Die neueste Nummer der Londoner „Medical Gazette" enthält folgende höchst merkwürdige Mittheilung von dem bekannten Londoner Arzte Sir H. Marsh. Die Patientin war eine junge Dame, von dem Einsender als L.(ady) A. bezeichnet, deren Krankheit tödtlich ausging. „Es war zehn Tage vor L. A.'s Tode — berichtet Sir H. Marsh — daß ich ein höchst merkwürdiges Licht beobachtete, welches um ihr Gesicht aufzuschießen, und ringsum ihren Kopf zu erleuchten schien, blitzend und flammend, sehr ähnlich einem Nordlicht. Sie hatte auf's Aeußerste abgenommen, und war an dem Tage von Ersticken ergriffen worden, welches sie eine Stunde lang arg quälte,

und sie so nervenleidend machte, daß sie mich nicht einen Augenblick von sich lassen wollte, damit ich sie, im Falle einer Wiederkehr jener peinlichen Empfindung, hurtig aufrichten möchte. Nachdem sie sich für die Nacht zurecht gelegt hatte, legte ich mich in ihrer Nähe nieder, und nun begann plötzlich diese leuchtende Erscheinung. Ihr Mädchen wachte am Bette, und ich hieß sie den Schirm vor das Licht rücken, da es sonst Luisen aufwecken würde. Das Mädchen sagte, das Licht sey ganz verdeckt. Darauf sagte ich: „Was soll denn das Licht seyn, das über Luisens Gesicht hinflimmert?“ Das Mädchen machte eine gar geheimnißvolle Miene, und sagte zu mir, sie habe den Schein schon vorher gesehen, aber er komme nicht von der Kerze. Ich erkundigte mich nun, „wann sie ihn wahrgenommen habe?“ Sie sagte: „an dem Morgen, und er habe ihr die Augen geblendet; sie habe aber Niemand etwas davon gesagt, da die Damen die Dienstboten immer für abergläubisch ansähen. Nachdem ich indessen selbst den Schein eine halbe Stunde scharf beobacht hatte, stand ich auf und sah, daß die Kerze so stand, daß jener eigenthümliche Schein nicht von letzterer hergekommen seyn konnte, auch war es gar nicht die Art Licht; es war silberner, gleich dem Widerschein des Mondes auf dem Wasser. Ich beobachtete es scharf über eine Stunde lang, dann verschwand es. Es gab dem Gesicht das Ansehen, wie wenn es weiß geschminkt und stark glasirt wäre, allein es tanzte umher, und hatte überhaupt eine ganz merkwürdige Wirkung. Drei Nächte später, da das Mädchen unwohl war, wachte ich die ganze Nacht, und sah diese leuchtende Erscheinung wiederum, während doch keine Kerze, noch Mondschein, noch in der That irgend ein sichtbares Mittel, sie hervorzubringen, da war. Die Schwester der Kranken kam in das Zimmer, und sah den Schein auch. Den Abend, ehe L. A. starb, sah ich den Schein wieder, allein er war schwächer, und dauerte nur ungefähr 20 Minuten.

Tassos Dämon.

Johann Baptista Manso, ein neapolitanischer Edelmann, Zeitgenosse und Freund Torquato Tassos, erzählt in der von ihm herausgegebenen Biographie Tassos unter Anderm folgendes:

Tasso habe sich vor seinem Ende von Neapel weg zu ihm nach Bisaccia, einer kleinen Stadt begeben, allwo er (Manso) eine ansehnliche Besitzung gehabt; sie hätten sich daselbst den Herbst über mit Jagen und andern Ergötzlichkeiten die Zeit vertrieben, auch mit einander auf Tassos Zimmer manchen Diskurs geführt. Diese Gespräche hätten ihm auch Gelegenheit gegeben, in einen besondern Gemüthszustand Tassos einzudringen, in welchem Tasso ihm allemal außerordentlich melancholisch und in sich gekehrt schien, plötzlich aber daraus wie aus der fallenden Sucht erwachend klar und freien Gemüths wie zuvor gewesen sey. Endlich gestand Tasso, er habe Umgang mit einem sogenannten spiritus familiaris, worüber die beiden Freunde öfters miteinander in Streit gerathen seyen.

„Ich liebe Euch zu sehr, sagte Manso eines Tages zu ihm, daß ich Euch nicht sollte wissen lassen, was die Welt dieser Sache halber von Euch denkt und was ich selbst davon halte. Ist es möglich, daß ein so erleuchteter Mann, wie Ihr seyd, in eine so große Schwachheit verfallen sollte, sich einzubilden, daß er einen geheimen Geist habe; und wollt Ihr Euren Feinden den Triumph lassen, das, was sie der Welt glauben machten, aus Eurem eigenen Geständniß zu erreichen? Ihr wisset gar wohl, daß die Rede gehet, Ihr hättet Euer Gespräch von dem Botschafter, nicht als eine Dichtung herausgegeben, sondern wolltet die Leute bereden, daß der Geist, den Ihr daselbst einführet, ein wirklicher und wahrhafter Geist sey. Daher die Leute den schimpflichen Schluß

daraus gezogen haben, als ob Ihr Euch überstudirt, Eure Sinne sich verwirrt hätten.“

„Es ist mir nicht unbekannt, erwiederte Tasso, was in der Welt in Hinsicht auf mein „Gespräch“ ausgesprengt wurde; ich habe zu verschiedenen Zeiten mir Mühe gegeben, meine Freunde sowohl schriftlich als mündlich deßhalb recht zu unterrichten. Ich bin auch, wie Ihr wißt, bemüht gewesen, der Bosheit meiner Feinde bei Herausgabe meines Gespräches zuvorzukommen. Es kann Niemand unbekannt seyn, daß ich dasselbe für den jungen Prinzen von Mantua abgefaßt habe, dem ich auf eine angenehme Weise die fürnehmsten Geheimnisse der Platonischen Philosophie erklären wollte. Ich dedicirte es diesem Prinzen und erklärte dabei: es sey nach Art der Platoniker geschrieben, und man darf nicht miteinander vermengen, was ich als Philosoph vortrage und was als Christ glaube. Dieser Unterschied ist um so vernünftiger, weil mir damals noch nichts Außerordentliches begegnet war und ich noch keiner Erscheinung erwähnte. Dieß kann von Allen, mit denen ich damals umging, bezeugt werden, und deßwegen braucht man nicht mein philosophisches Gespräch mit dem zu vermengen, was mir seither begegnet ist.

Ich gebe Allem Beifall, was Ihr zu mir saget, antwortete Manso; aber ich kann mich nicht bereden lassen, daß Ihr mit einem Geiste könnet Gemeinschaft haben und was wäre es dann für ein Geist? ist es ein gottloser oder ein dienstbarer? Ihr sagt, der Geist bestärke Euch oft in den Regeln des Christenthums, also müßte es ein Engel seyn, aber solche hohe Geister lassen sich nicht zur Gemeinschaft mit gewöhnlichen Menschen herab; folglich wollt Ihr Euch genau prüfen, so werdet Ihr finden, daß die Gemeinschaft mit dem Geist nur in Eurer erhitzten Phantasie und melancholischem Temperament besteht.

Ja, erwiederte Tasso, wenn der Geist sich mir nur in melancholischen Stunden zeigen würde, wenn er meiner Einbildung nur flüchtige und confuse Gestalten ohne Zusammenhang

und Folge vorstellte, wenn er sich läppischer, nutzloser Gründe gegen mich bediente, wenn er mitten in einer vernünftigen Unterredung plötzlich in Träume und Phantasien abspringen würde, dann wollte ich es auch nur für Träume und Phantasien halten; aber mein spiritus Familiaris ist ein Geist der Wahrheit und des Verstandes, und zwar einer so deutlichen Wahrheit, eines so hohen Verstandes, daß er mich oft zu Wissenschaften erhebt, die über alle meine Vernunft sind und mir doch aufs klarste erscheinen; er lehrt mich Dinge, die in meinen tiefsten Betrachtungen mir niemals in die Gedanken gekommen und welche ich niemals von Menschen gehört oder in Büchern gelesen. Dieser Geist ist demnach etwas wirkliches, hat Realität; ich höre ihn und sehe ihn, ungeachtet es mir unmöglich ist, ihn zu begreifen und zu beschreiben.“ — Manso wollte diese Thatsachen nicht zugestehen, er legte ihm neue Fragen vor, die Tasso nicht unbeantwortet ließ.

Einige Tage darauf, nachdem sie wieder viel darüber disputirt hatten, sagte Tasso zu Manso: „Weil Ihr den Worten nicht glauben wollt, so muß ich Euch durch Eure eigenen Augen überzeugen, daß diese Dinge keine blosen Einbildungen sind.“ Als sie nun den Tag danach in demselben Zimmer miteinander sich unterhielten, gewahrte Manso plötzlich, daß Tasso seine Augen starr gegen das Fenster richtete und unbeweglich da stand. Er rief und schüttelte ihn mehrmals, bis Tasso endlich antwortete: „Sieh da den Geist, dem es gefallen hat, zu kommen und mich zu besuchen, um sich mit mir zu unterreden! Betrachtet ihn, so werdet Ihr die Wahrheit dessen, was ich sage, erkennen.“ Manso warf seine Augen etwas erschrocken gegen den Ort, den Tasso bezeichnete, konnte aber nichts, als die Sonnenstrahlen, die durch das Glas schienen, wahrnehmen; ebenso sah er im ganzen Zimmer nicht das Geringste, ob er gleich neugierig rings herum sah; er bat demnach Tasso, ihm den Geist doch zu zeigen. — Tasso aber redete mit großer Heftigkeit mit dem Geist, ohne auf ihn zu achten. Bald ließ Tasso Fragen an den eingebildeten Geist abgehen, bald ant=

wortete er auf die eingebildeten Fragen des Geistes, und das in so bewundernswürdigen, ausdrucksvollen Sätzen und über so wunderbare Dinge, daß Manso vor Staunen ausser sich nicht wagte, Tasso zu unterbrechen, sondern aufmerksam zuhörte, bis der Geist, wie er aus Tassos Worten entnahm, sich entfernte. Die ganze Zeit über hatte er nur Tassos Worte, keine Stimme des Geistes gehört. — „Nun, sind Euch Eure Zweifel endlich benommen," sagte jetzt Tasso. — „Durchaus nicht," sagte Manso, „ich habe im Gegentheil mehr Scrupel als vorher. Ich habe zwar wunderbare Dinge gehört, aber nichts gesehen." — Tasso bat ihn, Niemand von seinem Gespräche mit dem Geiste etwas zu erzählen. Sie hatten später noch viele Disputationen über diesen Gegenstand und Manso gesteht in seiner Biographie Tassos, am Ende sey er doch so weit gebracht worden, daß er nicht mehr gewußt habe, was er von der Sache denken und was antworten solle, und sey der Glaube an den Familiengeist eine Schwachheit von seinem Freunde gewesen, so müsse er gestehen, er sey oft versucht gewesen, sie auch zu theilen. —

Zur Berichtigung der Urtheile über die Seherin Le Normand.

Ueber diese merkwürdige Person hört man häufig das Urtheil fällen, sie sey eine Betrügerin gewesen, eine abgefeimte, schlaue Menschenkennerin, die sich vor den Consultationen heimlich über die Verhältnisse der Fragenden unterrichtet, und dann Dinge vorhergesagt habe, die den Umständen und frühern Schicksalen analog gewesen, und die oftmals durch Zufall eingetroffen seyen. Das ist leicht gesagt, aber schwer zu verantworten. Alles was in den Blättern aus Prevorst, im Magikon und anderwärts von ihr zu lesen gewesen, steht dieser Annahme entgegen, die auch nur von flachen, dem innern und magischen Leben abholden, der gemeinen Sinnenwelt zugekehrten, oder auch scheu religiösen Gemüthern geäußert wird.

Diesen letzten insonderheit haben wir etwas zu sagen, das aber auch den übrigen zur Belehrung dienen kann. Es ist bei der Le Normand nicht von Eingebungen des heiligen Geistes die Rede, wie die Propheten des alten Bundes und die Apostel hatten. Diese haben niemals die Karte geschlagen, noch die Lineamente der Hand beschaut. Aber die heilige Schrift gibt uns auch Auskunft über die räthselhafte L. N., und zwar eine gründliche. S i e h a t t e, mit Einem Wort, e i n e n W a h r s a g e r g e i s t. Sie selbst nennt ihn ihren A r i e l (Magikon 3. Jahrg. 2. Heft S. 188). Ohne uns weiter mit diesem Namen aufzuhalten, behaupten wir, daß der Einfluß und die Einsprache von solchen unsichtbaren Wesen nicht nur möglich, sondern auch häufiger ist als man glaubt. Jeder Mensch ist ihren Einflüsterungen unterworfen, daher es wohlgethan ist, Gott um seinen Geist und um den Beistand seiner heiligen Engel zu bitten, die uns nur Wahres und Gutes

einreden. Das alte Testament erwähnt der Wahrsagergeister als zweideutiger Potenzen häufig, warnt vor ihnen und verbietet sie oder die Menschen zu befragen, zu denen sie sich ihrer Empfänglichkeit wegen gerne gesellen und die ihnen Raum geben; und die Apostelgeschichte führt uns (C. 16, 16—18) ein klares Beispiel vor in der Magd (Sklavin) zu Philippi in Macedonien, die ihrer Herrschaft mit ihrem Wahrsagen viel Gewinn brachte, was zum Beweis dient, daß ihre Vorhersagungen wenigstens insgemein eingetroffen sind; wie denn auch die erprobte L. N. ein bedeutendes Vermögen hinterlassen haben soll. Weil sich aber der geldbringende Pythonsgeist auch in die Sache des Evangeliums mischte, die seines Zeugnisses nicht bedurfte und es nicht bezahlen wollte, so trieb ihn der Apostel Paulus von der Magd aus, obgleich sie die Wahrheit gesagt hatte. Hätte die L. N. auch vom „Weg der Seligkeit" geredet und einen Paulus gefunden, so hätte ihr etwas Aehnliches begegnen können. So aber hielt sie sich in den Grenzen des Privatlebens und der Politik, was bis zu Ende ihre Casse füllte.

Schreiber dieses hat in seiner Jugend auch eine wahrsagende Magd gekannt, eine Köchin bei seinen Eltern, die aber mit ihrem Prophezeien kein Gewerbe trieb, obgleich ihre Voraussagungen pünktlich eintrafen, wenigstens einige, deren er sich bestimmt erinnert. Manchmal, wenn sie aufgefordert wurde, sah sie sinnend vor sich hin, und sprach mit lächelndem Munde aus, was sie in der Zukunft las. Sie gab keine Auskunft über die Art und den Ursprung ihres Sehens, bediente sich auch keiner äußern Hülfsmittel dazu, und Schreiber war noch zu jung und nahm zu wenig Interesse daran, um der Sache näher nachzugehen. Sie hat auch ihm, wider sein Verlangen, vorhergesagt, was später genau erfolgt ist, ohne daß es wahrscheinlich gewesen.

Die Hülfsmittel der L. N. dürfen uns dabei nicht irren. Der Wahrsagergeist kann auch die Handlinien und die Karten auslegen, ja sogar die Volte schlagen. Ein gewohnter Karten=

spieler glaubte fest, daß Geister die Spielkarten mischten, und wer kann die Unmöglichkeit von dieser Behauptung darthun? es sey denn, daß man weder das Daseyn noch den Einfluß der Geisterwelt zulassen wolle. Denn damit ist unvernünftiger Weise Alles abgeschnitten. Würden uns die Augen des Geistes geöffnet, wie dem furchtsamen Knecht des Propheten Elisa (2 Kön. 6, 15—17), so würde wohl aller Zweifel schwinden. Die an der Sinnenwelt haftende, vermeinte Aufklärung begreift nichts davon; inzwischen hat die gemeine Volkssprache, die manchmal weiser ist, als die überkluge Philosophie, den Glauben an die Sache behalten. Da hört man zuweilen sagen: „Das hat dir kein guter Geist eingegeben," oder auch: „Das redet der Teufel aus dir!" Soll das blos vom Pöbelwahn herstammen, so lesen wir Aehnliches in der Bibel. Hiob sagt (C. 26, 4) zu Bildad: „Mit wem (d. i. mit wessen Beistand oder Eingebung) redest du? und wessen Odem geht von dir?" — wobei man 1 Kön. 22, 24 und andere Stellen vergleichen kann. Lehrt aber auch die heilige Schrift Aberglauben, ist sie von Zeit- und Volksbegriffen umschränkt: nun dann müssen wir aller Erkenntniß der Wahrheit Abschied geben; denn die menschliche Rationalistik ist für das Uebersinnliche stockblind.

—y—

Zur Thierseelenkunde.

1.

Als Advinent mit seiner schönen Menagerie nach Genf in die Schweiz kam, brachte er auch einen schönen mächtigen Tiger mit. Dieser Tiger war in allen seinen Stellungen, Lagen und Bewegungen sehr anmuthig; er packte ihn an den Vorderbeinen, ließ ihn tanzen, springen, wie es ihm beliebte. Dieß bewog eine junge Dame, dieses Thier nach der Natur zu zeichnen. Sie setzte sich also in den Morgenstunden, wo wenige Beschauer kamen, vor den Käfig hin und sah dem Tiger mit ihren freundlichen Augen in das Gesicht, und wartete lange, bis er eine hübsche Stellung oder Lage angenommen, ja, wenn er eingeschlafen und zusammengekauert lag, ließ sie ihm keine Ruhe, der Wärter mußte ihn aufwecken und necken. Die ersten Tage war er unwillig darüber, hernach aber zeigte er sich gefälliger, und wenn Fräulein M. mit ihrer Mappe vor dem Käfig saß, erhob er sich, ging umher, richtete sich auf, schlang seine Tazen um das Eisengitter, als wenn er sie reichen wollte, legte sich nach Katzenart spielend und rollend auf den Rücken, besonders wenn sie ihm etwas in Molltönen und Largo vorsang. Bald war zwischen den Beiden ein solches Einverständniß entstanden, daß Advinent behauptete, Fräulein M. könnte allein zu dem Tiger in den Käfig gehen, er würde ihr gewiß nichts thun. Nach zehn Tagen hatte sie ihn endlich in fünf verschiedenen Stellungen gezeichnet, alles war fertig, sie legte ihre Zeichnungen zusammen, band ihre Mappe zu, zog ihre Handschuh an und winkte dem Thiere ein freundliches Lebewohl zu: Adieu, adieu mon cher Hassan, je me remercie bien, und damit ging sie. Hassan sah ihr bis zum Ausgang nach und legte sich dann zum Schlafen nieder, was

er vorher um keinen Preis gethan hätte, denn er war wirklich galant gegen die Zeichnerin geworden.

Am folgenden Morgen um die Zeit, wo Fräulein M. sonst kam, stand er auf, blieb bald stehen, legte sich dann in verschiedenen Stellungen nieder, erhob sich wieder, drehte und wendete sich wie ein akademisches Modell, sprang dann wieder auf, sah ungeduldig nach der Thüre und gab nichts darauf, wenn ihm seine Wärter schmeichelnd zuredeten. Sie kam aber nicht. Nun wurde Hassan mürrisch, heulte gräßlich, fletschte seine Wächter furchtbar mit den Zähnen an, und bei dieser Stimmung des Thieres hielt es Advinent nicht für gerathen, Abends in seinen Käfig zu gehen und die gewöhnlichen Exercitien mit ihm vorzunehmen. — Hassan fraß sogar weniger als sonst, und ließ verächtlich einen schönen Knochen liegen. — Am folgenden Morgen um 9 Uhr wieder dieselbe Aufregung, dasselbe Hoffen und Harren, dieselbe freundliche Beweglichkeit, so lange er denken konnte, sie werde kommen, deren freundliche Gestalt, deren Lächeln, deren wohltönendes Zureden einen tiefen Eindruck auf sein Tigerherz hervorgebracht hatten. Eine Stunde darauf war er aber so furchtbar wüthend und unbändig, daß Advinent bange um ihn wurde. Er ging also zu Fräulein M., erzählte ihr den Vorgang und bat sie um einen Besuch bei Hassan, um zu sehen, ob er dadurch nicht wieder ruhig werde. Welches Mädchen fühlte sich nicht durch solche Bitte geschmeichelt? Sie ging mit ihm, und kaum war sie in die Menagerie getreten, so wurde Hassan wie umgewandelt.

Die Freude und das Entzücken des Thiers nach seinem frühern Toben war sehr merkwürdig. Gleich legte er sich nieder, mit dem Kopfe lauschend auf die Erde, und die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet; dann ging er zu allen seinen frühern Lieblingsstellungen über und that Alles, um ihr freundliches Zureden zu verdienen, und sie länger festzuhalten. Nach einer Viertelstunde verließ sie ihn aber wieder; er sah sie nicht ohne Bewegung fortgehen, blieb jedoch hernach ruhig. Seine Wuth erneuerte sich jedoch in der Folge immer, wenn

Fräulein M. zwei Tage hinter einander ausblieb. — So habe ich Hassan, erzählt ein Augenzeuge, selbst einmal vom unbändigen Heulen und Toben zu der Freundlichkeit eines Schoßkätzchens übergehen sehen, als Fräulein M. eintrat. Ich glaube mit Advinent, sie hätte ihn an einem Bande durch die Straßen führen können.

2.

Die gefürchtetsten Thiere der Insel Ceylon, Elephanten und Schlangen, lassen sich, trotz der furchtbaren Waffen, womit die Natur sie begabt hat, von einer Klasse von Gauklern bändigen, die man Zauberer nennt. — Der Oberst Campell citirt mehrere Beispiele dieser Art.

„Besonders einer dieser Menschen," so erzählt er, setzte mich durch seine Geschicklichkeit und Kühnheit in Staunen. So kaltblütig hatte ich noch Keinen mit der Giftschlange Cobra de Capello verfahren sehen. Er besaß eines dieser schreckbaren Thiere, das er mit solcher Zuversicht schlug und reizte, daß er fest überzeugt war, er habe es ausser Stand zu setzen gewußt, ihm das geringste Leid anzuthun. Dem war jedoch nicht also: nachdem er die erboste Schlange auf seine Brust gelegt hatte, öffnete er, auf mein Geheiß, ihre Kinnladen, und zeigte mir die vollkommen unversehrten Giftzähne. Ich fragte ihn, ob die Schlange mich wohl beißen würde, wenn ich sie berühre?

Ganz gewiß, sagte er und beeilte sich, sie wieder in den Sack zu stecken, der ihr als Gefängniß diente. — Würdet ihr, fragte ich ihn, auch eine Schlange, die ihr im Walde fändet, so zu berühren wagen? — Nein, versetzte er, aber ich brauche höchstens 14 Tage, um die wildeste zu zähmen. Diese ist erst vor 14 Tagen eingefangen, und seitdem ich sie besitze, hat sie nichts zu fressen bekommen.

„Ehe ich von ihm Abschied nahm, wollte ich ihm ein paar Goldstücke anbieten, die er aber ausschlug. Mein Begleiter, ein Eingeborner vornehmen Standes, versicherte mir, dieser

Mann sey der geschickteste Zauberer auf der ganzen Insel. Wie war es ihm gelungen, eine so erstaunliche Autorität über den giftigen Wurm zu erhalten! Ich habe nichts davon erfahren können, glaube jedoch, daß er seine Erfolge nur seiner Kühnheit verdankte."

Wie seltsam diese Anekdote auch erscheinen mag, so wird die folgende doch noch größeres Erstaunen erwecken. Lassen wir den Oberst Campell wieder das Wort nehmen.

„Capitän L., der jetzt die Garnison zu Padenny befehligt, war vor Kurzem auf die Elephantenjagd gegangen. Kaum in den Wald eingetreten, begegnete er einem dieser Thiere. Er nahm den Kopf desselben aufs Korn, drückte aber zu schnell ab; statt den Kopf zu treffen, drang die Kugel in den Hals. Das wüthende Thier stürzte sogleich auf den unbesonnenen Schützen los, der schon fast in dem Bereich seines Rüssels war und keine Hoffnung mehr hatte, einem schrecklichen Tode zu entgehen. Aber im selben Augenblicke sprang ein Eingeborner aus Kandi herzu, sprach rasch, aber deutlich ein paar Worte und zwang den Elephanten still zu stehen. Darauf streckte er die Arme gegen ihn aus und sprach andere Worte mit sehr starkem Tone. Bei dieser Geberde und diesen Worten kehrte der Elephant um und ergriff die Flucht, indem er ein entsetzliches Geschrei ausstieß und alle Bäume zerbrach, die ihm im Wege standen. Der Lehrer mache sich einen Begriff von der Verwunderung aller Zuschauer dieser unerklärlichen Scene.

Sobald sich Capitän L. von seinem Schrecken und seiner Ueberraschung erholt hatte, fragte er, wo sein Retter hingekommen sey. Man sagte ihm, er sey im Dickicht verschwunden, übrigens würde er keine Art von Belohnung angenommen haben. Auch dieser Unbekannte galt für einen der geschicktesten und mächtigsten Zauberer oder Beschwörer von Ceylon."

Am selben Abend, als wir aus dem Munde des Capitän L. dieses wunderbare Abentheuer vernehmen, erzählte uns der königliche Ingenieur folgendes Erlebniß: „Eine Frau aus Kandi, welche zwei englische Meilen von Curmugalla wohnte,

war von einem so außerordentlichen Wahnsinn ergriffen worden, daß man sie für vom Teufel besessen hielt. Sechs starke Männer konnten sie kaum bewältigen, so erstaunlich hatten sich ihre Kräfte gesteigert. Ihre Aeltern ließen einen berühmten Zauberer kommen, von dem sie glaubten, daß er allein die Unglückliche heilen könne. Ich erhielt nicht ohne Mühe die Erlaubniß, dieser Art von Exorcismus beizuwohnen. Der Zauberer hatte nur drei kleine Baumzweige mitgebracht. Er begann seine Operation damit, daß er alle Anwesenden ermahnte, sich möglich still zu verhalten, indem er sonst für Keines Leben einstehen könne. Dann nahte er der Kranken und gab ihr alle 3 Minuten mit den Spitzen der Zweige gelinde Schläge auf den Kopf, die Brust, die Arme, Beine und Füße. Als eine halbe Stunde verflossen war, befahl er den Männern, die sie festhielten, sie loszulassen. Sie schien tief eingeschlafen zu seyn. Zwei Stunden später stand sie auf, anscheinend ohne Rückerinnerung an das Vergangene, und ging wieder vollkommen ruhig an ihre gewohnten Beschäftigungen."

(Excursions, Adventures and Field-sports in Ceylon.)

3.

Als Lizst im Orchester mit großem Beifall seine Kunst entwickelte, kam eine daumenbreite Spinne von oben herab zum Schrecken nahe sitzender Damen. Ein junger Herr, der sich ritterlich zeigen wollte, zerriß dem armen Thiere sogleich den Faden und das Leben mit geschäftiger Hand und Füße, aber zu großem Bedauren des ganzen Orchesterpersonals: denn dieses erkannte in dem Thiere die Spinne, die jedesmal, wenn ein Tonstück gegeben wurde, zum Vorschein kam und nach Beendigung des Vortrags sich wieder entfernte. Dieß geschah schon Jahre lang und sie war den Musicirenden eine bekannte, sie nicht störende Zuhörerin.

4.

Gleiches Wohlgefallen an musikalischen Tönen bemerkt man an den Eydechsen. Ein Liebhaber der Guitarre erzählt, daß, als er einmal spielend auf derselben an Weingärten hinwanderte, eine Menge Eydechsen aus den Steinritzen daselbst hervorkamen und ihm nachgingen, die jedesmal, wenn er zu spielen aufhörte, wieder zurückgingen und spielte er, ihm wieder nachfolgten und als er ganz schwieg, sich wieder unter den Steinen verloren.

Beobachtungen im Felde magnetischer Heilungen von Köttgen.

Ich stand einmal Nachmittags an meiner Hausthüre und schaute in das gar liebliche Wetter, als unsere beiden Pfarrer Herr E. W. Krummacher und Herr P. Lange (beide als Schriftsteller ihres Faches bekannt) mit ihren Familien die Straße vorüber zogen. Sie grüßten mit freundlichem Zuruf, und luden mich ein, ich möchte den Spaziergang zu einem mir bekannten Bauern mitmachen. Der Vorschlag war so annehmlich und meine Zeit so frei, daß ich gerne einwilligte.

Schon war unter traulichen Gesprächen der Kaffee bei dem wohlhabenden Landmann verzehrt, als dieser zur ferneren Unterhaltung einen Gang nach seinem im Brande stehenden Kalkofen vorschlug; theils Neugierde, theils die schöne hügeliche Landschaft, machte uns Allen den Vorschlag annehmlich.

Ganz in der Nähe des Kalkofens liegt ein Kothen (kleines Landgütchen von 1 à 2 Kühen) den ein Schuster, Namens Enters bewohnt. Als wir wieder zurück kehren wollten, wartete die Frau des Schustermeisters mit einem kleinen Kinde auf dem Arme, an dem Thor des Höfchens; sie wendete sich, dringlich bittend an Hrn. Pastor K., er möge doch einkehren zu ihrem zehnjährigen kranken Töchterchen. Minchen, dem wahrscheinlichen Tode nahe, habe selbst sie zu diesem frommen Wunsch ausgeschickt, als sie erfahren, daß die Pfarrherrn in der Nähe wären. Gerne wurde willfahrt und auch Hr. P. L. ging mit. Als ich mit dem Landmann und den andern schon weiter gehen wollte, sagte Hr. P. K. heiter zu mir: „gehen Sie doch auch mit uns, es wird Ihnen nicht schaden, wenn auch Sie einmal ein Sterbebette besuchen;" ich bejahte und folgte.

Der erste Anblick des Mägdleins bot wirklich das Bild

einer Todesnahen; die Brust wogte so ängstlich hoch, daß man vermuthen durfte, der letzte Seufzer werde bald über die bleichen Lippen ausgehaucht. Hr. P. K. knüpfte bald in diesem Sinne die Unterhaltung mit dem kranken Mägdlein an; Minchens fromme, fast erbauliche Stimmung drückte sich besonders in dem noch seltsam klaren Spiegel des Auges bei jedem Trostwort des Pfarrers lebhaft aus, doch war ihre Stimme kaum vernehmlich.

Meine Aufmerksamkeit war ganz gefesselt, ich bemerkte, daß sie das herzliche, sie zum Tode vorbereitende Gebet des Pfarrers mit tiefem Gemüth auffaßte, und es wörtlich leise nachsprach. Als dasselbe geendet war, neigte sie den Kopf lächelnd auf eine Seite, seufzte tief, schloß die Augen, und war eine Weile wie schon entschlummert.

In demselben Augenblick mahnte mich die große Aehnlichkeit eines somnambulistischen Einschlummerns mit dem bemerkten Zustande; ich wendete mich deßwegen zu der nahe stehenden Mutter, um die Krankheitsgeschichte der Kleinen zu erfragen, die meine Vermuthung sehr steigerte. Wir erfuhren nämlich in der Hauptsache, daß Minchen auf einem Schulgange sehr erschrocken sey, wie und wovon, das blieb um so räthselhafter, als im spätern Verlauf der Krankheit auch visionäre Gesichte vorgekommen zu seyn schienen, worüber die Mutter zu unklare Mittheilungen machte, um sie nacherzählen zu können. Im Dezember 1828 bis Januar 1829 und eine Strecke in diesen Monat hinein, besonders um die Weihnachtstage, habe sich ein sehr aufgeregter Zustand eingestellt, so daß sie darinnen mitunter nach der Mutter geschlagen, gekratzt und gebissen habe, die sonstigen Zeichen ließen nach der Beschreibung ganz auf Veitstanz schließen. Später scheint auch eine bedeutende psychische Erregung vorhanden gewesen zu seyn, in welcher sie geistliche Ansprachen in Gebets= und Ermahnungsformen vorgetragen, welche die ganze Nachbarschaft zu verschiedenen Malen, als von einem so kleinen kranken Mädchen vorgetragen, in Erstaunen gesetzt. Zu bedauern bleibt es immer, daß diese

ganze frühere Periode von keinem Beobachter angeschaut wurde, der darüber klare, zuverläßige Berichte geliefert hätte. Die Verordnungen von ein paar Aerzten, die aber das Kind persönlich nicht besucht, waren unwirksam geblieben, weßwegen die Mutter, da die Aerzte ohnehin wenig Aussicht auf rasche Besserung gegeben, sich an einen Apotheker gewendet, der ihr etwas mitgegeben, wonach zwar völlige Beruhigung, aber auch ein solcher Zustand allgemeiner Lähmung eingetreten war, daß das Kind, buchstäblich verstanden, keinen Finger freiwillig regen konnte. Wenn sie jetzt verbettet werden mußte, so wurde sie von der Mutter aufs sorgfältigste auf den Schoos gehoben, oder auf ein anderes Lager gelegt; diese Bewegung aber erregte jedesmal eine Art von Ohnmacht, die todtähnlich war.

Nach dieser Mittheilung mußte ich den vorhin bemerkten schlummerähnlichen Zustand des Kindes ziemlich gewiß als Idio-Somnambulismus betrachten; ich äußerte davon zwar nichts, um aber gewiß zu werden, ergriff ich eine Hand des Mägdleins, beobachtete eine kurze Weile den Puls, der ein wenig schwach, sonst aber in gesundem Zustande zu seyn schien; als ich indessen die Hand noch ein wenig theilnehmend festhielt, da traten schon deutliche Krampferschütterungen ein, die sich stark vermehrten, als ich unbemerkt ein paar Striche über den Arm machte.

Von der einstweiligen Gefahrlosigkeit des Zustandes ziemlich überzeugt, verließ ich mit den Herren Pfarrern das Haus. Vor der Thüre sagte P. K. zu seinem Kollegen recht theilnehmend: „Es ist doch gut, daß das arme Würmchen bald ausgerungen hat, ich glaube, sie wird diese Nacht wohl sterben.“

Ich glaubte nun die Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen, daß ich zwar beim ersten Anblick der Kranken ähnliche Gedanken gehabt, diese hätten sich aber so geändert, daß ich nicht allein keine nahe, sondern überhaupt keine Todesgefahr bei dieser Krankheit vorhanden glaubte. Als ich, auf das Erstaunen beider Freunde über diese kühne Aeußerung, meine Gründe dafür durch die gemachte Beobachtung andeutete, da

drangen die Freunde auf augenblickliche Rückkehr, um durch nähere Versuche sie und mich von meiner Meinung zu überzeugen. Ich glaubte dieses ablehnen zu müssen und versprach: bis zu einem neuen Besuch die Sache näher überlegen zu wollen, was mir Hr. P. L. als Gewissenssache zu Gemüth führte. Seine Bemerkung faßte mich so tief, daß ich das ungesuchte Ereigniß nicht wieder vergessen konnte. Als ich am folgenden Tage Alles ruhig erwogen hatte, schrieb ich einen Zettel an die Freunde, worinnen ich mich erbot: den ersten beliebigen Tag zu dem kranken Mädchen mit ihnen hingehen zu wollen, damit wir uns völlig überzeugten, ob und wie zu helfen? dann das Nöthige mit den Aeltern zu besprechen, und die Heilversuche getrost anstellen zu wollen.

Am folgenden Tage schon kam Hr. P. Kr. zu mir, und wir traten unsern Heil-Pilgerzug an. Unterwegs verabredete ich mit ihm, daß ichs für gut hielt, den Aeltern auf keine Weise Aufschlüsse über das beabsichtigte Verfahren zu geben, ja nicht einmal den Namen „Magnetismus“ zu nennen; er möge die Leute aber durch sein Wort und Ansehen zu beruhigen suchen, wenn die allenfallsigen Erscheinungen und mein nöthiges Verfahren dabei ihr etwaiges Auffallen errege. Unser Wiederkommen so bald erfreute sichtlich, sowohl das kranke Kind als die Aeltern. Nachdem P. Kr. nun eine Weile erbaulich mit Minchen sich unterhalten, aber auch nach geweckter geistlichen Ergebung einige Lebenshoffnung in ihm erregt, und in diesem Sinne kräftig mit ihm gebetet hatte, näherte ich, so traulich wie möglich, mich dem Kinde. Unter freundlichem Zuspruch ergriff ich seine Hand, wie das vorige Mal, scheinbar nur seinen Puls beobachten zu wollen; als nun aber bald diese Hand in der meinigen anfing zu zucken, da zuckte auch die beginnende Verwunderung in dem Freunde, dem ich zwar manche frühere Erfahrung erzählt, der aber doch wohl, wie man zu sagen pflegt, im Stillen das Seinige dabei gedacht haben mochte. Als durch einige Striche über die Arme abwärts krampfhafte Bewegungen durch den ganzen Körper flogen,

und die Augen des Kindes sich schloßen, da konnte er einige verwundernde Aeußerungen nicht zurück drängen. Aber auch mich überraschte die übergroße Reizbarkeit, die sich so schnell entwickelte, und ich fand, daß diese kaum anders zu beruhigen war, als dadurch: daß ich mich still zurück zog.

Die Sache war entschieden, ich sagte den seltsam zusehenden Aeltern ohne weitere Deutung, daß ich wohl an eine mögliche Genesung ihres Kindes glaube, und daß ich bald mit dem neuen Arzt von Langenburg wieder kommen würde, um die nähere Kur zu überlegen. Ueber die Kosten möchten sie sich keine Sorge machen, Arzneien würden wohl wenig angewendet werden u. s. w. Hr. P. K. bestätigte meine Aeußerungen, und forderte die Aeltern dringend zu Folgsamkeit und Vertrauen in alle meine Anordnungen auf; auch er versprach fleißige Besuche, so schieden wir von Allen sehr beruhigt und zufrieden.

Die scheinbar, aber auch gesetzlich nöthige Heranziehung eines Arztes hatte ich Hrn. P. K. schon angedeutet. Wir unterhielten uns heiter auf dem Heimwege darüber: wie auch dieser wahrscheinlich zu überraschen, und unentgeldlich für diese Armenkur zu gewinnen seyn würde.

Schon am folgenden Tage ließ ich Hrn. Dr. H. zu mir bitten, erzählte ihm: wie zufällig wir das arme kranke Kind gefunden, und daß ich glaubte bei demselben, eine selten vorkommende, für ihn leicht vielleicht lehrreiche Erscheinung wahrgenommen zu haben.

Der junge, kaum von Berlin zurück gekommene Mann, hörte meinen Vortrag recht freundlich an, und erklärte sich bereit, zur Stelle mit hingehen zu wollen. In freundlicher Unterhaltung suchte ich nun, wie man zu sagen pflegt, ihm an den Zahn zu fühlen, wie er etwa zur Sache des, medizinisch ziemlich verschollenen, Magnetismus stände? Die beginnende Abendkühle des schönen Sommertages würzte er behaglich mit Scherzen über die berlinische gelehrte Stellung zu dieser tiefen Lebenserscheinung, die er auch als die seinige

adoptirt hatte, doch erfuhr ich zugleich, daß er nie etwas nur entfernt dahin Gehörendes erfahren hatte. Bei der Kranken angekommen, stellte er einige gewöhnliche Fragen, ließ sich die frühern und gegenwärtigen Krankheits-Erscheinungen erzählen und erklärte dann das Uebel für eine Rückenmark-Lähmung, bei welcher Arzneien wahrscheinlich wenig helfen würden, wobei aber die Zeit und die Entwickelung vielleicht noch einiges hoffen ließ; er wolle aber doch zum Versuch etwas verschreiben.

Als er geendet, trat auch ich der kranken Person näher, reichte ihr, wie vorbeschrieben, theilnehmend die Hand, unter freundlicher Zusprache; da aber bald des Kindes Hand in der meinigen anfing lebhaft zu zucken, fragte er, verwundert mich ansehend: was machen Sie da? Nichts Sonderliches, erwiederte ich ruhig, es entwickeln sich einige Krämpfe. Wie so? fragte er noch verwunderter? Lächelnd fragte ich: wollen Sie etwas mehr sehen? und machte während der Frage einige Striche über den Arm des Kindes. Das ganze Spiel der Krämpfe hüpfte in den Muskeln, besonders in den Extremitäten, indem sich ihre Augen schloßen; und als sich nun dennoch jedesmal der Krampf da entwickelte, wo ich nur meine Hand über die Arme und Beine des Kindes in handbreiter Entfernung hinhielt, wobei die Federbettdecke gar kein Hinderniß bot, da brach der Hr. Doctor sein staunendes Schweigen mit dem Ausruf: Um Gotteswillen, was ist das?! Leise und halbscherzend flüsterte ich ihm zu: das ist Magnetismus, wovon wir uns vorhin unterhalten haben, wir wollen gleich im Freien das Kapitel fortsetzen. Wir schieden rasch und versprachen bald wieder zu kommen.

Herzlich freute ich mich über die tiefe Erregung des jungen, in seinem Fach fleißigen Mannes; er war so ganz und lebhaft für die Erscheinung gewonnen, daß er sich zum fleißigsten beobachtenden Besuch der Kranken anheischig machte, und die Anlegung eines genauen Tagebuchs sich selbst gelobte. Die halbe Stunde Heimweg verging uns rasch, unter leichten Mittheilungen über meine bisherigen magnetischen Erfahrungen.

Es kann meine Absicht nicht seyn, so ausführlich wie bis jetzt diese über 2½ Jahre währende, aber doch am Ende recht glückliche Heilgeschichte zu erzählen; nur die Hauptmomente aus den vorhandenen Tagesnotizen gehören hierhin.

Der junge Arzt, so auch die Herren Pfarrer besuchten mit mir die Kranke recht fleißig, obwohl keine großen magnetischen Merkwürdigkeiten vorfielen. Da aber von der ersten Stunde an die ganze Behandlung rein, und mit aller Treue nur auf Heilung gerichtet war, so konnten dergleichen auch nicht vorfallen. Nur einige Male, wenn wissenschaftlich Neugierige etwa zugegen waren, wurden einige Metallreize nachgewiesen, deren Einwirkung das Kind im Schlaf oft auf mehrere Zoll Entfernung von den Fingerspitzen durch lebhafte Krampfzeichen erkennbar, schon empfand. Allen müßig neugierigen Zudrang konnte ich um so leichter zurück weisen, da ich mit Wahrheit versichern durfte, daß nichts sonderlich Sehenswerthes vorfiel. Der junge Arzt starb schon im Frühjahr 1830 an den Folgen einer Erkältung. Da das Kind einen liebenswürdig frommen Sinn fortwährend entwickelte, so begleiteten mich die geistlichen Freunde desto lieber, um durch Gebet und tröstlich erheiternden Zuspruch die Heilung psychisch zu unterstützen.

Da ich oft nur zweimal in einer Woche hingehen konnte, so erhielt die Kur keinen streng geregelten Gang. Die Einschläferung geschah einfach durch Handauflegen, was ich mit einer gewissen Andacht des Gemüths nach Möglichkeit that. Die Erfolge waren in den ersten Wochen hinreichend erfreulich, indem die Lähmung aus den Armen und Händen gänzlich wich, auch konnte sie schon nach einiger Zeit aufgerichtet und verbettet werden, ohne in die frühere seporöse Ohnmacht zu fallen, und allmählich vermochte sie im Bett sitzend sich mit Lesen, etwas Schreiben und sonstigen kleinen Spielereien zu beschäftigen; in manchen Theilen des Körpers, besonders aber im Unterleibe fühlte sie noch oft Schmerzen.

Im Somnambulismns war sie so sehr reizbar gegen jede Art magnetischer Striche, daß durch Kalmiren oder ähnliche

Manipulationen eher Krämpfe geweckt als gestillt wurden. Diese Reizbarkeit war so groß, daß, wenn ich eine flache Hand einen Fuß weit entfernt von dem dicken Federbette, unter welchem die Schlafende lag, willkührlich über ihre Knie oder ihre Füße hielt, so entwickelte sich, oft innerhalb einer halben Minute, genau unter der Richtung meiner Hand ein sichtbar zuckender Krampf, daß sich das Glied davon zusammen zog und bedeutendes Schmerzgefühl in ihrem Gesicht sich aussprach.

Diese übergroße Krampfreizbarkeit, die ich durch nichts zu stillen vermochte, ließ mich denn auch schon bald eine langsame Genesung erwarten, was mir um so unangenehmer war, als ich selbst durch öftere kleine Unpäßlichkeiten gestört, und in meinem Alter die beinahe dreiviertel Stunde weiten Gänge nur mit Anstrengung machen konnte.

Als unter solchen Verhältnissen die Krankheit schon ein Jahr lang unter meiner Behandlung gewährt hatte, und die Fortschritte zur Genesung so gering waren, da ging ich einmal mit schwerem Herzen und unter wirklich körperlicher Anstrengung hin.

Meine eigene Gesundheitsverhältnisse hatten den Entschluß mir abgenöthigt, das Bad in Burtscheid bei Aachen einige Wochen gebrauchen zu wollen; die Abreise war nicht gar fern Welche nachtheilige Folgen konnte eine so lange Unterbrechung hervor bringen? Durch welche Mittel war hier zu helfen? Es war kein Stellvertreter für mich vorhanden. — — — Oder sollte ich diese Schwierigkeiten ansehen als eine Fügung Gottes, die mich von dieser endlos mühsamen und doch vergeblich scheinenden Hülfleistung entbinden wolle? Aufs ernsteste erwog ich solche Fragen und betete im Geist, stille und recht ergeben um eine baldige entscheidende Fügung.

So kam ich von innen, und durch die bedeutende Sommerwärme von außen, mehr als gewöhnlich erwärmt und in Ausdünstung gebracht, ans Krankenbett. Minchen saß ziemlich heiter in demselben und las in einem Psalmbuch, was sie kurz vorher von Hrn. P. Kr. zum Geschenk bekommen. Ich ersuchte sie, mir einen Psalm vorzulesen, nahm meine Brille zur Hand

und setzte mich möglichst nahe an sie heran, um nachzusehen, ob sie richtig lese. Absichtslos war ich mit vorgeneigtem Angesicht ihr nahe, und athmete auch wohl lebhafter wie gewöhnlich, durch die frühere Anstrengung. Fließend hatte sie zu lesen begonnen, aber dieses wurde bald schwerfälliger, ich sah sie an, bemerkte alle Zeichen des nahenden Schlafs, ohne daß ich noch einen Finger gerührt, mit Absicht, denselben zu wecken. In demselben Augenblick mahnte es mich: daß Minchens Zustand wohl nur von meinem lebhaftern Athem herrühren könne. Unverrückt blieb ich in meiner Stellung, hauchte aber nun mit Absicht etwas lebhafter, doch ohne daß sie dieses bemerken konnte. Das Lesen wurde matter und matter, und nach kurzer Weile sank sie schlafend sanft in die Kissen. Was mir aber weit auffallender war als das Einschlafen auf diese Weise, (die mögliche Einwirkung durch Hauchen kannte ich, sowohl durch Literatur als aus Erfahrung bei M. Rübel, ihre Anwendung hier war mir aber noch nie in den Sinn gekommen,) das war die Ruhe, womit das Kind nun schlief; solche Süßigkeit und Stille hatte sich noch nie in ihren Gesichtszügen während des Schlafs ausgesprochen. Ich blieb eine kleine halbe Stunde bei ihr sitzen, und erneuerte von Zeit zu Zeit ein sanftes Anhauchen, aber es äußerte sich auch nicht die leiseste Schmerz- noch Krampfspur.

Hoffend auf günstigen Erfolg von diesem nicht durch kluge Spekulation herbeigeführten Ereigniß eilte ich nun still dankbar nach Hause. Der Mutter empfahl ich vorher, Minchen auf keine Weise aus dem jetzigen Schlaf zu stören, aber ihr Befinden und ihre Aeußerungen nach demselben zu beobachten, damit sie mir morgen das etwa Veränderte sagen könne. Am folgenden Tage sagte mir die Mutter gleich beim Eintritt mit frohem Gesicht, daß es sich mit dem Kinde eigen gestellt, sie sey nicht allein heiterer wie früher, sondern scheine sogar kräftiger geworden zu seyn. Daß diese Nachricht, die ich auffallend an dem Kinde bestätigt fand, mich bestimmte: jede Manipulation einzustellen, und von nun an das Einschlafen

durch leises Hauchen zu veranstalten, das läßt sich leicht denken; aber ich hoffte auch, ein Mittel aufzufinden oder schon gefunden zu haben, um die tägliche Einschläferung durch mich, auch ohne meine persönliche Gegenwart bewirken zu können.

Schon am folgenden Tage stellte ich hierauf folgenden untrüglichen Versuch an. Ich magnetisirte recht kräftig so viel Wasser, um damit $1/2$ Weinflasche füllen zu können, und pfropfte diese einfach zu; eine andere leere halbe Flasche hielt ich einige Minuten, etwa 5, vor den Mund, und hauchte ganz sanft oder ließ eigentlich meinen Athem nur hineinspielen in gehöriger Andacht. Ich bekenne hier ein für alle Male, daß ich jede magnetische Handlung unter stillem Gebet, besonders seit jenem Ereigniß verrichte, ich könnte aber wenig über das Formale desselben bekennen, wenn ich auch wollte; es sind oft gar geringe Worte, und eben keine klügelnden Gedanken, auch trübt mir oft die Umgebung, oder sonstige innere und äußere Zufälligkeiten, die freudige Kindlichkeit und Ergebung dabei. Auch dieses, wenn man will, nur mit Hauch gefüllte Fläschchen, pfropfte ich eben so einfach zu. Dann schickte ich meinen Sohn Adolph mit diesen Flaschen zu dem kranken Kinde hin. Dieses geschah, damit nicht etwa durch den Einfluß meiner persönlichen Anwesenheit der Erfolg weniger erkennbar wäre. Adolph bekam den Auftrag: zuerst die Flasche mit dem magnetisirten Wasser dem Mädchen in die Gegend der Herzgrube zu legen. Sobald Schlaf erfolge, und — wie wahrscheinlich — wenn auch nur von geringen Krampfspuren begleitet, so solle er die Flasche gleich beseitigen und so lange warten, bis Wachwerden erfolge, was wahrscheinlich schon nach einigen Minuten geschehe. Dann solle er die andere, scheinbar leere Flasche entpfropfen, und sie auf dieselbe Stelle legen. Erfolge Schlaf, und dieser zeige sich — wie wahrscheinlich — ohne Krämpfe, so möge er die Flasche nach einigen Minuten wegnehmen, den Kork wieder aufschlagen und sie der Mutter zum guten Aufbewahren übergeben; den Schlaf könne er nach Gefallen abwarten und beobachten. Am Abend

kam mein Sohn höchst vergnügt zurück, und berichtete: daß sich Alles ziemlich genau so gemacht, wie ich vermuthet hätte. Das magnetisirte Wasser hätte gleich nach dem Einschläfern ziemlich starke Krämpfe veranlaßt; die leere Flasche aber gar keine, sondern einen sehr freundlich stillen Schlaf von stark ½ Stunde, aus welchem Minchen sehr erquickt erwacht sey.

Nun war ein leichter sicherer Weg aufgefunden für die tägliche Fortsetzung der Heilung! Die Mutter wurde mit dem Hinlegen und Fortthun der Flaschen beauftragt, und es zeigte sich bald, daß eine Flasche 4 bis 5 Tage ausreichte, oder eben so viele Schläfe weckte, die letzten etwas schwieriger.

Als die Zeit meiner Abreise ins Bad nahte, füllte ich in angedeuteter Weise 6 halbe Weinflaschen, und fand zu meiner Freude, daß die letzte noch nicht ganz erloschen war, obgleich meine Abwesenheit sehr nahe einen Monat gedauert hatte. Die Besserung machte von nun an auch erfreuliche Fortschritte und würde wahrscheinlich fast ein Jahr früher beendigt gewesen seyn, wenn nicht zweimal ein bedeutendes Erschrecken ihre volle Genesung verzögert hätte. Das eine Mal hatte ihr Vater den sonderlichen Einfall, die Anlage seines Kindes, sich so leicht zu erschrecken, etwas abzustumpfen, indem er ihr einen gefangenen Maulwurf unversehens durchs Gesicht gestrichen. Die lähmenden Folgen waren betrübend. Das andermal brannte in der Nachbarschaft eine Scheune ab. Die auflodernde Flamme hatte am finstern Abend ihr Krankenstübchen grausig erleuchtet.

Nach dem Gebrauch der Flaschen vermehrten sich indessen ihre Kräfte so, daß sie bald einige Zeit täglich sitzend auf einem Stuhl zubringen, und sich mit Schreibübungen, kleinen Nähereien und dergleichen, aufheitern konnte. Auch entwickelte sich bald die Sprache während des Schlafs, wogegen sie bis dahin nur durch Zeichen andeutete, daß sie Anrede und Fragen richtig verstand. — Da ich aber, meinen bis dahin nur strenge im Auge behaltenen Heilzweck verfolgte, so wurde sie in keinerlei außergewöhnliche Unterhaltungen verstrickt, noch mit sonderlich neugierigen Fragen behelligt, nicht einmal bestimmt oder

dringend nach Dingen gefragt, die ihre fernere Heilung betrafen. So blieb denn auch ihre ganze Heilgeschichte in so fern dunkel, daß sich keinerlei eigentliches Hellsehen dabei entwickelte.

Die schon früher bei M. Rübel erprobte seltsame Einschläferung durch etwas zuvor Magnetisirtes und dann Verbranntes, bewährte sich auch hier; etwas alte, magnetisirte Leinwand zu Asche verbrannt, und in ein Papier in Briefformat eingeschlagen, schläferte sie ein, nachdem sie eine Hand, eine kurze Frist auf den scheinbaren Brief gelegt. Auch wenn ich ein Buch oder ein sonstiges Blatt, in ihrer Anwesenheit durch Behauchen magnetisirte, und es ihr, wie zufällig mitgebracht, zum Lesen übergab, so schlief sie, allmählig schwerfälliger lesend, dabei ein, was oft recht drollig aussah, indem sie sich gegen die fremde Gewalt wehren wollte.

Ein junger befreundeter Herr begleitete mich und meinen Sohn einmal, um einen so seltenen Schlaf zu sehen; ich schläferte durch unbemerkbares Hauchen ein; der Freund gerieth irgend „wie in den Bannkreis, und dadurch in eine höchst peinigende Ohnmacht; später spazierte er bei schönem Wetter noch wohl einmal mit bis an das Haus — wagte sich aber nie hinein.

Die Flaschen, deren immer einige vorräthig bei den Kranken waren, wurden mir von Zeit zu Zeit zur neuen Ladung an mein Haus gebracht, so daß nun diese magnetische Behandlung fast völlig mühelos war, und ich in der rauheren Jahreszeit die Kranken oft Monate lang nicht besuchte. — Die erloschenen Flaschen waren einmal während meiner Abwesenheit gebracht worden, man hatte sie in eine Ecke gestellt und — vergessen. Zufällig wieder in meiner Abwesenheit, kommt am nächstfolgenden Tage der kleine Bruder der Kranken und will sie zurück holen. — Meine Frau übergibt sie ihm zwar, aber mit dem Bemerken, daß sie nicht sicher wisse, ob sie neu geladen wären. Der Knabe hatte etwas komisch unbesorgt erwiedert: „nun das wird Minchen schon bald genug gewahr werden, dann bringe ich sie nöthigen Falles zurück.“

Das geschah denn auch schon den folgenden Morgen mit der Bemerkung: Minchen sagt, es wäre nichts drin."

Als ich beim Nachdenken über die Einsperrung dieses Agens einmal überlegte, wie unsicher ein Korkpropf ein, doch gewiß sehr zartes Wesen einsperre, da fiel mir ein: den Versuch zu machen, ob es überhaupt wohl nöthig sei, die Flaschen zu verstopfen. — An einem Morgen früh füllte ich eine Flasche recht vorsichtig, ließ sie aber offen stehen, uud ging damit am Nachmittage selbst hin, den Erfolg zu beobachten. — Die Einschläferung gelang, aber langsamer. — Die Flasche wurde auch nun wieder offen hingestellt; ich bemerkte der Mutter, sie möchte sie morgen und überhaupt so lange gebrauchen, als Schlaf darnach erfolge, aber sie immer geöffnet stehen lassen. Schon am folgenden Tage war nach mehr als einer Viertelstunde erst ein kurzer, unruhiger Schlaf erfolgt, und am nächstfolgenden war sie ganz unwirksam geblieben.

Indem ich alle gelehrten Spekulationen über dieses — an Inmaterialität grenzende Agens, was die Glut nicht zerstören kann, und was sich doch als etwas Verflüchtigendes einsperren läßt, gerne einem beweglichern Scharfsinne überlasse, als ich mich dessen rühmen darf, versichere ich nur wiederholt, die Hauptmerkwürdigkeiten, mit aller Treue, ohne Ausschmückung erzählt zu haben.

In der Fastenzeit des Jahres 1832 versicherte Minchen mir, daß ihr Schlaf gegen Ostern aufhören würde; diese eine, einer magnetischen Prophezeihung, ähnliche Voraussage, ging denn auch zu unser aller Freude in Erfüllung. An den Ostertagen vermochte sie schon nach Langenburg zu gehen, zwar nur langsam und mit bedeutender Ermüdung; auch war noch mehrere Wochen etwas Lendenlahmes in ihrem Gange, und die Mutter befürchtete eine Zeitlang, sie möchte etwas verwachsen. — Alle diese Befürchtungen waren überflüssig, sie ist recht flink, und nach Verhältniß ihrer etwas zarten Körpergröße jetzt stark und blühend, hat auch in den 3 Jahren nach ihrer Genesung, bis jetzt 1835 Ostern, keine bemerkenswerthen

Schwankungen in ihrer Gesundheit erfahren. Im letzten Jahr ihrer Krankheit, als sie schon Stunden lang aufrecht sitzend, mit der Nadel sich beschäftigen konnte, bemerkte ich gute Anlagen zum Nähen und Sticken an ihr. Ich ersuchte einige junge befreundete Frauenzimmer, einen Versuch zu machen, ob das arme Minchen nicht leicht in weiblichen Handarbeiten zu unterrichten sei, mit denen sie künftig einen passendern Broderwerb finden würde, als durch rauhe ländliche Arbeiten. — Nur wenige, und sogar angenehme Spaziergänge reichten hin, um die fleißige talentvolle Schülerin so weit zu fördern, daß sie schon gleich nach ihrer Genesung hinreichend Beschäftigung fand. Bis jetzt ist sie eine gesuchte Näherin, die durch ihr stilles, durchhaltig religiöses — nur ein wenig leicht verletzliches Gemüth, überall freundliche Aufnahme findet.

(Die frühere Geschichte der Person, von welcher nun nachstehende Blätter handeln, machte schon in den Jahren 1818—19 Aufsehen und war den Gegnern der Erscheinungen des Somnambulismus sehr willkommen. Denn diese anfänglich sich in einem tiefen magnetischen Zustand befunden habende Person ließ sich im Verlaufe ihrer Krankheit zu Lug und Trug verleiten, und täuschte ihre Beobachter eine Zeitlang auf eine unverzeihliche Weise. Herr Köttgen machte ihre ganze Geschichte ohne Rückhalt im Journale für Magnetismus von Kiefer ꝛc. ꝛc. damals bekannt, worauf sich auch seine nachstehenden Worte hier beziehen.) K.

Trotz den schmerzlichen Täuschungen — und ich dürfte ohne Uebertreibung wohl sagen: trotz den moralischen Peinigungen, welche Maria Rübel in den Jahren 1818—19 mir angethan, (man sehe Maria Rübel, die Hellseherin, von Langenburg. Archiv für den thierischen Magnetismus von Professor Kiefer, Eschenmaier und Nasse, Heft 3, Jahrgang 1819,

4. Band) suchte ich sie dennoch bis 1822 in unserm Seidenmanufaktur-Geschäft, unter meiner genauern Aufsicht, an Brod zu erhalten, weil sie überall in Verruf gerathen war; ich vermuthetete auch, daß fast in jeder andern Stellung, große Gefahren auf sie lauern könnten. — Im Sommer 1822 verwickelte sie sich aber in einen Streit, in ihrem Arbeitslokal, was nicht unter meinem Dach lag — wodurch ich bewogen wurde, ihrem bestimmt ausgesprochenen Wunsch nachzugeben, sich weiter ein Unterkommen aufsuchen zu wollen. Die Geschichte ihres Lebens, der beinahe 8 Jahre, während ihr dieses, meistens als Dienstmädchen in guten Häusern der Umgegend, gelungen war, gehört nicht hierhin, und würde wahrscheinlich zu unbedeutend sein, wenn man sie auch genau erzählen könnte. Beiläufig gesagt, wohnte sie indessen während der Zeit, 4 Jahre als Stubenmädchen in dem Hause des trefflichen Herrn Grafen von der Recke, von Volmarstein zu Overdick, wo ein christliches Leben sie umgab, das nach menschlichem Dafürhalten, sie wohl von allen ferneren Gefahren hätte schützen müßen; und doch war es gerade hier, wo die Befreundung mit einem andern Dienstmädchen dieses Hauses, beide an den Rand des innern und äußern Verderbens führte. Beide zogen von Overdick nach Düsseldorf, jede in einen besondern Dienst, aber doch wahrscheinlich in steter Gemeinschaft mit einander bleibend, denn eine Veruntreuung, die beide miteinander begingen, brachte die unglückliche Maria Rübel in das Gefängniß. Als ich es erfuhr, entschloß ich mich, die Gesunkene im Kerker zu besuchen, und ihr wo möglich, noch einige nützliche Worte zu Reue und Besserung ans Herz zu reden, und — nach ihrem Benehmen im Gefängniß — ihr das Versprechen zu geben; nach ihrer wiederlangten Freiheit, und wenn ich dann gründliche Hoffnung zu ihrer Besserung fassen könne, für ihr ferneres Unterkommen nach Kräften zu sorgen. Von ihrer herzlos rohen, und theils selbst sehr dürftigen Familie ließ sich keine Hülfe für sie hoffen.

Ich glaubte dieses Versprechen um so sorgloser geben zu

dürfen, da wir in Langenburg eine Hülfsabtheilung der Bergischen Gefängniß=Gesellschaft gebildet hatten, zu welcher ich damals als leitendes Mitglied gehörte. Doch war mir dieses Versprechen auch noch in besonderer Weise fast Gewissenssache. Obgleich nämlich bis dahin kein menschliches Wesen mich so schmerzlich hintergangen, als M. R. und man nicht leicht Erfahrungen machen kann, die mehr innere Kränkungen wecken, als die ich durch ihre Krankheitsgeschichte erlebte, so glaubte ich doch den Schluß machen zu müssen, daß sie, wenn ich mit festerer Ausdauer früher noch mehr mich ihrer sittlich religiösen Bildung angenommen hätte, sie vor dem Abgrunde des Verderbens, in welchen sie hineingeschwindelt, wohl hätte bewahrt bleiben können. Eine ängstliche Klügelei: als habe ihre magnetische Behandlung ihr moralisches Verderben geweckt und sie gewissermassen zum Betruge gewöhnt, konnte ich zwar mit geschichtlichen Gründen zurückweisen, denn so fern Falschheit und Täuschung in ihr lebten, hatten diese schon Jahre lang früher in der Geschichte ihrer Handverwundung und deren Heilung in Velbert in ihr gespuckt. Auch will ich die vergeblichen Mahnungen zu Wahrheit und Treue, welche ich während ihres Weilens unter meinem Dach unabläßig an sie richtete, nicht in sonderlichen Anschlag bringen, aber es konnte mir in Beziehung zu ihren letzten Versündigungen zur Beruhigung gereichen, daß die Undankbare seit den 7 Jahren, daß sie mein Haus verlassen, nicht wieder über die Schwelle desselben gekommen, und ich sie überhaupt seit dem nur zwei Mal auf der Gasse gesehen zu haben, mich erinnerte.

Der Zutritt zu ihr wurde mir leicht, da ich mit dem Gefängniß=Prediger Herrn M. schon früher befreundet war, und dieser sie in seiner geistlichen Pflege hatte; sie wurde daher auch in dessen Unterrichtszimmer geführt, wo ich ihr ungestört in seiner Gegenwart in angedeuteter Weise ins Gewissen reden konnte. Ein paar Tage später wurde ich mit dem Gefängniß=Arzt bekannt, unter dessen Pflege sie jetzt als Kranke war. In dessen Gegenwart hatte ich auch noch einmal ein Zwie=

gespräch mit ihr, wo ich sie bis auf die Spitze ermahnte und fast ängstigte zum Bekenntniß, wenn sie etwa noch Einiges von frühern magnetischen Sünden auf dem Gewissen habe, aber so sehr sie beide Male fast in Thränen zerfloß, so gewiß versicherte sie, früher Alles bekannt zu haben, wie ich es ohne allen Rückhalt in ihrem Tagebuch bekannt gemacht habe.

Da ich in meinen Unterhaltungen mit dem würdigen Herrn Doktor angedeutet hatte, wie ich nach meiner bisherigen Erfahrung die Anlage zum Somnambulismus als etwas Bleibendes glaubte erkannt zu haben, was die damit begabten Subjekte vielleicht nie ganz bis zu ihrem Tode verließ, so wünschte er sehr einen Versuch der Einschläferung zu sehen. Trotz der beträglichen Jahrenreihe, in welcher ich sie, wie gesagt, kaum gesehen, gelang die Einschläferung dennoch in etwa 2 Minuten. Später soll eine Gefangenwärterin die Entdeckung gemacht haben, daß M. R. mit einer Stricknadel im Ohr sich selbst verletzt habe. Obwohl sie dieses immer standhaft längnet, und dem Ereigniß eine andere Deutung gibt, so mag das unerörtert bleiben. Ihre fernere Geschichte wird der physiologischen und psychologischen, wohlgeprüften Räthsel ohnehin noch eine Menge liefern.

Es dauerte noch Monate, ehe M. R. vor der Assise zu 5jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und wirklich nach dem Zuchthause in Werden gebracht wurde. Die Verurtheilung soll im Assisensaal schon so erschütternd auf sie gewirkt haben, daß sie bewußtlos niedergesunken, und von da an keinen recht gesunden Augenblick mehr erlebt hat. Schwer krank wurde sie ins Zuchthaus gebracht, so daß der Arzt desselben die ganze Zeit ihres Dortseyns sie für unrettbar hielt.

Wie den meisten solcher leichten Verbrecher durch die Gnade des Königs die Strafzeit abgekürzt wird, so erhielt ohne irgend eine Verwendung M. R. auch im Herbst 1831 ihre Freiheit wieder. Der Gefängniß-Prediger hatte ihr ein Empfehlungsschreiben an den Präsidenten des hiesigen Hülfsvereins der Gefängnißgesellschaft, Hr. Pfr. Krummacher mitgegeben, sie

wurde zu einem ihrer Brüder in der hiesigen Landgemeinde gebracht. Noch immer sehr kränklich, war es vorauszusehen, daß sie kräftig unterstützt werden mußte, wenn sie nicht in physischem und moralischem Elende untergehen sollte. Ihr Bruder, wie alle ihre übrigen Anverwandten, waren zu dürftig, oder hatten durchaus keinen Willen, etwas für sie zu thun. Die bürgerliche Behörde achtete sich nicht gesetzlich verpflichtet, weil sie in mehreren Jahren in der Gemeinde nicht gewohnt, und unser Gefängnißverein glaubte auch nicht, so kräftig wie hier nöthig, wirken zu müssen. Am Ende stand ich ganz allein da, wenn ich nicht wollte, daß sie, vielleicht durch mehrere Gemeinden geschleppt, dennoch dem Untergange Preis gegeben werde.

Ein hier im Ort wohnender dürftiger Schreiner, Schwager des Mädchens, nahm sie auf vieles Zureden, aber gegen volle Kostentschädigung zwar in sein Haus auf. Sie verdiente auch bald die Hälfte dieses Kostgeldes am sogenannten Seidewinden (Abhaspeln der Seide auf Spuhlen), aber ihre Gesundheit blühte nie so weit wieder auf, daß sie auch nur wenige Monate ohne ärztliche Pflege hätte seyn können. Mit aller Beharrlichkeit wurde indessen etwa 1½ Jahr lang fortgefahren, ihrer Gesundheit wo möglich so weit aufzuhelfen, daß sie ihr eigenes Brod wieder verdienen könne, doch vergeblich.

Es war mir daher willkommen, daß sich schon früher eine Gelegenheit gefunden hatte, wo ich sie nicht allein bedeutend billiger in Kost und Herberge unterbringen konnte als bei ihrem Schwager, wo ohnehin eine rohe Abneigung störend vorwaltete; die neuen Verhältnisse glaubte man auch, besonders nach der Meinung der befreundeten Pfarrer ihrer bessern Seelenpflege viel angemessener halten zu dürfen. Diese Seelenpflege war auf mein Ersuchen mit besonderer Wachsamkeit und ernster Milde unabläßig an ihr geübt worden; wenn aber auch ihrer Erkenntniß wie ihrem Bekenntniß und Betragen gemäß sich mit vieler Sicherheit auf eine gründliche Veränderung ihres Herzens schließen ließ, so ruhte doch der Argwohn,

der auf ihrem frühern Leben lastete, wie ein schwerer Nebel auf ihrem Thun und Lassen. Ein Ereigniß, was in indessen in seinem geschichtlichen Zusammenhange füglich unzergliedert bleiben darf, setzte im Frühjahr 1833 ihre gründlich gebesserte Gesinnung in ein so mildes und zuverläßig liebliches Licht, daß man sich nur darüber freuen konnte; sie hätte eine schwere Versuchung mit christlichem Sinne überwunden, nicht nach ihrer etwa geschmückten Aussage, sondern nach des Versuchers willigem Bekenntniß. Dieses Ereigniß machte es aber dringend wünschenswerth, daß ihre bisherige Wohnlage völlig abgeändert würde; dazu bot sich auch eine recht günstige Gelegenheit. Wir ließen um diese Zeit in dem eine Stunde von hier entfernten Dorfe Neviges eine neue große Maschine zum Abwinden der Seide aufstellen, auf welcher mehrere Personen zugleich arbeiten; da nun M. R. in dieser Beschäftigung recht gewandt und zur Anleitung anderer Mädchen geeignet schien, so schickte ich sie unverzüglich dahin. Bei meinem dort wohnenden Bruder fand sie zugleich eine zuverläßige und billige Herberge.

Diese neue Lage des Mädchens schien erfreulich sich gestalten zu wollen; ihr Fleiß erwarb bald das nöthige Kostgeld, ihre Gesundheit schien dabei zu gewinnen, und ihr Betragen war in jeder Beziehung lobenswerth.

Diese erleichterte Lage der Dinge währte aber kaum zwei Monate. — An einem schönen Mai-Sonntagnachmittage macht M. R. einen Spaziergang mit einem andern Mädchen in einen nicht sehr fernen Wald um Maiblümchen zu pflücken. Von der kleinen ungewohnten Anstrengung ermüdet, und bei dem warmen Wetter erhitzt, setzten sich die Mädchen eine Weile auf ein recht kühles Schattenplätzchen. Die traurigen Folgen dieser Unvorsichtigkeit entwickelten sich bei M. R. schon am folgenden Morgen, sie mußte krank zu Bette bleiben, und hat dasselbe von da an eigentlich nie wieder verlassen, wenigstens ihr Krankenstübchen seit dem nicht.

Als bei ihrem fortwährenden Kränkeln alle angewendete ärztliche Hülfe, ohne dauernde Besserung zu bewirken, vergeblich

schien, da sprach ich endlich mit dem Hrn. Dr. D. über einen neuen Versuch zur Anwendung der magnetischen Hülfe. Ich hatte diesen Gedanken lange niedergekämpft, in Erwägung der Gefahren, welche dieses mysteriöse Heilmittel dem Mädchen früher moralisch gebracht. — Aber es brauchte ja jetzt weder in der alten Form durch persönliche Behandlung, noch mit der verlockenden Oeffentlichkeit angewandt zu werden. — Die erfreuliche gänzliche Heilung der Minchen Enters hatte einen Weg der täglichen Einschläferung gewiesen, der weder lästig, noch irgendwie gefährlich schien. — Darüber erklärte sich Hr. Dr. D. einverstanden, daß die Einschläferung mit Flaschen wenigstens versuchsweise angewendet werden könnte. Der Erfolg rechtfertigte den Versuch. Die Gesundheitsumstände des Mädchens schienen wenigstens besser dabei zu fahren, als früher mit allen versuchten Mitteln der Apotheke.

Die jetzt auftretenden Erscheinungen erforderten aber auch andere kräftige Hülfe. Sehr erwünscht war es unter diesen Umständen, daß ein junger Mediko-Chirurg Hr. Dr. Mertens kurz vorher in seinem Geburtsort Neviges sich niedergelassen hatte. Der mir befreundete, trefflich gesinnte, mit tüchtigen Kenntnissen und bedeutender Erfahrung schon ausgerüstete junge Mann übernahm bald mit aller Treue die täglich nöthige Hülfleistung.

Eine Zeit lang, und selbst während einer Rheinreise, die ich mit einigen Befreundeten bis Heidelberg in diesem Sommer machte, war zwar die magnetische Einschläferung täglich durch meine Flaschen besorgt worden; aber die seltsamen Krankheits-Erscheinungen und die bald gemachte Erfahrung, daß gewöhnliche Arzneimittel völlig fruchtlos dagegen blieben, hatten das regste Interesse des jungen Arztes bald geweckt, und seinen heimlichen Skepticismus, mit welchem er die Kranke zuerst beobachtet, so weit besiegt, daß er allmählig Einschläferungs-Versuche anstellte, und als diese gelangen, nun auch Proben über das früher ihm so unglaubliche Hellsehen mit ihr unternahm. Ehe ich all diese Ereignisse erfuhr, war Hr. Martens

schon von dem Daseyn des Hellsehens so völlig überzeugt, daß er sich zur bleibenden Erinnerung an diese seltsame Erscheinung von der Kranken ein Mouselin-Halstuch, bei wohl verbundenen und selbst bewachten Augen hatte säumen lassen.

Als ich die Erscheinung des so aufs neue entwickelten Hellsehens bei M. Rübel erfuhr, und gelegentlich meinen Freunden hier, den Herren Predigern Krummacher und Spies davon erzählte, erwachte in diesen ein so dringendes Verlangen, mit eigenen Augen sich davon überzeugen zu wollen, daß ich diesen Wunsch nicht füglich zurückweisen konnte. — Ich glaubte auch dabei um so willfähriger seyn zu dürfen, als das Hellsehen sich durch die Tiefe der Krankheit wieder entwickelt hatte, und später hundert Male, ja fast täglich, besonders in freiwilligen Ferngesichten auftrat, ohne daß ein Beobachter bei der Kranken war, und diese nur gelegentlich den in die Krankenstube tretenden Hausgenossen ihre Wahrnehmungen mittheilte, deren Richtigkeit oft gar nicht untersucht wurde, weil es allmählig Gewohnheitssache geworden, und so oft untersucht worden war, auch das pünktlichste Zutreffen fast nie gefehlt hatte. —

Dann glaubte ich aber auch berücksichtigen zu müssen, daß Hr. Pr. Kr. schon Jahr und Tag der treuesten Seelenpflege des verkommenen Mädchens sich mit besonderm Erfolg angenommen hatte. — So interessant die frühern somnambulistischen Erscheinungen bei der kleinen Enters auch gewesen waren, zum Hellsehen war es bei ihr nicht gekommen, und ich hatte auch nie das Mindeste für die Entwicklung desselben aufgeboten.

Jetzt sind wir an den Punkt in der Erzählung gekommen, wo wir in die Weitläufigkeit eines Tagebuchs gerathen würden, wenn ich alle die kleinen Wunder des Hellsehens der Reihe nach beschreiben wollte, welche in beinahe 2¾ Jahren bis zu ihrem Todestage vorfielen. Doch das ist von Anfang an meine Absicht nicht gewesen, denn nur das Bedeutenste oder ganz Neue notirte ich. Dann durfte und mußte ich mich aber auch fragen, was das pünktlichste und wahrhaftigste Tagebuch,

mit einer Reihe von Namen, die bei den Beobachtungen gegenwärtig waren, nutzen würde? — Etwa zur allgemeinen Befestigung des Glaubens an solche Erscheinungen? — Aber sind nicht schon Hunderte ähnlicher Tagebücher vorhanden? — Haben sie den allgemeinen Thomas-Sinn umgewandelt? — Oder begehrt nicht der Sohn zuvor selbst zu schauen, ehe er der Erzählung des Vaters glaubt? — Wäre dieser Sinn bedingt auch ehrenwerth zu nennen, was gewinnt er im Allgemeinen; wenn er auch zugelassen wird? — Hatte ich nicht schon eine schlagende Antwort auf diese und noch eine Reihe ähnlicher Fragen, in der allgemeinen Aufnahme meines Tagebuchs über M. Rübel von 1818? — Doch darauf kommen wir später wahrscheinlich noch zurück. —

Also statt eines Tagebuchs, wähle ich lieber eine summarische Darstellung der dahin gehörigen Begebenheiten, ich hoffe dem Leser auch sonst noch einen Dienst damit zu thun; denn die 30 bis 40 Beobachtungen, welche in dieser Zeit vorgekommen, hätten in pünktlichem Vortrage so viel Aehnliches, daß sie zuverläßig langweilen müßten, statt zu belehren und zu überzeugen. — War es doch für mich zum Theil in der Wirklichkeit so; obgleich mich fast jedesmal ein doppeltes psychoglogisches Interesse dabei in Anspruch nahm; nämlich die neugierigen Besucher zu beobachten, dann aber auch die Leistungen und oftmaligen Hülfleistungen bei den vorkommenden Krämpfen des Mädchens wahrzunehmen. — Daß die Zuschauer auch ein gar bedeutendes Interesse zur Beobachtung darbieten, nach ihrer inneren Stellung, das wird man um so leichter fassen, wenn ich versichere, daß liebe befreundete, sehr verständige, sogar wissenschaftlich tüchtige Leute darunter zum dritten Male wieder kommen mußten, um ihre Ueberzeugung zu befestigen, obwohl sie schon nach dem ersten Male sich zufrieden äußerten.

Diese Eigenthümlichkeit mehrerer recht achtungswerthen Personen, die ich als Zeugen aufführen könnte, und wovon ich doch nicht weiß, in wiefern sie jetzt noch, selbst nach dem

dreimal wiederholten Anschauen, ihren eigenen Augen trauen, gegen die Zuflüsterungen der eigenen inneren Skepsis, oder der vermeintlich wissenschaftlichen äussern Gegenrede; diese Eigenthümlichkeit — um das stilleste Wort zu gebrauchen — veranlaßt mich zu verzichten auf die Nennung der Namen im Allgemeinen, die ich als mitbeobachtende Zeugen aufführen könnte, und worunter nur gar wenige sich nicht mit Enthusiasmus als völlig Ueberzeugte ausgesprochen. Ist es doch eine gar seltsame Sache, Zeugen so öffentlich aufzurufen für Dinge, die noch im Allgemeinen gar zu sehr verrufen sind.

Das aber darf und muß ich versichern, daß eine ansehnliche Reihe der achtungswerthesten Namen als standfeste Zeugen aufgeführt werden könnten, worunter Aerzte und Theologen, aus Nord- und Süd-Deutschland, z. B. aus Danzig, Berlin, Bremen, Karlsruhe, Stuttgart und Frankfurt a. M. Diese Männer werden gelegentlich ihre Ueberzeugung aussprechen; einer der werthen Herren hat das schon vor längerer Zeit öffentlich gethan.

Nun zur summarischen Erzählung zurück. Der magnetische Schlaf, täglich ein, auch wohl zwei Male, war und blieb das Haupt-Stärkungs- oder Arznei-Mittel, was in der Regel Hr. Mertens durch einfaches Handauflegen der Kranken hervorbrachte und was ihm nur wenige Minuten Zeit kostete, denn, war sie eingeschläfert, so wurde das Erwachen der Natur überlassen, so daß sie oft Morgens mehrere Stunden sich selbst überlassen im Somnambulismus lag und sich nach Gefallen beschäftigte. Am Abend, wenn Hr. M. zu müde, oder noch zu beschäftigt war, wurde die Einschläferung meistens mit einem durch etwas Behauchen und Reiben durch die Hände von H. M. magnetisirten Tuch besorgt. Sie legte sich dieses nach Gefallen oder nach gefühltem Bedürfniß zu diesem Schlaf, selbst auf die Brust und war dann bald im schlafwachen Zustande, aus welchem sie allmählig in den natürlichen nächtlichen Schlaf überging.

Da dieser seltsame Schlafzustand den natürlichen Schlaf

theils zu ersetzen schien, besonders bei einigem Wohlbefinden oder Entbundenseyn von sonstigen körperlichen Schmerzen, so beschäftigte sie sich oft halbe Nächte lang mit Nähen, Häckeln oder noch feinern weiblichen Arbeiten. Gewiß ist es, daß sie dazu keines Lichts bedurfte, denn es wurde ihr keines gezündet, und ihr Schlaf- und Krankenstübchen lag gleich hinter der Schlafstube meines Bruders und meiner Schwägerin, so daß sie nicht bewachter in einem Verbesserungshause hätte liegen können. Wir besitzen noch eine gute Anzahl Handtücher, Servietten und Hemden, an welchen sie das Meiste so in stockfinstern Nächten genäht hat. Der Bruder besitzt noch ein schwarzseidenes Halstuch, was in einer Nacht aus zwei Stücken aneinander gesetzt und rings gesäumt ist; ich besitze ein ähnliches Tuch, was nur in diesem Zustande gesäumt wurde. Doch sind noch viel feinere Handarbeiten der Art vorhanden, die sie, theils zur Erinnerung für befreundete Frauenzimmer arbeitete, z. B. Streifen für Schlafmützen, an welchen zwei bis drei Rändchen Zacken spitzenartig gehäckelt sind. Meine Frau besitzt ein Tuch, was M. R. für sie zum letzten Geburtstags-Geschenk in solcher Weise angefertigt, es ist mit einem breiten Saum versehen, wozu sie sogar die feinen Mouselinfäden im Somnambulismus und ohne Licht ausgezogen, es ist rings mit ganz feinen Bandzäckchen besetzt. Ich könnte noch recht künstlich gefertigte Kettchen von Haarflechterei und ähnliche Dinge hinzufügen, aber ich glaube nicht, daß ich sie deutlich genug beschreiben könnte; ich füge nur noch hinzu, daß alle dergleichen Arbeiten nach dem Urtheil der Kenner nicht nur untadelich, sondern recht sauber angefertigt sind.

Daß die Kranke bei dieser Beschäftigung öfter von den Hausgenossen mit Licht beobachtet wurde, wird nicht bezweifelt werden; wenn ihr aber dann eine andere Aufgabe der Art schon im Somnambulismus gegeben worden war, und sie diese am folgenden Morgen theilweise oder ganz fertig bei sich gefunden, so war ihr Nichtwissen und ihr Verwundern darüber jedesmal ähnlich dem Nichtwissen der Traumthätigkeit der Nachtwandler.

In Amsterdam sahe ich vor einigen Jahren im dortigen Institut der Blinden die Beschäftigungen der Zöglinge mit bewunderndem Interesse an und gestehe, daß manche Arbeiten denselben an Schwierigkeit der Aufgaben und Genauigkeit der Ausführung, besonders bei den weiblichen Zöglingen, den Arbeiten der M. Rübel nicht nachstanden. Es könnte daher geschlossen werden: daß hier wie dort, kein Sehen, sondern nur eine Uebung, besonders des Tastsinnes vorhanden war, obgleich M. R. versicherte, daß sie mit dem seltsamen Sehen ihre Aufgaben löse, und daß sie oft mit den Ausströmungen des linken Fußes und besonders des großen Zehens ihre feinern Arbeiten beleuchten könne. Ich habe nichts dagegen, wenn man diese Aussage für selbsttäuschende Phantasmagorie hält, aber anders verhielt es sich mit der Sinnenthätigkeit der M. R. bei dergleichen Arbeiten, als bei den blinden Zöglingen in Amsterdam. Denn obgleich der Tastsinn der Blinden, unwiderleglich bis zum Wahrnehmen der Farben, sogar der Farben der Federn an lebendigen Vögeln sich steigern kann, so geht dieses, uns Sehenden allerdings unbegreifliche Wahrnehmen, doch nirgend über den Bereich der Fingerspitzen hinaus; wie ganz anders war es bei M. R.

Die Sitte und Thätigkeit der bürgerlichen Familie meines Bruders hatte ein frühes zu Bettegehen zur Gewohnheit des Hauses gemacht, doch hat der Bruder selbst dabei oft noch die Neigung, eine Weile bis zum dringenden Schlafgefühl im Bette zu lesen, besonders wenn ein interessantes Werk ihn noch mehr dazu einladet. Im zweiten Jahr der Krankheit der M. R. las in solcher Weise mein Bruder oft noch in Menzels Geschichte der Teutschen. Ein rundes Tischchen vor dem Bette, auf demselben das Licht; der Quartband aufgeschlagen, das Tageskäppchen des Bruders und auf demselben gewöhnlich seine Uhr liegend, so beschreibe ich möglichst genau und absichtlich die Haltung, in welcher der Bruder bei diesem Lesen sich befand. Das Kämmerchen der Kranken, mit etwas offen stehender Thüre, war 3 Schritte rückwärts ein wenig zur

Seite; das Bett der Kranken aber in entgegengesetzter Richtung, so daß diese mit abgewandtem Gesicht lag, etwa 4 Schritte von der Thüre entfernt in ihrem Zimmer.

Unter solchen Verhältnissen hat M. R. mehr als einmal meinem Bruder zugerufen: „Hr. Köttgen! ich kann jetzt gerade gut sehen; Sie lesen in einem viereckigen großen Buch, die Worte kann ich von hier zwar nicht lesen; ich will Ihnen aber sagen, wie viel Zeilen auf den offengeschlagenen Seiten stehen" — nach einer Weile: „rechts so viele und links so viele und noch ein Stüpchen" (eine abgebrochene Zeile), ferner: „das Licht steht so vor Ihnen, Ihr Käppchen liegt da, und auf demselben Ihre Uhr." Nach einiger Unterbrechung: „Der große Zeiger steht auf der Zahl und der kleine auf der." Beim Nachsehen war jedesmal alles aufs Genaueste zugetroffen. Ich will nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß M. R., wenn sie wachend mit angestrengtem Blick in der offenen Thüre gestanden hätte, sie, besonders wegen der horizontalen Lage der Uhr, die Zeit so genau nicht hätte wahrnehmen können.

Diese Thatsachen mögen hinreichen zu beweisen, daß ihr somnambulistisches Sehen täglich freiwillig thätig war, ohne plagendes Hervorlocken oder anstrengendes Leiden. Ich könnte gleich daran reihen eine Menge Beweise, wie dieses seltsame Wahrnehmen nicht nur mit Sicherheit in die nächste Stube, sondern in andere Häuser eindrang, ja mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Stunde Entfernung in meinem Hause sich eingefunden; doch kommen wir wohl schicklicher darauf zurück, nachdem ich ein Bild der gewöhnlichen Beobachtungen aufgestellt, welche ich persönlich leitete.

Es bedarf nicht sehr beantwortet zu werden, wie die verschiedenartigste Neugierde sich regte, als einmal einige durchaus geachtete und wahrhaftige Zeugen für die wahrgenommenen Thatsachen sich ausgesprochen; zudem ist der Kreis meiner

Befreundung nicht eben enge, und in solchen Fällen kann man dem Freund des Freundes nicht leicht ungefällig entgegentreten.

Es wäre jedesmal ein Wagniß gewesen, wenn Schaulustige sich auf geradewohl an Hrn. Dr. Mertens hätten wenden wollen; die bedeutende Beschäftigung des lieben Freundes führte ihn fast täglich ausser den Ort, wenigstens würde er höchst selten Zeit gefunden haben, oft 2, 3 Stunden zur Befriedigung fremder Wißbegier aufzuopfern.

Zudem hatten wir miteinander verabredet, den Zutritt nach Möglichkeit zu beschränken, der enge Raum des Krankenstübchens und die Wohlfahrt der Kranken selbst machten diese Maßregel nothwendig.

Mir überkam es daher bei weitem am öftesten, die wißbegierigen und schaulustigen Fremden hinzuführen, doch vergingen oft Monate, und im letzten Winter über 5 Monate, daß die Kranke von keinen Besuchen der Art belästigt wurde.

Mein magnetischer Einfluß blieb, bis an ihr Ende, fast noch stärker auf sie einwirkend, als der des Hrn. M., ich überließ daher oft, zum voraus verabredet, den Zuschauern die Wahl, ob ich beim Einschläfern gegenwärtig oder abwesend seyn solle; eine Zeitung oder ein Büchlein, was ich ein wenig behaucht hatte und ihr von einem dritten zum Leseversuch, oder unter einem sonstigen Vorwande überreicht wurde, war hinreichend, sie in wenigen Minuten in Schlaf zu versetzen; ich stellte jedoch später diese Art der Einschläferung ganz ein, da sie, nach einem ähnlichen Falle, fast ½ Stunde lang mit bedeutenden Krämpfen geplagt wurde, und sie mir nachher im Somnambulismus sagte: daß die störenden Krämpfe daher gekommen seyen, daß mein Freund, der ihr das Blatt überreicht, dasselbe zu lange in seinen Händen getragen habe. Ich brauchte jedoch nie eine Hand zum Einschläfern aufzulegen, ein wenig unbemerkliches Hauchen während der bewillkommnenden Unterhaltung reichte dazu völlig hin. Dann vergiengen aber in der Regel mehrere Minuten, oft eine halbe Stunde und mehr, ehe das Hellsehen sich entwickelt hatte. Gleich nach

dem Einschläfern schloß ich ihr die Augen ab; dieses geschah im Anfange mehrere Male wie 1818 blos mit einer Binde von einem Tuch, die sie gerne nach Möglichkeit fest umgebunden hatte, dann wurde an den Nasenwinkeln und unterhalb der Augen, noch alles recht dicht mit Baumwolle ausgestopft. Als sich aber einigemale Zweifel erhoben gegen die Zuverlässigkeit dieser Absperrung und man durch Nachahmungs-Versuche — die freilich ein wenig Lächeln verdienten, da die Kinder beim Blindekuhspiel schon wissen, daß sich eine Binde umlegen läßt, daß man darunter wegsehen kann — den baaren Betrug entdeckt haben wollte, da wurde ich der Strohdrescherei müde, und kündete der Kranken schlafwachend an, sie müsse sich zu einem Abschluß der Augen entschließen, oder ich würde aufhören, Sie und mich des Betruges verdächtig zu machen.

Das half; ich durfte nun einen hinreichend großen schwarzen ledernen Lappen, aus einem Handschuh geschnitten, unten am Rande einen Fingerbreit mit bestem Heftpflaster beschmiert, ihr bis auf die Nasenspitze herab, über die Augen decken und dann eine Binde darüber schlingen, damit das Ganze sich nicht verrücke. Das half! doch auch nur eine Zeit lang, es kamen noch kritischere Zuschauer, die glaubten, daß sich das bepflasterte Leder am Rande noch verschoben haben könnte, und die Binde war ihnen auch verdächtig. Da ersann ich das letzte Verfahren, was wirklich alle derartige Kritik beschwichtigte, und in welches M. R. sich auch um so williger schickte, weil es ihr doch bald weniger lästig war.

Ich nahm ganz schweren, an sich undurchsichtigen, schwarzen Seidenstoff, und bestrich diesen 3 bis 4 Male mit feinstem Tischlerleim (Pariser Gelatine, zur Appretur der Seidenstoffe dienend). Dieses ganz steife undurchsichtige Pflaster wurde in zweckmäßige Stücke geschnitten, und auf jedes Auge ein breit deckender Lappen, vorher feucht und weich gemacht, so fest verklebt, daß, wenn sie trocken waren, sie nicht konnten weggenommen werden, ohne die Haut zu zerreißen. Die Binde durfte oder mußte vielmehr nun auch wegbleiben, weil sie auf

die trocken gewordenen Pflaster unleidlich gedrückt haben würde, und wirklich sah diese Art der Blendung mit den zwei großen schwarzen Lappen auf den Augen, auch noch weit sicherstellender aus, als die frühern mit der Binde. Auch ließen sie sich nach Beendigung der Beobachtung weit angenehmer durch Aufweichen mit etwas warmem Wasser fortnehmen, als früher das Heftpflaster. Ich habe diese Beschreibung der Absperrung des Sehvermögens, wenn es auch noch normal vorhanden gewesen wäre, möglichst deutlich und ausführlich gemacht, obwohl ich recht gut weiß, daß ich dadurch noch Niemanden jetzt eine Ueberzeugung abnöthige. Bei der letzten Beobachtung meinte ein, in seinem Fach sonst geistreicher Skeptiker, als durch Schwäche gestört, die Kranke nur einiges gleich nicht so deutlich wahrnahm wie ein Sehender, ihre Leistungen wären nur ein etwas seltsames Räthselspiel. Das war wirklich ein seltsamer Einfall, denn sie hatte wenigstens 25 Wahrnehmungen genau und gleich angegeben.

Wenn, so wohl vorbereitet, das Sehen beginnen konnte, dann suchte ich es oft mit einem kleinen Scherz spielend zu eröffnen, weil ihr seltsames Licht ihr um so heller zu strahlen schien, je kindlich heiterer ihr Gemüth zu stimmen war. Ich legte ihr z. B., wenn die Jahreszeit es erlaubte, mitgebrachte Kirschen, eine Birn, einen Apfel, oder, vor allem ihr lieb, eine Traube vor, angeblich als eine Leseprobe, gewöhnlich sagte sie dann bald lachend: das kann man aber nicht anders lesen als mit den Händen, nannte und beschrieb das Obst aufs Genaueste, zeigte z. B. wo die rothen Backen der Aepfel waren, und nahm es dann dankend an. Wenn Frauenzimmer unter den Besuchenden waren, so ließ ich diese beim Einschläfern, da es diesen meistens unangenehm oder doch weniger interessant war, gewöhnlich zurück, und später erst leise eintreten und sich ums Bett stellen; es war dann gewöhnlich gleich recht überzeugend und zugleich unterhaltend, wenn die Aufmerksamkeit des Mädchens, zuerst scheinbar angelockt von den Putzgegenständen, anfing, die eingetretenen Damen genau

zu beschreiben, die sie wachend nicht gesehen; gewöhnlich begann sie mit den glänzendsten Stücken, als Ringen, Ketten, dann folgten schöne Krägen, Bänder, gestickte Beutel, Hauben und Hüte, genaue Beschreibung der Kleider, der Dessins, der Farben und kurz pünktliche Beschreibung des ganzen Anzuges in recht kindlich heiterer Weise, je geschmackvoller oder anziehender er war; auch folgte dann die augenblickliche Haltung der Person, Andeutungen ihres Aussehens, Farbe der Haare u. s. w., wobei nicht selten die Merkwürdigkeit vorkam, daß sie Dinge angab und beschrieb, die sie in ihrer Lage und Haltung mit wachen Augen nicht gesehen haben würde, weil sie von andern Gegenständen und Personen verdeckt waren; auch beschrieb und zählte sie oft kleine Gegenstände, Steinchen an Ringen und Geschmeide, die ein gewöhnlich Wachender in solcher Entfernung schwerlich so genau hätte wahrnehmen können. So verschieden ihr Hellseyn bei diesen Wahrnehmungen seyn konnte, so trat es doch nie mit der Leichtigkeit des Ueberblicks eines gewöhnlichen Wachens auf; sie sah, ich möchte sagen strahlenweise, oder ihr Sehfeld war nach Verhältniß beschränkt, doch bewegte oder sprang es oft unglaublich schnell von einem Punkt zum andern. So beschrieb sie auch auf die dringendste oft wiederholte Aufforderung die Art ihres Sehens nie anders, wobei sie oft ausrief: „was gäbe ich darum, daß Sie nur ein einziges Mal das silberhelle unbeschreibliche Licht meines Sehens schauen könnten.“

Wegen dieser seltsamen Beweglichkeit ihres Wahrnehmens war es denn auch oft schwierig, ihre Aufgaben zum Sehen zu stellen; sie vermittelte es zwar, nach ihrer Angabe mit den Fingern, und besonders dem Goldfinger der linken Hand und den Zehen des linken Fußes.

Legte man ihr nun etwas zu besehen vor die linke Hand, ohne Berührung des Gegenstandes, so gab sie oft noch eine oder mehrere Beobachtungen, die sie mit dem Fuß machte, früher an, dazwischen sprang dann unerwartet die richtige Wahrnehmung mit der Hand. Eben so schwierig war

es oft, ihre Aufmerksamkeit auf gewisse Personen zu lenken, es war dann, als wenn sie diese nicht hätte wahrnehmen können oder wollen, wogegen sie an Andern mit kindlichem Wohlgefallen hing und sich aufs freundlichste mit ihnen einließ, und jede kleine Bewegung ihres Körpers, ihrer Haltung angab oder scherzend nachmachte. Ganz gewiß ist es mir oft geworden, daß in solchen Fällen etwas Abstoßendes oder Anziehendes, vorzüglich in dem Gemüth solcher Personen für das Mädchen vorhanden war, wenn sie dieses auch nicht sonderlich zu erkennen gaben.

Das Bunte, lebhaft Farbige, Glänzende oder Seltene, was ihr vorgelegt wurde, erkannte sie am raschesten und sichersten; Bilder, die für ihre Deutung nicht zu schwierig waren, oder die etwas Komisches ausdrückten, so wie auch besonders illuminirte Vögel oder Thierbilder ergötzten sie besonders. Das Sehen nach der Zeit auf einer Uhr gehörte aber immer zu den merkwürdigsten Beweisen ihres eigenthümlichen Wahrnehmungsvermögens. Die Lage ihres Kopfes bildete mit der Lage einer vorgelegten Uhr fast immer eine so horizontale Linie, daß ein Scharfsehender kaum mit Sicherheit den Stand der Zeiger hätte wahrnehmen können. Im letzten Jahr aber bedeckte sie jedesmal mit der ganzen Hand die hingelegte Uhr, und hielt sie so bis zur richtigen Angabe des Standes der Zeiger; diesen gab sie in der Regel für jeden Zeiger einzeln an, weil die Beobachter meistens, um sicher zu seyn, daß kein etwaiges Errathen der Zeit vorfallen könne, ihre Uhren bedeutend versetzten, ehe sie solche vorlegten.

Ich glaube zwar hiermit diese Art des nahen, leicht scharf zu bewachenden Hellsehens genügend und im Allgemeinen faßlich beschrieben zu haben; aber ich muß dennoch einige Bemerkungen, welche theils die Sicherheit, theils die größere Schärfe dieses Sehens beweisen, hinzufügen. Mehrere Male gab sie kleine Merkzeichen an den vorgelegten Sachen an, welche die Besitzer derselben nicht beachtet oder übersehen hatten. So erinnere ich mich, daß sie einmal dem Eigenthümer einer Uhr,

auf welcher sie die Zeit angegeben, auch die Bemerkung machte daß am Rande des Glases ein kleiner Riß in demselben sey, er betrug nicht viel über eine Linie und war vom Besitzer der Uhr bis jetzt nicht gekannt. Eben so erkannte sie oft noch genau die Gegenstände in der Dämmerung, wo der Schärfst-Sehende nichts mehr mit Sicherheit wahrnahm, oder in völliger Dunkelheit. Bei dem allem aber blieb es gewiß, daß die Somnambule dennoch rascher und sicherer erkannnte, wenn die Gegenstände von äußerm Licht gut beleuchtet waren, wenn man z. B. Sachen fürs Erkennen vermittelst der Hand unter ein übergedecktes Tuch legte, oder für den Fuß unter die zugelegte Decke, so erkannte sie zwar meistens immer noch, aber es dauerte oft lange und war zuweilen etwas unsicher. Eben so verhielt es sich auch mit den Leseaufgaben, die überhaupt nicht zum Interessantesten gehörten, da sie auch wachend nur schwerfällig las. Die Leseproben in verschlossenen Briefen habe ich völlig vermieden, die sie früher in schwere Versuchungen geführt hatten, um so mehr, da ich bei einem selbstgemachten Versuch wahrnahm, wie die Krämpfe sich entwickelten, als sie — ich kann mich nicht besser ausdrücken — die Anstrengung machte, die Papierhülle zu durchdringen, in welche ich das großgedruckte Wort „Elberfelder“ — aus der Elberfelder Zeitung geschnitten — eingeschlagen hatte; nur nach mehreren Minuten gelang es buchstabirend.

Das merkwürdigste Wahrnehmen blieb aber immer das räthselhafte Schauen in die Ferne, was sich schon früh, im ersten Sommer ihrer Krankheit, entwickelte, was sich aber sehr schwierig oder nie eigentlich willkührlich irgendwohin leiten ließ, und gerade darum, weil es ein freies Spiel ihrer täglichen Schlafzustände war; man könnte fast sagen, was sie zu ihrem Zeitvertreib trieb; darum wurde es am häufigsten von ihrer täglichen Umgebung wahrgenommen.

Ich will nur ein paar Fälle dieser Art erzählen, dann aber auch einige Selbsterfahrungen in Gegenwart von Zeugen anschließen.

Mein Bruder Friederich, bei welchem die Kranke im Hause

war, arbeitet seit einigen Jahren als Gehülfe in unserm Seiden-Manufaktur-Geschäft und ist die Woche in meinem Hause hier logirt, geht aber am Samstag Abend zu seiner Familie in Neviges. An den Sommer-Abenden lauren seine auf dem alten Kirchhofe spielenden Kinder, an welchem er wohnt, auf seine Ankunft, und jubeln und springen ihm dann wohl grüßend entgegen. Unter solchen Verhältnissen war die älteste Tochter meines Bruders einmal bei der Kranken auf dem Zimmer, nach dem Kirchhofe hin, sie lag aber in abgewandter Richtung und in lebhaftem Somnambulismus. Wie überrascht ruft sie auf einmal: „da kommt auch Ihr Vater von Langenburg!“ Die Nichte erwiedert: das kann man wohl hören an dem Jubelgeschrei der Kinder. M. R. erwiedert aber: ich habe ihn gewiß schon gesehen gegen dem vierten Hause von hier, er trägt ein graues Päckchen unter dem Arm. Henriette von dieser Bemerkung betroffen, geht ans Fenster, um sich von dieser Angabe zu überzeugen, da ist der Vater aber schon eben im Hause; sie eilt die Treppe hinunter, ihm nach in die Stube, grüßt und fragt: „Hast Du etwas mitgebracht?“ Der Vater erwiedert: „Wie meinst Du das?“ „Ich wollte nur wissen, ob Du etwas getragen?“ Der Vater, indem er auf den Tisch zeigt: „Nur dieses leichte graue Päckchen unterm Arm.“ Jetzt erzählt Henriette die Aussage der M. R. um so mehr zu allgemeiner Verwunderung, als diese auffallende Wahrnehmung die erste der Art war.

In der Folge kamen ähnliche Dinge so häufig vor, daß sie mir nur gelegentlich und gewiß nicht alle erzählt worden sind. So war es gar nichts Seltenes, daß sie einzelne Personen ihren Anzug, ihre augenblicklichen Verrichtungen unten in der Wohnstube aufs genaueste wahrgenommen und beschrieben hatte; so z. B. hatte sie über einen lesenden jungen Mann die Bemerkung, daß er Gedichte in einem Taschenbuch lese, und genaue Kennzeichen über die aufgeschlagenen Seiten gemacht. Den an Genauigkeit zutreffendsten Fall dieser Art glaube ich aber nicht übergehen zu dürfen.

Im zweiten Sommer ihres Krankenlagers, im Juni, liegt M. R. gegen Abend im Somnambulismus, sie hört die älteste Tochter meines Bruders im Zimmer vor ihrem Krankenstübchen, sie ruft dieser zu: „O kommen Sie doch einmal zu mir, es ist mir jetzt so helle wie noch nie, und ich bin jetzt gerade im Hause des Hrn. Doktors M., ich will Ihnen genau sagen, was ich da wahrnehme, sie können gleich nachfragen.“ Ich muß die Bemerkung einschieben, daß von der Krankenstube bis zur Wohnung des Hrn. Dr. M. etwa 100 Schritte Entfernung, zwei bedeutende Treppen hinabzusteigen und vier Wendungen um Ecken zu machen sind, ehe dieselbe erreicht wird, und daß sie aus dem Fenster der Krankenstube durchaus nicht gesehen werden kann. Ferner Hr. M. ist unverheirathet, seine Schwester Fräulein Caroline ist oft kränklich und Fräulein Antoinette versieht die Haushaltung.

„Nun was siehst Du denn?“ fragt Henriette, indem sie ins Stübchen tritt. M. R. erwiedert: „Ich bin jetzt gerade in der Stube links, da sitzt die kranke Caroline auf dem Kanapee und auf dem Tisch vor ihr steht ein Körbchen mit schönen Kirschen, an denen sie sich erquickt. Ach da muß ich mich fortmachen, sonst bekomme ich zu großen Appetit dazu, und kann doch keine erreichen. Doch da tritt auch Antoinette herein, die sieht aber recht arbeitsam aus, sie muß in der Küche gewesen seyn, sie hat eine Vorschürze um, in welcher links ein tüchtiger Schmierfleck,“ sie beschreibt das Kleid derselben, dann die Mütze, und sagt: „Ach, die sehe ich so genau, da muß ich Ihnen doch ein Merkzeichen geben; reichen Sie mir eine Scheere und ein Stückchen Papier.“ Nachdem ihr willfahrt war, schneidet sie ein Striemchen von stark 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite, überreicht dieses der staunend zuhörenden Henriette und fügt hinzu: „Jetzt laufen Sie doch einmal und versuchen Sie, ob der Durchsatz-Streifen an der Mütze nicht genau diese Größe hat.“

Die Leserinnen kennen wahrscheinlich einen Durchsatz-

Streifen ohne nähere Beschreibung eigentlich besser als ich; ich darf aber die Versicherung geben, daß Henriette keinen Augenblick zögerte, sich von dem Zutreffen der seltsamen Aussagen zu belehren; sie findet zuerst gleich in der Stube links die kranke Caroline vor ihrem Körbchen mit Kirschen, sagt aber noch nichts von der Absicht ihres Kommens, bis sie nun sich wendend, Antoinette und zugleich den sehr bemerkbaren Schmierfleck in der Vorschürze derselben wahrnimmt; jetzt kann sie nicht länger an sich halten; sie erzählt den ganzen Vorfall, reicht das Striemchen Papier hervor und bittet, nachmessen zu dürfen, es wird auf den Durchsatzstreifen der genau beschriebenen Mütze gelegt und die Größe ist aufs genaueste getroffen.

Wenn nun auch noch mancher Bogen voll mit ähnlichen, fast ans Wundervolle grenzenden Ferngesichten zu füllen wäre, so sind es bis dahin nur Erzählungen treuer Zeugen; ich kann und will aber noch einige Selbsterfahrungen hinzufügen, bei welchen ich denn auch einige gegenwärtige Zeugen zu nennen mich bewogen fühle.

An einem Sonntag Nachmittage des Spätherbstes 1834 fuhr ich mit einer Verwandtin N. und deren Freundin L. aus B. und meiner Frau nach Neviges. Nachdem M. N. recht heiter schon manche Dinge, besonders an den geputzten Damen erkannt hatte, wandte sich die Unterhaltung dabei auf unsere Fahrt. Munter sagte M. N. zu mir: „Sie haben auch ihren Wilhelm bei sich, ich habe ihn eben unten in der Stube gesehen, er hat einen schwarzen Frack, eine graue Hose, eine bunte Weste an, ein weißes Halstuch mit blauen Streifchen, die schwärzlichen Haare hat er an der linken Seite in eine Locke gelegt, hat ein schwarzes Käppchen auf, was am Rande mit Schnüren besetzt ist, sie beschrieb diese Schnörkel noch näher; er sitzt da und raucht aus einer Pfeife mit porcellanenem Kopf, auf welchem ein nettes buntes Bildchen ist. Da diese genaue Beschreibung uns alle in Verwunderung setzte und ich vom Anzuge des Kutschers nur oberflächlich den schwarzen Frack wahrgenommen hatte, so ließ ich ihn gleich

herauf rufen: und bald stand er da vor uns, in den kleinsten Dingen wie abgemalt durch die obige Beschreibung.

Und nun zum Schluß nur noch eine Begebenheit dieser Art, besonders weil ein sehr achtungswerther Mann vom Fach zugegen war.

Den 29. Mai 1835 begleitete ich den Herrn Mediz. Dr. Const. Spiritus aus Vörde mit ein paar Kaufleuten von da zu M. R. Nur in Gegenwart des Hrn. Dr. S. besorgte ich die Einschläferung gleich, um dann noch eine Weile in den Gasthof zu den andern Herrn zu gehen und diese auch herbei zu holen. Nach dem Einschläfern fiel es mir ein, die R. zu fragen, ob Hr. Dr. Mertens wohl zu Hause sei? sie erwiederte: ja, ich habe so eben sein Pferd gehört, er ist zurück gekehrt; nach einer Weile Sinnen fügte sie hinzu: ich sehe, er ist oben am Umkleiden. Diese Bemerkung hätte jedoch eine einfache Schlußfolge bei dem nassen Wetter seyn können. Im Hause des Hrn. Mertens wurden wir gleich eingeladen von der Schwester, im Stübchen rechts ein wenig zu verweilen, weil der Bruder am Umkleiden sey. Als wir später sämmtlich zu der Kranken zurückkehrten, um ihr Hellsehen zu beobachten, sagte sie beiläufig zu uns: „ich habe sie vorhin auch im Hause des Hrn. Dr. M. unten im Stübchen rechts gesehen,“ ich erwiederte halbscherzend darauf: sie hätte so etwas auch wohl errathen können; sie antwortete lebhaft: „lag denn da nicht auf einem rothen Kissen auf der Erde in der Nähe des Ofens die kleine Emma und schlief recht sanft?“

Diese Bemerkung bestätigte ihr seltsames Wahrnehmen in die Ferne vollkommen; denn die kleine dreijährige Emma besuchte nur zuweilen das benachbarte Haus, und nahm dann wohl da zu Mittag vorlieb, und hielt nachher ihr Schläfchen in irgend einer Ecke.

Ich könnte die Beweise fürs unbezweifelbare Fernsehen der M. R. noch durch eine bedeutende Reihe von Vorfällen verlängern; dazu gehörte vorzüglich die öftern gewissen Beweise, wie genau sie ihren Magnetiseur den Hrn. Mertens wahrnahm,

besonders wenn er zu Hause war, doch schien Sie ihn auch eine Strecke auf seinen Besuchen bei andern Patienten begleiten zu können; doch hätte ich die Vorfälle der Reihe nach, nur alle flüchtig erzählen wollen, so füllte ihre 3 Jahre lange Krankheitsgeschichte, gewiß allein einen ansehnlichen Oktavband; und es frägte sich sehr ob dennoch dadurch etwas gewonnen worden wäre für die allgemeine Ueberzeugung?

Aus demselben Grunde halte ich auch für überflüssig, etwas von den Engelerscheinungen zu erzählen, die sie in diesem Frühjahr, besonders in den letzten Fastenwochen wollte wahrgenommen haben, obgleich sie mit einer so ungekünstelten Rührung davon erzählen konnte, besonders bei ein paar Todesfällen von Kindern in der Nachbarschaft, daß ich an der Wahrhaftigkeit ihrer subjektiven Ueberzeugung nicht zu zweifeln wage. Daß aber dergleichen Visionen, auch wenn sie objektive dämonische Realität hätten, als bitter täuschen und unwahrhaftig sind, das bewies sich auch dieses Mal. — Die Haupterscheinung eines prophetisch-somnambulistischen Engels, wollte sie am 9. April an ihrem eigenen Bette wahrgenommen haben; sie glaubte aus seinen Mittheilungen nun auf solche Genesungs-Fortschritte rechnen zu dürfen, daß sie am Pfingstfest wieder mit zum Tisch des Herrn hoffte gehen zu können. — Eine Zeit lang schien auch in diesem Frühling und eine Strecke in den Sommer hinein ihre Genesung Fortschritte gemacht zu haben, aber im folgenden Frühling genas sie für immer, wenigstens von allen Erdenleiden, ohne daß sie je so weit gekommen wäre, die Kirche wieder betreten zu können.

Eben so unzuverläßig blieben ein paar Ferngesichte, die sich auf eine Stunde Weges, nehmlich von Neviges nach Quellenthal, in meine Wohnung ausgedehnt haben sollten; sie wollte mich nehmlich einmal auf dem Altan meines Daches wahrgenommen haben, allerdings war ich an dem Tage zu so ungewöhnlicher Zeit oben gewesen, so daß ihre deßfallsige Angabe auffallend war. — Ein anderes Mal wollte sie meine Frau in der Schlafstube wahrgenommen haben; nach Angabe

der Zeit konnte auch diese Wahrnehmung als richtig betrachtet werden, aber die Angabe der Verrichtungen meiner Frau waren so gewöhnlicher Art, daß sie nicht zuverläßig als Wahrzeichen gelten konnten. —

Bei dieser Gelegenheit muß ich sogar erzählen, wie M. K. theils durch Eitelkeit, theils durch Gemüthlichkeit wahrscheinlich zu der einzigen, gewissen Lüge verlockt wurde, welche in der dießmaligen Krankheitsgeschichte bei der strengen Beobachtung vorgekommen. Hr. Pfarrer F. W. Krummacher hatte mit rechter Milde und Ernst von Anfang und fortgesetzt auf die gründliche Sinnesänderung der entlassenen Züchtlingin, so erfolgreich eingewirkt, daß an ihrer oftmaligen Reue, ja Zerknirschung mit Grund nicht zu zweifeln war. Auch durch ihr thätiges Leben wurde diese schöne Hoffnung der völligen Umkehr nie getrübt. Aber wie tückisch ist das Chameleon der Sünde und der Lüge in einem Herzen, was so lange damit gespielt!

Bei einer Gelegenheit, wo von ihren Ferngesichten, während ihres Somnambulismus die Rede war, in Gegenwart des Hrn. Pfr. Kr. bekam sie den freiwilligen Einfall, nächstens den Versuch machen zu wollen, ob sie an einem Sonntage im Ferngesicht nach Langenburg in die Kirche kommen könne. Aber Monat um Monat verstrichen, ehe sie die vermeinte Erfüllung ihres Versprechens leisten konnte.

Bei jedem Schlaf für Beobachtungen ermahnte ich sie zur lautersten Wahrhaftigkeit, und warnte vor jeder ihr selbst schädlichen Anstrengung, wenn sie auch das Mal nichts vermögte. Im Jahr 1835 gleich nach Ostern verreisete Hr. Pr. Kr. zu seinen Eltern nach Bremen auf mehrere Wochen.

In der Woche nach seiner Rückkehr, als er Sonntags zum erstenmale wieder gepredigt, kam ich zufällig nach Neviges und besuchte beiläufig M. K. Im Somnambulismus sagte sie mir bald mit einer Art von angestrengter Kühnheit. „Nun bin ich am vorigen Sonntage auch zu Langenburg in der Kirche gewesen.“ — Ich erwiderte mit einem etwas lang gezogenen fragenden so? — und sie fuhr fort, „ja Hr. Pr. Kr. der wieder

da ist, hat gepredigt, ich weiß seinen Text und das Lied." Ich fragte: aber hast Du mich denn auch gesehen? Das fragte ich absichtlich, weil ich als Mitglied des Presbiteriums den Pfarrern nahe sitze; sie erwiderte kühn: „ich weiß nicht, wo Sie sitzen." Ich fragte ferner: wer saß dann aber bei Hrn. Pr. Kr. im Pfarrsitz? dreist antwortete sie: „ich habe nur auf Hrn. Pr. Kr. Acht gehabt. — Jetzt war ich schon fast überzeugt von der Unwahrhaftigkeit ihrer Aussage; ich fragte aber unbefangen weiter, um sie desto sicherer zu fangen: Aber wie hast Du denn den Text erfahren, den Du doch wohl nicht zugleich so fern hören kannst? — Antwort: „Das kann ich auch nicht, aber ich bemerkte ihn mir in der offengeschlagenen Bibel auf der Kanzel, als ihn der Hr. Pastor las, und das angezeichnete Lied sahe ich auf den Tafeln.". — Sie gab nun beides richtig an, ich erwiderte aber nichts auf die Lüge, um der Quelle derselben zuvor sicher nachzufragen.

Unten bei der Familie des Bruders fragte ich: ob nicht seit Kurzem ein Bekannter von Langenburg die M. R. besucht habe, und erfuhr, daß einer am Sonntag Nachmittage da gewesen wäre, der mir genannt wurde.

Zu Hause sprach ich mit meiner ältesten Tochter, welche schickliche Veranlassung hatte, zu dem Genannten hin zu gehen, und ohne geradezu zu fragen, dennoch bald erfahren hatte, daß er der M. R. in der Unterhaltung über die Rückkehr des Hrn. Pr. Kr. auch den Text und den Gesang des Morgengottesdienstes angegeben hatte. Ich zögerte nicht lange hinzugehen und der M. R. ihre schwere Versündignng vorzuhalten, und wenigstens klare Erkenntniß derselben, und wo möglich aufrichtige Reue bei ihr zu bewirken; beides gelang nach schwachem und kurzem Bemühen, ihre Aussage zu rechtfertigen. Ich erlangte bald die Ueberzeugung, daß Eitelkeit und auch eine sonderliche Gefälligkeit gegen Hrn. Pr. Kr., dem sie wirklich von Herzen zugethan war, die merkwürdigen Triebfedern dieser neuen Vergehung gewesen waren. Ihre Reue war wirklich erschütternd und blieb es noch lange durchgreifend,

als einige Zeit nachher Hr. Pr. Kr. mehr sein schmerzliches Bedauren als bittere Vorwürfe über ihr Vergehen aussprach.

„Wer unter Euch rein ist, werfe den ersten Stein auf sie." An dieses Wort des Herrn wolle mancher Richtende sich erinnern, der auch wohl um zu gefallen, wenigstens manche (unschuldige?) Ausschmückung aufgeboten; hatte doch Niemand Schaden, von seiner unterhaltenden Erdichtung. Ich bezeuge aber, daß M. R. in herzlicher Beugung geblieben bis zu ihrem Ende, so oft nur irgend etwas sie mahnte an diese Unwahrheit. Ihr Ende aber nahte durch die auffallendsten physiologisch-schweren Leiden unbezweifelt, und für sie selbst mit einer Gewißheit, die bei den seltsamsten Wechselfällen ihrer Krankheits-Geschichte, für alle andere nicht so sicher erkannt wurde. Wenige Tage vor ihrem Scheiden, besuchte ich sie nocheinmal mit Hrn. Pr. Kr., der sie auf die nahende wichtigste Stunde auf die würdigste Weise vorbereitete, wobei wir die Ueberzeugung gewannen, so weit menschliches Urtheil sich hier überzeugen lassen kann, daß die gebeugteste Sünderin der beseligenden Gnade theilhaftig geworden. Am 30. Mai 1836 wurde ich schleunig nach Neviges eingeladen, die M. R. einzuschläfern, zur Linderung ihrer Leiden, weil Hr. M. dieses nicht thun dürfte wegen einer Halsentzündung; als ich gegen halb 4 Uhr Nachmittags an ihr Bett trat, sahe ich die letzten leisen Zuckungen und der letzte Hauch röchelte leise über die blassen Lippen der schweren Dulderin.

Caroline Untersteb ruch.

Vierzehn Tage vor Pfingsten 1834, als ich eben eine kleine Reise zu Freunden machen wollte, wünschte ein ehrsamer Landmann, aus der Grafschaft Mark dem Dialekt nach, mich zu sprechen. Er wünschte Hülfe für ein schon längere Zeit krankes Mädchen von etwa 9½ Jahren. Als ich ihm rasch einwendete, er müsse sich irren, ich sei kein Arzt, erwiederte

er bescheiden und freundlich: das wisse er, aber er habe zugleich aus sicherer Quelle vernommen, daß ich ein ähnlich krankes Kind hier in der Gegend ohne Arznei geheilt habe. Er erzählte nun, was er von der Heilung der Wilhelmine Enters gehört und fügte hinzu: wenn dem so sei, ob ich mich dann nicht eines vielleicht noch elendern Kindes annehmen wolle, über welches er Pflegevater sei, und an welchem alle Arzneien von 4 Aerzten, seit Oktober vorigen Jahres vergeblich verwendet worden seien. Ich ließ ihn nun die Krankheitsgeschichte ausführlich erzählen, woraus ich gleich erkannte, daß der merkwürdige Fall allerdings für die magnetische Behandlung sich eigne, ich erwog aber auch die wahrscheinlich größere Schwierigkeit, welche schon allein aus der Entfernung der Kranken von hier sich folgern ließ, suchte dem Manne diese Schwierigkeit so gut wie möglich begreiflich zu machen, und war fast entschieden, diese Behandlung abzusagen; aber der Mann bat so eindringlich, versprach: alle Mühe der Gänge hierhin sich gefallen lassen zu wollen, daß ich doch mich bewogen fühlte, ihm die Zusage zu geben, nach meiner kleinen Reise ihn besuchen zu wollen, um den Versuch anzustellen, ob das Kind für die nöthige Behandlung Empfänglichkeit habe. Mit diesem Versprechen gab er sich zwar zufrieden, meinte aber doch, ich könne ihm wohl etwas mitgeben für das Kind, was bis dahin einige Hülfe leiste; er ließ sogar verstehen, ob ich ihm nicht irgend einen nützlichen Spruch lehren könne, dabei würde ich weniger Mühe haben; so ganz mit leeren Händen glaube er doch nicht fortgehen zu müssen. Diese naive Meinung suchte ich zwar, so weit es nützlich und möglich, zu berichtigen; sie brachte mich aber auf den Einfall, ihm zur Einleitung des Rapports wenigstens Versuchsweise etwas mitzugeben. Die Erfahrung hatte mich bei M. Rübel belehrt, daß das magnetische Agens (um die Schulsprache zu gebrauchen) scheinbar desto dauerhafter binde, wenn es die Gluth oder die Flamme bestanden habe; ich magnetisirte einen Lappen Leinwand kräftig, brannte ihn zu Zunder, faltete diesen

in dünnes Postpapier, wickelte noch mehr ein, und empfahl ihm, das Papier zu Hause vorsichtig heraus zu nehmen, in ein reines Tüchlein zu legen, daß das Papier auf die Herzgrube zu liegen komme.

Peter Heinrich Thatenberg, so hieß der Pflegevater und Onkel des kranken Mädchens, wartete meiner schon am zweiten Tage des Pfingstfestes in Blankenstein, dahin hatte er mich beschieden, weil ich nirgends fahrend zu seiner Wohnung gelangen konnte. Der Naturgenuß bei diesem so schön gelegenen, zwei Stunden von hier entfernten Städtchen, hätte auch allein eine Entschädigung der Mühe geboten, wenn sie bei dem armen Kinde vergeblich gewesen wäre. Bald am Nachmittage machten wir uns, mein Sohn und ich, fertig, den Landmann, der zugleich Bergknappe war, nach seiner noch ¾ Stunde entfernten Wohnung zu begleiten. Die Zeit der höchsten Wärme an dem heitern Tage machte mir den Gang durch die sehr hügeliche Gegend recht mühsam, und in regster Transspiration gelangte ich in das trübe, dumpfe Kämmerlein des elenden Kindes. — „Ich bin kein Mensch, sondern ein Wurm.“ Diese Klage des königlichen Sängers schien die stumme Jammergestalt in allen Zügen auszusprechen. — Fast schon sechs Wochen lang war Carolinchen jeden Morgen genau um 10 Uhr in einen idiosomnambulistischen Zustand versunken, aus welchem nichts sie aufrütteln konnte, bis sie am Abend mit dem Glockenschlage 9 aus demselben erwachte, um dann die Nacht in schmerzlicher Unruhe und Krämpfen durchzuwinseln.

Leichenblässe deckte die abgezehrte Gestalt, mit krampfhaft verschlossenem Munde und Augen, die noch dazu entzündet waren, was die wunden Wimper verriethen, und nur ein kaum merkbarer Puls zeigte noch das Glimmen eines Lebensfunken an. Was Wunder, daß ich im tiefsten Gefühl des Mitleids und der Beugung menschlicher Ohnmacht, aber auch in stiller Erhebung des Vertrauens zu dem alleinigen Helfer in aller Noth meine Hände dem Kinde auflegte. Die eine auf dem Haupt, die andere auf der Herzgrube desselben, war-

tete ich vergeblich einige Minuten auf Zeichen der Empfindung, dann aber machte ich auch einige Striche, aber eben so vergeblich; alle Gelenke blieben starr, und auch kein Anhauchen wollte sie geschmeidig machen.

Mittlerweile hatte die Pflegemutter des Kindes den Kaffee bereitet, zu welchem wir nach unten gerufen wurden, der mir bei dem entstandenen Durst willkommen war, aber kaum hatte ich eine Schale zu mir genommen, als die Wächterin bei dem Kinde oben klopfte. Die Pflegemutter lief hinauf, kam aber bald zurück und sagte: „das ist doch sonderbar, jetzt ist Carolinchen ganz wach geworden, was seit fast 2 Monaten nie der Fall gewesen ist.“ Eilend ging ich nun auch hinauf und fand das Kind so wach, daß es etwas unterstützt im Bette zu sitzen vermochte. Ich konnte nun seine Haltung im wachen Zustande und seine entzündeten Augen etwas genauer wahrnehmen, aber wegen eines schon Monate andauernden Kinnbacken-Zwanges, der es zum Kauen und Sprechen völlig unfähig machte, mich nicht mit ihm unterhalten, mehrere Fragen nach dem Sitz der Schmerzen u. s. w., wurden durch Zeichen auch nur dürftig beantwortet.

Das Erwachen galt mir indessen hinreichend als sicheres Zeichen der möglichen Einwirkung, und so konnte ich denn mit viel Hoffnung, die ich den braven Leuten in einigen passenden Trostgründen andeutete, für dieses erste Mal scheiden.

Da ich zum Zweck persönlicher Einwirkung nur vier Mal, während der ganzen Krankheitsgeschichte das arme Kind — wegen der großen, mühsamen Entfernung — besuchen konnte, und der erfreuliche Erfolg es auch eigentlich nicht nöthig machte, so ersuchte ich den Pflegevater Thatenberg, er möge das Merkwürdigste der Vorfälle aufschreiben, und besonders so genau wie möglich die frühere Krankheitsgeschichte, ehe er mich um Hülfe ersucht. Ich lernte den gemüthlich-genialen Bergknappen bald so kennen, daß ich ihm die Ausführung dieses Auftrags wohl zutrauen durfte, obwohl ihm die Rechtschreiberei und Stylübung in seiner Schulzeit gewiß nie vorgekommen.

Nur mit der nöthigsten Berichtigung in diesen Punkten und mit Einstreuung der eigenen Wahrnehmungen bei meinen Besuchen, wollen wir nun dem gemüthlichen Erzähler zuhören.

„Die Krankheit der Caroline Unterstebruch begann im Oktober 1833. Das 9½ Jahr alte Mädchen nahm zuerst ab an Essen und Trinken, an Muth und Freudigkeit, und klagte zuweilen über Kopfschmerzen. Endlich wurden wir gewahr, daß ihm der Leib dick und aufgeschwollen war.

Die erste ärztliche Hülfe suchten wir nun bei Hrn. Dr. St... in H....e, der sagte: das Kind hätte alte verschleimte Speisen bei sich, die müßten abgeführt werden; er verordnete daher eine Purganz, diese wirkte wohl gut, aber die Verschleimung blieb zurück, und der Leib hart; nun versuchte er es zwar wiederholt, aber er vermochte nichts bei dem Kinde zu wirken. Da wir aber dieser Krankheit nicht viel trauten, so wandten wir uns an den Arzt ***. Dieser stimmte mit St..., daß eine alte Verschleimung abgeführt werden müßte, sonst könnte die Genesung nicht erfolgen, auch brachte er es endlich so weit, daß die völlige Abführung erfolgte; diese war ein harter, zäher Schleim mit Blut vermischt. Das Kind wurde nun auch wieder etwas munter und bekam Lust zum Essen und Trinken, auch fing es gegen Weihnachten wieder an zu gehen; da glaubte man völlig gesiegt zu haben; allein sein Kopfschmerz, welcher gewöhnlich Abends gegen 7 Uhr eintrat, wollte es noch nicht verlassen und kam nachher immer eine Stunde früher, und war so heftig, daß es sich zu Bette legen mußte. Dabei klagte es, daß ein schneeweißes Geschöpf, etwas größer wie ein Maulwurf, auf dem Bette herum lief, wodurch sein Kopfschmerz heftig vermehrt werde. Dieses erzählten wir seinem Arzt; dieser tröstete es und versicherte: das Geschöpf solle nicht wieder kommen, was denn auch wirklich geschahe.

Anmerkung. Dieser mit *** bezeichnete Anonymus soll ein Weber dortiger Gegend seyn, welcher magische Geheimsprüche u. s. w. anwendet, wie ich später von Thatenberg erfuhr.

Aber einige Tage später äußerte sich das Kind, daß sich nun eine andere Erscheinung zeige: eine ganz schwarze Gestalt, wie eine große Katze, setze sich seinem Bette gegenüber, und lasse sich ganz glühend in die Augen sehen, wodurch seine Kopfschmerzen sich unerträglich vermehrten.

Auch dieses sagten wir seinem Arzt, welcher nun rieth, wir sollten es auf einem obern Zimmer schlafen lassen, da möchte es bessere Ruhe haben; dieses geschah mit Erfolg.

Aber einige Tage später, als das Mädchen an einem Mittage am Spühlen der Schüsseln geholfen, und in der Küche das Wasser ausschütten will, da kommt gedachtes Geschöpf von der Diele in die Küche gelaufen, setzt sich vor ihm hin und sieht ihm starr in die Augen, und läuft dann wieder zurück; dadurch entsteht plötzlich ein solcher Kopfschmerz, daß ihm eine Schüssel, die es in den Händen hatte, beinahe entfallen wäre. Carolinchen eilt erschrocken nach der Stube und legt sich weinend auf die Bank und konnte von der Zeit an nicht weiter aufstehen; auch wurde es seit diesem Augenblick seinem Arzt so feind, daß es sich von demselben nicht mehr anrühren lassen wollte, auch gab es vor, derselbe wäre das schwarze Geschöpf, was es so quäle. Schmerzen und Unruhe nahmen immer mehr zu, die Arme wurden ihm von da an wechselweise steif, es wollte immer von einer Stelle zur andern, es suchte Ruhe und fand sie nicht, und wir wußten nicht, was wir mit dem armen Kinde beginnen sollten.

Da wendeten wir uns an den Arzt W... jun. in H... der verordnete Medizin und ein Pflaster auf die Herzgrube, aber des Kindes Leiden vermehrten sich auch dabei so, daß es bei jedem Athemzuge ein eigenes Aechzen ausstieß, so lange ihm die Augen offen standen, wenn es aber endlich einschlummerte, schlief es so sanft, wie der gesundeste Mensch; es konnte indessen nicht einschlafen, bis Oheim oder Tante sich zu ihm legten.

Wir wendeten uns an den Dr. S . . . in H . . . der schien zwar mit Fleiß Alles aufzuwenden, was er vermochte, und versprach ziemlich sicher, das Kind heilen zu wollen, nach

dem ersten Einnehmen bekam es zwar Ruhe, aber nun bekam es eine eigene Mundklemme mit geschwollenem Halse, so daß es in 2 Mal 24 Stunden nicht einen Tropfen Wasser, wie viel weniger Medizin, zu sich nehmen konnte; jetzt gab es der Arzt selbst verloren.

Zu allen bisherigen Leiden hatte sich nun auch Sprachlosigkeit und ein großer Schmerz in der linken Backe eingefunden; nur mit einer winselnden Stimme zeigte es auf die Stelle und schien verstehen geben zu wollen, daß es den Schmerz nicht mehr ertragen könne.

Auf Anrathen mehrerer Freunde wandten wir uns nun an einen andern Arzt, Hrn. S . . . in H . . . der wollte auch sein Heil versuchen, aber es entstand leider nur Unheil. Er verordnete drei Dinge, 6 Pulver, eine Mixtur und Tropfen zum Einreiben in die schmerzhafte Stelle; ein Pulver wurde zuerst eingegeben, zwei Stunden nachher versuchte man es mit ½ Eßlöffel voll von der Mixtur, aber kaum tröpfelte man dem Kinde einige Tropfen in den Mund, da fing es an zu gurgeln und zu ersticken, daß man meinte, es wäre ums Leben gekommen.

Die Tropfen wirkten so viel, daß sich die Schmerzen jetzt an vier Stellen vertheilten; in beide Wangen, die Stirne und in das Halsgrüblein und wüthete auf allen Stellen gleich heftig. Nun wurde das Elend noch immer größer. Das Kind schien kein gewöhnliches Getränk mehr trinken zu können, kein Wasser, keinen Kaffee noch Thee; zuerst trank es Buttermilch, darnach Bier und zuletzt saure dicke Klumpenmilch, davon trank es in 24 Stunden oft 5 bis 6 Maas und blieb bei dieser Nahrung 6 Wochen lang, dann wechselte es aber wieder mit anderm Getränk. Sehr traurig war es, so lange die Mundklemme und die Sprachlosigkeit währte, daß man so lange rathen mußte, bis sein Wille getroffen war, wenn es andere Nahrung wünschte, auch war die Art, wie es die etwas festen Speisen nur zu sich nehmen konnte, recht betrübt anzusehen, besonders, so lange man nicht daran gewohnt war; mit

einer Hand öffnete es ein wenig die Lippen, und mit den Fingern der andern, drückte und rieb es die Speisen zwischen den Zähnen, so gut wie möglich durch. Mit der Mundklemme stellten sich auch andere Krämpfe ein; zuerst zuckten beim Einschlafen und Erwachen einige Glieder, dieses vermehrte sich von Tag zu Tage, bis es in einen seltsamen Schlafzustand verfiel, den man, wie ich später hörte, einen magnetischen Schlaf nennt. In diesem Zustande sprang es oft, wie von Federn geschnellt in die Höhe, und wälzte sich im Bett herum, und zerschlug Hände und Füße an der Bettstelle, daß es kläglich anzusehen war; bei Tag konnte der Zustand oft gemildert werden, wenn die Tante sich zu ihm legte, aber in der Nacht half nichts, da war es in steter Unruhe von Abend 9, bis Morgens 4 Uhr, wo es dann noch einige Stunden natürlich schlief. Um 10 Uhr Morgens verfiel es dann wieder in den oben angedeuteten seltsamen Schlaf. Die Augen des Kindes wurden auch so schwach und entzündet, daß es keinen Strahl des Tageslichts ertragen konnte.

Die weitere Erzählung des lieben Bergmannes, während meiner Behandlung des Kindes, dürfte ich eigentlich nur umschreiben, da sie theils wenig Aufschlüsse gibt, über die, nach Zeitverhältnissen fortschreitende Genesung, theils spendet mir der Mann Lobsprüche, die ich nicht abschreiben dürfte, wenn ich nicht das willigste Bewußtsein hätte, sie dem höchsten Helfer in dieser Noth demüthig zu weihen. Die natürliche Originalität des Verfassers springt aus diesem Theil seiner Erzählung am lebhaftesten hervor, wenn sie möglichst treu wieder gegeben wird; so erzähle er denn ruhig weiter.

Den 19. Mai 1834 begann endlich die Behandlung des Kaufmann Hrn. Köttgen, in Quellenthal bei Langenburg; diese fand aber anfangs große Schwierigkeiten, es entstand daraus ein lebhafter Zweikampf, bald siegte der Arzt, bald die Krankheit, diese brachte es oft so weit, daß man nicht anders meinte, das Kind würde jetzt seinen letzten Athemzug aushauchen müssen. Es kam oft so weit, daß es ganz erstarrt

danieder lag; es konnte weder Hand noch Fuß regen, auch nicht das Mindeste an Labung zu sich nehmen, und wollte man ihm mit einer Feder die Lippen befeuchten, so floß doch das Meiste wieder aus seinem Munde. In solchem Elend haben wir oft den lieben Gott angerufen, er möchte bald diesem Leiden ein Ende machen. Es haben wohl Freunde und Nachbarn bei ihm gestanden, seinen letzten Hauch abwarten zu wollen; aber wenn man meinte es wäre ganz verloren, so sammelten sich seine Lebensgeister wieder. Was war nun zu thun? Wie geschrieben steht: das Kreuz macht Füße; wir mußten auch wieder auf die Füße nach Quellenthal. So bald man dann Hrn. K. die Nachricht überbracht hatte, so fing das Kind wieder an aufzuleben; es konnte sich wieder bewegen, und etwas Nahrung zu sich nehmen." —

Ich schalte hier ein, daß T. mehr als einmal versicherte, seine Frau habe ihm bei der Rückkehr gesagt: sie habe genau an dem Kinde wissen können, wenn er hier bei mir angekommen wäre. Die Erfahrung in diesem Lebensgebiet weiset das Seltsamste und Unerklärlichste auf, aber man könnte hierbei auch annehmen, daß die belebende Hoffnung auf Hülfe in dem Kinde einen gewissen Zeittakt aufgefunden hätte. Naiv fährt der Bergknappe fort.

„Ganz anders verhält es sich mit der Medizinal-Kur. Da kommt man zu einem Arzt, erzählt ihm alle Verhältnisse der Krankheit, der Arzt sinnt und schreibt das Rezept, darnach geht man in die Apotheke, läßt die Medizin bereiten und trägt sie dann nach Hause. Bis dahin weiß der Patient noch von keiner Besserung; glücklich aber schätzt man sich, wenn die Medizin gehörig verbraucht ist, und man kann dann vom guten Erfolge etwas spüren.

In dem erwähnten Kampf und seiner Abwechselung lag das Kind fast noch ein Vierteljahr, ehe man sich der völligen Besserung versichert halten konnte, es blieb nun wohl oft einige Tage in einem ziemlich muntern Zustande, aber dann fanden sich zuweilen auch ganz neue Aufregungen wieder ein. So

konnte es um diese Zeit Abends nicht zum Einschlafen kommen, bis man ihm eine von den Flaschen des Hrn. K. gab. Der Gebrauch dieser Flaschen ist die Hauptkur in dieser Krankheit gewesen. Eine solche Flasche ließ es nun nicht wieder von sich nehmen, bis es völlig eingeschlafen war, aber dadurch wurde sie so völlig ausgeleert, daß, wenn man sie am folgenden Abend auch als eine andere anbieten wollte, so warf es sie doch gleich mit Unwillen wieder von sich. Hier konnte es auf keine Weise, auch im Dunkeln nicht getäuscht werden. Von der Zeit an besserte es sich merklich und nahm zu an Kraft und Stärke; dennoch aber war es seiner Last nicht gänzlich enthoben, es wechselte noch immer Krankheit mit Besserung, bis letztere endlich den völligen Sieg erhielt.“ —

Mit diesem Bilde wollen wir die weitläufig werdende Erzählung des treuherzigen Thatenberg abbrechen, oder abkürzend noch hinzufügen, daß ich im Monat Oktober 1834 Carolinchen zum letzten Mal in diesem Jahre besuchte; sie sah um diese Zeit schon so gekräftigt wieder aus, wenn sie spielend da saß, daß man ihr kaum etwas Krankes ansah; indessen waren die untern Extremitäten noch völlig kraftlos. Da die Kranke Schmerzen in der Magengegend andeutete, und von da die Lähmung abwärts zu beginnen schien, sie auch den fernern Gebrauch der ihr bisher so hülfreichen magnetisirten Flaschen zurück wieß, so war ich einigermaßen verlegen, an welches zweckmäßige Mittel ich das wirksame Agens zu binden versuchen sollte. Nach ernster Ueberlegung, wobei ich mich durch den Gedanken in meiner Wahl nicht stören ließ: daß eine gewisse Kritik behaupten könne, hier habe nur allein das Mittel als arzneikräftiges Mittel gewirkt, wählte ich das gewöhnliche schwarze Pech, wovon ich nach mehreren unzweckmäßigern Formen Pflaster mit einem Pinsel auf einer heißen Kupferplatte, auf altes Zeitungs-Papier strich.

Mit innerer Gemüthsrichtung und nach äußerer Manier magnetisirte ich diese Pflaster, wie die Flaschen, und ließ ein Stück von etwa 6 Zoll Länge und 4 Zoll Breite dem Kinde

über die Magengegend legen, später auch abwechselnd auf die Lendengegend des Kreuzes ein passendes, weil es da auch Schmerzen andeutete. Diese Versuche gelangen so wohl, daß das Kind bald nachher Proben zum Gehen anstellen konnte wozu ich den Oheim besonders anspornte, der ihm selbst ein Paar leichte Krückchen dazu angefertigt hatte. Das Jahr 1835 konnte es aber auf ganz gesunden kräftigen Füßen wieder antreten und nachbarliche Besuche mitmachen. Bei diesen Ausgängen hatte es oft einen störrigen Eigenwillen gezeigt, indem Carolinchen zu diesem Nachbar gewollt hatte, wenn die Tante zu jenem, worüber beide vorher sich nicht sicher hatten verständigen können, da die Mundklemme und das Stummseyn zu den hartnäckigsten Krankheitszeichen des Kindes gehörten. Ein paar Mal hatte die Tante ihren Willen bei solchen Ausgängen durchsetzen, und die Kleine nach ihrer Absicht am Arm weiter führen wollen, dadurch hatte sie aber auch den kleinen Dämon in dem Kinde so geweckt, daß es auf der Stelle in Krämpfen zusammen gestürzt war und nach Hause hatte getragen werden müssen.

Der hartnäckige Bann, der auf den Kau- und Sprachwerkzeugen der sonst so erfreulich Genesenden ruhte, weckte in mir noch andere Hülfsversuche, weil ich die Pflaster dabei wenigstens nicht ohne Belästigung des Kindes anzubringen wußte. Zum Bindemittel der geheimnißvollen Kraft wählte ich aus besondern Gründen Oel (Papaver-, Oliven- oder auch wohl Mandelöl, je nach der nöthigen Absicht; beide ersten Oele, auch wohl mit ein wenig Terpentinöl gemischt). Solches Oel magnetisirte ich in einem zweckmäßigen Glase, nach wiederholt schon angedeuteter Weise, und ließ die Gelenkgegenden der Kiefer täglich ein paar Mal damit einreiben. Ob dadurch, wie es schien, für den angedeuteten Zweck wenig gewonnen wurde, so war das magnetisirte Oel doch bald für Carolinchen, man darf wohl sagen, unentbehrlich. Wenn auch die Genesende schon im Juni 1835 an Kraft und Lebensfrische so gewonnen hatte, daß der Oheim an einem Sonntage

sie hieher bringen und am Nachmittage auch wieder mit nach Hause nehmen konnte, einen Weg zu Fuß von über 5 Stunden, für ein 10jähriges schwach gebautes Mädchen! so ruhte doch auf dieser neuen Lebenskraft noch ein schwerer Bann, in doppelt plagender Weise; zuvörderst als Kinnbackenzwang, dann aber ging auch an jedem Morgen der nächtliche Schlaf über in einen somnambulistischen Krampfzustand mit Steifwerden der Extremitäten. Dieser Zustand wurde gelöset durch Einreiben von einigen Tropfen besagten Oels, was von der Tante dem Kinde in die Schläfe an die Stirn und ein wenig um die Augen eingerieben wurde.

Caroline hatte im Jahr 1835 mit dem jüngern Schwesterchen Regina schon mehrere Wochen die eine gute Viertelstunde entlegene Schule wieder besucht, obwohl sie noch stumm war. Der verständige Lehrer hatte das Kind doch zweckmäßig zu beschäftigen gewußt, besonders durch Schreiben.

Schon in den ersten Monaten meiner Behandlung war an einzelnen Tagen etwas Sprechvermögen wieder zurück gekehrt, so wie man auch einige Male bemerkt hatte, daß im natürlichen Schlaf der Kieferzwang nicht vorhanden, weil der Mund in demselben geöffnet war; aber später gingen diese Fortschritte wieder rückwärts. Bis zum 25. September 1835, also über 1½ Jahr hatte dieser Krampfzustand hartnäckig gewährt; am Morgen dieses Tages hatte das Mädchen allein spielend bemerkt, daß Bewegung in die Kinnlade gekommen war. Aus Furcht, ein neuer Krampf möchte den Mund wieder zusammen zwängen, hatte es sich geschwinde ein Spähnhölzchen geschnitzt und wie ein Pfeifchen in den Mund gesteckt; diese Vorsicht war indessen überflüssig (wäre auch wohl eitel gewesen), von Stunde zu Stunde war mehr Bewegung in dieses wichtige Gelenk gekommen, so daß es am Abend schon wieder kauend gegessen hatte; aber die Sprache war noch ein Lallen geblieben, obschon man ihm einen Preis für das deutliche Wort: Tante geboten, und dieses sehr zur Uebung gelockt hatte. Am Morgen des 28. um 8 Uhr hatte es plötzlich ausgerufen:

du bist meine liebe Tante! seit diesem Tage ist auch dieses Vermögen, nur mit ganz unbedeutenden Unterbrechungen, geblieben.

So war denn die Heilung fast als beendet zu betrachten, obwohl die schon angedeuteten Krampfspuren Morgens beim Erwachen noch vorhanden; das sonst so kräftige Mädchen war nach Verhältniß seines Alters und seiner Größe zu wirklich rauher und schwerer Arbeit wieder fähig und willig; auch besucht es dabei fleißig die Schule. Aber dennoch sollte ein wirklich bitteres Ereigniß mich schmerzlich beugen, was aber die trauliche Familie so zerknirschte, daß ich bange wurde: alles Errungene hätte dabei wieder eingebüßt werden können.

Thatenberg, der unermüdliche Pflegevater, hatte nun seit beinahe zwei Jahren an gar manchem Sonntag Morgen (an den Werktagen mußte er in Schachten der Kohlengruben arbeiten) die Heilmittel für sein liebes Carolinchen geholt. Gewöhnlich hatte er um 8 Uhr schon die 2½ Stunden bis hier zurück gelegt; zur Erquickung ließ ich ihm dann ein Frühstück reichen; seine Dankbarkeit ließ ihn daher selten ganz leer kommen. Sein kleines Ackergütchen wußte er trefflich zu pflegen, besonders hatte er einiges ausgezeichnete Obst gezogen, wovon er nach der Jahreszeit frisch, später auch wohl einiges Getrocknete mitbrachte. Vor allem Andern hatte er eine Sorte weißer Herzkirschen, die ich nie größer und schöner in den besten Rheingegenden gesehen.

Er hatte nun eine lange Reihe Wochen nicht nöthig gehabt, zu kommen, aber das Oel für Carolinchen war beinahe verbraucht, und die schönen, dieses Jahr ohnehin nicht ergiebigen Kirschen hatten den höchsten Reifepunkt erreicht. Da steigt Samstag gegen Abend, den 23. Juli 1836, der dankbare Knappe nicht in die Tiefe, wo er einige Zeit vorher noch große Gefahr bestanden, sondern in die Höhe, um für mich ein Körbchen Kirschen zu pflücken; bald schon ist seine freundliche Bemühung beendet, da locken ihn noch einige gar schöne Kirschen an einem weit hinausreichenden Ast; der ziemlich schwere Mann ragt sich auf einen zu schwachen Träger und

wenige Augenblicke nachher findet ihn ein Nachbar zusammen gekauert am Gartenzaun sitzen; er hat keine scheinbare sonderliche Verletzung, klagt wenig über Schmerzen beim Tragen ins Bett, aber der herbeigerufene Wundarzt hatte sich doch bedenklich geäußert. Mit Geduld, ohne sonderliche Klagen über Schmerzen und mit verständiger Besinnung war er Sonntag Morgen 3 Uhr zur ewigen Ruhe eingeschlummert. Der Schmerz des Kindes war bei weitem lebhafter gewesen, als bei den übrigen Verwandten, selbst bei seiner redlichen Hausfrau; aber der Schluß des früheren Hauptberichts des nun Heimgegangenen paßt in Wahrheit auch hier vollständig, er heißt:

„Aber der liebe Gott, der bisher wunderlich geholfen hat, der wird sie auch in ihrem Leiden nicht verlassen. Ihm sei Ehre, Macht und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!!!"

Der Zeitfolge nach trat mir nun eine somnambulistische Erscheinung entgegen, wie mir noch keine vorgekommen. Um so mehr muß ich es bedauern, daß ich sie nur sehr fragmetarisch, und zwar unter einer mir sehr lästigen Anonymität wieder erzählen kann, weil der Freund, der die Geschichte theils leitete und beobachtete, durch mir unbekannte Beweggründe, sein gar oft wiederholtes Versprechen unerfüllt ließ, seine höchst interessanten Beobachtungen, wenigstens summarisch für diese Blätter, mir mittheilen zu wollen.

Am 27. Dezember 1834 fragt Herr S......... in S...... durch einen höflichen Brief bei mir an: ob er mit ein paar Freunden kommen dürfe, um die merkwürdigen Erscheinungen des Hellsehens bei der M. Rübel zu beobachten, und bat mich, einen Tag dazu festzusetzen. Wie immer, willfahrte ich hier besonders gerne, obwohl ich zum voraus wußte, daß Hr. S. und wahrscheinlich auch seine Begleiter in einer gewissen Stimmung der Opposition kommen würden. Die geistige Tüchtigkeit des Hrn. S. ließ mich dagegen einen scharfsichtig prüfenden Zeugen für die Wahrheit erwarten, der mir

nicht gleichgültig sein konnte. Wenige Tage nachher und zur festgesetzten Zeit Morgens, erschienen die drei Herren, die schon $2^1/_2$ Stunden geritten waren, und die ich nun die Stunde weiter nach Neviges begleitete. Ganz nach meinem Wunsch, und zur vollständig überzeugten Befriedigung, der scharf und lange beobachtenden Herrn, traten diesesmal die bekannten Beweise des Hellsehens bei M. N. auf. Die frische Zusage des Hrn. S. war mir daher desto willkommener, als sie seiner innern rationellen Richtung widerstrebend gewesen war. Obwohl wir früher einander kaum gekannt, so entwickelten die Bewegungen und die Unterhaltung des Tages, eine gegenseitige freundliche Zuneigung unter uns, wovon ich aber allerdings nicht vermuthen konnte, daß sie so bald in ähnlicher Weise frischen Nahrungsstoff erlangen solle.

Am 14. Februar 1835 erhielt ich von Hrn. S. folgenden Brief: „Schon seit einigen Wochen befindet sich ein zwölfjähriges Mädchen eines meiner Nachbarn in einem höchst beklagenswerthen Krankheits-Zustande, welchen die Aerzte auf dem Wege der gewöhnlichen Heilmethode nicht heben können. Nach meinem Dafürhalten — und der hiesige Hr. Dr. P. theilt diese Ansicht — kann das Uebel vielleicht nur durch Anwendung des Magnetismus beseitigt werden. Ich wende mich daher an Sie mit der Bitte, des bemitleidswerthen Kindes sich gütigst annehmen zu wollen.“ — Folgt eine Stelle des schmeichelhaften Vertrauens zu meiner Willfährigkeit; dann heißt es weiter: „Was den eigentlichen Krankheits-Zustand des Kindes betrifft, so wird Ihnen darüber der Vater desselben, welcher Ihnen diesen Brief überbringt, Auskunft geben. Sollten Sie sich gütigst entschließen, persönlich sich hieher zu bemühen, so bitte ich Sie freundlichst, bei mir absteigen zu wollen; ich werde alsdann so frei sein, Sie zu der Kranken, die nur eine Minute von meinem Hause wohnt, zu begleiten.“ u. s. w.

Zur augenblicklichen Begleitung des Vaters konnte ich mich nicht entschließen, weil ich den Brief auf dem Wege zur Kirche von ihm erhielt — es war Sonntag — dann aber

glaubte ich auch, daß es besser sey, wenn ich vorläufig meine Mittelchen zur Einleitung eines Rapports dem Vater mitgebe. Ein magnetisirtes Pflaster für die Magengegend und etwas magnetisirtes Oel zum Einreiben an Stirn und Schläfe, das gab ich vorläufig dem Vater mit, nebst dem Versprechen, daß ich etwa nach acht Tagen ihm und dem Hrn. S. einen Besuch machen würde. Dieses Versprechen lösete ich den 22. Februar; die freundlichste Begegnung fand ich bei Hrn. S. der mich mit Hrn. Dr. P. und ein paar Freunden zu der Kranken begleitete. Zuvor hatte mir Hr. S. die bisherige Krankheitsgeschichte erzählt, und Hr. Dr. P. fügte seine Behandlung und seine Meinung über das Leiden hinzu, seit er das Kind beobachtet habe; dadurch wurde ich allerdings näher überzeugt, daß der Magnetismus hierbei der rechte Heilweg seyn würde. Am Ende des Jahres 1834 hatte sich das Uebelbefinden des sonst starken Mädchens, als Unterleibs- und Verdauungsschwäche gezeigt, dem bald leichte, scheinbare Ohnmachten und Unfähigkeit zum Gehen, anscheinend aus Schwäche gefolgt waren. Nach einigen Wochen hatten sich diese Zustände aber in eine bestimmte Krampfform S. Veitstanz ausgebildet, die auch dem Hrn. Dr. P.... noch nicht vorgekommen war, und deren begleitende Zustände in der Umgegend ein solches Aufsehen erregt hatten, daß besonders an Sonntagen, die eben nicht große Stube, in welcher das Mädchen lag, den ganzen Tag voll Neugieriger gewesen war. Hr. S. versicherte, er wisse, daß die Bildung des Mädchens, vor der Krankheit noch so roh gewesen, daß er nie ein Wort gutes Teutsch aus ihrem Munde vernommen. Seit einiger Zeit hatte sie indessen in ihren Haupt-Paroxismen, ermahnende Reden an ihre Umgebung mit einem Vortrag und äußern Anstande gehalten, der alle Welt in Verwunderung und nicht selten in Rührung versetzt hatte. Dem Sinne und den Worten nach, waren diese Reden aber nur meist Wiederholungen der Aussage gewesen, daß sie, die Kranke, so viel und seltsam leiden müsse, der ganzen Gegend zum Beispiel und als Aufforderung zur Buße.

Mochte dieser seltsame Seelenaufschwung eines rohen Kindes auch etwas Rührendes und nicht ganz abzuweisendes gehabt haben, es war eine Art von Märtyrershoffart nicht darinnen zu verkennen, und die vorgetragenen Begriffe ließen auch auf keine reine höhere Begeisterung schließen. Dazu hatte die Sache schon etwas durchaus Verwerfliches für die Stimmung des Kindes und seine Umgebung gewonnen. Mitleid und Rührung hatten gelegentlich kleine Geldgeschenke gespendet, die in einem Beutelchen aufgehoben, Minchen zum ununterbrochenen Spiel auch ausser den Krankheits-Anfällen dienten.

So vorläufig unterrichtet, trat ich zum ersten Male an das auf Stühlen bei Tage vorgerichtete Krankenlager Minchens. Keine Abmagerung, keine krankhafte Bläſſe, kurz fast keine auffallende Zeichen körperlichen Unwohlseins war in ihrem Zustande ausser den Paroxismen wahrzunehmen, sie saß aufgerichtet anscheinend in voller Kraft des Oberkörpers, und sah mit einer etwas wirren Blödigkeit um sich, und erwiederte meinen Gruß und einige unbedeutende Fragen in ähnlicher Weise.

Da ich gerne das Eintreten des Paroxismus beobachten wollte, wie er bis jetzt als freie Krankheits-Erscheinung aufgetreten war, in sehr verschiedener Dauer und Zahl, so legte ich zwar eine kleine Weile meine Hände auf die Polargegenden des Nervensystems, und machte auch einige Züge auf die Bitte der Freunde, da aber keine Zeichen von Einwirkung nach einigen Minuten auftraten, so zog ich vor, die Erregung der Natur abzuwarten, obwohl die noch kurzen Tage an die nicht zu lang aufzuschiebende Heimfahrt mahnten. Kaum hatten wir uns indessen zu einer Tasse Kaffee in ein benachbartes Haus gesetzt, als wir die eilende Botschaft erhielten, daß die Vorzeichen des Paroxismus eingetreten wären. Der Ladung rasch folgend, fanden wir sie noch in ihrer vorigen Stellung auf ihrem Lager sitzend, das Auge stierte glänzender vor sich hin, die Hände und Zehen der Füße krümmten sich schon krampfhaft, mit Ausnahme, daß sie die rechte Hand und den Zeigefinger derselben vor sich hin streckte, als zeige sie auf

etwas ihr Erscheinendes; auf alle Fragen gab sie aber schon kein Zeichen des Wahrnehmens mehr. Als ich nun die Hände wie vorhin auflegte, da schloßen sich ihre Augen, sie sank leise rückwärts aufs Lager, die Hände schloßen sich unbeweglich krampfhaft, eben so starrten auch bald alle Gelenke der Arme und Beine. Nach kurzer Weile, unter zweimaligem widrigen Schrei, der zwischen dem Laut eines Esels und eines Pfauen die Mitte hielt, verzerrte sich ihr Gesicht, und besonders der Mund, auf die eckelhafteste Weise verlängert, meist nach der linken Seite hin, was mit wildem Ausstrecken der Zunge und Aufreißen der Augen mit glänzend erweiterter Pupille wechselte. Magnetische Striche blieben ohne sonderlich wahrnehmbaren Einfluß; wogegen stilles Handauflegen sichtlich beruhigte. Nach einiger Weile wuchs aber schon mein Einfluß auffallend wahrnehmbar. Wenn ich ihr ins verzerrte Gesicht kräftig hauchte, so gestalteten sich alle Züge eben so freundlich mild, und unter lieblichem Lächeln schloßen sich ihre wild glänzenden Augen, so bald ich mich aber nur Augenblicke zurückzog, kehrten auch die traurigen Verzerrungen, wie mit hämischer Schadenfreude verstärkt zurück. Ueberzeugender besonders für Hrn. Dr. P. war aber die Erscheinung, daß jedes Gelenk an den Extremitäten weich und geschmeidig wurde, was ich nur wenige Augenblicke umfaßte, wie die mit eingeschlagenem Daumen eisenfest verschlossene Hand willig sich öffnete und streckte, wenn ich mit der Meinigen sie nur kurze Zeit umspannte. Seine Nachahmung dieses Versuchs, selbst mit Kraftanstrengung, so weit solche zuläßig, blieb an Händen und Füßen, wie an den sonstigen Gelenken ohne allen Erfolg; nicht anders verhielt es sich auch mit allen Nachahmungsversuchen aller befreundeten Zuschauer. Indessen blieben auch alle meine Anstrengungen vergeblich, eine allgemeine Beruhigung des Krampfzustandes zu bewirken, oder diesen wilden Paroxismus abzukürzen und sie zu wecken. Eben so wenig vermochte ich sie zum lauten Sprechen zu bewegen, auf meine wiederholten Fragen und Aufforderungen, erfolgte nur ein für mich unverständliches

Lispeln. Hr. S. der schärfer zuhörte, versicherte, es seien nur Bruchstücke aus ihren frühern erbaulichen Reden. Ich freute mich, daß von dieser Stunde an die lauten Vorträge gebrochen schienen, wodurch der meiste störende Zulauf entstanden war; denn die damit zugelassenen Geldgeschenke, hatten offenbar schon nachtheilig auf Minchen gewirkt, die nie ihr Beutelchen, selbst im Paroxismus, selten aus den Händen ließ. Den Aeltern rieth ich, allen neugierigen Zudrang nach Möglichkeit abzuwehren und die Annahme von Geschenken zu verhindern, wegen des möglich verderblichen Einflusses auf ihr Kind, wenn auch dieser Rath, wegen des schmalen häuslichen Zustandes eben nicht sehr willkommen und überzeugend sein mochte.

Nach etwa 1½ Stunden erfolgten die von den Aeltern gekannten Zeichen des baldigen Erwachens aus diesem Zustande; ein paar thierische Laute, wie beim Beginn, dann ein Greifen nach den Augen, ein nüchternes Reiben derselben, während starkem Gähnen und verschämtem Aufblicken, ganz die gewöhnlichen Zeichen des somnambulistischen Erwachens endeten diesen Zustand, den ich möglichst genau zuerst beobachtet hatte.

Ich durfte nun den Aeltern die Versicherung geben, daß der seltsame Krankheits-Zustand, wenn auch nicht rasch zu heilen, doch wahrscheinlich ohne Lebensgefahr und nachtheilige Folgen vorüber gehen würde, die magnetisirten Mittel empfahl ich zum fleißigen Fortgebrauch.

Es war zu spät geworden zur Heimkehr, und Hr. S. lud mich so freundlich ein, daß ich mich zum Bleiben entschloß, um so mehr, als Hr. S. mit dem gespanntesten Interesse der Behandlung zugesehen, und sich von meinem Einfluß überzeugt hatte; wie auch alle andern Anwesenden, mit verschiedenen Aeusserungen der Verwunderung ihre Ueberzeugung aussprachen. Mit Hr. S. verbrachte ich einen sehr angenehmen Abend, unter zweckmäßiger Unterhaltung, weil mir daran gelegen war, den freundlichen geistreichen Mann ins Interesse dieser Heilung zu ziehen; zunächst wegen der genauern Beobachtung aller etwa vorkommenden neuen Erscheinungen. An ihn wendete

ich daher auch meine Bitte, zur möglichsten Abwehr aller störenden Neugierde des großen Publikums.

Am Montag den 23. machten wir noch einen Besuch bei Minchen, nachdem wir Botschaft erhalten, daß ein neuer Anfall eingetreten sey; dieser ging aber in einigen Minuten, und ohne bemerkenswerthe Zeichen vorüber. Auch am darauf folgenden Tage waren die Anfälle noch leicht, aber am dritten Tage nach meinem Besuch, wieder stürmischer geworden.

Am 15. März erhielt ich einen Brief des Hrn. S. vom vorigen Tage, aus welchem ich folgende Stelle hebe: „Was das arme Minchen betrifft, so ist der Zustand desselben noch immer sehr beklagenswerth. Die Krämpfe treten in ungemeiner Stärke und Heftigkeit auf. Dürfte ich mich, um des armen Kindes willen, wohl mit der Hoffnung schmeicheln, daß Sie, wenn es Ihnen die Umstände erlauben, sich noch einmal persönlich hierher zu bemühen die Güte haben würden? u. s. w. Ohne mich an einen bestimmten Tag zu binden, versprach ich dieser Einladung bald möglichst zu folgen, und gab dem Vater bis dahin frische magnetisirte Mittel zur Anwendung mit.

Den 31. März fuhr ich mit einem Geschäftsgenossen, Hrn. P. Lonze und meinem Sohn Adolph nach unserer Patientin zu S. Auf unserer Fahrt durch H. nahmen wir den befreundeten Kandidaten der Theologie Hrn. W.... mit. Ich zog es auch dieses mal vor, das freie Eintreten des Paroxismus abzuwarten. Etwas nach 3 Uhr Nachmittags, in dem Haus des Hrn. S. angelangt, fand ich daselbst eine Stubevoll, dem Hrn. S. befreundeter Neugieriger, sie gehörten zu den Gebildetesten und Angesehensten des kleinen Ortes S. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, als wir auch schon rasch zu der Kranken gerufen wurden. Die kleine Stube war bald gedrängt voll Beobachter. Minchen lag in dem schon früher beschriebenen Zustande, der sich indessen seither zu Veitstanz-Ausbrüchen ausgebildet hatte, die es nöthig machten, daß zuweilen zwei starke Personen sie mit Gewalt von den gewagtesten Sprüngen zurückhielten, wogegen sie im wachen Zustande keinen

Fuß zu regen vermochte. Ich legte in gehöriger Stimmung, nach Möglichkeit der zerstreuenden Ursachen, ringsum, beide Hände auf ihren Kopf und hauchte den verzerrten Mund an, der sich auf der Stelle wieder freundlich formte; aber auch eben so rasch erneuerten sich die schauerlichen Grimmassen, so bald ich mich nur ein wenig zurück zog. So lang ich meine Hände in einer Entfernung von 4 bis 5 Zoll stille über dem Gesicht ausbreitete, war eine liebliche, fast heitere Freundlichkeit über demselben verbreitet, bei verschlossenen Augen; sō bald ich aber in gleicher Entfernung die Hände abwärts über den Körper zog, öffneten sich in demselben Augenblick die glänzend stieren Augen, und das ganze Gesicht überflog die beschriebene wilde Krampfverzerrung. Ein Hauch verdrängte zwar im Moment diese Widrigkeit, aber ich wurde dadurch auch in ununterbrochener Thätigkeit erhalten. Es zeigte sich bald, daß das Spiel der krampfhaften Muskelbewegungen in wachsender Folgsamkeit, wie ein Authomat von der Bewegung meiner Hände und Finger abhing. Ließ ich, indem ich mich zurück zog, die ganze Verzerrung eintreten, und näherte dann dem abgezerrten Mundwinkel leise meine flache Hand, ja zuletzt nur einen Finger, so flog der Krampf augenblicklich in den entgegengesetzten Mundwinkel; in der Weise konnte ich durch wechselweises Nähern und Zurückziehen beider Hände, den Krampf hin und her bewegen. Dieses zum lebhaftesten Staunen der Anwesenden sich steigernde Spiel, reitzte zuerst den Hrn. P. Lonze zu der Frage: ob er seine Hände auch einmal über die Kranke ausbreiten dürfe; ich trug kein Bedenken, dieses zu bewilligen, aber das Spiel der Krämpfe wurde unter seinen Händen bald so wild und stehend, daß er sich gerne entfernte. Nachdem ich rasch wieder gestillt hatte, glaubte mein Sohn Adolph, ob ihm etwa unsere nahe Verwandtschaft bei dem Versuch nütze, aber obgleich er sich mit den Händen fast bis auf einen Zoll näherte, so blieb das doch gleich vergeblich; nicht anders verhielt es sich mit einem Versuch des Hrn. S. und der Herren Kandidaten. Nun aber kam Hr. Lonze auf einen

interessanten Einfall; ich mußte ihm meine flachen Hände hinhalten, und er strich dann mit seinen Handflächen fünf bis sechs Male recht derb über die meinigen, und hielt sie dann rasch über Minchens Gesicht, und siehe da; nun stockte auch das Krampfspiel und machte freundlicher Stille Platz, doch nur etwa eine Minute dauerte die mir scheinbar abgeriebene Wirkung. Diese gar interessante Erscheinung reizte noch fünf oder sechs andere Herren der Gesellschaft zu gleichem Versuch, und gleicher Erfolg fehlte keinem. Da keine Berührung der Kranken dabei vorfiel, so bemerkte ich auch nicht die leiseste Spur von übeln Folgen. So dauerte unter steigender, körperlich-mechanischer Abhängigkeit der Kranken, und unter steigender Verwunderung der Anwesenden, die Behandlung schon etwa dreiviertel Stunden, als ich meine Hände zur Erholung eine Weile zurückzog. Wie von einer unsichtbaren Feder empor geschnellt, steht gleich nachher, wie im Nu, Minchen mit gräßlich verstarrtem Gesicht und wunderlich glänzenden, sperrweit geöffneten Augen auf seinem Lager! schon schien es, als wolle sie mit einem zweiten Sprunge mitten in die Stube hinein; der Vater und ein kräftiger Gehülfe, die sie bei ähnlichen Exaltationen des Veitstanzes, seit einiger Zeit zu fassen pflegten, standen auch jetzt schon bereit, aber ich winkte ihnen zurück, und erhob meine Hände gegen ihr Gesicht, als ich mich schon auf ½ Fuß demselben etwa genähert, da gestalteten sich alle Züge zur freundlichen Ruhe, die Augenlieder sinken, und sie selbst sinkt einige Zoll zusammen, so bleibt sie aber noch aufrecht, so lange ich meine Hände nicht weiter bewege; nach kleiner Weile ließ ich meine Hände in gleicher Entfernung von ihrem Körper langsam niedersinken, und Minchen wird, wie an unsichtbaren Zauberfäden, leise in die Kissen niedergezogen. Dieses Aufspringen kam noch einigemal vor, wurde aber mit steigendem Erfolge jedesmal beruhigt. Indessen durfte ich nicht Sekunden lang meine Hände wegziehen, oder das Spiel der Krämpfe zuckte hin und her im Gesicht. Bei dieser ununterbrochenen Manipulation, fiel ihr zufällig mein Sacktuch

auf den obern Theil des Gesichts, es entstand Beruhigung, die ich gleich benutzte, um ihr einige Tropfen magnetisirtes Oel versuchsweise in die Kiefergelenke einzureiben; hierdurch und durch vorsichtiges Decken des Gesichts mit meinem Tuch, konnte ich jedesmal einige Minuten Ruhe gewinnen. Die Zeit zur Heimfahrt mahnte indessen beunruhigend für mich, und noch war das Ende des Paroxismus ungewiß; ich versuchte deßwegen so laut wie möglich sie fragen — vergeblich! Da erinnert Hr. Lonze, daß es vielleicht nützen könne, wenn ich meine Finger an ihre Ohren lege. Der Einfall gelang so weit, daß sie meine Frage vernahm, und die Lippen zum Antworten bewegte, aber sie lispelte für mich unverständlich. Ich bat um lautere Antwort, indem ich fragte: wirst Du bald wach? ihre Antwort klang mir: „in 5 Minuten“, sie mußte aber 15 Minuten gelispelt haben, denn so lange währte es noch bis zum Erwachen. Vor demselben wiederholte sie den schon früher beschriebenen thierischen Laut einige Male, aber leiser wie früher, dann folgte ein scheußliches Würgen, wobei sie selbst sich nach der Kehle griff; ich folgte rasch ihrer Hand, sie macht der meinen gleich Platz, und es war, als führe die Plage wahrnehmbar unter meiner Hand von hinnen. Sie erwachte mit scheuem Lächeln, und reichte mir grüßend die Hand.

Nie umgab mich eine aufmerksamere Versammlung, die sich allgemein so ergriffen und überzeugt, über die angeschauten tiefen Lebenserscheinungen ausgesprochen. Die drei Herren, welche früher bei M. Rübel waren, erklärten, daß sie heute Wichtigeres erlebt hätten, und Hr. S. fügte aufs lebhafteste hinzu „ich möchte das heute Erlebte für kein Geld missen.“ — Ich benutzte diese Stimmung des trefflichen Freundes, indem ich ihm vorstellte, daß ich überzeugt wäre, er würde bei seinem lebhaften Interesse für diese Erscheinungen, und seinem regen Mitgefühl für die arme Kranke, recht bald nützlich mitwirken können, ich wohne zu entfernt, um anders als durch stellvertretende Dinge die Heilung leiten zu können; er aber so ganz in der Nachbarschaft, würde sehr wahrscheinlich

in wenigen Tagen die schlimmen Krampfanfälle lindern oder gar beseitigen können, er solle nur getrost, schon morgen, mit lebhaftem Willen helfen zu wollen, Hand anlegen, wie er es von mir wahrgenommen, so würde sich sein heilsamer Einfluß bald ausser Zweifel stellen. Vor allem aber bat ich ihn dringend, er möge doch alle bemerkenswerthe vorkommende Erscheinungen genau aufzeichnen, damit diese hochmerkwürdige Krankheitsgeschichte, seiner Zeit getreu öffentlich erzählt werden könne, ich dächte mir, daß sie nicht die unbedeutendste Stelle in der Veröffentlichung meiner Erfahrungen in diesem Gebiet, von ihm summarisch erzählt, einnehmen würde. Die so eben gemachte Erfahrung des krampfstillenden Einflusses meines Sacktuches könne treffliche Wahrnehmungen veranlassen, ob getragene Kleidungsstücke an den verschiedenen Körpertheilen, auch verschieden stillend, einwirken würden, recht bald würde ich das Nöthige zu dieser Beobachtung einsenden.

Auf alle diese Vorschläge ging Hr. S. fröhlich ein, und nach überhäuften Zeichen der herzlichen Freundschaft, fuhren auch wir fröhlich heim.

Hr. S. nahm sich auch wirklich willig und mit dem größten Erfolge unter meiner Leitung der Kranken an, die jetzt völlig genesen ist; seine Briefe hierüber wären aber allzuweitläufig für diese Blätter.

Wenn auch eigentlich ein höheres Interesse mich in das Gebiet des Magnetismus gezogen, und mir nun auch schon in manchen Fällen die Freude der Rettung und Heilung durch diese tiefe Lebens-Kraft hatte erfahren lassen, so war doch noch kein erheblicher Fall, wo ich in eigener lieber Familie, sonderliche Anwendung davon hätte machen können; einige lebhafte Krampfstillungen bei meiner Tochter Adolphine abgerechnet. Diese hatte in ihren Entwicklungs-Jahren einen leichten, trocknen Flechtenausschlag im Haarwuchs des Kopfes erhalten; einiges Jucken abgerechnet, hätte das Uebel, der Selbsthülfe der Natur, vielleicht ganz überlassen werden können, so leicht

war es, aber es hinderte beim Frisiren und bloßen Tragen der Haare; es wurden durch zwei tüchtige Aerzte, kunstgerechte Mittel dagegen angewendet, und zuletzt schien das Waschen des Kopfes mit Essig die besten Dienste zu leisten. Obgleich diese Hülfe mit großer Vorsicht, und so langsam, daß mehrere Jahre darüber verstrichen, angewendet wurde, so schien doch von der Zeit an, ihre allgemeine Reizbarkeit sich sehr gesteigert zu haben. Es trat jetzt zuweilen heftiger Magenkrampf auf, und bei einiger rheumatischen Veranlassung, dann und wann ein so heftiger Krampfhusten, der ohne Hülfe fast bis zur Erstickungsnoth stieg. Beide Uebel wichen meistens leicht durch magnetische Einwirkung; besonders auffallend der erstickende Krampfhusten. Wenn dieser sie zuweilen in einem andern Zimmer überfiel, so daß sie nicht nach Hülfe rufen konnte, so kam sie zu mir gelaufen, und streckte mir die Kehle hin; oft schon beim dritten kräftigen Anhauchen des Kehlkopfes, stockte der Husten schon, und in wenigen Minuten, oft in Sekunden, war der ganze Reizaufruhr beschwichtigt, und kehrte Tage und Wochen lang nicht wieder zurück.

So erfreulich diese immer zur Hand habende häusliche Hülfe schon war, so sollte doch eine bedeutendere Erfahrung mich zur lebhaftesten Dankbarkeit bewegen, für die Hülfe, welche ich Leidenden zuweilen bringen konnte.

Meine Schwiegertochter Mathilde, die jugendlich kräftige Frau meines Sohnes Adolphs, hatte eben ihr zweites Söhnchen im Januar 1835 geboren, als sie im Mai von heftig rheumatischen Leiden heimgesucht wurde. Die Neigung meines Sohnes zu Wasserkuren, hatten vielleicht eine bedeutende Veranlassung dazu gegeben; er selbst waschte sich täglich kalt und oft den ganzen Körper, wie er dafür hielt, mit unbedingt nützlichem Erfolge. Seine sonst blühend starke Frau hatte, wenn auch nicht so ununterbrochen nachgeahmt, vielleicht mehr ihrem Manne zu lieb, als aus fühlbarem Bedürfniß, und diesesmal wohl zu frühe nach ihrem sonst so leichten, glücklichen Wochenbett, wieder damit angefangen. Als erstes Zeichen

ihres Unwohlseins, stellte sich eine leichte Gelbsucht ein, welcher bald heftige rheumatische Congestionen folgten, die sich bis zu wirklich gichterischen Lösungen steigerten. Hr. Doktor Diergardt, unser lieber befreundeter Arzt, hatte schon manches kunstgerecht dagegen aufgeboten; ganz fast in ungewaschene Schaafwolle eingehüllt, hatten die schmerzhaften Lähmungen und theilweisen Gliederanschwellungen wenig nachgelassen. Vor Jahr und Tag hatte ich wohl schon die Erfahrung gemacht, bei scherzhaftem Anfassen und Halten ihrer Hände, daß diese in eine leichte unwillkührlich zitternde Bewegung geriethen; auch fühlte sie bald das Strömen, nach wenigen, neckend angebrachten magnetischen Streichen. Diese mir sehr bekannten Zeichen für die Anwendbarkeit magnetischer Hülfleistungen, hatten meine Neigung sie in diesem Falle anzubieten, schon oft lebhaft erregt. Indessen machte das Bedenken, die Kranke in einen tief erregenden magnetischen Kreis hineinzuziehen, der bis zum Somnambulismus und den damit so leicht verbundenen räthselhaften Zuständen führen könne, meinen Sohn, wie die Kranke selbst, von einer Aufforderung zu einem derartigen Heilversuch abgehalten haben und ich fühlte mich aus ähnlichen Gründen auch nicht geneigt genug, einen solchen Versuch anzubieten. Ein fernerer Grund zu diesem Bedenken, schien mir die auf hinreichende Erfahrung gegründete Wahrnehmung zu seyn, daß der Magnetismus nur da recht erfreulich wirkende Heilerscheinungen nachweise, wo muthiges Vertrauen demselben entgegen komme, oder wie bei Kindern und kindlichen Gemüthern, kein abgeneigtes Klügeln die zarte Wirksamkeit desselben neutralisire, wenn nicht gar störend umkehre.

So standen die Dinge bis zum 14. Mai 1835, als die peinlichsten Kopfaffektionen die arme Leidende in gewisser Hinsicht rathlos gemacht hatten. Heftiger Zahnschmerz an der rechten Seite, wahrscheinlich mehr noch äusserer Gesichtsschmerz, hatte zwar schon veranlaßt, daß ein magnetisirtes Pechpflaster auf diese Seite gelegt worden war, nach welchem auch der Schmerz von dieser Stelle gewichen war, der sich aber nun

desto heftiger auf das rechte Auge geworfen, und Entzündung desselben, mit etwas Geschwulst, gleich unter dem Auge veranlaßt hatte. Den eigentlichen Sitz des quälendsten Schmerzens aber gab die Kranke, über dem Auge tiefer in der Stirne liegend, an. Dieser Schmerz trat zwar nur periodisch in seiner höchsten Heftigkeit auf, besonders, bis zum lautesten Wehklagen hatte er aber den Abend vorher 1½ Stunden lang gewüthet. Die Nacht war ebenfalls peinlich und fast ganz schlaflos verbracht worden. Schon zweimal waren Blutegel angewendet worden, einmal 3 Stück und gestern 5. Hr. Dr. D. hatte gestern in seiner Unterhaltung mit meinem Sohn den Wunsch geäußert, einen kräftigen Magnetstahl in diesem Falle anwenden zu können, weil er noch kürzlich über die wohlthätige Anwendung eines solchen, in ähnlichen Fällen, in Berliner Nachrichten manches gelesen.

Hr. Dr. D. war schon am 14. Morgens früh bei der Patientin gewesen, und hatte viererlei Dinge verschrieben, Tropfen und eine Mixtur zum innern abwechselnden Gebrauch, ein spanisches Fliegenpflaster für den Nacken, und eine Weinflasche voll Dekokt zu warmen Umschlägen auf den Kopf.

Indessen hatte das Verlangen nach einem Magnetstahl, vielleicht durch Aehnlichkeit des Wortklanges, so verschieden diese Dinge gleichen Namens sonst seyn mögen, ferner die betrübende Nacht, und der noch währende peinliche Zustand der geliebten Leidenden, meinen Sohn gemahnt und bewogen, mich zu einem Hülfeversuch eilend rufen zu lassen, ehe die verschriebenen, eben angekommenen Dinge angewendet würden.

Ich traf die Arme im Bett sitzend und laut winselnd, indem sie den Kopf mit beiden Händen umfaßte. Fast mit liebender Begeisterung und doch mit stillem Gottvertrauen näherte ich mich, schob ihre Hände zurück und bedeckte diese mit den Meinigen, indem ich besonders das kranke Auge und den blonden Fleck unter demselben anhauchte; nur Sekunden, und das Winseln wurde schon stille, und abermals nur Augen=

blicke, da wurden schon Laute der freudigen Verwunderung vernehmbar, über das deutliche Gefühl des schwindenden Schmerzens, und nach 5 Minuten, indem ich auch einige Züge mit der Hand abwärts machte, waren alle Schmerzen so gebannt, daß die Leidende sich rückwärts in die Kissen legen konnte, um nun einen, durch die Schmerzen und damit verbundener Unruhe hingehaltenen Schweiß abwarten zu können. Alle Arzneien ließ ich unberührt stehen, bis zur Ankunft des Hrn. Dr. D., der Vormittag noch einen Besuch versprochen. Der Schweiß floß bald gewaltig, den ich durch etwas warmes Getränk unterhalten ließ und der durch keinen rückkehrenden Schmerz gestört wurde. Indessen vermuthete ich doch, daß diese Rückkehr eintreten dürfte, nach beendigtem Schweiß und dem nöthigen Verbetten. Ich entschloß mich demnach, am Hause meines Sohnes zu bleiben, um in jedem Falle rasch beispringen zu können. Nach 11 Uhr erschien Hr. Dr., D. dem ich alles Vorgefallene erzählte, der mit einigen Randglossen es auch genehmigte, aber doch nach einem Magnetstahl sehr verlangte. Als das Verbetten eben beendet war, und wir noch plaudernd zusammen saßen, da brachte eine Magd schon die Nachricht, daß die Schmerzen wieder heftig begonnen hätten; so hatte ichs vermuthet. Der Hr. Doktor ersuchte, einen Magnetstahl rasch holen zu lassen, während ich ihn bat, mit hinauf zu gehen, um bis dahin den Versuch des Stillens zu wiederholen, weil er sich bei der Sache sehr den Zufall im Spiel dachte. Mathilde saß in ähnlicher Haltung wie am Morgen, und winselte auch beinahe eben so laut; während sich der Hr. Doktor so setzte, daß er mein Verfahren genau beobachten konnte; ich wiederholte dasselbe mit ganzer Hingebung meines Gemüths, und der Erfolg war wo möglich noch befriedigender, vielleicht war die Erregung nicht so bedeutend; kurz, als der Magnetstahl ankam, da war sein hoffender Dienst schon besorgt, und damit wir seiner ferner nicht mehr zu gedenken brauchen, bemerke ich nur, daß später einige schmerzstillende Versuche

nach bester Art mit ihm angestellt worden sind, die aber, wenigstens in diesem Krankheitsfalle, völlig fruchtlos waren.

Hr. Dr. D. genehmigte, daß die Anwendung der Arznei einstweilen unterbleibe, und schien über den Erfolg, als etwas Unerwartetes, zwar etwas bewegt, äusserte sich aber doch mit aufrichtiger Zusage für das weitere Verfahren.

Die folgende Nacht blieb ich im Hause meines Sohnes für den Fall, daß die Schmerzen zurückkehren möchten, indessen hatte Mathilde gut geschlafen, sie stand ziemlich munter auf, das Auge war auffallend besser anzusehen, und alle Ausbrüche so heftigen Schmerzens schienen beendet.

Am 12. März schien das Wohlbefinden Mathildens schon so befestigt, daß bei dem heitern Wetter eine Spazierfahrt mit ihr unternommen werden durfte; die Heiterkeit der so lange in der Krankenstube gebannt Gewesenen war so groß, daß sie gerne bewilligte, auf der Fahrt ein Stündchen einzukehren und gesellig eine Tasse Kaffee zu nehmen. Bei der reizenden Märzluft war das Wagniß doch zu groß gewesen. Schon am 19. hatten sich krampfhafte Schmerzen und Ziehen n den Schultern entwickelt, die sich allmählig durch den Rücken hinunter in die Hüften und Lenden gezogen.

Als man am Morgen meine Hilfe schon gesucht, da war ich mit ein paar Freunden schon nach Neviges zu M. Rübel. Gegen 3 Uhr Nachmittags holte mich ein Bote mit einem Pferde. Um halb Vier war ich schon bei der Kranken mit Schmerzstillen beschäftigt, was aber keinen so raschen Erfolg, vielleicht wegen der Kleidung gewährte. Ich ließ daher der Kranken durch meine Tochter ein großes magnetisirtes Pechpflaster auf jede Hüfte legen. Am 20. waren die Hüften schmerzfrei, aber der Schmerz senkte und lagerte sich in die Knie und Knöchelgelenke. Da das Stillen der Schmerzen, wahrscheinlich wegen der Bedeckung und durch die Kleider größere Schwierigkeit darbot, besonders in den Kniegelenken, so wankte noch einmal das Vertrauen zu dieser Hilfe. Hr. Dr. D.

mußte etwas zum Einreiben verschreiben, und die Beine wurden wieder ganz mit Schaafwolle umhüllt. Den 21., 22. und 23. wurde nichts anders versucht, aber die Noth stieg aufs Aeußerste; die Nacht vom 23. und 24. hatte die Arme keine halbe Stunde geschlafen. Es war Sonntag und vor meinem Kirchengange machte ich bewegten Gemüthes noch einen Besuch auf der Krankenstube. Der Schmerz hatte sich meistens und so in die Füße gelagert, daß sie, und besonders die Fersen, keine Berührung ertrugen. Es war nur wieder frisches Verlangen nach meinem Hilfeversuch vorhanden. Ich behauchte die bloßen Füße nur wenige Augenblicke, da durfte ich sie schon leise und immer kühner umfassen, und die Schmerzen schienen meinem etwas knetenden Druck zu weichen; die Stillung folgte überall unglaublich rasch. Ueberall wo schmerzhafte Stellen gewesen waren, oder sich noch leicht meldeten, da wurden nun wieder magnetisirte Pflaster aufgelegt, die Schaafwolle aber und alles andere beseitigt. Die wenigen Minuten hatten der Kranken Ruhe und mir Gemüthsfrieden gebracht. Am Abend wiederholte ich die Behandlung der Füße und Kniee durch Anhauchen und Umfassen; bis über die Knöchel wurde Alles dicht an den Füßen mit Pflaster beklebt, wie ich auch Stücke in die Kniekehlen legte und diese Gelenke ganz bedecken ließ. Die Schmerzen blieben so gebannt, daß sie die Nacht vom 24. zum 25. gut geschlafen hatte, und am Morgen ein starker, wohlthätiger Schweiß eintreten konnte, den Hr. Dr. D. noch mit einem passenden Mittel unterstützte. An diesem Tage konnte sie nach kurzer wiederholter Behandlung die Füße wieder frei bewegen; am 26. das behutsame Auftreten schon ertragen; am 27. beim Verbetten schon frei aus einem ins andere gehen und am 28. spazierte sie zum Zeitvertreibe einige Weile im Zimmer umher. Die heftigen Schweißentladungen, die seit ein paar Tagen oft zweimal in 24 Stunden eintraten, waren auch schon sparsamer geworden; aber bedenklicher war es, daß seither auch wieder zweimal Kopfleiden eingetreten waren; z. B. am 26. in der Form

krampfartiger Zahnschmerzen in der linken Wange, die ein paarmal so heftig sich steigerten, daß etwas Konvulsivisches auf wenige Augenblicke eintrat, und zwar im Beginn des Anfalles, als ich durch Handauflegen und Hauchen dem Schmerz entgegentrat, wobei denn auch eine kleine Weile die Augen somnambulistisch sich schloßen und das Bewußtseyn getrübt war. Innerhalb 10 Minuten war aber dennoch der Schmerz bis zu einer leisen Spur verschwunden; ich legte nun ein stark magnetisirtes Pflaster auf die Wange, was den Rest des Schmerzens noch vor der Nacht völlig vertrieb.

Seit ich bei diesem Falle bemerkte, wie leicht und weitgehend die somnambulistische Erregung bei Mathilde möglich war, wandte ich ähnliche Einwirkungen so leise und sparsam wie möglich an, um keine ähnlichen Aufregungen zu veranlassen. Da am 30. Mai der Schweißausbruch auch sehr gering war, so scheint die volle Genesung unbezweifelt nahe.

Bis zum 6. Juni war ihr Wohlbefinden auch so ungetrübt, daß nichts zu bemerken vorfiel; an diesem Tage hatte sich wieder ein Rückfall von gichtischem Schmerz, vorzüglich im linken Fuß, gemeldet. Mein Sohn hatte eine neue Wohnung bezogen. Obgleich diese geräumiger und gesunder, so mochten die Zimmer durch scheuern der Fußböden leicht noch etwas feucht seyn und durch Unbehutsamkeit vor Zugluft bei einer Wärme von einigen 20 Graden diese Erregung bei einer so reizbaren Person leicht entstanden seyn. In etwa 15 Minuten waren die Schmerzen des Fußes so gestillt, daß ich sie beruhigt verlassen durfte, denn sie konnte wieder ziemlich schmerzlos darauf gehen. Später war der Schmerz zurückgekehrt und hatte nun auch das Knie so eingenommen, daß die Nacht fast schlaflos und peinlich hingeschlichen war. Am 9. Morgens gegen 9 Uhr erhielt ich die einladende Nachricht; es dauerte aber fast 30 Minuten, ehe die Schmerzen gestillt und Knie und Fuß gut bepflastert waren. Gegen Mittag fand ich sie im Schweiß, das ganze Bein war aber ohne Schmerzerregung noch nicht zu bewegen. Am Nachmittage wurde sie — halb

getragen — in einen Sessel gesetzt; so ließ sich nun die Behandlung leichter und doch wirksamer betreiben durch Striche vom Knie abwärts. Als ich den Fuß eine Weile umspannte, bezeichnete sie mir ein schmerzhaftes Stellchen auf demselben nach Aussen hin, und als ich dieses nun mehr in Anspruch nahm, da entstand eine zitternde Bewegung des kleinen Zehens, die so stark war, daß man sie durch den Pantoffel sah. Bald aber erfolgte solche Erleichterung darnach, daß sie an meinem Arm durchs Zimmer, auf den Gang vor demselben, und zuletzt allein fast ohne Hinken gehen konnte.

Wenn auch diese schlagende neuern Beweise die Wohlthätigkeit der magnetischen Hilfe lebhaft wieder auffrischten, so blieb doch bei meinem Sohn und bei der Kranken die Hoffnung vorwaltend, eine radikale Heilung von den rheumatischen Quälereien in einem Dampfbade ihrer Vaterstadt, Dortmund, holen zu können. Ich störte diese Hoffnung um so weniger, als seit einiger Zeit eine stille Befürchtung in mir aufstieg, eine kräftig fortgesetzte magnetische Behandlung könne die so leicht Empfängliche in einen immerhin unheimlichen somnambulistischen Bann schleppen. Seit dem 10. Juni behandelte ich daher auch die noch vorkommenden Schmerzanfälle, die aber immer leichter und sparsamer vorkamen, als Spannung im Nacken, Druck im Halse, Gelenksteifigkeit u. s. w. so leicht wie möglich und meistens nur durch Pflastern der schmerzhaften Stellen.

Durch Mithilfe einiger gelindern Schweißausbrüche hatte sich bis zum 5. Juli Mathildens Wohlbefinden fast bis zum normalen Gesundheitsgefühl wieder befestigt. Am Morgen dieses Tages aber — einem Sonntage — hatte die Kühnheit, daß sie die Füße in kaltem Wasser sich wieder gewaschen, die schlimme Folge, daß gegen Mittag Zahnschmerzen kamen. Eine Spazierfahrt in der schönen milden Luft von einer guten Stunde hielt ich dabei mindestens nicht für nachtheilig, und der erste Erfolg schien diese Meinung zu bestätigen, denn kaum hatten wir einige Minuten gefahren, so schwanden vor

und nach die Schmerzen gänzlich, und so lange wir in freier Luft blieben. Nach der Fahrt kehrten wir an meinem Hause ein und setzten uns sämmtlich, da es um die Gewohnheitsstunde war, vergnügt zu einer Tasse Kaffee. Kaum hatte Mathilde indessen eine Schaale — nicht heiß — genossen, so kehrte der Schmerz zurück und steigerte sich mit jedem Augenblick. Ein wenig übermüthig durch meine bisherigen Stillungen, legte ich meine Hand auf ihre Wange, aber — der Schmerz stieg! ich hauchte leise unter die eben gelüftete Hand, der Schmerz wuchs! ich hauchte mit innerer und äußerer Anstrengung, da tobte er auf bis zu Zuckungen! er wühlte bald in der Kinnlade, bald im Ohr, bald hier, bald dort, an der linken Seite des Kopfes. Keine Manipulation durch Kontakt noch in Distance half, die Arme litt bis zum lauten Weinen! ich mußte mich zurückziehen, in doppeltem Mitleiden, zuerst aus väterlicher Zuneigung, dann aber auch, daß der sogenannte Magnetismus plötzlich und so räthselhaft seine bisherige gewisse Hilfe versage. Ich konnte den Anblick der Noth nicht ertragen, es jagte mich in mein Kämmerlein, was ich indessen nach einiger Weile stille und ergeben wieder verlassen durfte. Ich fand die Leidende, wie sie sich über einen Stuhl geworfen, auf dessen Lehne sie die schmerzhafte Seite ihres Kopfes in beide Hände gedrückt, den Körper in solche Lage gebracht hatte, daß der linke Fuß auffallend vorgeschoben war. Mit dem Anblick desselben erinnerte ich mich des wahrscheinlichen Grundes der entstandenen Zahnschmerzen, nämlich des Waschens der Füße mit kaltem Wasser an demselben Morgen. Ohne ein Wort zu sagen, setzte ich mich vor sie und strich einige Male von der Hälfte des Schienbeins herab über ihren linken Fuß, da fühlte sie schon Linderung und äußerte dieses lebhaft; ich ließ sie nun in eine angemessene Lage aufs Kanapee sich setzen und den Schuh von besagtem Fuß ausziehen, so behandelte ich denselben in angegebener Weise; ich habe die Minuten nicht gezählt, aber gewiß warens keine 15, als unter auffallend sich steigernden Aeußerungen der Verwunderung

darüber die Schmerzen der Gepeinigten so völlig abzogen, daß sie nach einiger Weile in lebhafter Freude darüber sich ans Clavier setzte und sang.

Scheint es nicht, als hätte der veranlassende Reiz dahin wieder zurückgezogen und abgeleitet werden müssen, von wo er aufgestiegen war?

Mathilde war indessen nach ihrer Vaterstadt verreist gewesen und hatte in mehreren Wochen einige 20 Dampfbäder genommen, um wo möglich den letzten Rest der gesteigerten rheumatischen Reizbarkeit auszutreiben. In dieser frischen Hoffnung kam sie denn auch am 1. September wieder zurück; indessen war der Tag ihrer Heimfahrt ein scharf windiger und der Wagen vielleicht nicht vorsichtig genug abgeschlossen gewesen. Am Nachmittag des 2. September bekam sie schon heftige krampfartige Zahnschmerzen, gegen die ich nur leise fast schüchterne Linderungsversuche anwendete. Am 6. waren schon alle Zeichen der früheren Leiden, sogar mit Fieberbewegungen wieder ausgebrochen. Gegen Mittag tobte der Schmerz im rechten Unterarm gewaltig, das Behauchen desselben erregte schon Zuckungen, doch auch Linderung. Schon am Abend vorher war ich gerufen worden, um einen heftigen Kopfkrampf zu stillen, was auch gelang. Das Gefühl aber, daß die Dortmunder Dampfbäder nicht vollständig das Leiden gehoben hatten, machte die Kranke tief muthlos und stimmte auch die Hoffnung auf die magnetische Hilfe fast bis zur Gleichgültigkeit herab; auch schien mein Sohn muthlos für dieselbe geworden und ich gestehe es, auch ich wurde dadurch gegen meinen Willen mit in diesen trüben Gemüthskreis gezogen. Am Nachmittag des 6. mußte ich nach Neviges. Die Schmerzen des Unterarms hatten jedoch meinen Sohn getrieben, alle vorräthigen Pflaster in meinem Hause zu holen und von dem Ellenbogen bis zu den Fingern sie den ganzen Arm damit zu bekleben; das lindernde Gefühl, was ein früher um das Handgelenk gelegtes Stück bewirkte, hatte zu diesem Entschluß getrieben. Bei einem Besuch' am Abend fand ich den Schmerz

schon ganz gebändigt; in der Nacht hatte er sich jedoch, zwar nicht so heftig, in die Finger abgelagert, die auch etwas angeschwollen erschienen, aber auch von hier wurde er ausgetrieben, als diese bis zur Spitze in ähnlicher Weise beklebt wurden; am 9. konnte sie schon ziemlich flink wieder damit nähen. Seitdem wurde jede kleinere Schmerz-Aufregung damit gestillt, und so gelangte sie bis jetzt zu befestigter blühender Gesundheit.

Herr Adolph Köttgen, dem wir die Mittheilung vorstehender magnetischer Beobachtungen verdanken, war Fabrikbesitzer zu Langenberg (nicht Langenburg, wie vorstehend öfters irrig steht) in der ehemaligen Herrschaft Hartenberg. Leider hat man den Tod dieses Edlen schon länger zu bedauern. Er war ein Mann von Kraft und Glauben und daher sein so entschiedener magnetischer Einfluß auf Leidende.

Herr Pfarrer Lange von Duisburg, sein würdiger Freund, gab nach seinem Tode eine Sammlung seiner ächt gottbegeisterten Dichtungen heraus, die auch von seiner Glaubenskraft zeugen. Der Herausgeber fügte denselben eine kurze Biographie Köttgens bei, in welcher er sehr nahe in Beziehung auf seine magnetischen Heilkräfte sagt:

„Er hat diese bei ihm durch Gebet und Glauben geweihte Gabe bei vielen Personen mit dem erfreulichsten Erfolge angewendet. Es war für ihn der Magnetismus ein geweihtes Urphänomen, für welches er um so eifriger zeugte, je mehr er es in der gegenwärtigen Zeit noch als eine verkannte Erscheinung betrachten durfte. Die Begeisterung für diesen Lichtschimmer auf der Nachtseite des Lebens hing bei ihm mit der Innigkeit des Glaubens zusammen, womit er die Realitat der biblischen Wunder, der Geisterwelt, und der persönlichen Unsterblichkeit verkündigte."

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geisterkunde

und des

magnetischen und magischen Lebens.

Dritter Jahrgang. Viertes Heft.

Stuttgart.

Ebner und Seubert.

1846.

Lehren eines Engels.

In einer Sammlung von Briefen, aus einer Correspondenz zwischen Herrn v. Eckartshausen, Herrn K. v. L., Herrn de St., Martin und Andern, welche einer meiner Freunde hier besitzt und von seinem verstorbenen Schwiegervater hat, der einer der Correspondenten war, habe ich folgende Merkwürdigkeit gefunden.

Im Anfang der 90ger Jahre schrieb Herr v. Eckartshausen an Herrn K. v. L., es sey ein retirirter Stabsoffizier von gutem Hause nach München gekommen und habe ihn besucht, um von ihm zu vernehmen, was er von den Erscheinungen halte, die seine Nichte, die er mit seiner Tochter bei sich habe, so oft erfahre, wo ihr, wie sie sage, ein Engel erscheine und ihr dann viel Schönes über Religion in die Feder dictire.

Herr von Eckartshausen antwortete, er wolle gerne die Sache, so weit er könne, untersuchen, und bestimmte den Nachmittag folgenden Tages, da er sich in den Gasthof begeben werde, wo der Stabsoffizier mit seiner Familie das Quartier genommen hatte.

Eckartshausen fand in der Nichte ein bildschönes, wohlgebildetes, freundliches und sehr bescheidenes Frauenzimmer. Nach einiger Conversation bat er den Stabsoffizier, er möchte seine Nichte bewegen, ihren Geist zur Erscheinung einzuladen. Sie fing demnach an, mit vielem Anstand und frommem Ausdruck zu beten. Eckartshausen beobachtete sie genau, und ward gerührt von der Frömmigkeit, die aus der Miene des Fräuleins blickte. Endlich merkte er an ihr, daß sie etwas sehe, sie

hörte auch auf zu beten und sagte, der Engel sey da. Sie redete auch mit ihm. Eckartshausen sah ihn nicht, hörte aber seine Stimme. Er fragte das Fräulein, ob es ihm erlaubt wäre, den Engel zu fragen; sie antwortete: ja. Demnach that er auch einige Fragen und erhielt Antwort.

Eine solche Unterredung hatte mehrmal Platz und Eckartshausen erhielt von dem Fräulein ein ziemliches Cahier von ihrer Hand, nach der Dictatur des Geistes. Ich habe es selbst in Händen gehabt; es enthielt sehr schöne Dinge.

Eckhartshausen führte nochmals einen seiner Bekannten dahin, der zweifelte ziemlich an der Richtigkeit der Sache, und hatte sich vorgenommen, die drei Fragen, die auf folgenden Seiten stehen, aufzuwerfen. Der Geist sagte dem Fräulein die drei Fragen, ehe sich der Zweifler im geringsten darüber geäußert hatte. Nun kam es dazu, daß Eckartshausen die Feder in die Hand nahm und nach der Dictatur des Geistes Folgendes schrieb, das ich mit größter Mühe zu lesen im Stand war, indem es höchst geschwind muß geschrieben worden seyn.

Die Stelle mit † bezeichnet, habe ich nur so errathen, und kann nicht versichern, daß es so heiße. Mehrere Worte waren total unlesbar.

Beantwortung dreier Fragen eines Wißbegierigen, durch außerordentliche Mittel erhalten.

Die drei Fragen, eine um Trost, die andere um Licht, und die dritte um Rath, waren eigentlich nur aufgeworfen, um eine gewisse sonderbare Erscheinung zu prüfen, deren Geschichte Wenigen bekannt gemacht wurde. Die Antworten des erscheinenden Geistes sind von einem scharfdenkenden und tieferfahrenen Manne selbst, nach der Diktirung des besondern Orakels, aufgeschrieben worden.

Dictatum des Geistes.

Du willst Ueberzeugung in einer Sache, wo Glaube und kindlicher Sinn nöthig sind. Auf diesem Wege steigt man

nur stufenweise zur Ueberzeugung, und wie kannst du die höchste Staffel erreichen, wenn du die untersten nicht besteigen willst?

Was bei dem Emporsteigen auf steile Felsen und Berge der Schwindel ist, das sind die Zweifel auf diesen Wegen. Der Unterricht, der aus dieser Quelle kommt, ist fürs Herz des Einfältigen praktischer Unterricht einer höhern Erziehung, geistige Kinderschule. Eben daher ist unser Weg nicht für Alle; wenn er aber nicht für Alle ist, so ist er doch existirend, obschon Wenige darauf wandeln.

Untersuchung ist eine Handlung des Verstandes; einfältig glauben das Verhalten des gehorsamen Herzens. Gott führt die Menschen zu dem ihnen bestimmten Ziele durch den Verstand und das Herz. Es gibt daher Wege für beide; die Wege durch das Herz sind für die geistigen Kindheitsjahre des Menschen; die Wege durch den Verstand für die Mannesjahre.

Blicke in die Geschichte der großen Menschen-Erziehung zurück; findest du nicht in den frühesten Zeiten einen nähern und sichtbaren Umgang der Engel mit den Menschen, der nach und nach immer mehr verschwand, als der große Mensch mannbarer wurde. Wie es bei der großen Erziehung der ganzen Menschheit ist, so verhält es sich immer bei den Einzelnen auch. Wir haben als Kinder des sichtbaren Umgangs unserer Erzieher vonnöthen; auf einer höhern Stufe aber bedürfen wir ihre Gegenwart nicht mehr, nur ihrer Lehren in der Ausübung. Willst du Unterricht aus dieser Schule schöpfen, so gehört Kindersinn dazu. Alle Wege sind aber nicht für Jeden; wo mehr Wille ist, da wirkt das Herz, wo mehr Verstand, der Verstand. Wo Verstand und Wille gleich sind, da wirken beide. Einige leitet Gott unmittelbar durch den Verstand, den er erleuchtet; Andere durch das Herz, das er unmittelbar leiten und unterrichten läßt.

Willst du also hier Wahrheit finden, so steige herab zum Kindersinn; glaube aber nicht, wenn dir dieser Weg verschlossen wäre, daß es keinen andern gäbe. Wunderbar führet Gott Alles zum Ziel; es gibt Wege verschiedener Arten, und

es werden sich mit den letzten Zeiten immer mehr eröffnen. Aber Thorheit wäre es, wenn du einen verwerfen wolltest, den du nicht kennst; oder wenn du ihn durch deinen Verstand prüfen wolltest, da du doch seiner Wesenheit nicht bewußt bist. Du glaubst, der Prüfstein sey, eine individuelle Frage zu stellen, die du noch in deinem Innersten verschlossen haltest, und nach der Beantwortung dieser Frage willst du über die Wahrheit oder Unwahrheit dieses Weges urtheilen.

Wie beschränkt sind doch der Menschen Urtheile! Gott verändert seine Gesetze nicht; Alles geht nach unveränderlichen, ewigen Verhältnissen zu seiner Vollkommenheit. Das Verständige bringt Gott durch den Verstand zur Wahrheit; was ein Gegenstand des Herzens ist, durch das Herz. Alles geht stufenweise; denn eben diese stufenweise Fortschreitung bringt uns zur Vollkommenheit, wohin wir meistens nicht gelangen würden, wenn wir auf einmal das volle Licht zu sehen bekämen. Unser Bemühen, unsere Arbeit, unser Ringen nach Wahrheit, hat seine bestimmte Zeit. Hätten wir über Alles sogleich helle Aufschlüsse, so würde dieses, der Tugend so nothwendige Ringen erstickt werden. Könnten nun da nicht solche Ursachen vorwalten, wegen welcher dem Individuum auf seine gegebenen Fragen nicht bestimmt geantwortet werden könnte? und könnte man mit Recht daraus schließen: die Sache ward nun nicht bestimmt beantwortet, also ist das Ganze falsch? Wie sehr wäre dieser Schluß wider alle gesunde Kritik der reinen Vernunft!

Gibt es also keinen Prüfstein? wirst du sagen; soll der Vernünftige nicht prüfen? — Lieber! dieser Weg leitet zu einer höhern Welt, als zu der des Verstandes. So wie die sinnliche Welt die des Verstandes nicht beurtheilen kann, so kann die Verstandes-Welt die innere, höchste Welt des Geistes nicht beurtheilen. Denn wie die materielle Welt nicht der Maßstab der Verstandes-Welt seyn kann, so kann die Verstandes-Welt nicht der Maßstab der Geistes-Welt seyn.

Zur Prüfung der materiellen Welt ist die Wahrnehmung durch die Sinne nothwendig; Verstand zur intellektuellen

Welt, zur Geisteswelt aber Glaube. Warum das? Weil dort nur der Geist Gottes Kraft ist; und weil Glaube, Zutrauen, Gefühl des Bedürfnisses dieser Kraft, uns mit derselben vereint, — durch die allein wir dort erkennen und wirken können.

Woraus entstehen des Menschen Urtheile? Aus dem Zusammenzug seiner Vergleichungen. — Woraus entstehen seine Vergleichungen? Aus dem Anschauen der Ideen und ihrer Verhältnisse. Diese zieht der Mensch in der materiellen Welt aus Bildern; in der Verstandes-Welt aus Abstractionen. In der Geisteswelt herrscht aber weder Bild, noch Abstraction, sondern Wirklichkeit der Kräfte; und wie kann der Mensch über diese urtheilen, ehe er die Bahn dazu betreten hat, und mit den Gegenständen dieser Welt bekannt geworden ist? Er muß zuerst geistige Ideen haben, um geistig vergleichen zu können; zuerst geistig anschauen und vergleichen, ehe er über Gegenstände der Geisteswelt urtheilen kann.

Was die drei Fragen anbetrifft, so denke über folgende Bemerkungen nach:

Du begehrst über das, was dich am meisten in deinem Gewissen ängstigt, Trost.

Es ist Einer, der Alles auf sich genommen hat, der lebendig macht, Alles was todt ist; — wer an Ihm hängt, der hängt an einem Licht, wo kein Schatten ist, an einem Leben, wo kein Tod ist, an einer Reinheit, wo kein Makel ist.

Ueber Dunkelheit in einem Gegenstand der Religion begehrst du Licht.

Die Intensität des Willens ist im Guten wie im Bösen unendlich; hieraus kannst du dir den Zweifel beantworten.

***Du begehrst Rath über aufsteigende Zweifel, wenn du dich dem göttlichen Willen unterwerfen solltest.**

Lasse dich ganz von Ihm leiten.

* **Bei letztem Spruch war das Manuscript von Eckartshausen ganz unleserlich.**

Das Körperliche ist Organ der Sinnen-Welt; der Verstand des Menschen, Organ der intellectuellen; der Wille ist als Organ der Geisteswelt, Attraction höherer Kräfte. Hier folgt Alles dem Gesetze des Lichts, es wird nur Sehen erfordert; alle Gegenstände werden da von Gottes Geist, wie die Gegenstände dieser Welt von der Sonne beleuchtet. Wir haben da die Laterne unseres Verstandes nicht nöthig, da leuchtet ein helleres Licht, da wird nur das Anschauen erfordert.

Dieses Alles ist nur gesagt, um die Beschränktheit unseres Verstandes bei Untersuchung der Wahrheiten der Geisteswelt zu zeigen. Glaube ist hier der Schlüssel zum Eingang, Kinder-Einfalt der Wegweiser. Bist du einmal weiter fortgerückt, dann wirst du einsehen, daß die Geisteswelt nicht den Gesetzen der materiellen widerspricht; wie Feuer, Wasser und Erde sich nicht widersprechen, so verschieden sie zu sein scheinen, da immer eins ins andere wirkt und eins das andere erhält.

Aus einem Brief von Herrn v. Eckartshausen an Herrn K. v. L. in B.

Den 12. April 1795.

— — — und das Licht, das in den Finsternissen leuchtet, führte mich zur Erkenntniß verborgener Dinge; ich weiß, daß wir einer Zeit nahen, in welcher der Herr seine Güte denen, die ihn suchen, offenbaren wird.

Gott hat seine großen Absichten und führt in unserm Jahrhundert Viele zur Anschauung eines großen Lichts, damit sie wieder Andern leuchten sollen. Allein so groß die Gnade des Herrn ist, wenn Er uns solche Anschauungen mittheilt, so seh ich doch auch, daß er sich im Herzen des Einfältigen, der oft ohne Untersuchung und mit Kindersinn an ihm hängt, mehr erfreuet, als an dem, der auch die tiefsten Kenntnisse hat. Daher müssen wir auch mit kindlicher Bruderliebe vor ihm wandeln, und Alles was Er uns gibt, als einen Auftrag ansehen, den Menschen, unsern Brüdern, leiblich und geistig zu dienen.

Gott und die Natur, welche Gottes Kraft=Aeußerung ist, thun nichts Ueberflüßiges; auf den Wegen des Lichts herrscht das Gesetz der Approximation; Alles geht stufenweise, und die Simplicität hat keinen Absprung; was durch Bücher geschehen kann, geschieht durch Bücher, was durch Menschen geschehen kann, geschieht durch Menschen. Gott führt Alles unsichtbar zu Einem Zwecke, und reihet das Aehnliche auf eine Weise aneinander, die Ihn uns immer anbetungswürdiger zeigt, je mehr wir sie kennen lernen.

Zu der Manifestation von dem, wovon ich Ihnen schrieb, bin ich blos durch die Liebe des göttlichen Worts oder der Weisheit gelangt; denn sie allein besitzt alle Geheimnisse. Seit etlichen Monaten erhielt ich verschiedene Belehrungen, und seit einigen Tagen werden sie mir immer merkwürdiger.

Ich habe in unserer Sprache keine Worte, zu erklären wie das geschieht, denn die Geheimnisse der pneumatischen Welt können durch den Verstand ohne Anschauung nicht begriffen werden. Der Mensch denkt nur durch Vergleichungen der Ideen, und in der geistigen Welt gibt es neue Ideen, neue Sprachen, neue Gegenstände und neue Arbeiten. Doch, da Alles in der reinsten Vernunft gegründet ist, kann man einen Andern durch Thatsachen überzeugen; denn hier ist Alles voll Kraft und Wahrheit. Alles, was ich kann, ist, daß ich Ihnen die Belehrungen mittheile, die ich erhielt. Bisher ward mir die Communikation mit Oben ertheilt; ich fühle eine höhere Gegenwart, mir ist erlaubt zu fragen, und ich erhalte Antworten und Anschauungen.

Dritte Potenz, oder höchstes Sensorium in der menschlichen Seele.

Aus einem Brief Herrn von Eckartshausen's.

Es existirt eine dritte Potenz in der Seele, die weder Sinn=, noch Idealzeichnerin ist, und durch die wir das Innere erfahren können. Diese dritte Potenz ist von dem Sinne



und der Vernunft unterschieden, hat ihre eigenen Medien und ihre besondere Methode. Ihre Formen entstehen aus dem Gesetze der Einheit, und dieses Gesetz drückt sich in der ganzen Natur aus.

„Omnia ab uno, omnia ad unum.“

Die ewigen Gesetze der Einheit können in Sätzen erklärt und ihr Daseyn allezeit durch ein Beispiel aus dem Physischen und aus dem Intellektuellen bewiesen werden.

Aus diesen Beweisen ergibt sich ein allgemeines Gesetz der Analogie, wodurch wir überwiesen werden, daß die innern Gesetze den äußern gleich sind.

Diese Analogie hat ewige Formen a priori, welche die Begriffsstoffe a priori bilden, und die der Mensch durch eine eigene Potenz anschauen und durch ein analoges Sensorium in Erfahrung bringen kann.

Dieses Sensorium ist das Urhieroglyph des Gesetzes der Einheit. Man findet es in den Weisheits-Schulen der ältesten Völker, am deutlichsten aber in der heil. Schrift, in den Büchern Mosis.

Dieses Urhieroglyph ist der Apex der höhern Mathematik und das Prinzip der ganzen Zahlenlehre.

Der Typus dieses Urhieroglyphs liegt in allen erschaffenen Dingen, und wurde von den Alten Speculum Dei genannt, woraus das Wort Speculation entstanden ist.

Das ganze Geheimniß der Hieroglyphik, oder der heiligen Zahlenkunde, zieht daraus seinen Ursprung.

Von einem jetzt verstorbenen F·eunde in Bern.

Von der Ekstase.

Ekstasis ist im Allgemeinen eine Abwesenheit aus dem gewöhnlichen Daseyn, aus der Berührung des Gemüths mit der Sinnenwelt. Sie fängt mit der scharfen Meditation an, nämlich mit dem Festheften des Sinnens auf einen nicht gegenwärtigen oder nicht sinnlichen Gegenstand, oder auch auf einen gegenwärtigen, so, daß der übrige Bezug zur Sinnenwelt untergeordnet und vergessen wird; und ihr Höchstes ist das wahre Außersichseyn oder aus dem Leibe seyn. Die Möglichkeit des letztern ist in der Offenbarung bestätigt, (2. Korinth. 12, 2 — 4. Hesek. 8, 1 — 3. C. 11, 24. 25). Dieses ist die vollkommene Entzückung oder Entrückung (raptus). Dasselbe kann im Wachen oder im Traum, auch im künstlichen Somnambulismus geschehen. Wer die Fähigkeit oder die Kunst besitzt, außer dem Leibe zu seyn, ist ein vollkommener Somnambul. Davon redet Cornelius Agrippa (de occulta philos, L. 3. C. 50) und führt mehrere Beispiele aus dem Alterthume an. Das Beispiel aus Herodot ist falsch angegeben. Es war Aristeas von Prokomesus (Insel in der Propontis), der nicht aus dem Leibe gegangen, sondern aus der verschlossenen Werkstätte eines Walkers ganz verschwunden und nach sieben Jahren wiedergekommen seyn soll (Herodot Melpone (IV) Cap. 14, eigentlich 13 — 16). Dieß führt auf den ferneren Gedanken, daß die Entzückung so stark werden kann, daß auch der Körper nachgezogen wird; wie solches auf andere Weise geschehen kann, die doch gewissermaßen dieselbe

ist, (Apostelgesch. 8, 39. 2 Kön. 2, 16. 1. Kön. 18, 12.) Das Beispiel aus Plinius (H. N. VII, 53) lautet so. „Wir finden unter andern ein Beispiel, daß des Hermotienus von Clazomenä Seele mit Verlassung ihres Leibes herumzuirren gepflegt habe, und mittelst ihrer Wanderungen Vieles aus der Ferne zu berichten, was Niemand als einem Anwesenden bekannt seyn konnte, während sein Körper halb todt dagelegen habe; bis daß seine Feinde (welche Kanthariden hießen) solchen verbrannt, und der wiederkehrenden Seele gleichsam den Ueberzug genommen.“ Auch Eximenides (der Prophet Kreter Tit. 1, 12) konnte nach Suidas außer dem Leibe seyn. „Man sagt,“ spricht dieser Schriftsteller von ihm, „seine Seele sey aus dem Leibe gegangen, so lang er gewollt habe, und dann wieder in den Leib hinein gegangen,“ (Michaelis Anmerkung zum N. Test. 4. S. 154), was unstreitig nicht zu den Lügen der „stets lügenhaften Kreter“ zu gehören braucht. Das Beyspiel in Jung-Stillings Theorie der Geisterkunde ist bekannt. Ferner ist merkwürdig, was Cornelius Agrippa von diesen freywilligen Ekstatikern in Norwegen und Lappland berichtet: nämlich man müsse sie während ihrer Abwesenheit behüten, daß kein lebendiges Wesen (vivum animal) über sie hinausschreite oder sie berühre, sonst kehrten sie nicht mehr in ihren Körper zurück. Dadurch scheint sich also dem Körper eine fremde Influenz mitzutheilen, welche seinen magnetischen Zusammenhang mit der ausgewanderten Seele, seine Anziehungskraft zu derselben, stört und zerreißt.

Ist nun diese willkührliche Wanderung aus dem Leibe eine große und je nach der Anwendung gute magische Kunst, so soll es auch hierin eine bösartige geben, nämlich wo ohne Wissen und Willen eines Menschen, dessen Seele aus dem Leibe gezogen und zu erscheinen gezwungen wird; was denn nichts Geringeres als ein heimlicher Mord wäre oder werden kann. Davon ist uns eine Geschichte erzählt worden, deren Wahrheit wir nicht verbürgen, weil wir ihrer Quelle nicht näher nachforschen konnten. Sie betrifft den bekannten Schrep-

fer (nicht Schröpfer) zu Leipzig und soll die eigentliche Ursache seyn, warum dieser Wundermann sich zuletzt erschoß. Die Erzählung ist folgende. Graf H. war zu Leipzig anwesend. Er hatte einige Freunde zum Essen bei sich. Lustig vom Wein, beschlossen sie nach Tisch zu Schrepfer zu gehen. Diesen erklärten sie für einen Betrüger, wenn er ihnen nicht den Geist eines lebenden Menschen citiren könne. Er weigerte sich lange; nachdem sie aber heftig in ihn gedrungen waren, und H. verlangt hatte, er solle den Geist eines französischen Sprachmeisters berufen, der bei H. Unterricht gab, Schrepfer auch umsonst entgegensetzte, der Mann habe Frau und Kinder, so fing derselbe seine Beschwörung an. Plötzlich erschien in der Ecke eine Gestalt, welche H. für die des Sprachmeisters erkannte. Als sie wieder verschwunden war, eilten sie in dessen Wohnung, und hörten schon von unten das Klaggeschrei seiner Familie. Er hatte zu Nacht essen und dann mit seiner Frau spazieren gehen wollen; bei Tisch aber that er plötzlich einen Schrei und war todt. Am folgenden Morgen erschoß sich Schrepfer im Rosenthal, einem Gehölze bei Leipzig. Die ihn zu jener Citation genöthigt hatten, gaben der Familie eine Pension.

Was nun auch an dieser Geschichte seyn mag, so bleibt so viel gewiß, daß mit magischen Künsten nicht zu scherzen ist.

— y —

Nachtleben der Seele.

Von Herrn Dr. Hagen.

Herr Dr. F. W. Hagen zu Erlangen schrieb in dem 2. Bande von R. Wagners Handwörterbuch der Physiologie den Artikel: Psychologie und Psychiatrie. Was er in solchem über das Nachtleben der Seele, vorzüglich aber über Geistererscheinungen, sagt, können wir nicht umhin unsern Lesern mitzutheilen, da besonders seine Ansichten über Geistererscheinungen und ihre bisherige Behandlung von Seiten der Wissenschaft, so ganz mit dem übereinstimmt, was wir in vielen unserer Schriften, namentlich in der Schrift: „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt: Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1836. in den Blättern aus Prevorst und im Magikon, schon so oft vergebens sagten und den Naturforschern vor Augen stellten. Wir können Herrn Dr. Hagen für diese Worte der Wahrheit nicht genug Dank sagen!

Er schreibt:

Nachtleben der Seele.

Unter diesen Begriff fassen wir eine Anzahl von Zuständen zusammen, welche wir im Bisherigen nicht oder nur beiläufig erwähnt haben, und die zwar weder für die gewöhnliche Psychologie noch für die Lehre von Seelenkrankheiten von directer Wichtigkeit sind, deren völliges Uebergehen aber leicht zu der Meinung veranlassen könnte, als ließen sie sich aus den dargestellten Gesetzen von selbst erklären, oder als ignorirten wir sie, um uns nicht in unauflösliche Schwierigkeiten zu verwickeln. Solche Dinge sind: das Versehen, der Schlaf, der Traum, das Schlafwandeln, der thierische Magnetismus, das Doppelt-

sehen, das zweite Gesicht, die Ahnungen, die Geistererscheinungen, die sympathetische Curen. Man müht sich vergebens ab, wenn man diese Erscheinungen nach denjenigen Gesetzen der Psychologie, von denen wir uns einer deutlichen Erkenntniß rühmen, erklären will; einzelne Symptome jener Zustände lassen sich zwar auf diesem Wege deuten, keineswegs aber ihre Entstehung und ihr Wesen. Unsere gewöhnliche Psychologie (und wir rechnen dahin auch das, was wir in den vorhergegangenen Abschnitten beigebracht haben) ist nur ein Inbegriff von Gesetzen, wie sie aus den gewöhnlichen psychischen Erscheinungen abstrahirt werden, aus solchen, die uns tagtäglich zur eigenen Beobachtung und selbstbewußten Reflexion kommen; wir würden aber höchlich irren, wenn wir diese aus einem gewissen Kreise von Thatsachen gezogenen Gesetze auf andere Thatsachen anwenden wollten, die in diesen Kreis gar nicht gehören. Aus diesem falschen Verfahren sind die größten Streitigkeiten entstanden, die nur ihr Ende erreichen können, wenn man sich auf den rechten Standpunkt stellt. Wie gesagt, unsere Psycho-Physiologie zieht ihre Gesetze fast nur aus den Thatsachen des gewöhnlichen Lebens, und die Psychologie kann es auch größtentheils nur aus den gewöhnlichen Vorgängen des Seelenlebens, soweit wir uns derselben hell bewußt werden; die Summe aller dieser Erscheinungen können wir füglich das Tagleben der Seele nennen. Die für dasselbe gefundenen Gesetze haben ihre volle Richtigkeit, aber man vergesse nur nicht, daß daneben noch eine Reihe von andern Vorgängen herläuft, die einer ganz andern Region, nämlich dem Nachtleben der Seele, angehört. Dieses Nachtleben erfordert ein eigenes Studium und eine eigene Darstellung, mit welcher wir uns hier schon des Raumes wegen nicht befassen könnten, die aber auch für unsern Hauptzweck, welcher die psycho-physiologische Erkenntniß der Seelenkrankheiten ist, nicht nöthig ist. Denn die psychischen Krankheiten gehören nicht dem Nachtleben, sondern dem Tagleben an. Die gewöhnlichen psychologischen Gesetze werden auch in ihnen befolgt, sowie bei

körperlichen Krankheiten auch die physiologischen Vorgänge im Wesentlichen dieselben bleiben, und nur durch die Krankheitsursache eine außergewöhnliche Richtung erhalten. Auch kann man die oben aufgezählten Zustände weder für Seelenkrankheiten erklären, noch ist innerhalb ihres Kreises jemals eine eigentliche Seelenkrankheit constatirt worden. Man muß daher diese Dinge wohl aus einander halten. Und nur aus diesem Grunde, um alle Verwirrung und Mißdeutung zu verhüten, unternehmen wir es, in kurzen Zügen anzudeuten, wie wir jene Zustände zu betrachten, und in welches Verhältniß zu dem gewöhnlichen Tagleben wir sie zu setzen haben.

Daß es mit der Thatsache des Versehens seine Richtigkeit habe, ist wohl jetzt durch so viele Beispiele erhärtet, daß man dasselbe nicht mehr leugnen kann, man müßte denn den Zufall eine Rolle spielen lassen, die ihm in jeder andern Wissenschaft verweigert wird. Es sind aber bisher alle Versuche mißlungen, diese Fälle auf dem gewöhnlichen Wege der Einwirkung der Phantasie auf die Nerven zu erklären. Ein Schrecken der Mutter kann vermittelst der Nerven höchstens die Gebärmutter afficiren, Krankheiten des Phötus, Frühgeburt u. s. w. bewirken. Sollte aber auf diesem Wege eine eigentliche Verbildung des Fötus erfolgen, so wäre erst nachzuweisen, ob denn die Nerven, die zum Fötus gehen, wirklich die Fähigkeit haben, ebenso wie das Gehirn auf Anregung von Vorstellungen Bilder zu produciren, und dann, wenn dieses bewiesen wäre, ob ein so afficirter Nerv auf die materielle Substanz einen solchen Einfluß hätte, daß seine ideellen Bilder in dieser körperlich, leibhaftig ausgeführt würden. Ich glaube so wenig als wir im Stande sind, durch eine Phantasievorstellung z. B. an unserm Augenlide ein Gerstenkorn entstehen zu lassen. Es bleibt daher nichts übrig, als eine unmittelbare Einwirkung der Seele der Mutter auf das Leben des Fötus anzunehmen, freilich nicht auf dem gewöhnlichen Wege des Vorstellens, Fühlens und Wollens, sondern auf eine andere noch ungekannte Weise, mag man nun an Magie, Sympathie

oder magnetischen Rapport denken. Im Fötus ist in den ersten Monaten Seele und Leib noch völlig eins, das ganze Leben steht noch auf der niedrigsten Stufe, und ist rein mit der Plastik beschäftigt, daher sich jede Einwirkung auf dasselbe auch in dieser aussprechen muß. Dieser Einfluß der Mutter auf das Kind findet in jeder und in der ganzen Schwangerschaft Statt, uud das psychische Verhalten der Mutter ist für die körperlichen und physischen Anlagen des Kindes überhaupt so deutlich bestimmend, daß das, was man Versehen nennt, nicht eigentlich etwas ganz Besonderes, Außerordentliches, sondern nur eine krankhafte Modification jenes Einflusses ist. Zum Nachtleben der Seele muß man aber diese Erscheinungen aus zwei Gründen rechnen. Erstens ist die Seele der Mutter im Moment des Versehens nicht mehr im mannigfaltigen Spiel der verschiedenen Erkenntniß-, Gefühls und Strebungskräfte thätig, in welche sie sich sonst entfaltete, sondern auf ein einziges Gedankenbild concentrirt, ein Zustand, mit welchem der Schlaf viele Aehnlichkeit hat. Zweitens, und dies ist die Hauptsache, ist der Zustand des Fötus eine Art Schlaf. Das Leben desselben hat sich noch nicht in die späteren verschiedenen Thätigkeitsformen auseinandergefaltet, die Seele ist mit dem Leibesleben noch Eins. Nehmen wir nun an, daß die Thiere, z. B. Bienen, Biber, bei ihren kunstreichen Arbeiten einer traumartigen, angeborenen Idee folgen, welche ihnen ihr Handeln vorzeichnet, so kann man wohl sagen, daß die noch in das Dunkel des Leibes und in die Plastik versenkte und verschmolzene Seele des Fötus einer, freilich immer nur problematischen, Art Traumidee bei dem Bilden des Leibes folge; das Leben befolgt einen unbewußten, ihm eingeprägten Typus. Bei dem Rapport aber, der zwischen der Mutter und dem Fötus stattfindet, wird der gesammte Seelenzustand der Mutter und die diesem entsprechende leibliche Stimmung immer irgendwie determinirend auf den Fötus wirken, uud dessen traumartige Bildungsideen, die Typen seiner Bildungsrichtungen, dirigiren, aber für gewöhnlich wahrscheinlich nur überhaupt

den Grund zu der Constitution und zu den Keimen des Temperamentes und der Anlagen legen. Unter gewissen Umständen mag sodann auf diese Art eine heftige, ungewohnte Seelenerregung, namentlich, wenn dabei die Seele in ihrer schaffenden Richtung bestätigt und veranlaßt wird, sich Dieses oder Jenes in der Phantasie lebhaft auszumalen, sich in der Art in das Leben des Fötus reflectiren, daß daraus die ersten Anfänge zu einer ganz besondern Bildung der Haut, der Finger u. dgl. entstehen, die sich dann von selbst entwickeln; denn daß die aus Versehen herzuleitenden Verbindungen nicht bloße Bildungshemmungen sind, ist durch viele Beispiele dargethan. Es fällt uns nicht ein, durch diese Erörterung die Frage für aufgelöst zu halten, wir wollten nur andeuten, daß es noch einen andern Weg zur Erklärung solcher Vorgänge gibt, als den durch Gehirn und Nerven, oder Herz und Blut der Mutter zum Uterus, welcher unseres Erachtens niemals zu einem Resultate führen wird, so sehr unsere Zeit sich auch schmeicheln mag, zur Erkenntniß von Etwas, wovon sie noch wenig weiß, durch etwas Anderes zu kommen, wovon sie schon Manches weiß.

Diese Betrachtungen führen uns nun weiter zum Schlaf und zum Traum. Ob die Seele im Schlafe überhaupt weniger thätig sei, können wir nicht wissen, weil wir im traumlosen Schlafe unserer Seelenthätigkeit uns nicht bewußt sind. Wir können also höchstens sagen, daß sich im gewöhnlichen tiefen Schlafe die Seele wenig bemerklich macht. Denn daß sie nicht ganz ruht, beweist das Aufwachen zur festgesetzten Stunde, das Aufwachen beim Stehen der Mühle oder beim Anläuten am Hause, das Athemholen u. dgl. mehr. Die Seele zieht sich, so zu sagen, zusammen, kriecht ein auf eine einzige Vorstellung, ein einziges Gefühl, einen einzigen Bewegungsdrang, und wird sich dessen nicht mehr bewußt, weil, wie wir wissen, zum Bewußtsein eine Mannigfaltigkeit der einzelnen Zustände gehört. Offenbar geht aber dieser Vorgang nicht von der Seele selbst aus, sondern sie wird dazu durch den Zustand des Gehirns genöthigt. Was nun aber

dies für ein Zustand sei, das ist zur Zeit noch eine höchst dunkle Sache, und nur so viel gewiß, daß der Schlaf nicht eine bloße Negation des Gehirnlebens ist, und sich daher nicht unter die gangbaren Begriffe von Ermüdung, Erschlaffung, Schwächung bringen läßt. Er ist positiv eine andere Lebensform des Gehirns. Aber leider können wir über diesen Seelenzustand im Schlafe sehr wenig oder eigentlich gar keine Selbstbeobachtungen machen, und das Meiste, was wir aus eigener Erfahrung darüber wissen können, bezieht sich auf das Einschlafen, Aufwachen, und auf den Traum, da wir nur von diesen Zuständen, aber nicht vom tiefen Schlafe eine Erinnerung haben. Vielleicht sind folgende wenige Andeutungen nicht ohne Werth. Die Pole der Nerventhätigkeit sind im Schlafe wie umgekehrt. Während nämlich im Wachen die centripetale Nerventhätigkeit in den Sinnen (äußere Empfindung) und die centrifugale in den Muskelnerven vorherrscht (Bewegung), die centripetale der Muskelnerven (Bewegungseindruck, Bewegungsvorstellung) dagegen wenig beachtet wird, ist es im Traume umgekehrt. Die centripetale Sinnenthätigkeit ist im Schlafe erloschen, im Traume ist sie halbthätig, und gibt nur einzelne, aber dunkle, verschwommene Empfindungen, die das gewöhnliche Substrat der Träume bilden, die Träume selbst aber beweisen ein verhältnißmäßiges Uebergewicht der reproductiven Thätigkeit des Gehirns über die aufnehmende; die motorische Nerventhätigkeit ist fast ganz erlahmt, aber die leisesten Veränderungen in den Muskelzuständen werden oft von der Seele als Bewegungseindrücke wahrgenommen, und erzeugen viele sonderbare Träume von Angst, Fliegen, Fallen, Laufen u. dgl. So bestimmt denn der Zustand des Gehirns und Nervensystems im Schlafe und Traume auch den der Seele. Alles was ihr in Folge dieser Umwandlung des Gehirnlebens aus dem gewöhnlichen Tagesleben für unsere Beobachtung noch übrig bleibt, ist ein einförmiges und eben deßhalb unbewußtes Wirken auf niedriger Stufe. Ob sie dabei vielleicht nach anderen Seiten hin freier werde und, mit Aufhebung der Schranken

von Zeit und Raum, in höheren Regionen schwebe, sind Fragen, welche zwar aufgeworfen, aber nach dem Stande unseres Wissens, wenigstens jetzt noch, weder mit Grund bejaht, noch mit apodiktischer Gewißheit verneint werden können.*)

Der Mensch erwacht aus dem Schlafe durch Alles, was den besprochenen Gehirnzustand aufhebt, also erstens schon durch den naturgemäßen Ablauf dieses Zustandes selbst, sodann durch heftige Einwirkungen auf die Sinne, sehr unangenehme Gefühle, starke Anstrengung zu Bewegungen (aus Angst im Traume). Das gewöhnliche Reden im Schlafe steht dem Aufwachen schon sehr nahe, und der Traum ist ein Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen, in welchem die Seele mehr nur vegetirt, sofern das Wort: vegetiren hier angewendet werden kann, indem es ein Leben ohne Einfluß der Willkür bezeichnet. Schon aus diesem Allem läßt sich abnehmen, daß das Nachtwandeln, oder besser Schlafwandeln, von dem gewöhnlichen Schlafe und Traume nicht blos quantitativ, etwa als tieferer Schlaf, verschieden sei. Denn wenn der Nachtwandler sein Zimmer verläßt, in den Stall geht, sein Pferd sattelt, so kann dies unmöglich als bloßer Traum erklärt werden, weil der Nachtwandler, um jene Geschäfte verrichten zu können, wissen muß, daß die Umgebungen, die er sich denkt, wirklich um ihn sind. Außerdem könnte es ihm ja ebenso gut träumen, er befände sich in einem Walde oder im Keller, während er sich auf dem Dache befindet. Deßgleichen könnte er nie wissen, daß etwas in seiner Umgebung vorgeht, was seine Einbildungskraft ihm nicht sagen kann, z. B. wenn man Eisen in seine Nähe bringt, oder ihm etwas in den Weg legt, was er wegräumen muß. Durch seine gewöhnlichen fünf Sinnen kann er dergleichen auch nicht wahrnehmen. Zwar hat man die Sache so zu erklären versucht, daß er die Gegenstände wirklich auf dem gewöhnlichen Wege wahrnehme, aber durch eine prädominirende Traumidee verhindert werde, sie in der Erinnerung in einen Zusammenhang mit den übrigen Zuständen seines empirischen Ich zu bringen.

*) Die voraussagenden Träume zeugen für solches. K. —

Allein wenn diese Erklärung nicht, wie es den Anschein hat, auf die bloße Schlaftrunkenheit, sondern auf den eigentlichen Somnambulismus gehen soll, so setzt sie etwas Irriges voraus. Denn der Schlafwandler wird die Dinge bei ganz geschlossenen Sinnen nicht blos mit offenen, sondern auch mit festgeschlossenen, ja selbst mit verbundenen Augen gewahr, wie sie sind; er ist ferner für viele Dinge ganz unempfindlich. Der gewöhnliche Gefühlssinn z. B. kann nicht, wie man hin und wieder annimmt, gesteigert sein; denn es gibt Fälle, wo die Somnambulen in ein Kerzenlicht greifen, und sich die Finger verbrennen, ohne Schmerzen zu empfinden. Es muß also hier eine sinnliche Empfindung von ganz besonderer Art angenommen werden, die wir uns vorderhand nicht anders vorstellen können, als unter der Form eines sehr lebhaften Gemeingefühles. Noch immer scheint uns von allen Hypothesen, die über diesen Gegenstand möglich sind, die wahrscheinlichste jene, daß bei allen unseren Empfindungen die Gegenstände außer der specifischen Sinnesempfindung auch unser Gemeingefühl immer irgendwie afficiren, und daß die Seele diese Gemeingefühle mit den entsprechenden Sinnesempfindungen nach und nach so associirt, daß, wenn im Somnambulismus bloß noch das Gemeingefühl von der Außenwelt angeregt wird, auch dieselben inneren Empfindungsbilder wieder erregt werden, welche früher mit jenen gleichzeitig vorhanden waren. Dazu braucht man nicht gerade nach besonderen Nerven und Hirnorganen zu suchen, wie man dies früher mit dem Gangliensysteme gethan hat, indem man die Herzgrube und das unter ihr liegende Sonnengeflecht als den Sitz des somnambulistischen Wahrnehmens ansah, eine Ansicht, welche durch die neueren Erfahrungen, denen zu Folge dieses durch jeden andern Theil, z. B. die Stirne, vollzogen werden kann, hinreichend widerlegt ist. Es läßt sich sehr wohl denken, daß die Gegenstände der Außenwelt außerdem, daß sie die besonderen Sinne rühren, noch gewisse unmittelbare Eindrücke auf den Totalorganismus und hiemit zugleich auf alle Centralorgane machen, und da-

durch Stimmungen veranlassen können, die, durch das gewöhnliche Tagesleben verwischt und zurückgedrängt, erst in den geheimnißvollen Zuständen des Somnambulismus deutlich hervortreten. Aber wir wollen uns nicht in Speculationen verlieren, sondern glaubten nur Fingerzeige für den Weg geben zu müssen, den nach unserer Ansicht die Erforschung dieser Zustände einzuschlagen hat. Das Fernsehen, das Vorhersehen der Magnetisirten endlich und ihre manchmal so höchst gesteigerte Ausdrucksweise können wohl kaum auf physischem Wege erklärt, sondern es muß anerkannt werden, daß die Seele noch ganz andere Fähigkeiten habe, als die wir im Alltagsleben an ihr bemerken, und die nur in gewissen Zuständen sich bemerklich machen, so wie wir die Sterne und den Mond erst hell leuchten sehen, wann die Sonne hinunter ist. Es eröffnet sich hier das dunkle Gebiet der Pneumatologie, in das wir, auch wenn es der Wissenschaft möglich wäre, doch hier nicht weiter eingehen wollen.

Wir berühren daher einige weitere Erscheinungen, als das Doppeltsehen, das zweite Gesicht, die Ahnungen, die Geistererscheinungen auch nur insofern, als wir unsere durch die Gewalt der Thatsachen uns aufgedränkte Ueberzeugung von der Realität dieser Phänomene hier offen auszusprechen uns veranlaßt fühlen. Es gehört in unseren Zeiten ein gewisser Muth dazu, dies zu thun, weil Jeder, der sich zu dieser Ansicht bekennt, fürchten muß, man möge dieselbe entweder seiner Phantasterei, oder seinem Mysticismus, oder seiner Unwissenschaftlichkeit und bornirten Leichtgläubigkeit zuschreiben. Wir trösten uns aber mit Kant, bei dem es sicherlich nicht Mangel an Wissenschaft oder Respect vor Ammenmährchen war, wenn er die Möglichkeit dieser Dinge zugestand; auch hoffen wir, in den bisherigen Abschnitten gezeigt zu haben, daß unkritisches Annehmen oder mystische Speculation nicht entfernt unsere Sache ist. Auch wir gehörten früher zu den hartneckigsten Gegnern eines zuweilen sich vernehmen lassenden Verkehres einer andern Welt mit der unserigen, und sind jetzt noch der

Ueberzeugung, daß eine große Anzahl von Visionen, ja der überwiegend größte Theil derselben in krankhaften Zuständen der Sinnesnerven und des Gehirns ihren Grund hat (s. unsere Schrift: Die Sinnestäuschungen, in Bezug auf Heilkunde, Psychologie und Rechtspflege. Leipzig, 1837.), und daß man immer erst nach einer strengen, die Möglichkeit subjectiver Entstehung völlig ausschließenden Kritik, eine objective Einwirkung annehmen dürfe.* Wer sich aber mit den zahlreichen glaubwürdigen Berichten über solche Fälle bekannt macht, und sich nicht absichtlich gegen die evidentesten Beweise verhärtet, der wird sich zuletzt, wie wir, für besiegt erklären und gestehen müssen, daß viele Fälle jeder physikalischen oder pathologischen Erklärung und jedes Versuches, sie auf die Phantasie oder die Vorurtheile der Beobachter, oder gar auf Betrug zu deuten, spotten. Vornehmes Absprechen und mitleidiges Heruntersehen auf die Leute, die sich so abergläubisches Zeug aufbinden lassen, ist freilich der bequemste Weg, der Sache los zu werden; wir aber halten es dem Geiste ächter Wissenschaft schnurstracks zuwider, dergleichen Thatsachen a priori bloß deßhalb abzuleugnen, weil sich dieselben aus unseren gegenwärtigen physiologischen und physikalischen Kenntnissen nicht genügend erklären lassen. Man ist ja doch in der Wissenschaft alle Augenblicke gezwungen, zu gestehen, Dieses und Jenes sei noch höchst dunkel, dieser und jener Punkt bedürfe noch vielfältiger Forschung, und namentlich vom Gehirne bekennen Alle, daß sie noch blutwenig wüßten; wenn nun aber die Reihe an das Nachtgebiet der Natur kommt, so spreizt sich die „Wissenschaft", und wirft sich in die Brust, und behauptet, sie wisse schon so unendlich viel, sie sei schon so vollständig in die Natur aller Dinge eingedrungen, daß sie mit unzweifelhafter Gewißheit Jedermann versichern könne, an jenen Dingen sei nichts, gar nichts, es sei nach der, von ihr anerkannten, Weltordnung ganz unmöglich, daß dergleichen existire!** Wir sind weit entfernt,

* Gewiß sehr wahr! K.

** Sehr wahr! K.

aus diesen unseren Ueberzeugungen irgend eine, sey es medicinische oder psychologische oder religiöse Theorie zu ziehen; im Gegentheil räumen wir dem, was sich daraus allenfalls, obwohl nur hypothetisch, folgern ließe, nicht den geringsten Einfluß weder auf unsere wissenschaftlichen Bestrebungen noch auf unsere sonstige Weltanschauung ein, deren Princip nie den Geist in die Fesseln von Vorurtheilen schlagen lassen wird; aber eben so entschieden glauben wir gegen jenen Terrorismus auftreten zu dürfen, welcher eine Reihe von Erscheinungen ohne Weiteres aus der Gemeinschaft der Erfahrungen excommuniciren will, weil sie der zufälligen Richtung der Wissenschaft und einer dadurch gesetzten einseitig befangenen Anschauungsweise unbequem in die Quere kommt. Das mögen Diejenigen bedenken, welche gegen dieses Gebiet immer nur anführen, daß dergleichen ja in der Erfahrung gar keine Analogie habe, und dann doch die Erfahrungen, welche dafür sprechen, mit ihren theoretischen Gründen niederschlagen wollen. Unsere Absicht bei dieser ganzen Eröterung ist nur, darauf zu bringen, daß man sich endlich einmal bequeme, die Thatsachen nicht mehr abzuleugnen. Die Wissenschaft versinkt dadurch keineswegs in Aberglauben, der Teufel kommt nicht mehr zurück, und wir würden mit in den vordersten Reihen gegen seine Wiedereinführung fechten. Aber die Wissenschaft soll die Augen nicht vor diesen Phänomenen verschließen, sondern sie unbefangen betrachten, wie sie sich darstellen, soll aber dabei nicht wähnen, noch so wenig erforschte Dinge unter das Fachwerk der bisher gekannten Gesetze zwängen zu können, sondern damit anfangen, zu gestehen: Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als wir in unseren Schulsystemen träumen.

Des Erzbischofs Malachias Weissagung von den Päbsten seit 1143.

Diese Prophezeihung findet sich im 1. Cap. des „Europäischen Staatswahrsagers", und es ist neuerdings, bei Gelegenheit der vorwaltenden Papstwahl nach dem Tode Leo's XII., ein Aufsatz darüber erschienen im Morgenblatt vom 12. u. 14. Feb. 1831, Nro. 37 und 38, unter der Aufschrift: „Erinnerung an eine merkwürdige alte Prophezeihung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Pabstwahl." Daselbst wird gesagt: Malachias war Erzbischof von Down oder Downe (Comitatus Dunensis) in Irland, was jedoch nach der Einleitung in dem Europ. StW. berichtigt werden müßte, wo gesagt wird: anfangs war Malachias Mönch, bald nachher Abt zu Bangor; im J. 1130 ward er Bischof, und darauf Erzbischof zu Armagh in Irland, welches Amt er aber 1137 niederlegte, um Unterbischof in der Kirche zu Down zu sein. Es heißt im Morgenblatt ferner, die Prophezeihung sei mehrmals gedruckt: mit Anmerkungen von Ciacconi in Arnold Wion's Lignum vitae ornamentum et decus ecclesiae, Venet. 1595, Teutsch Köln 1643, dann in den Flosculis historiarum von Johann von Bußieres, Köln 1706, welche vorher siebenmal in Frankreich herausgekommen. Die prophetischen Worte beziehen sich, heißt es, wie aus den von Pater Alphons Ciacconus (Ciacconi) verfaßten Auslegungen hervorgeht, entweder auf das Vaterland des betreffenden Pabstes, oder auf den Ort wo er vorher Bischof war, oder auf seinen Familiennamen, oder auf sein Familienwappen, oder auch auf ein Ereigniß, das unter seiner Regierung Statt hat oder haben soll (also eigentlich auf

die Regierungszeit). So Innocenz V. Concionator Gallus, weil er aus einer französischen Familie und vom Predigerorden war; Cölestin IV. Leo Sabinus, weil er einen Löwen im Wappen führte und Bischof im Sabinischen war; Alexander V. Flagellum solis, weil er eine aufgehende Sonne im Wappen hatte, und er vorher Erzbischof zu Mailand war, wo an der Kirche der h. Ambrosius mit der Geißel angemalt ist; Paul V. Gens perversa, weil unter ihm die Böhmen „von der Pest der Ketzerei angesteckt, gegen die katholische Religion und gegen den Pfeiler der Kirche, das Österreichische Haus, aufstanden, und die ganze christliche Gemeine in Verwirrung brachten" (heißt es ausgezogen in jenem Aufsatz); Innocenz X. Jucunditas crucis, weil unter ihm der Westphälische Friede geschlossen wurde. Auf letztere Auslegung deutet die Lateinische des Ciacconi, der Eur. StW. macht auf Teutsch eine andre. Der Verfasser des Aufsatzes setzt sehr gut hinzu: „Vielen der Auslegungen merkt man an, daß sie im Sinne des römischen Interesses gemacht sind, und leicht möchte ein unpartheyischer Kenner der Specialgeschichte der Päbste hier und da andre Beziehungen der Erfüllung auffinden können". Daß Erstere ist nämlich die Particularansicht des Römischen Propheten, wornach sich auch mehrere Weisagungen des Bruders Hermann von Lehnin richten. Von 1676 hören die Auslegungen des Ciacconi auf, „weil er über Innocenz XI. keinen Pabst mehr erlebte." So sagt der Vrf. des Aufsatzes, scheint aber zu irren, und es scheint heißen zu müssen: „über Innocens X.," der 1655 starb. Man sehe den Eur. St.W. S. 18 u. 31. Nun hebt der Vrf. die fünf letzten Päbste aus, die dem nachmaligen Gregor XVI. vorausgingen:

Visus velox (schneller Blick), Clemens XIV. „der mit so großer Kraft, so großem Scharfsinn ausgerüstete Pabst Ganganelli." — „Wie lange zauderte er nicht, bis er endlich den gebieterischen Umständen nachgab und die Aufhebung des Jesuitenordens unterzeichnete, als habe er vorausgesehen, daß er mit der Vernichtung der Loyoliten seinem schon sehr untergra-

benen Kirchengebäude den Hauptstrebepfeiler entreißen werde, der, einmal weggenommen, sich nie mehr recht werde anpassen lassen."

Peregrinus apostolicus (der apostolische Mann in der Fremde) Pius VI., „der durch seinen feierlichen Anstand bei allen kirchlichen Handlungen die Frommen zu großer Erbauung erweckte, wie denn schon Benedict XIV. in ihm mehr einen durch Frömmigkeit als durch Genie und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann erkannt hatte. Dieß in Beziehung auf das Wort Apostolicus, wenn wir anders darinn etwas mehr als ein gewöhnliches Prädicat eines Pabstes sehen wollen; das Peregrinus deutet auf seine zwar pomphafte, aber für ihn demüthigende Reise nach Wien, wo seine Unterhandlungen mit Joseph II. ohne den gewünschten Erfolg blieben" — — „er ist übrigens gegen das Ende seines Lebens noch einmal gezwungen worden, sich von Rom, das von den Franzosen in eine Republik umgeschaffen worden war, hinweg und als Gefangener nach der Citatelle valence zu begeben, wo der unglückliche Greis (den 29. Aug. 1798) starb." Diese Jahrzahl scheint vielmehr 1799 heißen zu müssen.

Aquila rapax (raubsüchtiger Adler)," bezeichnet die Regierungszeit Pius VII., und sollte nicht Napoleons Adler beifallen, der seine Raubfänge auf so viele und große Beute ausstreckte, daß selbst die Tiare nicht vor ihm sicher war? Außer an die Wegnahme Roms durch Napoleon muß man hier auch besonders an die Säcularisationen in Teutschland denken, durch welche die Kirche so großer Güter beraubt wurde."

„Mit Canis et coluber (Hund und Schlange) finden wir Leo XII. bezeichnet. Hat er nicht mit strenger Wachsamkeit (einer Tugend, die zu den nöthigsten Eigenschaften eines Pabstes gezählt wird, daher sie auch das Prädicat canes führen) die Rechte seiner Kirche zu wahren gesucht, und seine Schlangenklugheit, die neben der Taubeneinfalt einen Pabst zieren soll, schon früher als Nuncius bei seinen verschiedenen Sendungen, ganz besonders bei Abschließung von

Concordaten, und als Pabst durch die Rückgabe des Römischen Collegiums rc. rc. an die Jesuiten, durch die Herstellung der Gefängnisse der Inquisition und durch die Verbindung der südamerikanischen Republiken mit dem Röm. Stuhl bewährt?"

„Noch bleibt Pius VIII. übrig, dessen Hinscheiden die Kirche so eben betrauert, und wer will ihm das Prädicat religiosus streitig machen, besonders wenn man sich seines Hirtenbriefs erinnerte?"

Der Vrf. fügt nun noch die Devisen der folgenden Päbste hinzu und sagt: „der erste, dessen Wahl eben noch schwebt, ist angedeutet durch die Worte; De balneis Hetruriae; dieß kann heißen: der neue Pabst werde kommen aus Balnea regia d. i. St. Baguaria in der päbstlichen Delegation Viterbo (eine Meile südlich von Orvieto, dritthalb Meilen nördlich von Viterbo) im ehemaligen Hetrurien; es kann aber auch eine andere uns noch verborgene Beziehung (wie fast das De anzudeuten scheint) darin liegen." —

So weit der Verf. Die Aechtheit der Weissagung ist viel bezweifelt worden, jedoch wahrscheinlich mit Unrecht, wie die des Br. Hermann von Lehmin. Bernhard von Clairvaux versichert, daß Malachias den Geist der Weissagung gehabt habe. Merkwürdig treffen zu die Prädikate: Visus velox (Clemens XIV., Ganganelli), Peregrinus apostolicus, (Pius VI. Praschi), der erst die weltberühmte Reise zu Joseph II. machte, um für die hergebrachten Rechte des päbstlichen Stuhls, die Investiturgebühren zu sollicitiren, und am Ende seines Lebens noch mehr ein apostolischer Pilgrim werden mußte, und Aquila rapax (Pius VII. Chiaramonti), sofern der Ausdruck seine Leiden durch den französischen Adler bezeichnet. Er regierte von 1800 — 1823, und allerdings konnte das Peregrinus apostolicus von 1809 — 1814 auch ihm gelten, selbst im Jahr 1804 vermöge seiner Reise nach Paris zur Krönung Napoleons. Allein Pius VI. war damit bereits treffend bezeichnet. Außer obigem Bezug machte mich der sel. Stadtgerichtsdirector Conrad Schmidt von Augsburg, ein Freund

von Eckartshausen, noch auf eine andere Auslegung aufmerksam, die ich jedoch nur für secundär halten möchte: auf die neue Gewalt, welche Pius VII. in seinen letzten Jahren über die katholische Kirchen der Europäischen Länder gewann, auf die Wiedereroberung der verlorenen Kirchenprovinzen. Ob die Familie der Grafen Chiaramonti zu Cesenna, woraus er war, einen Adler im Wappen führt, ist mir unbekannt; vielmehr glaube ich mich zu erinnern, es sei ein Schloß und ein halber Mond. — Am 27. Sept. 1823 wurde erwählt Leo XII. oder Hannibal della Genga, geb. zu Genga bei Spoletto d. 2. Aug. 1760, bei Malachias Canis und coluber, wovon oben die Auslegung, die nicht unwahrscheinlich ist. Er war einer der besten, billigsten und klügsten Päbste, der seinem Amte treu vorstand, und viel für die öffentliche Ordnung that; er starb am 10. Febr. 1829. Sein Familienwappen war ein grüner oder braungrüner schwebender Adler im blauen Felde, über dem Adler eine goldene Krone, und darüber noch ein kleiner goldener Adler (wofern ich bei seiner Exequien recht gesehen habe). Sein Nachfolger Pius VIII. Castiglione, mit Vir religiosus bezeichnet, war wirklich ein ausgezeichnet frommer Greis, und dafür unter anderem seine Antwort auf die Anrede des Vicomte v. Chateaubriand bei dem Conclave charakteristisch, worin er bemerkte, daß der Wahl eines Seelenhirten politische Rücksichten fremd bleiben müßten. Er regierte aber keine zwei Jahre, und ihm folgte am 2. Febr. 1831 der noch jetzt (im März 1832) regierende Pabst Gregor XVI., Cappellari. Seine Devise: de balneis Hetruriae, von den Toskanischen Bädern, schien auf einen Pisaner zu deuten; allein er ist geboren zu Belluno im venetianischen am Piave (ehedem Bellunum), und wofern nicht seine Familie aus Pisa stammt, so müßte die Zeit erst die Erklärung bringen. Eben gegenwärtig hat er mit den im Kirchenstaat, besonders in den Legationen ausgebrochenen Unruhen und der Besetzung von Ankona durch die Franzosen schwer zu kämpfen.

Im Staatswahrsager fehlt die Erklärung des Symbolums

einiger vorigen Päbste. 92 ist Clemens XII. colomna excelsa, wobei nur gesagt ist: „Ein Florentiner aus dem Hause Corsini.“ 93. „Animal rurale, ein Feldthier. Benedictus XIV. der jetzige Pabst, erwähl den 17. Aug. 1740“ (regierte bis 1758). Er hieß Lamberini, war geboren zu Bologna, und zuvor daselbst Erzbischof. Woher nun jenes Prädicat? Ferner „94 Rosa Umbriae. Die Rose aus Toscana“. Dieß wäre Clemens XIII. gewesen v. 1758 — 1769. Er war geboren zu Venedig, hieß Rezonico, zuvor Bischof von Padua. Diese Stadt liegt im Venetianischen, und Umbria ist auch nicht Toscana, sondern das jetzige Herzogthum (die Legation) Urbino (s. Bischoff und Möller). Diese Andeutung ist also völlig dunkel. — In der Geschichte der Päbste von Clorente findet sich keine Auflösung dieser Fragen. Ferner habe ich mir angemerkt:

Oct. 1837. Der noch regirende Pabst Gregor XVI. hat vor einiger Zeit (wo ich nicht irre im Vatican) ein Hetrurisches Museum oder eine Sammlung Hetrurischer Alterthümer angelegt. Ob hiemit seine Devise zusammenhängt?

Im Sept. und Oct. 1839 war eine Versammlung der Naturforscher in Pisa, welche zu besuchen Gregor XVI. den Römischen Geistlichen und Professoren verbot. Sie wurde am 1. Oct. unter den Auspicien des Großherzogs von Toskana mit einem Hochamt eröffnet (allg. Zeit. v. 14. Oct.,) und schrieben sich 210 Mitglieder ein. Man behauptete, daß damit eine neue Aera für die Wissenschaft in Italien beginne. Da dieses also ein so merkwürdiges Datum in seiner Regierungszeit ist, so könnte die Devise sich auch hierauf beziehen. Doch warten wir die weitere Zukunft ab.

Die Weissagung kündigt noch zwölf Päbste an, wovon der nächste mit Crux de cruce (Kreuz vom Kreuz) bezeichnet wird.

— y —

Jakob Böhmes Schauen vom Tode und von dem Zustand der Seele nach dem Tode.

Die Lehre des deutschen Philosophen Jacob Böhme in einem systematischen Auszuge aus dessen sämmtlichen Schriften dargestellt und mit erläuternden Bemerkungen begleitet von Dr. Julius Hamberger, Professor der Religions- und Sittenlehre am königlichen Cadetten-Corps in München. München. Im Verlag der literarisch-artistischen Anstalt. 1804.

Diese Schrift enthält eine Zusammenfassung des wesentlichen Inhaltes der Böhmischen Schriften in ein leichter zu überschauendes Ganze.

Die Tiefe dieser Schriften, eine gewiße Unbeholfenheit des Verfassers in der Darstellung, machen sie zu den dunkelsten und schwierigsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes. Eine solche Verständigung war ein um so größeres Bedürfniß, da frühere Versuche zu solchen, ihrem Zweck durchaus nicht genügen, in vorliegendem Werke aber alles erfüllt ist, was zu einer allgemeinen Verständigung dieses tiefen Sehers dienen kann.

Böhme hatte wie Plato ein inneres Schauen, seine Philosophie ging aus den Tiefen des Innern und sie ist keine Philosophie des Gehirnes und abstrakten Verstandes.

Böhme blieb in einem Verbande mit der Natur, während Gehirnphilosophen sich diesem geradezu entreißen und daher nie weiter kommen können, als eben ein von der Natur abgetrenntes Menschengehirn kommen kann.

Der Glanz eines blanken Zinngefäßes, (ein blanker Zinnteller that hier mehr, als ein ihm vom Catheder vorlesender Professor der Philosophie) das den Schein des Sonnenlichtes auf liebliche Weise wiederspiegelte, entwickelte in Böhme unversehens eine solche wunderbare innere Klarheit, daß es ihm war, als vermöchte er nun ungehemmt die tiefsten und letzten

Prinzipien aller Dinge zu erschauen; kurz, er wurde in den Zustand des Innern versetzt. Fast beängstigt von der Fülle, der sich ihm vorstellenden Erkenntniß, wohl auch in der Freude wegen solchen überfließenden Reichthumes von einer Art Zweifel ergriffen, begab er sich so fort in das Grüne; um sich theils von seiner Gemüthsbewegung zu erholen, theils auch die Realität der ihm zu Theil gewordenen Anschauungen an der Objektivität der Natur zu prüfen. Er erlangte in der That die Bestätigung des kaum Gehofften: der einmal gewonnene Blick in die Tiefen der Dinge, wurden bei ihm immer heller und klarer, so daß er denselben, wie er sich manchmal selbst darüber erklärte, bis in ihr innerstes Wesen, in ihr Herz gleichsam hineinzublicken vermochte. Interessant muß es besonders den Lesern dieser Blätter seyn, was Böhme vom Tode und von dem Zustande der Seele nach dem Tode schaute, und was mit den Beobachtungen und Ansichten dieser Blätter auch sehr übereinstimmt, eben weil es auf innerer Naturanschauung beruht.

Wir geben hier ohne die erläuternde Erklärung des Verfassers jener Schrift, nur die von ihm aufgefaßten Hauptsätze Jakob Böhmes über den Tod und den Zustand der Seelen nach ihm.

Vom Tode und dem Zustande der Seele nach dem Tode.

1. Weil der Mensch um der Sünde willen in die Gewalt der Gestirne gefallen ist, so kann sein äußeres Leben nicht immerdar bleiben.

2. Der Mensch verfällt aber dem Tode entweder dadurch, daß dem Leibe die Speise entzogen oder derselbe des Blutes beraubt wird, oder auch dadurch, daß ihn Krankheit befällt und also das eine oder das andere Element die Uebermacht in ihm gewinnt.

3. Im Tode fällt der Leib den vier Elementen anheim und bleibt also nun der Geist in der Wurzel des wahrhaften oder fünften Elementes stehen.

4. Während der Mensch bei Leibes Leben in drei Prinzipien existiren kann, so steht er nach dem Tode nur in einem einzigen, entweder im Feuer- oder im Lichtreiche.

5. Nach dem Tode kann die Seele ihren Willen nicht mehr ändern, sondern sie versinkt da völlig in das, was sie auf Erden erfaßt hat.

6. Bei verkehrter Willensrichtung bekommt die Seele auch ein verkehrtes Wesen, und dieses wird nun in jenem Leben offenbar.

7. Wenn die Seele des göttlichen Lichtes entbehrt, so treten bei ihr die vier untern Naturgestalten hervor, und quälen sie auf mannigfaltige Weise.

8. Auch das Bewußtsein ihrer vormaligen Sünden peinigt die Seele, so wie die Vorwürfe und die Flüche derjenigen, welchen sie auf Erden Leid zugefügt hat.

9. Alle diese Qual ist um so heftiger, da die Seele aus der Zerstreuung des äußern Lebens herausgezogen ist, und ihre böse Begierde der Befriedigung jetzt gänzlich ermangelt.

10. Es vermag sich die gottlose Seele wegen des Gefühls ihrer eigenen Schande nicht mehr zu bekehren, und sie hat die beseligende Fassung in Gott völlig verloren.

11. Das Licht der göttlichen Liebe macht sich dem Gottlosen nur auf widerwärtige Weise, als Zorn, offenbar.

12. Weil dann die gottlose Seele nirgends Hülfe oder Errettung finden kann, so ergibt sie sich völlig dem Teufel.

13. Dabei erbebt die gottlose Seele stets vor dem jüngsten Gerichte und nur im Trotze gegen Gott, und in der Beförderung des Bösen in der Welt findet sie noch einige Freude oder Beruhigung.

14. In einen ganz andern Zustand gehen freilich diejenigen bei ihrem Abschiede von der Welt ein, welche in der ganzen Zeit ihres Lebens gegen ihre bösen Begierden gekämpft oder gar dieselben völlig überwunden haben.

15. Das Licht und die Kraft Gottes durchleuchtet und erfüllt sie, der Segen ihrer guten Werke umgibt sie, die Hoffnung nach höherer Verherrlichung belebt sie; aus den Leiden und Verfolgungen, welche sie erduldet haben, erblüht ihnen lauter Freude.

16. Zwar folgen den Abgeschiedenen auch alle ihre sündhaften Werke nach, haben sie aber deren Vergebung zu erringen gewußt, so wird auch durch dieselben ihre Seligkeit nicht getrübt.

17. Auch das höllische Wesen, so wie die Verwirrung der irdischen Dinge, selbst bei ihren ehemaligen Anverwandten, kann ihre sanfte Ruhe nicht stören; doch freuen sie sich der Frömmigkeit der Ihrigen, und sind wohl auch geneigt, dieses oder jenes zu Gottes Ehre zu offenbaren.

18. Die Erkenntniß und Wissenschaft ist bei den völlig in die Heiligung eingegangenen Seelen eine überschwängliche, bei den erst zuletzt noch Bekehrten ist sie freilich weit geringer; ebenso findet bei diesen Letztern, da ihnen der himmlische Leib noch fast gänzlich fehlt, keine Wirksamkeit Statt.

19. Die Behauptung, daß die abgeschiedenen Heiligen unsere Noth dem allwissenden Gott vortragen, und durch ihre Fürbitte die unendliche Barmherzigkeit bewegen, uns zu helfen, ist eine sinnlose.

20. Daß aber durch die verstorbenen Heiligen bei ihrer großen Erkenntniß und Kraft und bei ihrer beständigen Lust, Gutes zu stiften, Wunder auf Erden gewirkt worden seyen, das wird sich nicht läugnen lassen.

21. Es war dieses möglich durch den starken Glauben der Lebendigen, der in den kräftigen Willen jener Heiligen einging.

22. Einer reinen Seligkeit, wie die eigentlichen Frommen, können sich diejenigen Seelen noch nicht erfreuen, welche nur im halben Glauben von der Welt geschieden, und also zur wahrhaften Wiedergeburt noch nicht gelangt sind.

23. Diese, mit dem irdischen Wesen noch behafteten Seelen erscheinen hie und da in ihrem irdischen Leibe, namentlich auch, um die Lebenden zu bitten, ihnen mit ihrem Gebete beizustehen.

24. Allerdings vermögen die Lebenden den Abgeschiedenen, besonders aber den Sterbenden durch ihr Gebet, wenn dasselbe ein recht gläubiges und ernstliches ist, den Kampf mit den Mächten der Finsterniß zu erleichtern.

Sogenannte Wunderheilungen.

Franziskus de Paris starb den 1. May 1727 in Paris. Kaum war er todt, so verbreitete sich durch ganz Paris ein Gerücht, der entseelte Körper, welcher auf dem Kirchhof St. Medard begraben lag, thue Wunder. Man lief von allen Seiten zum Grabe, küßte die Erde, drang in die Todtenkammer und theilte sich in Alles, was er an seinem Körper hatte. In wenigen Wochen war Paris voll von wunderthätigen Heilungen. Merkwürdig ist, daß dazumal die Jesuiten die heftigsten Gegner dieser angeblichen Heilungen waren, die sie für eitlen Betrug der Jansenisten erklärten. Einen partheilosen Beschreiber nnd Vertheidiger fanden diese wenigstens aber in dem Parlamentsrathe Montgeron. Dieser ein Anhänger deistischer Lehren, betrachtete auch jene Erscheinungen als Betrug und war ihr großer Spötter und Widersacher. Als solcher und in der Hoffnung, sich noch mehr Beweise für seine Behauptung verschaffen zu können, begab er sich am 7. September 1731 selbst auf den Medardskirchhof zu dem Grabe des gerühmten Heiligen. Hier nun war er durch die eigene Ansicht der wundervollsten Heilungen so gerührt, daß er, überzeugt von ihrer Wahrheit, wieder das Grab verließ, und so ein heftiger Gegner er vorher war, so ein eifriger Vertheidiger derselben wurde er jetzt.

Das Gerücht von diesen Wundern kam auch zu des Königs Ohren, allein die Günstlinge hatten ihn zu überreden gesucht, das alles seye nur ein Betrug, der von den Janseisten zum Vortheil gespielet worden. Deswegen sezte Herr von Montgeron eine schriftliche Erzählung mehrerer der vornehmsten Heilungen auf, belegte sie mit Zeugnissen und überreichte diese

Schrift nebst einem ernsten, sehr schönen Zueignungsschreiben, dem Könige in Person.

In dieser Zuschrift an den König, die dem ersten Band (auf 28 Seiten) vorgedruckt ist, beruft er sich mit männlicher Beredsamkeit im Angesichte des Hofes und des Königs darauf; — daß so viele Menschen, die er mit Namen nennt) in Paris in Gegenwart vieler Zuschauer, von den schwersten und zum Theil unheilbaren Krankheiten auf dem Grabe des Paris geheilet worden; — daß viele angesehene Aerzte und Wundärzte und Geistliche die Wahrheit dieser Geschichten bezeugen; daß es blos an dem bösen Willen der Bischöffe (!!) liege, wenn keine gerichtlichen Beweise davon geführt werden könnten, sie gehen nur darauf aus, diesen Heiligen in Verdacht zu bringen und unterließen gerichtliche Untersuchungen nur deswegen, weil solche diese Heilungen in das klarste Licht setzen würden. In diesem Briefe redet er auch vieles, doch mit Bescheidenheit, wider die ehrgeizigen Absichten des römischen Hofes und der Jesuiten, die die ganze Christenheit und alle Könige ihren Befehlen zu unterwerfen streben und die Absicht verriethen über die ganze Welt den Pabst durch sich, und wieder sich durch den Pabst, herrschen zu machen. Endlich beschließt er mit einer ehrerbietigen Ermahnung an den König, sein Herz diesen großen Wundern nicht zu verschließen, sondern sie Kraft seiner erhabenen Macht auf's sorgfältigste zu prüfen.

Die Folge war, daß er durch Einwirkung der Jesuiten seine Würde und nachher auch seine Freiheit verlor. —

In dem Werke beschreibt Montgeron eine Menge geschehener Heilungen. Zuerst gibt er eine kurze Nachricht von der Heilung selbst, alsdann beschrieb er den Character der Zeugen, auf deren Aussage die Heilung beruht, hierauf folgt sein Beweiß von deren historischer und philosophischer Richtigkeit und endlich fügt er alle möglichen Documente und Zeugnisse bey. Die Krankheiten sind genau angegeben und so wie sie mit vielen Zeugen für ihre Heilung im Buche ausgeführt sind, ist weiter nichts einzuwenden. Vier Jahre nach einander waren seit

1727 eine Menge von solchen Heilungen auf dem Grabe des Paris geschehen, als ein neuer unerwarteter Auftritt sich ereignete. Seit dem Jahre 1731 bekamen alle diejenigen, auch kleine Kinder nicht ausgenommen, die man auf das Grab desselben legte, die entsetzlichsten Convulsionen, welche augenblicklich aufhörten, sobald man sie vom Grabe wegnahm und alsbald wieder anfingen, wenn man sie dahin brachte. Sie dauerten öffentlich auf dem Grabe ohngefähr sieben Monate, in welcher Zeit verschiedene Kranke durch diese Verzuckungen (magnetische Krisen) geheilt wurden. Es waren völlig magnetische Zustände in die, nach den vorausgegangenen Krämpfen, die auf das Grab gelegten verfielen, ein magnetischer Schlaf, in dem sie Verordnungen für andere machten, in dem Menschen von geringer Bildung rührende geistliche Reden hielten, voraussagten, in fremden Sprachen redeten.

Durch die Bemühungen der Jesuiten wurde aber der Kirchhof St. Medard, auf Befehl des Königs, den 25. Januar 1732 zugemauert.

Wenn wir annehmen, daß auf diesem Grabe des Franziskus de Paris wirklich Krankheiten geheilt wurden, wie Herr Montgeron viele mit Zeugen belegte Geschichten erzählt, so sind wir weit entfernt, daß Heilungen dem Einfluß eines in diesem Grabe ruhenden Heiligen zuzuschreiben, sondern wir nehmen an und wissen: daß die Kraft des Glaubens und Gebetes schon Heiluugen hervorgebracht, die die gewöhnliche Arzneikunde nicht bewirken konnte, daß die Macht des Gebets und des Glaubens, den Menschen in den Zustand des Innern versetzen und Erscheinungen an ihm hervorbringen kann, die den magnetischen ähnlich, oder diese selbst sind. Jene Convulsionen, in die die Gläubigen auf dem Grabe verfielen, waren auch nichts anders als magnetische Krisen, in denen sie in ihr Innerstes zurückgeführt wurden und ihr leibliches, wenigstens auf eine Zeit lang, einen solchen erschütternden Eindruck erlitt, daß nicht nur ihr Seelenzustand, sondern auch der Zustand ihres Körpers, eine mächtige Veränderung erleiden konnte,

die für beide heilsame Krisen und Heilungen wohl hervorzubringen im Stande war.

Der Königl. Preuß. Stadtkreis-Physikus zu Trier, Herr Dr. Hansen, brachte uns jene alte Schutzschrift Montgerons für die Heilungen auf dem Grabe des Paris wieder in Erinnerung, und zwar durch seine Schrift, betitelt:

„Aktenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier im Jahr 1844 sich ereignet. Nach authentischen Urkunden u. s. w. Trier, Verlag von Galls Buchhandlung. 1845."

Wie Montgeron, hat auch Dr. Hansen die Vertheidigung wunderbarer Heilungen übernommen und liefert uns mit Belegen von Zeugen und ärztlichen Bestätigungen die Geschichte einer Reihe von Heilungen, die bei Gelegenheit der Ausstellung des angeblichen h. Rockes zu Trier geschehen seyn sollen.

Herr Dr. Hansen giebt diese Krankheitsgeschichten meistens sehr ausführlich und in einem wissenschaftlichen Sinne und wir zweifeln an deren Wahrheit so wie auch, zum Theil, an einer wirklich geschehenen Heilung, keinesweges, nur glauben wir nicht, daß solche Heilungen dadurch geschahen, weil jener ausgestellte Rock ein wahrhaftes Gewand des Erlösers gewesen und ihm von dessen heilender, göttlicher Kraft innewohnt, sondern wir glauben: daß jene Heilungen einzig durch den Glauben, das Gottvertrauen und das inbrünstige Gebet, welches die Kranken in jenem Momente in ihr Inneres geführt, ihr innerstes Seelenleben mit Ertödtung des Leiblichen hervorgerufen, bewerkstelligt worden seyen. Wir sagen: zum Theil, — weil wir auch nicht allen der hier aufgeführten Heilungen unsern unbedingten Glauben schenken können.

Ein Fall, den Herr Dr. Hansen in seiner Schrift sehr ausführlich aufführt (Fall IV.) ist der der Gräfin Johanne Droste zu Vischering. Die Einfachheit und Klarheit seiner Erzählung beurkundet uns seine Wahrheit und wir sehen aus ihm, was Glauben und Gottvertrauen im inbrünstigen Gebet zu thun vermögend sind, mögen solche einen

Menschen im stillen, leeren Kämmerlein, wo kein Kruzifix und kein h. Rock ist, oder in einem Dome zu Trier oder zu Köln erfassen, die Wirkungen sind immer gleich, er wird in sein Innerstes und in eine allgemeinere Naturverbindung wieder geführt. In solchen Momenten der Freiwerdung des Geistes gehen dann auch oft mit dem Körper und seinen Gebrechlichkeiten die wunderbarsten Veränderungen vor, die die gewöhnliche Medicin dann durch Täuschungen, mechanische Einflüsse u. s. w. zu erklären weiß.

Dieß fand auch in diesem Falle der Gräfin Droste statt. Man will ihn durch mechanische Einflüsse erklären, aber wir pflichten solcher Erklärung so wenig bei als der Erklärung, daß diese Fußstreckung durch die Berührung eines wirklich einst gewesenen Gewandes unseres Heilandes geschehen sey.

Diß war auch nach der Geschichtserzählung des Herrn Dr. Hansen nicht der Fall: denn jene Erscheinung fand ja noch, wie erzählt wird, vor der Berührung des Rockes statt, aber sogleich oder während des inbrünstigen Gebetes der Gräfin nicht um volle Gesundheit, sondern nur um die Gnade, Gott möge ihr Streckung und jene Kraft in dem kranken Beine verleihen, daß sie ohne Krücken einhergehen könne. In solchen Gedanken und Gebeten vertieft, habe sie in der Gallerie vor dem h. Rocke auf ihre Krücken gestützt zwischen ihrer Nichte einige Momente gestanden, da habe auf einmal ihr bisher gekrümmter Fuß mit der Sohle den Boden berührt u. s. w. Ihre Großmutter gab in ihren Zeugnissen an: „Nachdem sie das Glück hatte, den heiligen Rock berühren zu können, sagte sie zu mir: ich kann auf meinem Fuße stehen."

Wir theilen hier diese ganze Geschichte aus dem Buche des Herrn Dr. Hansen wörtlich mit, nicht als einen Beweis der Wunderkraft eines angeblichen h. Rockes, sondern als einen Beweis der Kraft des Glaubens und Gebetes.

Fall IV. Gräfin Johanna Droste zu Vischering.

Es war Freitag, den 30. August, in jener Zeit der Ausstellung des h. Rockes, als unsre Stadt und die zahlreich darin wallenden Pilger in die freudigste Aufregung und Erstaunen versetzt wurden durch die schnell von Munde zu Munde verlaufende Kunde, ein vornehmes Fräulein habe mit Krücken den h. Rock besucht, und ohne dieselben den Dom verlassen.

Wie jetzt allgemein bekannt, hatte dies Ereigniß wirklich an der Gräfin Droste zu Vischering Statt gefunden. Dieser Fall ist in mehrfachen Rücksichten interessant und von hoher Wichtigkeit. Einmal war es, wenn auch nicht die erste plötzliche Heilung, die in diesem Jahre am h. Rock sich zugetragen hatte, doch die erste, die zur Kenntniß des Publikums gelangt war; dann betraf sie eine vornehme, in der Welt bekannte Dame, eine Gräfin Droste zu Vischering, bei der sich zuversichtlich alle Thatumstände vor und nach der Heilung genau constatiren ließen, und so recht geeignet, in der ganzen Christenheit Aufmerksamkeit zu erregen. Aus diesen Gründen will ich es mir angelegen sein lassen, diesen Fall nach allen seinen Seiten recht erschöpfend zu erörtern.

Vorerst liegen mir zu seiner Constatirung folgende Aktenstücke vor.

I. Eine kurze Krankengeschichte der Gräfin Johanna Droste, abgefaßt zu Trier, am 30. August von ihrer Großmutter der verwittweten Erbdrostin (Gräfin Droste zu Vischering, geb. Gräfin von Nesselrode-Reichenstein.

II. Ein zu Trier, am 30. und 31. August in der Domprobstei vom Advokat-Anwalt Sauer aufgenommenes Protokoll, enthaltend die eigenhändig unterschriebenen Aussagen folgender Zeugen, die Freitags, den 30. Aug. im Dome als Mitglieder der Ehrenwache fungirten, und zwar:

1) des Schiffers Peter Marx von St. Barbara;
2) des Kauffmanns Johann Baptist Liel;
3) des Rothgerbers Thomas Varain;
4) des Fleischers Christian Trempert;

5) des Fleischers Wilhelm Weiler;
6) des Privatsekretairs Jakob Binz;
7) des Baumeisters Jakob Seeberger; und
8) des Gastwirths Andreas Kauth, alle von Trier.

III. Ein ärztliches Zeugniß, ausgestellt zu Kreuznach, am 6. Sept. vom Geh. Sanitätsrathe und Badearzte Dr. Prieger.

IV. Ein ärztliches Zeugniß, ausgestellt zu Münster in Westphalen, am 12. Octob. vom Regierungs-Medizinalrathe Dr. Busch.

V. Ein eigenhändiges in franz. Sprache abgefaßtes Schreiben der Gräfin Johanna Droste an die Vorsteherin der barmherzigen Schwestern im hiesigen Bürgerhospitale, datirt Darfeld bei Münster am 20. Oktober.

Nach diesen Aktenstücken ist der Thatbestand folgender:

Die 19jährige Gräfin Joh. Droste zu Vischering, Tochter des Erbdrosten Grafen Max Droste zu Vischering zu Münster in Westphalen, von großer schlanker Statur, war bis zum Oktober 1841 ziemlich gesund. Seit diesem Monate kränkelte sie nach den vor mir liegenden genannten ärztlichen Attesten und dem Krankenberichte ihrer Großmutter auf manchfaltige Weise, hauptsächlich in Folge einer angebornen scrophulösen Anlage. Mit Uebergehung der vielen krankhaften Zufälle, die sie in der ganzen Zeit besonders Anfangs zu erdulden hatte, sei hier nur der Zustand der rechten untern Gliedmasse näher erwähnt. Anfangs klagte sie über Schwäche in derselben, die das Gehen, namentlich das Treppensteigen erschwerte, während des folgenden Winters allmählig zunahm, im Frühjahre auch im linken Beine sich zeigte, und später in eine unvollkommene Lähmung beider Gliedmassen überging, wobei das Gehen völlig unmöglich wurde. Eine im Sommer 1842 gebrauchte Badekur hob die Lähmung, das linke Bein wurde wieder brauchbar; aber seither wählte sich die Scrophelkrankheit hauptsächlich das rechte Knie zum Heerde ihrer Ablagerung. Die Scrophelkrankheit nämlich (zur Belehrung des nichtärztlichen Publikums sei dieses hier eingeschaltet) ist ein

Leiden, das in seiner höhern Ausbildung besonders die Gelenke ergreift; die Gelenkenden der Knochen schwellen schmerzhaft an, die schleichende dyscrasische Entzündung ergreift allmählig auch die Gelenkbänder und nahe liegenden Sehnenscheiden und Sehnen, das ganze Gelenk wird mehr oder minder aufgetrieben, verliert seine freie Beweglichkeit und alle dasselbe bildende Theile entarten mehr oder weniger; das Glied selbst krümmt sich allmählig, und verharrt in dieser Krümmung; die zusammengezogenen Muskeln verlieren nach und nach durch das stete Verharren in Ruhe an Umfang und Wirkungsvermögen, sie verkümmern, und dadurch magern die dem Gelenke zunächst liegenden Glieder langsam ab, — Alles dieses, versteht sich, je nach der Stärke und Hartnäckigkeit des zu Grunde liegenden Scrophelleidens in höherm oder geringerm Grade. Bei unserer Gräfin, wie gesagt, bildete sich im rechten Knie eine solche scrophulöse, chronische und schmerzhafte Entzündung, die zum Theil noch besteht. In Folge derselben verkürzten sich die Beugemuskeln des Unterschenkels, wodurch die Geradestreckung des Anfangs mäßig geschwollenen Kniees verhindert wurde. Anfangs berührte die Fußspitze noch den Boden, aber schon im August des Jahres 1842 war dieses nicht mehr möglich; die Zusammenziehung der Muskeln und die Krümmung des Kniees nahmen immer mehr zu, so daß später der stumpfe Winkel, welchen Ober- und Unterschenkel mit einander bildeten, dem rechten sich näherte. Eine Verwachsung im Kniegelenke hat indessen nicht Statt gefunden; man konnte den Unterschenkel, ohne große Schmerzen zu verursachen*, stärker beugen, bis zu dem angedeuteten Winkel wieder ausstrecken, und bei dem Versuche, ihn weiter zu strecken, fühlte man deutlich den Widerstand der straff angespannten Sehnen der Beugemuskeln. Die Kranke konnte daher seit 2 Jahren nur auf Krücken mühsam sich fortbewegen, und ohne fremde Beihülfe weder sich nieder-

* Nach dem Berichte des Dr. Prieger war diese Beugung, in der letzten Zeit vor ihrer Reise nach Trier wenigstens, mit solcher Schmerzhaftigkeit verbunden, daß sie ängstlich von der Kranken vermieden wurde.

setzen, noch aufstehen; besonders schwierig war es, für das gekrümmte, stets schmerzende Glied eine bequeme Lage im Bette zu finden. Alle gegen dieses örtliche Leiden mit Ausdauer angewandten Mittel, als Bäder, Umschläge, Einreibungen, Blutegel, Pflaster, Fontanelle, der Electro-Magnetismus u. s. w. blieben ohne Erfolg. In diesem Zustande besuchte die Gräfin im Jahre 1843, und zum 2ten Mal im Sommer 1814 die Bäder zu Kreuznach, ohne daß im rechten Knie und Beine eine vortheilhafte Veränderung eingetreten wäre. Im Gegentheile nach der ausdrücklichen Versicherung des Dr. Busch war der Zustand des rechten Kniees vor ihrer Reise nach Trier derselbe geblieben, wie er so eben beschrieben wurde.

War der hier erörterte Zustand des rechten Beines der jungen Gräfin in ihren besten Jahren an und für sich schon ein höchst qualvoller und trauriger, der steten Schmerzen nicht zu gedenken: so erfüllte nach der Versicherung ihres Oheims, des Reichsfreiherrn Friedrich v. Landsberg-Velen, den ich am 30. September auf unserm Kasino zu sprechen die Ehre hatte, die Seele des jungen Mädchens mit stetem Grame und tiefer Wehmuth der Umstand, daß sie bei ihrem bekannten reinen und frommen Gemüthe nur mühsam, und unter Mithülfe mindestens zweier Menschen, also nie ohne besonderes Aufsehen zu erregen, die Kirche besuchen konnte. Daher kam es, daß sie besonders im Winter, trotz ihrer innern Sehnsucht, oft Monate lange in keine Kirche kam.

In dem beschriebenen traurigen Zustand befand sich die Gräfin im August 1844 in den Bädern von Kreuznach. Hier hörte sie von der Ausstellung des h. Rockes in Trier, und sogleich ward sie, wie ihre Großmutter schreibt, vom Glauben und der Hoffnung belebt, daß, wenn sie den Saum des h. Rockes anrühren dürfte, sie vom Drückendsten ihrer Leiden, der Lahmheit (nämlich der Verkürzung und Unbeweglichkeit der rechten Gliedmaße, wie sie dieses später auslegte) geheilt werden würde. Sie bereitete sich, wie sol-

ches im Berichte Nro. I. ausdrücklich gesagt ist, noch in Kreuznach durch den Empfang der h. Sakramente der Buße und Communion vor, und reiste mit heißer Sehnsucht in Begleitung ihrer Großmutter, der verwittweten Erbdrostin Droste zu Vischering, deren Nichte Fräulein von Bersword und einer Dienerschaft von drei Personen am 29. August nach Trier ab, stieg hier mit ihrem Gefolge im Gasthofe zum rothen Hause ab, und erfüllte alle Bewohner dieses Gasthofes mit innigem Mitleid, als sie sahen, daß sie wie ein Kind aus und in den Wagen gehoben werden mußte, und auf ebener Erde nur mittelst zweier hoben Armkrücken mühsam sich fortbewegen konnte. Nachdem ihre Großmutter von unserm Hochw. Bischofe einen Erlaubnißschein, den h. Rock von ihrer Enkelin berühren zu lassen, erhalten hatte, ward die leidende Gräfin Freitag den 30. August Vormittags gegen 10 Uhr im Angesichte vieler Zuschauer von einem Kammerdiener in den Wagen gehoben, und fuhr mit ihrem Gefolge zum Dome, und zwar an den Eingang des Kreuzganges. Was sich nun von dieser Zeit an bis 11 Uhr mit ihr im Dome zutrug, sahen hunderte von Pilgern, die im Dome versammelt waren, und die im Protokolle Nro. II. genannten Herren, und nach dieser letztern einstimmigem Zeugnisse ist der Thatbestand, wie er sich im Dome erreignete, folgender: Die Gräfin betrat auf 2 hohe bis unter die Achseln reichende in der Mitte mit Handgriffen versehene s. g. Armkrücken gestützt, in Begleitung des Weihbischofes Dr. Müller, ihrer Großmutter, der Fräulein v. Bersword, eines Livreebedienten und eines Lohndieners aus hiesiger Stadt, Namens Dahm, vom Kreuzgange aus den hohen Dom, stieg mit ihrem Gefolge die nahe steinerne Treppe hinauf, dann längst der Kapitelstube vorbei und gelangte so an die rechte Marmortreppe, die zum h. Rock hinauf führte. Diese stieg sie dann auf beiden Seiten von ihrer Großmutter und der andern Dame unterstützt, hinan, und begab sich in die Gallerie dicht vor dem h. Rocke. Hier blieb sie in der Mitte zwischen ihrer Großmutter und deren Nichte, noch immer auf ihre Krücken

gestützt, eine Weile ganz ruhig und fast unbeweglich stehen, und verrichtete weinend mit vor das Gesicht gehaltenen Händen ein stilles Gebet. Auf einmal läßt sie ihre Krücken fallen, spricht einige Worte zu ihrer Großmutter, und läßt sich, was sie seit 2 Jahren nicht mehr vermochte, ohne fremde Hülfe unter lautem Weinen und Beten auf ihre Kniee nieder. Ein Gleiches thaten ihr ganzes Gefolge und fast alle um sie versammelten Pilger, die sich gleichfalls vor Rührung und Erstaunen nicht der Thränen erwehren konnten. Nach Verlauf von etwa 5 Minuten erhob sich die Gräfin mit Hülfe ihres Gefolges und ward vom Weihbischofe Dr. Müller zur rechten Seite des h. Rockes, wo der Kanonikus v. Wilmowsky saß, geleitet. Hier kniete die Gräfin, immer noch weinend und betend, mit ihrem ganzen Gefolge nieder, berührte mit ihrer rechten Hand, die Herr v. Wilmowsky führte, das h. Gewand, und verblieb dann in dieser knieenden Stellung dicht vor dem Tischabsatze am h. Rocke, den Kopf mit beiden Händen darauf gelehnt, in heißem Gebete vertieft, und schien, wie der Gastwirth Kauth sich ausdrückt, in Verzückung sich zu befinden, da sie durchaus gar keine Bewegung wahrnehmen ließ, während alle Anwesenden mehr oder minder laut weinten. Nach Verlauf von abermals 5—8 Minuten erhob sich dieselbe ohne alle Hülfe der Anwesenden, in welchem Momente das Weinen ihres Gefolges viel lauter ertönte. Sie drehte sich dann sofort um, und verließ am Arme ihrer Großmutter mit beiden Füßen flach auftretend den h. Rock, und stieg die linke Marmortreppe hinunter, wobei ihr der Livrebediente die Krücken nachtrug. Unten in der Nähe der steinernen Treppe angekommen, kniete die ganze Gesellschaft noch einmal nieder, verrichtete unter heißen Thränen und Schluchzen ein kurzes Dankgebet, gegen den h. Rock gewendet, und verließ bald darauf den Dom. Auf diesem ganzen Wege vom h. Rocke bis zur seitlichen Ausgangsthüre des Domes ging die Gräfin mit beiden Füßen flach auftretend, und selbst die beiden hohen

Treppen hinunter, ohne mehr als von ihrer Großmutter leise unterstützt zu sein. Hierauf fuhr sie in ihre Wohnung zurück. Hier war die Rührung und das freudige Erstaunen aller Anwesenden, als sie die Gräfin ohne Krücken den Wagen verlassen und am Arm ihrer Großmutter gehen und die Treppe hinaufsteigen sahen, so groß, daß die Gastgeberin Frau Süß die Thatsache Mehrern, die sie später darum befragten, nur unter Thränen erzählen konnte. Am Nachmittage desselben Tages gegen 3 Uhr sah auch ich die Gräfin mit beiden Füßen flach auftretend, leise auf den Arm ihrer Großmutter gestützt, aus dem rothen Hause kommen, und ziemlich leicht und behende den hohen Wagen besteigen, wobei sie mit dem kranken Beine Bewegungen machte, die eine abwechselnde Streckung und Beugung des kranken Kniees nothwendig voraussetzten. Damals fuhr sie zum Besuche unseres Hochw. Bischofes Dr. Arnoldi in dessen Wohnung, und hier überzeugten sich dieser, so wie mehrere dort anwesende hohe Prälaten, daß sie allein und ohne alle Mithülfe Anderer die Treppen heraufsteigen und im Zimmer umhergehen konnte. Dieselbe Ueberzeugung gewannen am andern Tage alle Bewohner unseres Bürgerhospitales, und der dort anwesende Pastor von St. Paulus, Dr. Schäfer, da sie mit ihrem Gefolge dieses Hospital mit einem Besuche beehrte. Ueber den Hergang der Sache erzählte sie sowohl unserm Hochw. Bischofe als auch Dr. Schäfer* in einer Art von kindlichem Vertrauen Folgendes: Von allen ihren Leiden sei ihr namentlich der Umstand ein betrübender gewesen, daß sie zum Gehen der Beihülfe so vieler Menschen bedurft, und namentlich nicht ohne großes Aufsehen die Kirche zu besuchen vermocht; sie habe daher in ihrem Gebete bei dem Erlöser nicht um volle Gesundheit, sondern nur um die Gnade gefleht, er möge ihr Streckung und jene Kraft in dem kranken Beine verleihen, daß sie ohne Krücken einher gehen könne, sie wolle im Hinblicke auf sein hohes Vorbild ihr übriges Leiden, namentlich ihre Schmerzen gerne und geduldig tragen, wie es

* Man vergleiche auch den Bericht des Dr. Busch.

seinem göttlichen Willen gefiele; in solche Gedanken und Gebete vertieft, habe sie in der Gallerie vor dem h. Rocke auf ihre Krücken gestützt zwischen ihrer Großmutter und Nichte einige Momente gestanden, da habe auf einmal ihr bisher gekrümmter Fuß mit der Sohle den Boden berührt; von dieser beseeligenden Empfindung im Innersten durchzuckt, habe sie ihre Krücken fallen lassen, der neben ihr befindlichen Großmutter die frohe Kunde in wenigen Worten mitgetheilt, und sei unter lautem Weinen und heißem Dankgebete auf ihre Kniee gesunken, zum ersten Male seit Jahren. Diese ihre einfache Erklärung, die ihre Großmutter ganz bestätigt, indem sie im Berichte No. 1. wörtlich sagt: „Noch ehe sie das Glück hatte, denselben (den h. Rock) berühren zu können, sagte sie zu mir, ich kann auf meinem Fuße stehen," stimmt so genau mit allen bereits erörterten Zeugenaussagen überein, daß auch nicht der geringste Zweifel übrig bleiben kann, der Moment der Streckung ihres Beines sei jener gewesen, wo sie in der Gallerie vor dem h. Rock stehend verweilte, noch ehe sie den h. Rock selbst berührte. Auch konnte sie von jenem Augenblicke an auf ihrem kranken Fuße auftreten, verspürte aber immer noch im Knie Schmerzen, das auch noch wie früher angeschwollen war. Dies bemerke ich ausdrücklich, und bitte alle Leser, nicht zu vergessen, die Gräfin habe am h. Rocke, wie sie blos gebeten, nur völlige Streckung ihres gekrümmten Beines und jene Kraft und Beweglichkeit in demselben empfangen, um damit selbstständig und ohne Krücken knieen und einhergehen zu können; ihr übriges scrophulöses Leiden verblieb, und empfand sie nach wie vor in dem etwas angeschwollenen kranken Kniegelenke beim Gehen noch Schmerzen. Nur einzig aus dieser Ursache, um die ihr zur Tilgung der im Körper wurzelnden Scrophelkrankheit verordnete Badekur noch einige Zeit fortzubrauchen, verließ sie den 1. Sept. Trier, um nach Kreuznach zurückzukehren. Hier gebrauchte sie noch 14 Tage lang die Bäder, ging aber zum Erstaunen Aller, die sie früher kannten, und jetzt sahen, wenn

auch noch etwas zaghaft und hinkend, ohne Krücken nur leise auf den Arm einer Dame gestützt, auf der Promenade und im Kurhause einher. Am 14. Sept. reiste sie von Kreuznach nach Hause ab, und befindet sich seither auf ihrem Schlosse Darfeld bei Münster.

Ehe ich zur weiteren Erörterung dieses denkwürdigen Falles übergehe, will ich zur Bestätigung dessen, was ich bisher vorgetragen, und damit jeder Leser eine genaue Einsicht von dem frühern und gegenwärtigen Zustande ihres kranken Beines erhalte, die beiden ärztlichen Atteste, die unserm Hochw. Bischofe eingereicht wurden, hier wörtlich folgen lassen. Sie lauten also:

1. Jenes aus Kreuznach:

„Der Unterzeichnete bezeuget hiermit auf Verlangen der Wahrheit gemäß, daß die Gräfin Johanna v. Droste, Tochter des Herrn Erbdrosten Grafen von Droste-Vischering zu Münster in diesem und dem Sommer 1843 die hiesigen Bäder mit gutem Erfolg gegen mehrere scrophulöse Knochenleiden gebraucht hat und noch gegenwärtig gebraucht.

„Ausser mehreren erkrankten Brustwirbeln sind vorzüglich die das rechte Kniegelenk bildenden Knochenenden des Oberschenkels, des Schien- und Wadenbeines mit der Kniescheibe und deren Gelenkbänder durch chronischen Entzündungsprozeß aufgetrieben. Diese Schmerzhaftigkeit bewirkte auch, daß jede Beugung des in einen stumpfen Winkel zusammengezogenen rechten Kniegelenks auf das Aengstlichste vermieden wurde.

„Durch die lange andauernde (zweijährige) Beugung des Knies entstand eine Contraction der Beugemuskeln dieses Fußes, welche jedes Auftreten mit der Fußsohle unmöglich und den Gebrauch von Krücken nothwendig machte.

„Die Anwendung der hiesigen Bäder verbesserte zwar das Allgemeinbefinden der Gräfin, allein die Schmerzhaftigkeit der das Kniegelenk bildenden, so wie auch der übrigen erkrankten Knochen dauerte fort, so daß bei der letzten Untersuchung und Messung des Fußes (24. August) jeder Versuch zur Ausstreckung

desselben, um keine neue Reizung und Entzündung hervorzubringen, unterlassen, aber der ruhige Fortgebrauch der Bäder anempfohlen wurde.

„Dem am 28. August d. J. ausgesprochenen Wunsche der Gräfin Johanna, so wie der Großmutter, der Frau Erbdrost Gräfin Droste, eine Reise nach Trier zum h. Rocke zu machen, konnte ich um so weniger meine Beistimmung versagen, als die Kur bereits so weit vorgeschritten war, daß eine Unterbrechung von wenigen Tagen dieselbe nicht stören konnte und ich von diesem starken Troste des Glaubens bei so vielen und schon so lange andauernden Leiden nur Vortheil für Geist und Körper erwarten durfte.

„Die Reise wurde Donnerstag den 29. August noch mit dem Gebrauch der Krücken nach Trier in einem guten Wagen angetreten und am Sonntag den 1. September kam die Gräfin ohne Krücken hieher zurück.

„Am Montag den 2. September wurde ich nicht wenig überrascht, als mir die Gräfin mit ausgestrecktem Fuße und mit der Fußsohle vollkommen auftretend in höchst freudiger Stimmung entgegen kam, und erzählte, sie habe am Hochaltar zu Trier Gott um die Gnade gebeten, ihren Fuß wieder gerade ausstrecken und darauf gehen zu können. Während des Gebetes habe sie versucht den Fuß zu strecken* und den vollkommen gelungenen Erfolg habe sie sogleich der neben ihr knieenden Großmutter mitgetheilt.

„Die genaue Untersuchung des ganzen Fußes ergab nun Folgendes:

1) daß das früher in einem stumpfen Winkel gebogene rechte Kniegelenk gerade und völlig ausgestreckt werden konnte, und daß die Ferse und die ganze Fußsohle den Fußboden beim Stehen vollkommen berührte;

2) daß die aufgeschwollenen Knochen und Gelenkbänder noch in ihrem frühern Zustande von Auftreibung und Schmerz-

* Man vergleiche über den Hergang das oben Gesagte, so wie den Bericht von Dr. Busch.

haftigkeit, so wie auch die übrigen krankhaften Erscheinungen unverändert geblieben sind, und

3) daß sich auf der obern Hälfte der Kniescheibe und noch zwei Finger breit höher eine bedeutende blaugelbe Blutunterlaufung*, die erst nach der Ausstreckung des Fußes entstanden sein soll, gefunden hat."

(Gez.) Dr. Prieger,

(L. S.) Geheimer Sanitätsrath und Badearzt.

II. Jenes von Münster:

„Die Gräfin Johanne Droste, von großer schlanker Statur, 19 Jahre alt, kränkelte seit Oktober 1841 auf mannigfaltige Weise, hauptsächlich in Folge einer ihr angebornen scrophulösen Anlage. Von den vielen krankhaften Affektionen, welche sie seit dem zu erdulden hatte, soll hier nur der Zustand der rechten untern Gliedmaße näher erwähnt werden. Anfänglich klagte sie über Schwäche in derselben, welche das Gehen, vornämlich das Treppensteigen erschwerte, während des folgenden Winters allmählig zunahm, im Frühjahr auch im linken Bein sich zeigte, und später in eine vollkommene Lähmung beider Gliedmaßen überging. Eine im Sommer 1842 gebrauchte Badekur hob die Lähmung, das linke Bein wurde wieder brauchbar, aber im rechten Knie entwickelte sich eine chronische schmerzhafte Entzündung, welche zum Theil noch fortbesteht. In Folge derselben verkürzten sich die Beugemuskeln des Unterschenkels, wodurch die Geradestreckung des mäßig geschwollnen Kniees verhindert wurde. Anfangs berührte die Fußspitze noch den Boden, aber schon im August 1842 war dieses nicht mehr möglich; die Contraktion der Muskeln und die Krümmung des Kniees nahmen immer mehr zu, so daß später der stumpfe Winkel, welchen Ober- und Unterschenkel mit einander bildeten, dem rechten sich näherte. Eine Verwachsung im Kniegelenke hat indessen nicht stattgefunden; man konnte den Unterschenkel ohne große Schmerzen zu verursachen, stärker beugen, bis zu

* Man merke sich wohl, eine Blutunterlaufung fand sich auf der vordern Seite nach oben zu, keineswegs in der Kniekehle.

dem angedeutenden Winkel wieder ausstrecken, und bei dem Versuche, ihn weiter zu strecken, fühlte man deutlich den Widerstand der straff angespannten Sehnen der Beugemuskeln. Die Kranke konnte daher seit zwei Jahren nur auf Krücken mühsam sich fortbewegen, und ohne fremde Beihülfe weder sich niedersetzen noch aufstehen; besonders schwierig war es, für das gekrümmte und stets schmerzende Glied eine bequeme Lage im Bette zu finden. Alle gegen dieses örtliche Leiden mit Ausdauer angewendeten Mittel, als Bäder, Umschläge, Einreibungen, Blutegel, Pflaster, Fontanelle, der Elektro-Magnetismus u. s. w. blieben ohne Erfolg.

In diesem Zustande besuchte die Gräfin im vorigen Sommer zum zweiten Male die Bäder zu Kreuznach. Hier bemächtigte sich ihrer die feste Zuversicht, bei der in Trier ausgestellten ehrwürdigen Reliquie den freien Gebrauch ihrer Glieder wieder zu erhalten. Nach dem Atteste des Brunnenarztes war der Zustand des rechten Kniees vor der Abreise nach Trier noch unverändert geblieben. Im Dome daselbst fühlte die Gräfin, nach ihrem durchaus glaubwürdigen Berichte, während sie in Andacht vertieft, auf ihren Krücken in der Nähe der Reliquie verweilte, und des Augenblick's harrte, wo es ihr gestattet sein würde, derselben noch näher zu treten und sie zu berühren, daß ihr rechter Fuß den Boden berührte; sie reichte die Krücken der neben ihr stehenden Großmutter*, sank auf die Kniee, und verließ später die Kirche ohne Krücken, von der Großmutter blos am Arm geführt.

„Bei der am 28. September und am 7. Oktober angestellten Untersuchung fand ich die rechte untere Gliedmaße in folgendem Zustande: Patientin konnte allein und ohne Krücken gehen, selbst Treppen steigen, mit der ganzen Fußsohle auftreten, ohne fremde Beihülfe sich niedersetzen und aufstehen; ihr Gang war jedoch hinkend. Das rechte Kniee konnte gerade gestreckt

* Nach allen Zeugenaussagen ließ sie ihre Krücken fallen; ganz natürlich ist es, daß die Gräfin in jener Gemüthsverfassung dieses Nebenumstandes sich nicht mehr genau erinnern mochte.

und gebogen werden; beim Ausstrecken war keine Spannung der Sehnen mehr zu fühlen; die das Kniegelenk umgebenden Weichtheile waren noch etwas geschwollen; das rechte Bein war gegen drei Zoll kürzer, als das linke; der rechte Hüftknochen stand bedeutend höher, als der linke, der rechte große Rollhügel war stark hervorgetrieben; Schmerzen wurden noch immer in der Hüfte, im Knie und in den Knöcheln empfunden."

Münster, den 12. Oktober 1844.

(Gez.) Dr. Busch,
Regierungs- und Med.-Rath.

Was ich bisher unumstößlich gewiß auseinandergesetzt und aktenmäßig belegt habe, ist in der Kürze Folgendes:

Die Gräfin litt in Folge einer angeborenen scrophulösen Anlage seit längerer Zeit an einer scrophulösen Anschwellung des rechten Kniegelenkes, in Folge deren seit zwei Jahren eine so starke Contraktion im rechten Kniegelenke entstanden war, daß der Unterschenkel mit dem Oberschenkel fast einen rechten Winkel bildete; konnte auch mit Schmerzen der Unterschenkel noch mehr gebeugt werden, eine weitere Ausstreckung, als bis zu dem rechten Winkel machten die straff und saitenartig angespannten Sehnen der Beugemuskeln des Unterschenkels völlig unmöglich. Die Gräfin konnte sich daher seit jener Zeit nur mittelst zweier hoher Armkrücken mühsam fortbewegen. In diesem Zustande langte sie am 29. August in Trier an, und begab sich auf ihren Krücken am folgenden Morgen in den hohen Dom. Während sie hier in der Gallerie vor dem heil. Rock ganz ruhig und noch immer auf ihre Krücken gestützt, einige Minuten in heißem Gebete verweilte, berührte auf einmal und plötzlich ihr zwei Jahre lang im Kniegelenk gekrümmtes und contrahirtes Bein mit der Fußsohle den Boden, und hatte sie darin in demselben Augenblicke jenen Grad von Beweglichkeit und Kraft gewonnen, um auf der Stelle selbständig sich knieen, selbständig und ohne fremde Beihülfe aufstehen und ohne Krücken blos auf den Arm ihrer Großmutter leise gestützt, mit beiden Fußsohlen



flach auftretend, den h. Rock verlassen, und die hohen in den Dom hinabführenden Stiegen herab gehen zu können.

Nichts natürlicher, als daß dieses auffallende Ereigniß nicht allein unsere ganze Stadt mit frohem Erstaunen erfüllte, sondern auch die Kunde davon durch die Tausende damals in unsern Mauern weilenden Pilger, gleichsam durch eben so viele Augen= als Ohrenzeugen schnell in der Nähe und Ferne verbreitet wurde. Den Gläubigen zur Freude berührte es die Ungläubigen auf das Schmerzlichste. Rührig und geschäftig, wie diese immer sind, bedienten sie sich alsbald aller Wege und Mittel, diese glänzende nur ihnen gehässige Thatsache von der Tafel der Geschichte auszulöschen. Aber Dank, innigen Dank ihrem Thun und Treiben, wie immer, so auch hier, trat die Wahrheit aus dem ernsten Kampfe siegreich hervor, und feierte erst dadurch ihren glänzenden Triumph. Wie also gesagt, die Ungläubigen hatten nicht Ruhe und Rast, und nicht genug, durch ihre allenthalben lauernden Diener allerlei falsche Gerüchte und Nachrichten über einen angeblichen Rückfall der geheilten Gräfin unter das Publikum auszustreuen, bedienten sie sich selbst der öffentlichen Presse, um ihren Lügen mindestens einen Schein von Wahrheit aufzudrücken. So berichten sowohl das Frankfurter Journal, als auch die Mannheimer Abendzeitung von einem angeblichen Rückfalle der jungen Gräfin, und dies auf eine so unwürdige Weise, daß ich diesen Bericht zu entweihen fürchte, wollte ich diese erdichteten Zeitungsartikel hier wörtlich mittheilen, und mich deshalb begnüge, das Publikum auf die Nr. 229 und 230 der Mannheimer Abendzeitung vor. Jahrganges zu verweisen.

Jedoch das völlig Ungegründete dieser Artikel zerstäubte bald vor dem Sonnenblick der Wahrheit. Denn daß die Gräfin noch immer ohne Krücken und Stütze frei umhergehen könne, bezeugten nicht allein die am 21. Sept. hier anwesende Prinzessin Salm=Salm aus Kreuznach, so wie der am 26. Sept. hier eingetroffene Herr von Bromberg aus Buldern, sondern auch der Oheim der Gräfin der Baron v. Landsberg=Velen.

Letzterer gab in mehrern unter A. in der Trierischen und Luxemburger Zeitung No. 41 folgende wörtliche Erklärung: „Da von mehren Seiten, und namentlich durch Artikel der Elberfelder Zeitung und des Frankfurter Journals die Nachricht verbreitet ist, daß die Gräfin Johanna von Droste-Vischering wieder in den Zustand der Lähmung zurückgefallen sei, in welchem sie sich lange Zeit vor ihrer hier vor dem heiligen Kleide unseres Herrn erfolgten Heilung befand, und da ich von Vielen, welche voraussetzten, daß die Correspondenten jener Zeitungen sich ihrer Pflicht gemäß zuvor hinreichend von der Wahrheit ihrer Mittheilungen überzeugt hätten, um nähere Nachricht über diesen Gegenstand befragt bin; so sehe ich mich veranlaßt, zur Benachrichtigung der Theilnehmenden, nicht aber als Erwiderung auf die erwähnten Zeitungsartikel, welche ihrer Tendenz und ihres fernern Inhalts wegen einer solchen überhaupt nicht werth sind, hierdurch öffentlich zu erklären, daß die vorerwähnte Nachricht durchaus unwahr ist, und daß die Gräfin Johanna v. Droste-Vischering, meine Nichte, sich des Gebrauches ihres Fußes noch jetzt eben so erfreut, als zur Zeit, wo sie Trier verlassen hat.“

Trier, den 29. September 1844.

(Gez.) Friedrich Reichsfreiherr v. Landsberg-Velen.

Durch diese Zeugnisse, so wie das Attest des Regierungs-Medicinalrathes Dr. Busch aus Münster vom 12. Oktober waren die im Publikum verbreiteten Nachrichten von einem angeblichen Rückfalle der Gräfin auf das Schlagendste widerlegt, und wagten es die Feinde der Kirche von nun an nicht mehr, die Wahrheit der Thatsache als solche öffentlich wieder anzutasten. Dagegen bestrebten sie sich in ihrem Aerger das Wunderbare in dem Vorfalle, dessen historisches sie für wahr halten mußten, wegzuraisonniren, und das Ereigniß als auf eine ganz natürliche, ja gewöhnliche Weise vorgegangen zu erklären. Hier lieh ihnen ein Doctor aus Kreuznach seine gefällige Feder, und lieferte an die Elberfelder Zeitung einen

ziemlich langen Aufsatz, der bald zur größern Verbreitung auch in die Allgemeine Zeitung Nro. 289, 15. Oktober überging. Die hier vorgebrachten Gründe, um die Thatsache auf natürliche Weise zu erklären, sind zu oberflächlich, und eines ächten Jüngers Aesculaps zu unwürdig, als daß ich hier ihre Aufzählung und Widerlegung vorführen sollte. Auch sind sie bereits in Nr. 51 und 52 v. J. der Luxemburger Zeitung, wie ich glaube, gründlich und der Art widerlegt, daß keine weitere Antwort darauf erfolgt ist.

Dagegen halte ich es für nöthig, hier, wo ich als Arzt mein Urtheil abgeben soll, in der Kürze zu erörtern, ob sich nach medicinischen Erfahrungsgründen das Ereigniß mit der Gräfin auf dem gewöhnlichen Wege der Natur oder Kunst erklären lasse. Die Thatsache, wie sie sich an der Gräfin im Dome zutrug, umfaßt zwei verschiedene wohl zu beachtende Momente: einmal wurde eine untre Gliedmaße, die zwei Jahre lang im Kniegelenke der Art verkrümmt und zusammengezogen war, daß Ober- und Unterschenkel fast einen rechten Winkel bildeten, und die contrahirten Beugesehnen des letztern schraff und saitenartig angespannt zu fühlen waren, plötzlich und in Einem Augenblicke vollständig gestreckt; — dann erhielt die Gräfin in demselben Augenblicke in dem scrophulös verbildeten Beine jenen Grad von Beweglichkeit und Kraft, um darauf stehen, gehen, Treppe auf und absteigen zu können. Beide Momente müssen vertreten sein, soll eine Erklärung, wie ein solches Ereigniß auf dem gewöhnlichen Wege der Natur möglich sei, irgend Befriedigung gewähren. Auf dem gewöhnlichen Wege der Natur, ohne Hinzuthun der Kunst, kann eine solche Streckung* nur möglich gedacht werden, entweder mit vorheriger Zerreißung der verkürzten Sehnen, oder ohne eine solche. Eine natürliche Streckung ohne vorherige Zerreißung der Sehnen etwa durch irgend einen Einfluß der Willenskraft, oder durch eine eigenthümliche Gemüthsverfassung,

* Unter dem Worte Streckung hier und ferner verstehe ich die Streckung des Beines in Verbindung mit dem eben erörterten zweiten Momente.

und dies in Einem Augenblicke nach so langer Krümmung ist ein Ereigniß, das ich mir auf dem Felde der medicinischen Theorie nicht denken kann; eben so widerspricht ihm alle medicinische Erfahrung. Auch hat es die Gegenpartie meines Wissens nicht gewagt, eine solche Erklärung selbst dem nichtärztlichen Publikum gegenüber öffentlich auszusprechen. Eben so unmöglich läßt sie eine so plötzliche Streckung unter den Bedingungen, wie sie bei der Gräfin Statt fanden, durch Unterstellung einer Zerreißung der Sehnen auf dem natürlichen Wege erklären. Denn einmal halte ich es für unglaublich, eine Person, zumal eine so leidensvolle Dame, wie die Gräfin sey, einer so gewaltigen Kraftanstrengung fähig, wie sie zur Zerreißung so starker Sehnen (deren mindestens zwei zerreißen mußten) durchaus erforderlich ist. Aber auch zugegeben, diese Zerreißung sei von ihrer Seite möglich gewesen, ja wirklich eingetreten, und dadurch das Bein auf einmal gänzlich gestreckt worden; dann konnte sie unmöglich, wie sie es doch de facto that, auf der Stelle mit dem kranken Fuße anftreten und gehen, Treppe auf- und absteigen, und nach Willkühr alle Bewegungen machen, die eine abwechselnde Streckung und Beugung im Kniegelenke als unerläßliche Bedingung voraussetzen. Wenn nämlich eine Sehne zerreißt, so hat der Muskel, dem sie zum Absatzpunkte dient, seine Funktion, d. h. das Vermögen, denjenigen Knochen, woran die Sehne angeheftet war, zu bewegen, auf der Stelle und so lange verloren, bis die Enden der zerrissenen Sehne wieder zusammengeheilt sind, wozu nicht Minuten, sondern ganze Wochen erforderlich sind. Während dieser Zeit ist also in dem betreffenden Gelenke diejenige freiwillige Beweglichkeit verloren, welche der Muskel der zerrissenen Sehne auszuführen hatte. Diesen unumstößlichen Satz auf unsern Fall angewendet, lautet es also: angenommen, die Gräfin habe wirklich die Beugesehnen ihres kranken Kniees zerrissen, so waren von diesem Augenblicke an bis zur Heilung der zerrissenen Sehne nach Wochen alle Versuche vergeblich, den Unterschenkel nach Willkühr im Kniee zu beugen. Nun wissen wir, wie sie auf

der Stelle nach der Streckung ihres Beines alle derartigen Bewegungen fortdauernd vollführte, die nothwendig eine willkürliche Beugung des Kniegelenkes, also Funktionsäusserungen der Beugemuskeln desselben, deren Sehne ja eben zerrissen waren, voraussetzen. Entweder ist demnach die Gräfin auf dem kranken Fuße nicht gegangen; — oder die fraglichen Beugsehnen waren nicht zerrissen; — ein Drittes ist nicht denkbar.*

Nun bleibt es noch zu erörtern übrig, ob auf dem Wege der Kunst ein Resultat, wie das bei der Gräfin am h. Rocke, erzielt werden könne. Diese Erörterung wäre zwar mit dem Satze abgemacht: bei der Gräfin hat beim h. Rocke keine medizinische Kunstanwendung Statt gefunden. Indessen sei zur Belehrung des Publikums Einiges hier beigefügt. In frühern Zeiten vor Anwendung des Sehnenschnittes gelang es der Kunst in einzelnen Fällen mehr oder minder vollständig, verkrümmte Glieder mit verkürzten Sehnen mittelst Anwendung eines zweckmäßigen Ausdehnungs-Apparates nach und nach zu strecken, wozu viele Wochen, Monate, oft Jahre nöthig waren, um gar zu häufig nur halbe Resultate zu erreichen. In neuerer Zeit ist als ein wichtiges Beförderungsmittel dieser Streckung der s. g. Sehnenschnitt hinzugekommen. Dabei werden zuerst die verkürzten Sehnen unter der Haut durchschnitten, das dann noch immer in seiner Krümmung verharrende Glied einige Tage ruhig liegen gelassen, dann erst verfahren, wie ich es eben vor Erfindung des Sehnenschnittes angegeben

* Durch diese Beweisführung ist auch schon dasjenige widerlegt, was der Kreuznacher Arzt in dem fraglichen Aufsatze in der Allgemeinen Zeitung von einer angeblichen Blutunterlaufung in der Kniekehle sagt, was ich hier erwähnen zu müssen geglaubt habe, um von mir den Vorwurf des Nichtwissens abzuwehren. Aber auch abgesehen von dieser Widerlegung, abgesehen von dem Umstande, daß Blutunterlaufungen von allerlei Ursachen entstehen können, fand sich gar keine Blutunterlaufung in der Kniekehle vor, sondern wie Dr. Prieger in seinem Atteste ausdrücklich bemerkt, auf der vordern Seite des Kniees oberhalb der Kniescheibe, — ein augenscheinlicher Beweiß, wie es der Kreuznacher Arzt mit der Wahrheit nimmt.

habe: so ist endlich nach Wochen und Monaten das Glied gestreckt, aber noch lange nicht beweglich; auch diesen Zweck zu erreichen, werden noch mancherlei Mittel in Anwendung gezogen. Wir sehen also, was die Kunst in solchen Fällen von Verkrümmung vermag, und wahrlich! Niemanden wird es einfallen, behaupten zu wollen, ein Ereigniß, wie das bei der Gräfin, könne auch die Kunst vollführen. Demnach läßt sich die Thatsache, wie sie bei der Gräfin statt fand, vom medicinischen Standpunkte aus nicht als auf dem gewöhnlichen Wege der Natur oder Kunst vor sich gegangen erklären. Nach diesen Erörterungen wird es keinem Leser schwer werden, sich selbst ein Urtheil über das Ereigniß mit der Gräfin zu bilden.

Was die Gräfin selbst darüber urtheilt, hat sie in dem Schreiben Nro. V. ausgesprochen.

Die betreffende Stelle lautet also:

„Nicht unbekannt mit dem Interesse, das Sie an mir zu nehmen die Güte haben, kann ich Ihnen melden, daß ich noch eben so gut gehe, als an jenem Tage, wo unser Herr und Heiland Jesus Christus mir bei seinem heiligen Gewande die Gnade erzeugte, mir den Gebrauch meines Kniees und Fußes wieder zu geben. Gelobt sey Er mein Leben lang! Die Schmerzen sind mir noch eben so geblieben, wie damals. Sein heiliger Wille geschehe!“

Wir wissen auch aus Luthers Lebensgeschichte, daß dieser durch die Kraft seines Gebetes und Glaubens einmal seinen Freund Melanchton, als solchen der Tod hinzuraffen schien, wieder die Gesundheit verschaffte und sich hierüber sehr nachdrücklich aussprach.

Dieß sey für solche angeführt, welche dafür halten, es seye ein solcher Glaube blos ein Aberglaube der katholischen Religion.

Luther hätte den Rock zu Trier, wie auch wir, allerdings nicht angebetet, aber an die Kraft eines Gebetes (geschieht es in welcher Lage es wolle) kommt es nur aus der Tiefe einer gläubigen kindlichen Seele, hat er nie gezweifelt.

Das Armband der Gräfin N.

Gräfin N. trug in Gesellschaften wie zu Hause stets ein schön gearbeitetes goldenes Armband — nur eines, wie es nun schon lange Mode ist, aber tiefer, an der Handwurzel; — Niemand wußte sich diese Sonderbarkeit zu erklären.

War es nun, daß eine ihrer Dienerinnen, die ihr beim An- und Auskleiden half, oder sie zu Bette sah, etwas dabei entdeckte, oder wurde es durch Freundinnen, vielleicht auch durch ihren Gemahl kund (sie heirathete später den Grafen B.), kurz, das Publikum trug sich mit einer sonderbaren Geschichte über die Entstehung und den Grund des vor Menschen nie abgelegten Schmuckes. Endlich, sei es, daß die Besitzerin des Armbandes selbst davon Kunde zu geben sich entschloß, oder daß man ihr das Geheimniß entlockte: man erhielt Gewißheit darüber, auch nur von ihr selbst, denn sie allein konnte das seltsame Räthsel lösen.

Hier ist diese Lösung, wie glaubwürdige Personen sie aus der Ferne brachten. Die Begebenheit mag sogenannten Aufgeklärten unmöglich oder widersinnig erscheinen, sie wurde von Weltkindern erzählt, betheuert, von der Welt geglaubt und wiedererzählt, und gilt in den näheren Kreisen, in welchen jene Dame lebte oder sich bewegte, für hinlänglich beglaubigt, um keinen Zweifel mehr zuzulassen. Diese später in einer mit Kindern gesegneten, auch soviel wir wissen, ganz glücklichen Ehe lebende Dame — eine Jungfrau von feiner Erziehung und Bildung und von lebhaftem und scharfen Verstande, hatte eine heftige schwärmerische Neigung zu einem ihr an Geburt, Charakter und Ueberzeugungen gleichen jungen

Mann gefaßt, wo aber gebieterische Umstände sich einer bleibenden Verbindung widersetzten. Der Bund der Seelen war jedoch geschlossen.

Der junge Mann hielt so fest, wie sie selber, an der Ueberzeugung, sie seyen einander vorbestimmt und, wenn sie auseinander gerissen würden, zu irgend einer seligen Wiedervereinigung bestimmt. Ihrer zärtlichen und glühenden Liebe aber gesellte sich jener Scepticismus bei, der vermöge Erziehung und Lectüre auch den weiblichen Theil unsrer heutigen Jugend, höheren oder niederen Standes, früh ergreift; er gestaltete sich in Beiden, wahrscheinlich durch Zuthat des Jünglings, zu jener pantheistischen Ansicht, die uns nach diesem Tode, entweder unmittelbar oder nach Graden, zwar mit dem Verlust unserer Persönlichkeit, doch mit Gewinn an der Gottheit, in die Alliebe und Allweisheit aufgehen läßt. Weder die Gräfin, noch ihr Geliebter, hatten die allein tröstende, versöhnende und beseligende Zuversicht auf Den, der alle Schatten und Zweifel lichtet, auf den Gottmenschen, den einzigen Erlöser des Menschengeschlechts, den für uns allein denkbaren Mittler zwischen Erde und Geisterreich, den Versiegler und Entriegler zwischen hier und dort, den Hermes Trismagistus, an den einst Alle glauben werden — gefunden. Sie irrten unter den von den geistreichsten Söhnen der Welt und der Trübsal angezündeten Lichtern des Unglaubens und verkehrter Ahnungen, nur gestärkt von den Lichtblicken einiger Philosophen, umher im düstern Thale irdischer Erkenntniß, und ihre heftige Leidenschaft drängte sie nur mehr zur schwärmerischen Versenkung in jene Alliebe ohne den Fall und die Rückkehr der Kreatur. Auch dereinst ein Partikel der Gottheit zu seyn, konnte und mußte bei ihnen zur Wiedervereinigung führen, ihrem paradiesischen Ursprung und dem ihm ähnlichen Verhalten auf Erden entsprechend. Daß bei jenem vornehmen Jüngling, wenigstens als Mann in seinem Erdenwallen, jene anerschaffene Reinheit nicht so beglaubigt wurde,

möchte sich in der Auflösung unseres Räthsels, nach den bisher gemachten Erfahrungen, beurkunden.

Dem mag nun seyn, wie ihm wolle, der unglücklich Liebende starb, vielleicht in trostloser Verfinsterung und hingerissen im Schmerz vom Taumel der Genüsse dieser Welt. Er endete jedenfalls nicht in einer Verklärung, die ihm einen Ersatz für die Erde gab, allein unter einem psychologischen Zwang, dem er sich nicht entziehen konnte.

Einst, als Beide über das Jenseits tiefe und ernste Betrachtungen oder Gutachten von Christen und Heiden an sich vorübergehen ließen, in der Zeit ihrer innigsten Seelengemeinschaft, setzten sie den wahrscheinlichen Fall ihres Hinscheidens zu verschiedener Zeit und gaben sich das schon oft gegebene Versprechen: wer vor dem andern sterbe, solle sich dem andern anzeigen, um ihm die unruhig gesuchte Gewißheit über die Unsterblichkeit der Seele zu geben, sowie darüber, ob eine Fortdauer der Persönlichkeit sey, eine Nothwendigkeit der Erlösung, also eine solche Kluft von Gut und Bös, die auch für die Besseren zu vermitteln wäre — über den Gegensatz, der allein Bedingung der Seligkeit in einem andern Leben seyn soll, wie die erleuchtelsten unserer Theologen und Theosophen so begeistert lehren, versichern und mit Beispielen angeblicher Kunde von Jenseits belegen. Wir selbst (so beschlossen die Liebenden), wollen, so es möglich, ein Beispiel setzen, zu unserem Frieden mindestens, vielleicht auch für die Welt. — Sie versprachen einander fest und bündig: sie würden sich, wenn sie persönliche Fortdauer hätten, so weit ihre Kräfte reichten, den Zustand der Seele dort auf die beste Weise betheuern, ja unwiderleglich versichern.

Der Schmerz über den frühen Verlust ihres Geliebten erhielt die Gräfin R. in einer eigenen, halb wohlthätigen, halb beklemmenden Spannüng und linderte sich bei dessen Nichterscheinen allmählich in der großartigen Vorstellung des Pantheismus, daß der Geliebte in die Gottheit aufgenommen und so auch ihr beruhigtes Loos unter ihr noch unbekannten

Umständen seyn werde. Wie sie sich nun auch lange in solchen dunkeln Ahnungen mit einem Beisatz süsser Schwärmerei, als Nachhalls ihrer Liebe, wiegte, geschah endlich das, was sie vom Gegentheil unwiderleglich überzeugen sollte.

In einer stillen Nacht erwachte sie; sie glaubte ein Geräusch zu hören, sie sah Etwas: — Himmel! es war der hingeschiedene Geliebte. Doch keine Klarheit umfloß ihn; so tröstlich auch seine Nähe ihr wurde. Er sprach, wenigstens für ihr inneres Ohr vernehmlich: Sey beruhigt — ich komme, dir die Fortdauer der Seelen und die Erlösung durch Jesum Christum zu verkünden!

Aber das Weib seiner Liebe, wie freudig auch erschrocken, wollte Sicherheit, die einst feierlich zugesagte Sicherheit! — Gib mir, sprach sie, ein gewisses Zeichen, daß du mir jetzt, zu dem Ende, wie wir es verabredet haben, erschienen bist: um mich nämlich an die persönliche Fortdauer unserer Seelen unter jenen Umständen zu mahnen, der uns hier noch nicht zur gläubigen Gewißheit werden konnte; — ja, schreibe es nieder, damit ich nicht beim Erwachen morgen denken muß, ich habe es nur geträumt; dort in meine Tabletten (Notizbüchlein) schreibe es ein mit deiner Hand als unwiderlegliches Zeugniß. — Doch nein! ich könnte es ja selbst geschrieben haben, die ich deine Handschrift so gern und so ähnlich copirte. Gib ein sichtbares, für mich unbestreitbares, Zeugniß deiner persönlichen Erscheinung!

Und er gab jetzt ein Zeichen seiner persönlichen Nähe und eine Beglaubigung des Ringens der armen kämpfenden, zum Licht der Erlösung strebenden Seele. — Sie mußte ihm den Arm reichen, und seine Geisterhand umschloß den weißen Arm, nahe an der Handwurzel; — schauernd sank sie nun bewußtlos zurück.

Als sie aus langer Ohnmacht erwachte, war schon die Sonne am Himmel. Klares Bewußtseyn des nächtlichen Gesichtes kehrte zurück: ihr erster Blick fiel auf den Ort der Erscheinung — doch vielleicht nur ein lebhafter Traum! —

aber der zweite Blick auf den noch entblößten Arm belehrte sie von der Wirklichkeit; hier war, über der Handwurzel rings die unzweideutige Spur seines Haltens mit allen Fingern, braunroth wie eine Brandwunde eingeprägt!

Die Leser erinnern sich, daß umirrende Geister von Verstorbenen, die solchen, denen sie, nach Erlösung ringend, nahten, ein sicheres Andenken ihres Erscheinens zurücklassen wollten, irgend ein Buch oder Gewand ergriffen, und die Spuren der Hand mit den Fingern wie eingebrannt hinterließen. Noch unverlöschlicher, untilgbarer trug über ihrer Hand die Gräfin das überzeugende Andenken ihres Geliebten: aber, wie sich ihr durch Vergleichung solcher Kunden ergeben mochte, ein Zeichen, gerade nicht einer seliger Fortdauer der von den Banden des Leibes befreiten Seele: ein „Gedenke=mein!“ so schauriger Art, als nur von Jenseits herüber wehen, herübergreifen mag!

Der rothbraune Ring um ihren Arm verlor und verfärbte sich nicht, und es blieb der jugendlichen Schönen, die der Welt nicht entsagte, nur übrig, diese Stelle stets zu bedecken; sie wählte statt andrer Bedeckung (wie der Handschuhe) den goldnen Armring, den sie nur ablegte, wenn sie ohne Zeugen war oder vor dem Gemahl.

Ihr Geliebter erschien ihr niemals wieder, aber ihr Zweifel war gelöst.

G.

Mittheilung über einen Schutzgeist von Frau F. v. J.

Ich hatte eine ältere Freundin, die ich oftmals besuchte, es war eine durch das Schicksal vielgeprüfte Frau. Ihre Unterhaltung war mir immer sehr anziehend und belehrend und ich holte mir in manchen Fällen Trost und Rath bei ihr, und erbaute mich an ihren geläuterten Lebensansichten, und an der Gelassenheit, mit der sie die Beschwerden des Daseyns trug. Da kam es, daß sie erkrankte, schon mehrere Monate lag sie an einem bösen Uebel darnieder und es war vorauszusehen, daß dieses Leiden ihre letzte irdische Prüfung seyn werde; ich besuchte sie nun desto häufiger und suchte durch Pflege und Theilnahme ihre Schmerzen zu lindern. Hatte sie nur einige erträgliche Stunden, so überwand ihr starker Geist das trübe ihrer Lage, sie sprach dann lebhaft und erzählte mir mit immer größerem Vertrauen diese oder jene Begebenheit aus ihrem bewegten Leben. — Eines Tages fand ich sie heiterer als gewöhnlich, eine freudige Ruhe, eine gewiße Befriedigung lag auf ihren blassen abgemagerten Zügen. Sie hieß mich niedersitzen an ihrem Bette, indem sie mir sagte: „heute mußt Du recht lange bei mir bleiben, ich bin Dir noch die schönste Begebenheit aus meinem Leben schuldig geblieben, und ich werde wohl nicht mehr viel Zeit zur Mittheilung haben.

Sie hub zu erzählen an:

Ich war ein besonders glückliches Kind, meine Erinnerung reicht etwa bis in mein drittes Lebens-Jahr zurück; schon in jener Zeit hatte ich einen Schutzgeist als steten Begleiter. Es war dem Anscheine nach ein Kind in meinem Alter, aber

von strahlender himmlischer Schönheit, mit goldenem Locken-haupt, weiß wie ein Genius gekleidet, erschien es mir — Nachts wenn ich in meiner Wiege lag, betete es mit mir, ich fürchtete mich deßhalb nicht wie andere Kinder, wenn man mich allein oder in der dunkeln Stube ließ, denn gleich erschien mein Schutzgeist und sein Anblick war meine höchste Freude — ich wurde oft sichtbar gewahr, wie er mich vor Gefahren behütete; verschiedene Male, als ich die Treppe herabstürzte, oder sonst hart fiel, so daß man mich sehr beschädigt glaubte, fühlte ich mich wie von sanften Armen gehoben und stand unbeschädigt von der Erde auf. — Eines Falls erinnere ich mir besonders, wie ich einmal mit Nadeln spielte und welche in in den Mund schob, daß mir mein Schutzgeist mit fast zorniger Geberde denselben herausnahm, so daß sie bei Seite fielen, und ich erschrocken von meinem gefährlichen Spiele weglief. — Als ich älter wurde, verstand ich meinen Schutzgeist immer besser, denn aus seinen Mienen konnte ich jedesmal deutlich lesen, ob ich recht that oder nicht; war ich allein, so war er gewöhnlich um mich, aber auch unter Menschen erschien er mir so oft ich mich nach ihm sehnte, war er dann heiter und strahlend, so wußte ich, daß er mit mir zufrieden war, war er aber traurig, dann fühle ich gleich eine entsetzliche Bangigkeit eine Unruhe im Gewissen, ich hatte irgend etwas gefehlt, was ich mich nun eifrig bestrebte, besser zu machen, um nur meinen lieben Schuzgeist wieder freundlich zu sehen. —

So sehr diese Erscheinung mit meinem Leben verwebt war, so war sie doch nur ein Heiligthum meiner Seele, von dem Niemand jemals eine Ahnung hatte. Der Mund war mir wie darüber verschlossen, ich konnte mit keinem Menschen davon reden, nicht meinen Eltern, nicht mit meinen Geschwistern, ja ich weiß, daß ich öfters bei mir dachte, daß die Andern wohl auch geheime Schutzgeister haben werden, allein ich mußte es doch wieder bezweifeln, denn ich sah niemals meine Geschwister so innerlich heiter und zufrieden, wie ich selbst war, auch begingen sie weit häufiger Unarten und Fehler, wie ich,

wenn ich dann schloß, daß sie keinen Schutzgeist haben werden, den sie damit betrübten. —

So wuchs ich ein von allen geliebtes Kind zur Jungfrau heran. — Die Verhältnisse meiner Eltern brachten es mit sich, daß ich nun an allerlei Vergnügungen der Jugend Theil nahm und in die sogenannte große Welt eingeführt wurde. — Ich war sehr lebhaft und hatte Herz und Sinnen offen für alle Zerstreuungen, die sich mir darboten — was sagte mein Schutzgeist zu dieser veränderten Lebensweise, ich gestehe, daß ich mich seltener nach ihm sehnte, und daß er mir nur des Abends erschien, wenn ich allein war und mich zur Ruhe begab — er war dann ernster oft traurig, dann machte ich mir fast Vorwürfe über die tägliche Zerstreuung, in der ich lebte und sehnte mich nach meinen stillen harmlosen Kinderjahren, wo ich in Feld und Garten stündlich mit meinem lieben Schutzgeiste verkehrt hatte. Unerwartet befiel mich in dieser Zeit eine tödtliche Krankheit, ich lag mehrere Wochen auf hartem Krankenbett — außer den lieben Meinigen, die mich pflegten, war auch der treue Schutzgeist bei mir — sein Anblick gab mir Trost und Muth in den heftigsten Schmerzen, ich fühlte oft, daß sein zartes Händchen meine heiße Stirn kühlte, oft war es mir, als ob sein sanfter Hauch mir Schlaf und Ruhe bringe. Ich genaß und mit meiner Genesung kehrte auch mein zerstreuungsvolles Leben wieder, mein Schutzgeist stand wieder im Hintergrunde, ja noch mehr als zuvor, denn mein Sinn war jetzt mehr als je nach der Außenwelt gerichtet. — Ich begegnete in Gesellschaft häufig einen jungen Mann, der durch Geist und Liebenswürdigkeit mein ganzes Herz zu gewinnen wußte. — Er stand im Rufe eines bösartigen leichtsinnigen Charakters und Eltern und Freunde warnten mich vor ihm, aber es half nichts, er behielt mein junges unerfahrenes Herz im Banne. Wenn ich Abends in meine Schlafkammer kam, die Gedanken voll von dem Geliebten, da trat mein treuer Schutzgeist mit der traurigsten ernstesten Miene vor mich! — das betrübte mich Anfangs sehr — und mehr und mehr wurde ich ärgerlich

darüber, besonders da nun meine Eltern auch anfingen mir ernstliche Gegenvorstellungen wegen meiner thörigten Liebe zu machen, und mir befohlen, jeden Gedanken an eine Verbindung mit diesem unwürdigen Manne fahren zu lassen. — Trotz allem empfing ich täglich Briefe von ihm mit den Versicherungen seiner Liebe und Pläne für unsere Verbindung auch ohne die elterliche Zusage. —

Einsmal nun saß ich auch allein in meinem Zimmer, ich hatte eben einen Brief von dem Geliebten erhalten, den ich eifrigst las, da fühlte ich mir denselben entrissen, ich blickte, stand auf und sahe meinen Schutzgeist mit aufgehobenem Fingerlein und zorniger drohender Geberde vor mir. Es übermannte mich der Zorn über den mir jetzt lästig gewordenen treuen Freund und ich beging die große Sünde und schlug mit Heftigkeit nach dem schönen heiligen Engel! — Sein schmerzvoller Blick hierauf war unvergeßlich, er verschwand damit und ich sah ihn niemals wieder! — Von hier an beginnt mein unglückliches Schicksal. Der Mann, dem zu Liebe ich Alles opferte und mit den Meinigen brach, wurde mir treulos. Die Eltern starben bald, und kurz, ich hatte von da an mit allem Schweren und Traurigen zu kämpfen. Wie oft flehte ich auf den Knieen und unter Thränen meinen Schutzgeist an, er möge mir vergeben, sich nur einmal wieder zeigen, es war umsonst! Ich mußte allein auf meinen rauhen Wegen mir forthelfen und die Geduld war die einzige treue Gefährtin, die ich mir noch errang!

Und nun denke dir, fuhr meine Freundin weiter fort, in der letzten Nacht, als ich so schlaflos auf meinem Schmerzenlager liege, welche Freude — da habe ich mit einem male wieder die lang ersehnte Erscheinung meines Schutzgeistes. Es war zwar kein holdes Kind mehr, wie ehedem, es war ein hoher ernster Genius und doch erkannte ich deutlich dieselben Züge des heiligen Kindergesichtes. Er zeigte nach oben und verschwand nach einigen Minuten wieder. Ich glaube, ich habe ihn recht verstanden! — Hier endigte meine Freundin, sie war nach der langen Erzählung erschöpft, ich verließ sie

sehr schwach, doch heiter lächelnd. Als ich nach zwei Tagen wiederkam, war sie nicht mehr.

Luther schrieb in seiner Tischrede von einem Domherrn, den er kannte und den durch das ganze Leben ein warnender und schützender Geist begleitete, also: Gleich nachdem er in Preußen als Kind gebohren ward, kam ein Geist, Genius, oder wie ihr ihn nennen wollet, ich überlasse es eines jeglichen Urtheil, zu ihm, welcher so treuliche Sorge für ihn trug, daß er als Kind weder Mutter noch Magd nöthig hatte. Als er älter wurde, hielt er gleiche Aufsicht über ihn und ging mit ihm zur Schule, doch so, daß er weder von ihm noch andern gesehen wurde. Später, als er in Italien reiste, begleitete er ihn und sollte ihm auf der Straße oder in der Herberge etwas übles begegnen, verkündigte er es ihm vorher durch Anrührung oder durch einen Schlag.

Als er schon Dommherr war, saß er einmal mit seinen Freunden in aller Fröhlichkeit bei einem Schmause, da geschah plötzlich ein heftiger Schlag auf den Tisch, daß sie alle erschracken. Da sagte der Domherr zu seinen Freunden: erschrecket nicht, es schwebet ein großes Unglück über meinem Haupte. Am andern Tag verfiel er in ein Fieber, diß dauerte drei Tage lang und brachte ihn am vierten Tage zum Todte.

Fernschauen und Voraussage einer Somnambulen.

Hier eine Begebenheit, die seit einigen Tagen großen Lärm in der Umgegend von Paris macht, wo ihre Authencität durch eine Menge von Leuten bezeugt wird.

Letzten Mittwoch den 28. verlies ein junger Mann von 19 Jahren, der Herr B., einziger Sohn eines reichen Pächters aus der Gemeinde Wuissons bei Antong Contan Lonjumeau, seines Vaters Haus mit einem Wagen mit 3 Pferden bespannt, unter der Leitung eines Fuhrmanns, um eine Ladung Pflastersteine zu holen auf dem Felsen von Saulx les Chartreux, welcher acht Cilometres von der Gemeinde entfernt liegt.

Nach beendigter Ladung fährt der Fuhrmann damit nach Paris ab. — Der junge B. folgt dem Wagen bis Lonjumeau. Hier begegnet er einem seiner Freunde, einem jungen Pächter Namens R. aus der Gemeinde Chilly. Nach einem kurzen Aufenthalte in einem Kaffehaus in Lonjumeau, ladet R., dessen Wohnung nur zwei Cilometres von Wuissons entfernt liegt, den B. ein, bei ihm zu essen. Man aß gut, aber ohne Uebermaaß. Abends 8 Uhr geleitet R. den B. halbwegs zurück, es blieb letzterem nicht weiter als eine Viertelstunde Wegs übrig um unter das väterliche Dach zu gelangen.

Dem ungeachtet waren Herr B. Vater und seine Hausfrau den folgenden Morgen in einer tödtlichen Angst, ihr Sohn war nicht nach Hause zurückgekehrt. Ohne Zeit zu verlieren, versammelten sie mehr als 60 Einwohner von Wuisson und man machte Nachsuchungen. Bei einem Sumpfe von ziemlicher Ausdehnung und beträchtlicher Tiefe, die Gironde genannt, fand man einen Frachtbrief, von welchem der Sohn B. der

Träger war; diese Entdeckung lies ein Verbrechen vermuthen. Man untersuchte den Sumpf mit langen Hacken, fand aber nichts. Die Nachsuchungen währten 3 Tage, man zog zu Fuße, zu Pferde und selbst zu Wagen aus, um auch die entferntesten Felder zu durchsuchen, ohne zu irgend einem Resultate zu gelangen.

Man kam auf den Einfall, von Paris Neufundländer Hunde zu holen, um dieselben in den Sumpf hinabzutauchen. Die Probe wurde gemacht, und führte zu nichts. Jeden Tag lief man nach Paris, erkundigte sich, ging nach der Morgue. Die Gensdarmerie von Lonjumeau und die Nationalgarde wurden in Marsch gesetzt, man durchzog das Land nach allen Seiten Tag und Nacht.

In der Nacht vom Freitag auf den Samstag begegnet man zwei Wilderern, welche mit Hülfe von Netzen Wachteln jagten und Feldhühner-Eier ausnahmen. Man arretirt sie, und sie werden nach Lonjumeau abgeführt. — Denselben Tag Samstag Morgen, war der Präfect der Seine und Oise in Lonjumeau, dem Rathe der Conscriptionswahl vorstehend. Man wandte sich an ihn, und im Augenblicke ließ er Befehle an den größten Theil der Gensdarmerie-Brigade ergehen.

Verzweifelt, daß so anhaltende Nachforschungen ohne Erfolg blieben, erinnerten sich Herr B. und seine Frau, daß sie früher von den Wundern des Magnetismns gehört hatten; sie begaben sich sofort nach Paris, um eine Somnambule zu befragen. Dies begab sich Alles im Laufe des Samstag.

„Ihr Sohn ist nicht todt, sagte die Schlafwache, ich sehe ihn auf einem Felsen, er steigt herab, und folgt einem Wagen bis zu einem Dorfe. Hier ißt er mit einem seiner Freunde, ich sehe sie beide bei Tische; sie verlassen sich auf der Straße.... Ein wenig später sehe ich Ihren Sohn von zwei Männern angehalten; sie führen ihn weg, sie machen ihn trinken, aber ich weiß nicht, was für ein Getränke. Von diesem Augenblicke an verliere ich Ihren Sohn aus dem Gesichte, ich weiß nicht, was aus ihm wird; aber er ist nicht todt, er wird wieder

kommen, und wird selbst nicht wissen wie und was ihm geschah während 3 Tagen. Er wird morgen früh am Sonntag zurückkehren."

Als die Eltern des jungen B. nach Wuisson zurückkamen, theilten sie den Einwohnern daselbst die schwache Hoffnung mit, welche ihnen durch die Aussagen der Somnambule gegeben wurde. Die Neuigkeit verbreitete sich schnell in den umliegenden Gemeinden. Das sonderbare und schnelle Verschwinden des von allen geliebten jungen Mannes, das Wunderbare in den Worten der Somnambule, das Uebereinstimmende mit dem, was sie sagte und der Gefangennehmung der beiden Männer erhizte alle Köpfe und erregte die Einbildungskraft aller, denn Sonntag Morgen sind alle Straßen mit Leuten gefüllt, alle Fußwege, alle Ausgänge, durch welche man sich nach Wuissons begeben kann, sind mit Neugierigen besetzt; man wartet, man sieht nach, man fürchtet, man hofft. — Endlich um elf Uhr Morgens fährt der Postwagen von Orlay heran, hält, und ein junger Mann steigt aus und wirft sich in die Arme seiner Mutter — es ist der junge B.! —

Man fragt ihn aus und er bestätigt in allem die Erzählung der Somnambulen. „Nachdem er seinen Freund R. verlassen hat, und in dem er sich nach Wuissons begeben will, wurde er von zwei Männern festgehalten, welche ihn trinken machten. Von diesem Augenblicke an erinnert er sich von nichts mehr, er weiß nicht was während 3 Tagen mit ihm angefangen wurde. Nur in der Nacht vom Samstag führte ihn eine Frau von dem Orte aus, wo man ihn hin hingebracht hatte nach dem Dorfe Saint Aubin. Hier ließ sie ihn inmitten der Straße, indem sie ihm sagte: Ein Wagen fährt durch dieses Dorf, welcher sie zurück bringen wird. B. that, wie ihm die Frau gesagt hatte, und kam auf diese Art wieder bei seinen Eltern an." —

Alle Fragen, die ihm auch gemacht wurden, konnten keine andere Antwort aus ihm herausbringen. Diesen sehr unbestimmten Erkundigungen muß noch der wichtige Umstand beigefügt werden, daß seine Uhr und 10 Franken, welche er bei sich hatte, gestohlen waren. Gazette de France.

Merkwürdige Voraussehungskraft eines Braminen.

Herr Forbes, der im Dienste der ostindischen Kompagnie stand, und 17 Jahre in Indien lebte, erzählt in seiner herausgegebenen Schrift, morgenländische Denkwürdigkeiten betittelt, von einem Braminen, den Herr Hodges englischer Resident zu Bombay kennen lernte. Den Engländern war er wenig bekannt; aber unter den Hindus auf der westlichen Küste Indiens war er sehr berühmt. Beide wurden bald so innige Freunde, als es der Unterschied ihrer Religion und Kaste zuließ. Der Bramin, ein rechtschaffener Mann, ermahnte oft seinen Freund, den Pfad der Tugend nie zu verlassen, weil derselbe ihn zur Wohlfahrt und zu Ehren, und dann zur ewigen Seligkeit führen würde. Um ihm diese Ermahnung einzuschärfen, versicherte er ihm, er würde sich von der Stelle, die er zu Bombay bekleidete, zu andern Oberhauptsstellen im Dienste der Kompagnie emporschwingen; hernach würde er als Oberhaupt zu Tellichery und Surat angestellt und zuletzt gar zum Gouverneur von Bombay ernannt werden.

Herr Hodges sprach mit seinen Freunden zuweilen über diese vertraulichen Vorhersagungen, achtete aber doch im Grunde wenig darauf. Nur als er nach und nach in den Ehrenstellen emporstieg, bekam er mehr Zutrauen zu seinem Braminen, besonders als er Oberhaupt von Surat wurde. Da aber in der Folge ein weit jüngerer im Dienste, Herr Spenzer, ihm vorgezogen und zum Gouverneur von Bombay ernannt wurde, schrieb er einen heftigen Brief an denselben und an den Rath. Man fand diesen so ehrenrührig, daß er seiner Oberhaupts-

stelle zu Surat entsetzt, nach Bombay geschickt und aus dem Dienste der Kompagnie entlassen wurde. Bald darauf sandte er nun zu dem Propheten, der sich damals zu Bulparra, einem heiligen Dorfe am Ufer des Tappy, aufhielt. Er begab sich zu dem Herrn Hodges, und ließ sich von diesem den schlechten Ausgang aller seiner Hoffnungen und Bemühungen erzählen; Herr Hodges beschloß mit der Nachricht, daß er sich nach Europa einschiffen wolle, und daher sich keineswegs des Erfolgs der glänzenden Versprechungen des Braminen schmeichle. Er soll sogar einige Vorwürfe über seine betrügerischen Vorhersagungen haben in sein Gespräch einfließen lassen.

Der Bramine hörte alles mit der größten Gelassenheit, verzog keine Miene, und hub dann also an: Ihr sehet diese Verandah und das Gemach, wohin sie leitet; Herr Spenzer hat den Portikus erreicht; aber er wird nicht in den Pallast gelangen. Er hat seinen Fuß auf die Schwelle gesetzt, aber er wird nicht in das Haus kommen! Alles Anscheines vom Gegentheile ungeachtet, werdet ihr die Ehren erlangen, die ich euch vorhergesagt habe, und die erhabene Stelle bekleiden, wozu man ihn ernannt hat. Eine schwarze Wolke schwebt vor ihm.

Diese sonderbare Vorhersagung ward zu Surat und Bombay bekannt; man sprach in allen Gesellschaften davon. Herr Hodges hatte aber so wenig Zutrauen dazu gefaßt, daß er sich zu seiner Ueberfahrt nach Europa anschickte. Indessen hatte man die Depeschen von Bombay in England bekommen, und mit einer ungewöhnlichen Schnelle erfolgte die Antwort darauf. Der Hof der Direktoren mißbilligte des Herrn Spenzers Verfahren als Gouverneur von Bengalen, widerrief seine Ernennung zur Gouverneurstelle von Bombay, entließ ihn aus dem Dienst der Kompagnie, und befahl ihm, sich unverzüglich nach England einzuschiffen. Herrn Hodges Betragen, hieß es, wäre zwar ungebührlich gewesen, jedoch in Betracht seiner langen und treuen Dienste, seines guten Karakters und seiner bekannten Geschicklichkeit übertrüge man ihm die Gouverneurstelle.

Von nun an bekam der Bramin einen sehr großen Einfluß auf Herrn Hodges Geist, so daß der Gouverneur nichts Wichtiges unternahm, ehe er seinen Freund um Rath gefragt hatte.

Die zweite Geschichte, diesen Bramin betreffend, ist folgende:

Einige Monate vor der Abreise des Herrn Forbes aus Indien landete zu Bombay ein Gentleman, der einen ansehnlichen Posten zu Surat bekleiden sollte, mit seiner Frau; beide waren noch jung und hatten nur ein Kind. Der Mann ließ seine Frau bei einem Freunde, und begab sich nach Surat, um dort seine Haushaltung einzurichten. Sie sollte ihm in kurzer Zeit folgen. Am Abende vor dem Tage, als sie sich auch nach Surat einschiffen wollte, hält der Hausherr eine große Gesellschaft, worunter sich auch unser Bramin befand. Er stellte diesen der Gesellschaft vor, und bat ihn scherzend, das Schicksal des eben aus Europa angekommenen schönen und jungen Paares zu weissagen: Zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft, besonders der jungen Frau, warf der Bramin einen mitleidigen Blick auf sie, und sagte nach einer feierlichen Pause zu dem Hausherrn auf hinduisch: „ihr Glücksbecher ist voll, aber schnell schwindend! ein bittrer Trank bleibt ihr, wozu sie sich bereiten muß!“ — Ihr Mann hatte ihr geschrieben, er wolle sich mit einer Barke in Surat-Bas einfinden, und sie vom Strande begleiten. Er erschien aber nicht; sondern an seiner Statt kam einer von des Herrn Forbes Freunden, und berichtete der Frau, ihr Mann läge gefährlich krank. Als sie ankam, hatte er einen heftigen Fieberanfall, und verschied in ihren Armen. Der Verfasser der morgenländischen Denkwürdigkeiten, Herr Forbes, machte in demselben Schiffe, worin sich die Wittwe und eine and're Frau befand, die ihren Schmerz zu lindern suchte, seine Rückreise nach Europa.

Die dritte Geschichte handelt ebenfalls von diesem Braminen. Herr Forbes erzählt in seiner Schrift: Als ich in

meiner Jugend zu Bombay landete, fand ich daselbst eine äußerst günstige Aufnahme in dem Hause eines edeln Mannes, den ich um Gastfreundschaft ansprach, und der immer mein Beschützer geblieben ist. Er hatte eine Wittwe geheirathet, welche mit ihrem ersten Manne einen Sohn und eine Tochter hatte. Der Sohn war in England erzogen worden; einige Jahre vor meiner Abreise aus meinem Vaterlande hatte er sich als Schreiber nach Bombay eingeschifft; die Bombayschiffe kamen gewöhnlich richtig an; nur dasjenige, was der zärtlichen Mutter ihren Sohn zuführen sollte, blieb aus. Das betrübte Weib ging häufig an den Strand, und schaute in das Meer, um zu sehen, ob das Schiff nicht ankäme. Auf diesem Strande pflegten die Hindus auch ihre Todten zu verbrennen: bei dieser Ceremonie sind stets Braminen gegenwärtig. Einst fand ich Herrn Hodges Bramin (so nannte man ihn seit der ersten Geschichte) unter denselben, und da er den Kummer der Wittwe bemerkte, fragte er sie um die Ursache. Die Wittwe, welche ihn wohl kannte, verwunderte sich darüber, daß ein so außerordentlicher Mann den Grund ihres Kummers nicht wisse. Der Bramin ward gerührt, und sprach: wohl kenne ich den Grund eures Kummers; euer Sohn lebt; das Schiff wird bald glücklich ankommen, allein ihr werdet ihn nie wieder sehen!

Die Wittwe erzählte gleich diese Unterhaltung ihren Freunden. Kurz darauf wurde ein europäisches Schiff wahrgenommen. Die Freunde der Wittwe eilten an den Strand, um Nachricht von ihrem Sohne zn erhalten. Die Passagiere stiegen aus; allein statt des erwarteten Sohnes kamen blos Briefe. Er war in Brasilien geblieben, wo sich das Schiff eine Zeitlang aufgehalten hatte; die Jesuiten hatten den Jüngling zu dem katholischen Glauben bekehrt, und schrieben an die Wittwe Briefe voll Ermahnungen, sie möge dem Beispiele ihres Sohnes folgen, und sich ebenfalls bekehren.

Der Schmerz der armen Mutter läßt sich leichter fühlen als beschreiben. Der Sohn blieb zu Rio Janeiro und schrieb

zuweilen, bis zur Aufhebung des Jesuitenordens. Er wurde bei dieser Begebenheit mit manchen Jesuiten von Südamerika nach Portugal gesandt, und ins Gefängniß geworfen. Von der Zeit an blieben seine Briefe aus. Seine Schwester, ein schönes Mädchen, heirathete einen Gentleman, der Hodges Nachfolger im Gouvernement wurde, und bekam viele Kinder. Um ihre Erziehung zu besorgen, begab sie sich mit ihrer Mutter nach England, starb aber daselbst, so daß die arme Mutter sich in einem fremden Lande befand, ihres Sohnes und ihrer Tochter beraubt. Zum Glücke hatte sie ihr zweiter Mann nach England begleitet.

Ein Freund ihrer Familie mußte sich einst nach Lissabon begeben, wegen mehrerer portugiesischer Wechsel, die er in Indien bekommen hatte. Auf einem Spaziergange neben den Gefängnissen wurde er auf englisch von einem Gefangenen, der in einem unterirdischen Kerker saß, um ein Almosen angesprochen. Er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und entdeckte zuletzt, daß dieß der verlorne Sohn der Wittwe sey. Diese glückliche Entdeckung meldete er gleich nach England, mit der tröstenden Nachricht, er habe schon Anstalten zur Befreiung des Gefangenen gemacht.

Die Wittwe erheiterte sich einen Augenblick, aber bald verfiel sie wieder in Schwermuth und sagte seufzend: o der Bramin, der Bramin! Umsonst versuchte ihr Mann sie zu trösten; sie antwortete immer: ach der Bramin, der Bramin!

Durch die Verwendung ward der Sohn in Freiheit gesetzt; man berichtete ihm, daß seine Mutter lebe, und daß er sie bald wieder sehen würde. Der plötzliche Uebergang des Kummers zur Freude, des traurigsten Zustandes in eine schöne Welt wirkten auf den schwachen Jüngling so heftig, daß er nur noch seine Dankbarkeit bezeugen konnte, und seinen Geist aushauchte.

Geschichte einer Erscheinung.

(Aus dem Elsaß.)

Im Jahre 1795 hatten sich mehrere Gemeinden des untern Elsaßes nachläßig gezeigt in den amtlich vorgeschriebenen Pferdelieferungen für die damaligen französischen Kriegszüge. So kam es, daß in den Herbstmonaten desselben Jahres eine Abtheilung der Straßburger Nationalgarden unter die Waffen gerufen wurde um in die saumseligen Gemeinden einquartiert und von ihnen verköstigt zu werden, bis letztere ihrer Pflicht nachgekommen. — Der Befehl seines Hauptmanns wies einen unter ihnen, Herrn Georg Daniel H...., damals achtzehn Jahre alt, nach Niederhausbergen, wo ihm der Adjunkt in seinem eigenen Hause ein freundliches Zimmer zur Herberge überließ. So hatte nun Herr H. nichts zu thun als Anderer Kosten zu leben und, frei und unbesorgt wie er war, dachte er kaum an die Heimath. Am sechsten Tage seines Aufenthalts daselbst, etwa um drei Uhr Morgens, wachte er plötzlich auf, aus dem tiefsten Schlafe und sah ganz deutlich seine Großmutter vor seinem Bette stehen. Sie war ganz weiß gekleidet. Eine Minute weilte die Erscheinung und war dann plötzlich verschwunden, wie in Nichts zerronnen. Hr. H. durch die Begegnung, die ihm freilich unerklärlich war, keineswegs erschreckt, fragt sich, schnell besonnen, ob Alles nicht vielleicht ein Traum sei. Er überzeugt sich aber bald daß er wache, zumal er, und zwar während die Gestalt noch anwesend war, deutlich in einer nahegelegenen Scheuer Dreschen hörte. Sie sprach nicht, auch ist sich Hr. H. nicht bewußt, etwas Spezielles an ihr wahrgenommen zu haben; er sagt eben, es sei seine Großmutter gewesen, wie sie leibt und lebte.

Einige Tage nachher erhielt Hr. H. Befehl Niederhausbergen wieder zu verlassen und wurde bei seiner Rückkehr schmerzlich überrascht von der Nachricht des Todes seiner Großmutter, die ihn immer und vorzugsweise vor ihren andern Enkeln sehr geliebt hatte. Sie war am Abend des Tages gestorben an dem er die Erscheinung gehabt, und ihr Todt, obgleich Niederhausbergen nur eine Stunde von Straßburg liegt, hatte ihm nicht gemeldet werden können, weil Niemand der Zurückgebliebenen wußte, wohin Hr. H. beordert worden war. — Später hat Hr. H. oft Nächte hindurch Schildwache gestanden auf bedrohten Vorposten, in unheimlichen Gefängnissen, in verrufenen, zu Kriegsmagazinen umgewandelten Klöstern, ohne daß ihm seither etwas Uebernatürliches begegnet wäre. — Jetzt ist er ein rüstiger, munterer Greis, gewiß nichts weniger als ein Träumer, wozu ihm übrigens sein schwerer Beruf an der Drehbank keine Zeit läßt und hat sich die langen Jahre hindurch bis in sein graues Alter den lebendigen und ungetrübten Glauben an die ihm gewordene Erscheinung bewahrt. —

Erfahrungen aus dem innern Leben.

(Von E. M. Arndt.)

E. M. Arndt, in seinen jüngst erschienenen „Schriften für und an seine lieben Deutschen" erzählt folgendes, was gewiß auch unsern Lesern Interesse bieten dürfte. Leichtgläubig wird wohl Niemand den edeln Mann schelten, der weiß in wie vielen Wettern er ausgehalten und wie ihn die größten Stürme nicht zum wanken gebracht. —

„Wir saßen, mehrere junge Gesellen, einmal bei dem Rektor Dr. Masius in Barth am fröhlichen Mittagstische, da ward der Hauswirth mit Einem male herausgerufen, seine Knaben hatten an seinem Hause auf dem Kirchhofe gespielt, und einer seiner Zöglinge, ein junger von Zanthier aus Pütnitz bei Damgarten war gefallen und hatte sich einen Arm gebrochen. Dies störte und verzögerte das Gastmahl. Doktor und Chirurg wurden geholt zu verbinden, Briefe wurden geschrieben, ein Bote ward bestellt, der die Briefe zu der Mutter des verletzten Knaben tragen sollte, die etwa zwei Meilen von Barth entfernt wohnte. So waren einige Stunden vergangen. Und siehe! als der Bote mit den Briefen abgefertigt werden sollte, da rasselte ein Wagen vor die Thüre, Frau von Z. sprang heraus, und rief: Mein Sohn! mein Sohn! wo ist mein Sohn? was ist ihm für ein Unglück begegnet? Und ihr ward der Knabe mit dem verbundenen Arm gezeigt und sie war getröstet." —

„Diese selbe Frau von Z. bei einer Nachbarin eine halbe Meile von ihrem Gute auf dem Sofa ruhig beim Kaffe sitzend fährt plötzlich auf, und ruft ihrem Kutscher zu: Spann' an! spanne gleich an! Alles um sie her springt erschrocken mit auf, die Wirthin fragt sie, was ihr denn sey? und erhält zur Antwort: Mir ist so unbeschreiblich Angst, ich muß sogleich zu Hause. Und die Frau läßt sich weder beruhigen, noch halten sondern springt in den Wagen und heißt den Kutscher fortsprengen. Als sie endlich auf ihren Hof einfährt, sieht sie die Mägde und Kinder ganz freundlich wie sonst aber etwas verstört in der Hausthür stehen und erfährt bald, ihr kleinstes Kind, ein Mädchen, ist in einen Kessel voll heißen Wassers gefallen, und ist todt."

„Als ich im Winter des Jahres 1811 mich in der lieben Heimath zur Rückkehr an meinen Rhein rüstete und bei geliebten Freunden in der mütterlichen Insel Abschied nehmend umher fuhr, saß ich einmal des Nachts spät in meinem Schlafstübchen im Hause meines würdigsten Gönners des Generals von Dyke zu Losentitz auf dem Zudar. Ich war den Tag an mehreren Stellen gewesen, hatte mehrere Nächte wenig geschlafen, hatte eben mehrere Briefe geschrieben, war müd und matt und abgespannt zugleich, kurz ich war in solcher Fassung und Stimmung, in welcher aus weitester Ferne abgeschossene Geisterschüsse das Herz treffen können. So war ich auf dem Stuhle eingenickt und siehe! meine alte liebe böse Sofie, meine zweite Mutter, stand freundlich lächelnd vor mir und hielt auf jedem ihrer Arme einen kleinen Knaben: zwei Knaben mir beide sehr lieb; sie hielt sie mir mit der Haltung und Gebärdung hin, als wollte sie sagen: nimm dich der Kleinen an! Und siehe den folgenden Mittag, als ich in Garz mit meinem alten theuren Probst Pritzbur und seiner geistreichen liebenswürdigen Tochter Charlotte Pistorius im traulichen Gespräch saß, rollte der Wagen meines Bruders Wilhelm von Putbus vor die Thüre mit einem Briefe, welcher sagte: Bruder komm gleich mit dem

Wagen zurück, wir müssen Morgen über das Wasser nach Buchholz fahren, die alte liebe Tante Sofie zum Grabe begleiten, welche gestern Nacht gestorben ist. — O die hatte mich lieb!"

„Herr Elias Mumm und sein Sohn erzählen folgende Geschichte: (Elias Mumm, ein angesehener Bürger und Kaufherr zu Köln, ein frommer gescheidter, vor drei Jahren im hohen Alter verstorbener Mann.) Wir saßen im Winter des Jahres 1814 in Höchst bei Frankfurt des Abends in einem Nachbarhause an fröhlicher Tafel beisammen, wohl fünf und zwanzig dreißig Personen. Da springt mit Einemmale die älteste Tochter des Hauses, ein sehr hübsches Mädchen; auf und ruft: Hören Sie! Hören Sie! was spielt da unten auf der Cither? Ihre Schwester stimmt ein und spricht: Ja wahrhaftig es ist Musik, gewiß der Major von Oppen, der wird als Kurier aus Frankreich gekommen seyn und will uns hier einen Spaß machen. Und die beiden Mädchen laufen geschwind die Treppe hinunter und fragen und schauen unten und durchstöbern die Stuben und Kammern, worin Oppen als Einquartirung viele Wochen bei ihnen gewohnt hat. Die Mädchen finden aber nichts und kommen etwas verstört wieder zu der Gesellschaft, welche in gewöhnlicher Ordnung schwatzt und ißt und trinkt. Da macht es eine Pause von einer halben Stunde, dann aber beginnt es von neuem zu klingen, aber nicht allein in die Ohren der beiden Mädchen, sondern die ganze Gesellschaft hört es. Die beiden Mädchen rauschen nun ausser sich wieder herunter, indem sie rufen: gewiß es ist der Oppen und der Schelm hat sich nur irgendwo versteckt. Und es vergehen wohl fünf Minuten, da kommen die Mädchen ganz blaß und verstört zurück. Sie bleiben sehr still und unten bleibt es nun auch still, und nichts wird mehr gehört. Und still und etwas verstört geht bald die ganze Gesellschaft auseinander. Die Mädchen aber und unser Elias haben sich Tag und Stunde

wohl gemerkt, und es hat sich aus der Vergleichung mit den Zeitungen und mit den Aussagen der Freunde von Oppen ergeben, daß er an jenem Abend bei einem Gefecht in Frankreich gefallen war. Dieser Major von Oppen war Adjutant bei Blüchers Heer, als ein edler für sein Vaterland und dessen Freiheit brennender Jüngling hatte er in Spanien mehrere Feldzüge gegen die Franzosen als Freiwilliger mitgemacht, hatte spanische Lieder und Citherspiel nach Deutschland mitgebracht und jene Mädchen, in deren Herzen er wohl einige liebenswürdige Erinnerungen hineingesungen hatte, oft mit seinem Spiel ergötzt."

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

1.

Thorwaldsen betreffend.

Thorwaldsen hat in Rom bekanntlich ein Studium (studio), und darüber einen talentvollen dänischen Bildhauer, Holbek, zum Aufseher bestellt. Dieß Atelier wird durch zwei grüne Vorhänge in drei Räume getheilt. Vornen im größern sind die Arbeiter. An einem Freitage, Abends, wo das Studium schon geschlossen war, gieng der junge Mann noch hin, nachzusehen was sie geleistet hatten, und ob sich alles in Ordnung befände. Wie er an die Thüre kam, hörte er ganz deutlich hämmern im Studium, als würde noch geschafft. Er sperrte auf, sah im ersten Raum Niemand, vernahm aber, wie ihm schien, vom zweiten her das Geräusch; auch hier war nichts zu erblicken, wohl aber tönte wieder deutlich das wohlbekannte Hämmern aus dem dritten und letzten Raume. Als Holbek in diesen vordrang, war auch er ganz leer und der Lärm verschwunden. Der Däne untersuchte alles vergeblich. Zuletzt — die Phantasie mochte sich wohl auch jetzt ins Spiel mischen — schien ihm, als schwankten alle Steine ringsum und wollten über ihn hereinstürzen. Im Grauen rannte er davon, berichtete aber noch am nehmlichen Abende den Vorgang in einer Gesellschaft, mit dem Zusatze: „Wenn nur Thorwaldsen nicht gestorben ist!" — Man lachte ihn aus und neckte ihn über seine Geisterschau. Den Montag darauf kam

ein Brief mit der Todeskunde, so schnell sie von Kopenhagen hatte eintreffen können — ich glaube vierzehn Tage nach dem Verscheiden."

2.

Das Sichselbstsehen.

Ein Beispiel dieser Art aus jetziger Zeit ist merkwürdig, da seine Wahrheit von glaubwürdigen Zeugen bestätigt ist.

Ein junger Edler, der sich durch Geist und Herz gleich vortheilhaft auszeichnete, lebte vor nicht geraumer Zeit auf einer norddeutschen Akademie, wo er sich die Achtung der Lehrer und die Freundschaft seiner Mitgefährten so ungetheilt erworben hatte, daß man das nachfolgende Ereigniß mit allgemeiner Theilnahme betrachtete.

Er ging einst, bei schon einbrechender Abenddämmerung, mit einem Freunde durch die Straße seinem Hause zu. Der Freund sprach lebhaft über einen wichtigen Gegenstand; er aber hörte nur mit zerstreuter Aufmerksamkeit zu, denn seine Blicke waren auf einen Gegenstand gerichtet, welcher nur wenige Schritte vor ihnen seine ganze Seele beschäftigte. Es war eine Gestalt, die ihm selbst glich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Wuchs, Gang und selbst genau dieselbe Kleidung, die er in diesem Augenblicke trug. — Eine seltsame Scheu hielt ihn zurück, auch seinen Gefährten darauf aufmerksam zu machen, bis sie jetzt an die Thür des Hauses kamen, wo er wohnte, und wo eben der Unbekannte kurz vor ihnen an die Thüre trat, sie öffnete und hinein ging. Im Hineingehen wandte er noch das Gesicht zu den Beiden — und zusammen zuckend erkannte jetzt der Jüngling deutlich sein eigenes Gesicht. —

Auch der Freund hatte jetzt die Erscheinung bemerkt, auch ihn wandelte ein Schauer an; ohne ein Wort zu sagen, drückten die beiden Freunde den Arm fester in einander und

lenkten, statt in die Thüre links zu gehen, sich rechts zu dem gegenüber stehenden Hause, wo die Wohnung des Freundes gerade in derselben Höhe war. Hier eilten sie die Treppe schnell hinauf, und gingen unwillkürlich durch das schon dunkle Zimmer, dem Fenster zu, aus welchem man die gegenüber liegende Wohnung ganz übersehen konnte. Dort ging eben die Thüre auf, und sie sahen bei der dämmernden Helle, die von einem etwas helleren Vorsaale kam, — eben jene Gestalt eintreten.

Der Unbekannte schlug Licht an, gerade so, wie es der lebende Bewohner dieses Zimmers zu thun gewohnt war. Sie sahen nun wieder bei dem Scheine der Kerze, die er anzündete, die ganze schauerliche Aehnlichkeit mit diesem, so wie er ihn in jeder seiner Gewohnheiten, in jeder seiner Bewegungen auf das Täuschendste darstellte. Ebenso warf er den Mantel flüchtig auf einen Stuhl, holte sich Bücher auf den Tisch, las darin, legte dann alles wieder an den gehörigen Ort, zog sich aus und legte sich nieder.

Erstarrend hatten die beiden Freunde dieß alles angesehen. Erst spät suchten sie ihr gemeinschaftliches Lager und fielen in den festen Schlaf der Jugend.

Als sie am andern Morgen erwachten, beschlossen sie doch, sich in der gegenüber liegenden Wohnung zu erkundigen; und siehe da, die Decke des Zimmers war eingestürzt, gerade über dem Bette des Jünglings, und würde ihn, hätte ihn nicht jenes Gesicht davon verdrängt, unfehlbar erschlagen haben. — Mildernd ist dieser Schluß für das Furchtbare der Erscheinung; doch dunkel ist und dunkel bleibt der Vorhang, der die Geheimnisse von Jenseit deckt.

3.

Eine Todesahnung.

In der Schrift: „Neue Kettenglieder aus einem sehr bewegten Leben.“ Wahre Geschichten, befindet sich eine Erzählung, die Ahnung betitelt.

Zwei Brüder Charles und Adolph Raudencourt, die sich zärtlich liebten, und von einem Freund ihres Vaters nach seinem frühen Tode liebreich angenommen und erzogen worden waren, kamen als französische Offiziere in ein Regiment. Kurz darauf starb ihr Pflegevater. Oft wähnten sie, noch lange nach seinem Tode, die Nähe seines schützenden Geistes zu spüren, denn er hatte ihnen auf seinem kurzen schmerzenlosen Todeslager noch wiederholt, daß er in physischen und moralischen Gefahren sie umschweben, und wenn das höchste Wesen es verstatte, zu beschirmen suchen wolle. Nach mancher glücklich überstandenen größern oder kleinern Gefahr dankten sie vereint dem Manne, dem sie so vieles zu verdanken hatten, auch dafür, und jedesmal gelobten sie, sich seines Schutzes und ihrer selbst stets würdig zu erhalten.

Als Charles mit seinem Batallion zuerst nach Bayonne aufbrechen mußte, und von seinem Bruder Abschied nahm, rief er ihm noch tröstend zu: Wir sehen uns wieder, glaube mir! Rasch antwortete dieser: Nicht lebend! und erschrak sichtbar über seine eigenen Worte. Adolph hatte nämlich über das Schicksal Anderer in den vorhergehenden Feldzügen manches ausgesprochen, was genau in Erfüllung gegangen war. Charles hatte noch weit vor Bayonne auf eine ihm selbst unbegreifliche Art, ob wachend oder schlafend, wußte er nicht, Pyrenäengegenden gesehen. Er schrieb an ihn: „Eine davon, die mir die interessanteste ist, weil wir in ihr uns wiederfinden werden, — denn so versprach mir gestern Nacht, als ich, ob schlafend oder wachend, weiß ich nicht, auf meinem Lager ruhete, die Stimme unsers Wohlthäters, unsers zweiten Vaters, — bin ich beschäftigt, für dich zu zeichnen.“ — Er fand ihn auch wirklich späterhin, in einer der Zeichnung ganz ähnlichen, schauerlich anmuthigen Felsengegend, aber jämmerlich von spanischen Bauern verstümmelt und gemordet.

4.

Voraussage vor dem Tode.

Der Tod des kürzlich verstorbenen preußischen Ministers von Bülow war von einem merkwürdigen Umstande begleitet. Am 5. Februar nämlich verlor er das Bewußtsein und sprach fortwährend davon, daß er um ein Uhr in eine wichtige Konferenz müsse, noch Abends spät stellte er die Uhr auf diese Stunde und andern Mittags ein Uhr wurde er abgerufen vom Leben.

5.

Der Kehrbesen nach dem Tode.

Folgende komische Geschichte, wenn sie nicht sehr traurig wäre, wird als gewiß versichert. Frau X., die vor einigen Jahren gestorben ist, behandelte bei Lebzeiten ihre Dienstboten übel, und hatte stets andere. Besonders hatte sie den ganzen Tag den Besen in der Hand, und quälte die Mägde unbarmherzig mit Putzen. Ihre Schwiegertochter, die in demselben Hause wohnt, ist nachsichtiger, was denn das Gesinde sich zu Nutzen macht. Wenn nun die Hausmagd einmal nicht ordentlich oder gar nicht gekehrt hat, so ist das ganze Haus in Aufruhr, die Thüren der Kamine, wo die Besen aufbewahrt werden, werden aufgerissen und mit Gewalt zugeschlagen, ohne daß Jemand auf dem Vorplatz ist, und es schlürft hin und her, und thut als wenn es putze und kehre. Ist nun ein solcher Lärm los, so fürchtet sich das Hausmädchen aus dem Zimmer zu gehen; wenn es aber spricht, es sei ihm leid, morgen wolle es ganz gewiß recht schön kehren, so läßt das Toben nach und es wird ruhig. — Liebe Hausfrauen, seyd nur immer hübsch reinlich, das ist eure Pflicht und Ehre; wenn ihr aber euer Haus fegt und euer Herz nicht, wenn ihr eure Dienstboten um ein Stäubchen peinigt, weil der Klum-

pen Bosheit im Gemüth euch drückt, ohne daß ihrs erkennen wollt: so hütet euch, nicht auch einmal nach euerm Tode kehren und fegen zu müssen. —y—

6.

Voraussagender Traum.

Die verwittwete Baronin F. zu F. hatte in ihrem 78sten Jahre, kurz vor einer schweren Krankheit, folgenden Traum. Sie befand sich in einer schönen Felsengegend, wo viele Steine, alle übersilbert, umherlagen, und sich dann von selbst zu silbernen Ruhebetten zusammen fügten. Es war ihr dabei so wohl, daß sie ihre selige Empfindung wachend nicht beschreiben konnte. Indem sie aufblickte, sah sie einen silbernen spitzigen Felsen, und auf demselben eine Sanduhr von drei bis vier Fuß Höhe, worin der Sand bis auf ein Weniges abgelaufen war. Dabei hörte sie dreimal eine Stimme sagen: Die Zeit ist an der Spitze. — Was dieser Traum ihr weissagte, ist leicht zu errathen. Sie starb nicht lange hernach.

—y—

7.

Der englische Beistand.

Aus einem biographischen Aufsatz über Dr. Johann Reinhard Hedinger, herzogl. württemb. Hofprediger und Consistorialrath, im Jahre 1698 von Herzog Eberhard Ludwig zu diesem Amte nach Stuttgart berufen, entlehnen wir folgende für diese Blätter geeignete Begebenheit:

„Einsmals soll Hedinger seinen Herzog selbst über gewiße Sünden, die er trotz aller Privatmahnungen nicht lassen wollte, öffentlich auf der Kanzel bestraft und zur Buse aufgerufen haben, was so ungnädig aufgenommen ward, daß der

Fürst den Entschluß faßte, sich in seinem Schloße persönlich an ihm zu vergreifen. Hedinger ward mit kurzen Ausdrücken vorgefordert, und erschien alsbald mit freier Stimme, durch ernstliches Gebet in seinem Gott gestärkt. Der Herzog, der ihm allein ohne Begleitung zu erscheinen befohlen, und sich zu einer thätlichen Mißhandlung seines Beichtigers gerichtet hatte, sah ihn gleich beim Eintritt mit Betroffenheit an und rief: Hedinger! warum kommt Er nicht allein? — Ich bin allein, Euer Durchlaucht, erwiederte der Hofprediger. — „Nein, Er ist nicht allein!" entgegnete der Herzog. — Und dennoch bin ich allein, Euer Durchlaucht, antwortete Hedinger.

Als aber der Fürst, immer auf die rechte Seite Hedingers hinblickend, darauf beharrte: Er ist nicht allein! entgegnete der Fromme, ahnend, daß hier eine höhere Hand im Spiele sei: „Ja ich bin wahrhaftig allein gekommen, Euer Durchlaucht! Sollte es aber dem großen Gott gefallen haben, einen Engel neben mich in dieser Stunde zu stellen, so weiß ich es nicht!" — Der Herzog winkte ihm mit der Hand und entließ ihn mit Zeichen der Erschütterung. —

Ein gewisser vormaliger harter Regent saß neben seiner Gemahlin in der Kirche und schlummerte unter der Predigt ein. Plötzlich schreckte er auf und fragte die Königin mit Heftigkeit: „Was hat er gesagt?" Sie wiederholte ihm ungefähr die letzte Stelle des Vortrags. „Nein! antwortete der König, das hat er nicht gesagt — er hat gesagt: Wenn der König sich nicht bekehrt, so ist er verdammt!" — Die Königin läugnete mit Recht, diese Worte gehört zu haben; nach der Kirche aber ließ sie den Hofprediger zu sich kommen und erzählte ihm den Vorfall. Dieser hochverwundert gab ihr zur Antwort: „So läßt also Gott den Königen heimlich ins Ohr sagen, was wir ihnen öffentlich zu sagen nicht wagen dürfen!" — —y—

8.

Todesanzeige.

Einem Briefe des Grafen M. an mich, geschrieben im August 1845, entnehme ich folgende Stelle: „Nun habe ich Dir aber ein besonderes Ereigniß über den Tod meines armen Kindes zu erzählen. In meinem Zimmer hängt ein kleines Bild, mein Gut in Frankreich vorstellend, von meinem Sohne Georg gemalt und worauf er sich selbst gemalt hat. Am 29. Juni ungefähr fiel das Bild von der Wand weg, ich machte es wieder hin. Am 5. Juli Nachmittag 2 Uhr waren in meinem Zimmer versammelt meine Frau, meine Nichte, der Hofmeister meiner Kinder, ein Architekt aus München und ich. Das Bild fiel wieder von der Wand weg und ich sagte: „Das genirt mich, daß dieses Bild wieder wegfällt.“ Meine Frau machte es wieder fest. Es war der Tag und die Stunde, wo mein armes Kind in Algier seinen Geist aufgab! Ein neuer Beweis, daß der Mensch im Augenblick des Uebergangs vom Leben zum Tod in einen hohen magnetischen Zustand kommt und sich noch dahin merklich machen kann, wohin seine letzten Gedanken ihn führen. Alle Briefe von Algier sagen, daß er in letzter Zeit sich nur mit seinen Eltern beschäftigte und leider das Heimweh ihn sehr angegriffen ha tte Willst Du diese Thatsache benützen, so gebe ich Dir mein Einwilligung recht gern dazu.“ —

Der Herausgeber.

9.

Eine Volkssage aus der Schweiz.

Sagen von einst fruchtbaren Alpen, die wegen sündigen Lebenswandels der Sennen oder Sennerinnen vergletschert wurden, finden sich in verschiedenen Theilen der Schweiz. So am Unteraargletscher, wo den Hirten noch hin und wieder ein

kopfloses Walliser Weiblein erscheine; am Gauligletscher im Urbachthale; die Sennerin und ihr kleiner Hund zeigen sich zuweilen und sie spricht wie sie ewig auf der (nun ganz vergletscherten) Blümlisalp bleiben müsse; auch vernimmt man manchmal das Glockengeläute des unsichtbaren Viehs. Am Turtmangletscher in Wallis ist es ein Senne, ebenso auf den Glarneralpen und andern. Sowohl bei der Sennerin als bei den Sennerin der Glarneralpen kommt noch eine Jungfer Katharine vor, die in das gleiche Strafurtheil eingeschlossen ist. — Siehe Gottl. Studer, topogr. Mittheilungen aus dem Alpengebirg. Bern und St. Gallen 1843.

10.

Voraussagender Traum.

Der im Januar dieses Jahres in Stuttgart verstorbene Maler Dietrich hatte, vor 10 Jahren einmal erkrankt, im Fieber ein Traumbild, das ihm offenbarte, dießmal werde er nicht sterben, er habe noch zehn Jahre Zeit bis zu seinem Tode. In gemüthlichen Stunden pflegte Dietrich dieß Begegniß zu erzählen, er glaubte an die Wirklichkeit jener Erscheinung, wie an die Wahrheit ihrer Prophezeihung und pflegte mit sicherem Auge zu berechnen, bis wann der Tod ihm zugemessen; er hatte sich so sehr in die Prophezeihung über die Zeit seines Todes eingelebt, daß er sehr häufig auch scherzweise darauf zu reden kam. Wollte man ihn Nachmittags zu einem Spaziergang veranlassen, oder vor seiner gewöhnlichen Zeit in eine Abendgesellschaft abholen, so konnte er halb ernst halb lachend antworten: „Mein lieber Herr — nein — ich kann nicht — ich muß arbeiten: denn Sie wissen, daß ich nur noch (1 — 2 Jahr)? zu leben habe.“ Ganz eigenthümlich ist die Art, wie Dietrich seiner Erzählung gemäß vor 10 Jahren gegen das Traumbild, das ihm seinen Tod ankündigte, sich wehrte. „Ich kann noch nicht sterben,

sagte er zu der Erscheinung, ich habe noch so viel zu malen." — „Wenn Du fleißig bist, erwiederte das Traumbild, so hättest Du schon viel mehr thun können, als Du gethan hast und wirst noch Vieles vollbringen können." — Der Schreiber dieser Zeilen selbst sah ihn wenige Wochen vor seinem Tode das leztemal in einer Restauration in Stuttgart. Er fand sein Aussehen bleich und verstört, doch schwieg er darüber, denn er dachte unwillkührlich an das Traumbild, das Dietrich vor wenigen Jahren in einem Cirkel von Freunden zu später Mitternacht mit dem Tone des unerschütterlichen Glaubens erzählt hatte. Wenige Tage darauf hörte er von seiner Krankheit, bald von seinem Tode. Die Prophezeihung war eingetroffen, sein Glaube hatte sich gerechtfertigt.

11.

Vorahnung.

(Aus Rheinpreußen.)

In Hagen arbeitete in der Funke'schen Holzschraubenfabrik seit einiger Zeit ein eilfjähriges Mädchen, das sich plötzlich aufs heftigste sträubte, weiter zu arbeiten. Auf flehentliches Bitten des Kindes gab die Mutter nach und bat, nur noch einen einzigen Tag zu arbeiten, weil dann gerade ein vierzehntägiger Lohn fällig sein würde. Das Mädchen willigte widerstrebend ein und gieng niedergeschlagen an seine gewohnte Arbeit. Bald nachher hörte man einen furchtbaren Schrei und man eilte herbei. Die Maschine hatte das Kind an einem Zipfel der Schürze gefaßt und auf eine entsetzliche Weise zerschmettert. Die arme Mutter ist fast wahnsinnig, weil sie sich den Vorwurf macht, den Tod ihres Kindes verschuldet zu haben.

12.

Ein beraubter Schlafwandler.

„Ein sehr seltsames Beispiel von Somnambulismus hat sich jüngst zu London ereignet. Ein Landbewohner klagte auf dem Polizeiamt von Southwark, man habe ihm Samstag Abends, als er im Schlaf gegangen sei, einen Pack Wäsche gestohlen, mitten auf der belebtesten Straße dieses volkreichen Stadttheils. Die Polizeidiener bezeugten, daß dieser Mann schlafend in den Straßen und auf öffentlichen Wegen umherzuwandeln pflege, und zwar stundenlang. Er sagte, er beobachte die Vorsicht, was er zu tragen habe, sich fest an den Arm zu binden, um wach zu werden, wenn man es ihm gewaltsam nehmen wollte. Dieses mal wurde der Strick so sachte abgeschnitten, daß er es nicht merken konnte. Aber selbst im Schlaf hört er so deutlich, daß er den wegen dieses Diebstahls Angeklagten an der Stimme erkannte; gleichwohl wurde letzterer freigesprochen."

Wenn keine weitere Indicien vorhanden waren, als die Angabe des Bestohlenen, der den Dieb noch dazu im Schlaf und vom Schlaf her erkannt haben wollte, so konnte der Richter, da das Hellsehen noch nicht unter die Beweismittel eines begangenen Verbrechens gehört, auch wohl täuschen kann, freilich nichts Weiteres thun. Das sind Fälle, worüber der Allsehende richtet. —y—

13.

Heinrichs des IV. Todesahnungen.

Dem Tode Heinrichs IV. giengen, mehrere Ahnungen voran, die uns die Geschichte der damaligen Zeit aufbewahrt hat. Am Morgen des Tages, wo ihn Ravaillac ermordete (am 14. Mai 1610) war der König ungewöhnlich trüb und nachdenkend. Er wollte, um sich in eine

bessere Stimmung zu versetzen, noch ein Stündchen schlafen, warf sich aber drei mal vergebens auf das Bette; er versuchte zu beten — Alles gleich vergebens. Bei dem Lever war er bemüht, sich aufzuheitern, es wollte nicht gelingen; er zwang sich zu scherzen, lächelte und lachte ein paarmal laut auf, schloß aber mit dem Sprüchworte: „Mancher der am Freitag lacht, (der 14. Mai war ein Freitag) wird am Sonntag weinen.“ Seine Gemahlin Maria von Medicis war am Tage vorher gekrönt worden. Am Abende des Krönungstages sagte ihr Leibarzt La Brosse zum Herzog von Vendome: Erlebt der König noch den morgenden Abend, so stehe ich ihm noch für 30 Lebensjahre.“ Vendome erzählte dieses dem König, welcher es leicht aufnahm und zur Antwort gab: La Brosse ist ein alter Narr so etwas zu sagen, und Sie ein junger Narr es zu glauben“ — „Sire, erwiederte der Herzog, man glaubt so etwas nicht, aber man fürchtet es doch!“ Wenige Nächte vor dem Mord träumte der Königin einmal, alle Diamanten ihrer Krone verwandelten sich in Perlen, ein andermal, der König habe einen Messerstich in die kurzen Rippen erhalten. Sie erzählte diese Träume dem König, er sprach beim ersten: „Man muß nicht an Träume glauben!“ beim zweiten: „Gott sei Dank, es war nur ein Traum!“ An demselben Tage nannte er sie statt „Frau Königin“ scherzweise „Frau Regentin.“ Bevor er sich in den Wagen setzte, den er nur als Leiche wieder verlassen sollte, nahm er dreimal hinter einander wieder zurückkehrend sehr zärtlichen Abschied von seiner Gemahlin.

14.

Scheintodt — oder mehr? — einer Nonne zu Breslau.

Im Januar 1836 trug sich folgendes merkwürdige Ereigniß in Breslau zu, das damals in mehrere Zeitungen, auch

in dem christlichen Volksboten aus Basel, aufgenommen wurde. Im dortigen Ursulinerkloster starb eine Nonne, die nach Gewohnheit, in die Kirche gesetzt wurde. Während ihr nun von ihren Mitschwestern die gewöhnlichen Vigilien (Todtenpsalmen) gesungen werden, erhebt sich plötzlich die Scheintode aus dem Sarge, wankt zum Altar, und beginnt knieend laut zu beten. Voll Entsetzen stürzen die Nonnen zur Thüre hinaus, und wecken die Priorin. Diese will Anfangs nicht glauben, geht aber endlich doch zur Kirche, und sieht, wie die Betende eben vom Altar aufsteht und wieder zum Sarge wankt, sich hineinlegt und die Augen schließt. Die Priorin schickt sogleich nach dem Arzt, aber als derselbe kommt, ist die Nonne wirklich todt.

15.

Merkwürdiges Ereigniß mit einem auf der Insel Wigh begrabenen Frauenzimmer.

Im September 1824 kam die Leiche eines jungen, in schwarzer Seide gekleideten Frauenzimmers, nebst einer Uhr, einem Ringe und einer kleinen Summe Geldes, welche sie in einem Beutel bei sich hatte, in der Nähe von Spithead angeschwommen. Ein dort befindlicher Marine-Offizier bemerkte es, zog die Leiche heraus und ließ sie nach Ryde, auf der Insel Wigh bringen. Da Niemand Kenntniß von der Person hatte, so nahm es ein Angestellter der dortigen Gemeinde, der zugleich Leichenbesorger war, auf sich, den Leichnam zu begraben, indem er sich mit dem, was er bei sich geführt hatte, bezahlt machte. —

Ungefähr 14 Tage nach dem Begräbniß kam eines Abends ein armer Mann mit seinem Weibe in das Dorf. Beide wandten sich an den Leichenbesorger, daß er ihnen dasjenige zeigen möchte, was der Verunglückten zugehört habe, welche

sie für ihre Tochter erklärten. Sie sei, sagten sie, durch das Umschlagen eines Bootes verunglückt, als sie nach Spithead übersetzen wollte, um ihren Mann zu besuchen. Sie wollten dem Leichenbesorger alle Unkosten bezahlen und dagegen die von ihrer Tochter hinterlassene werthvolle Gegenstände in Empfang nehmen. Der Leichenbesorger aber weigerte sich durchaus diesem Vorschlag Gehör zu geben. Sie verfügten sich daher auf den Kirchhof, wo sich das Weib auf das Grab der Verstorbenen nieder warf, und eine Zeitlang in stiller Betrachtung oder im Gebet da zubrachte. Darnach stand sie mit dem bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen irischen Ausruf: „Pillilew!" auf und ging trauernd mit ihrem Manne fort.

Die Neugierde der Einwohner von Ryde, welche durch das erste Erscheinen und Benehmen dieses Paares rege geworden war, verwandelte sich in Verwunderung, als sie in weniger als drei Wochen wieder zurückkehrten und den Leichenbesorger anklagten, daß er ihre Tochter ohne ein Sterbekleid begraben habe. Auf Befragen, wie sie das behaupten könnten, erklärten sie, daß sie ihnen im Traum erschienen sei und sich über den interessirten und ruchlosen Leichenbesteller beklagt und über die Entwürdigung geseufzt habe, die ihren Geist nicht zur Ruhe kommen ließe.

Der Leichenbesorger läugnete standhaft die Wahrheit dieser Beschuldigung. Das Weib aber hatte insgeheim ein Sterbekleid zu Ober-Ryde gekauft, und gieng — beobachtet von dem Verkäufer, der ihr heimlich folgte — ungefähr um Mitternacht auf den Kirchhof. Nachdem sie eine kurze Zeit auf dem Grabe gelegen war, fing sie an, die Erde mit ihren Händen wegzuschaffen, und — so unglaublich es scheinen mag — um zwei Uhr, hatte sie mit vieler Mühe und mit der Hülfe ihres Mannes den Sarg entblößt, und aus dem Grabe gehoben. Beim Eröffnen war der Geruch beinahe unerträglich, und verhinderte die weitere Arbeit eine Zeitlang; aber, nachdem sie eine Prise Tabak genommen hatte, richtete sie das Haupt der Verstorbenen sanft auf, nahm das vom Leichenbe-

sorger dem Leichnam unterlegte schmuzige Wollenzeug, woran noch ein Theil des Haares klebte, hinweg, bekleidete den blossen Leichnam mit dem Sterbekleid, und brachte dann alles wieder in gehörige Ordnung. Darauf verfügte sie sich wieder zum Leichenbesorger, und dieser, von Schaam nun überwältigt, gab das Eigenthum zurück. Das Weib aber, deren Finger von dieser harten Arbeit wirklich bis auf die Knochen zerfezt waren, zog mit ihrem Manne wieder fort, und man hörte seitdem nicht wieder von ihr. (Aus: The Spectre or News from the invisible world etc. London 1836.)

16.

Eine eben gestorbene Dame erscheint ihrem Doktor

Ein junges Fräulein, das zu Anfang des Jahres 1824 in der Stadt Corlow in England, starb, war einige Zeit vor ihrem Tode von einem dortigen Arzte berathen worden. Am Abend ihres Hinscheides saß dieser Arzt in Gesellschaft eines seiner Freunde, und wollte eben ein Glas Punsch trinken als er die vorgemeldte Dame in das Zimmer, wo er und sein Freund saßen, eintreten sah. Nur einige Stunden vorher hatte er sie besucht und sie in einem sterbenden Zustand verlassen, daher wurden durch diese plözliche Erscheinung seiner Patientin seine Nerven so sehr erschüttert, daß er das Glas Punsch aus seinen Händen fallen ließ und selbst ohnmächtig zu Boden sank. Sobald er wieder vollkommen hergestellt war, so stellte er in Betreff jener Dame Nachforschungen an, durch die es sich ergab, daß sie einige Minuten vor ihrer Erscheinung aus diesem Leben verschieden war. (Aus obigem Werke.)

17.

Noch mehrere merkwürdige Beispiele von Scheintodt und ein Traum von einem Todten.

Aus der großen Anzahl von Beispielen des Scheintodtes, die in dem letzten Jahrzehnt bekannt wurden, möchten noch einige von besonderem Interesse seyn, — da es bekannt ist, daß Gott, um besonderer Ursachen willen, zuweilen einen zeitweiligen wirklichen Todt, oder was dasselbe, eine temporäre Scheidung des Geistes sammt der Seele vom Leibe statt finden läßt; um durch die hernach wieder — nach seinem Willen — zum Leben Erwachten, — theils erweckende Blicke in das jenseitige Leben zu veranlassen, theils aber überhaupt die je länger je mehr in's materielle Treiben versinkende Menschheit zu erinnern, daß es eben so sehr in seiner Macht liege, die wirklich Gestorbenen zu einem andern, ewigen Leben zu erwecken, als den gleichsam entseelt daliegenden Körper wieder zum diesseitigen Leben zurückzurufen. Nebenbei liegt die Erinnerung wohl am nächsten, wie großer Vorsicht es bedürfe, um nicht so Manchen unserer Mitmenschen dem traurigen Loose verfallen zu sehen, einen zweiten — höchst beängstigenden Erstickungstodt ausstehen zu müssen. Die Furcht vor einem solchen möglichen, ja öfters vorkommenden Fall, hat daher schon viel Hin- und Her-Schreibens und Redens, wie man solchem am besten vorbeugen möchte, ja hier und da auch die Errichtung von besondern Leichenhäusern, — deren Zweckmäßigkeit übrigens noch keineswegs allgemein anerkannt wird — zur Folge gehabt. Referent erinnert sich noch aus seiner frühesten Jugend, wie ihm schon damals, bei einigen erzählten Fällen dieser Art, so schauerlich zu Muthe ward und wie ernstlich er Gott um Bewahrung vor solchem traurigen Loose bat. Diese jugendlichen Eindrücke sind ihm auch so tief eingeprägt geblieben, daß er bei mehreren Todesfällen und Be-

erdigungen, denen er beizuwohnen Veranlassung fand, immer aufs Aengstlichste den Leichnam zu beobachten sich gedrungen fühlte, ob er nicht etwa noch Spuren des zurückgebliebenen, oder zurückkehrenden Lebens an dem Todten entdecken könnte. — Vielleicht ist folgende Erfahrung seines Lebens als eine Wirkung dieser tiefen Eindrücke zu betrachten, vielleicht aber auch zugleich etwas mehr. —

Vor etwa 4 Jahren nämlich war ein junger Anverwandter von ihm in einer benachbarten Landstadt (sechs Stunden von Stuttgart) am Nervenfieber gestorben. Umstände, die hier nicht näher zu erwähnen, und die Kürze der Krankheit seines Verwandten wirkten zusammen, daß er ihn vor seinem unvermuthet schnell erfolgten Tode nicht mehr zu sehen bekam, sondern nur noch der Beerdigung mit anwohnen konnte. — Der Gestorbene hatte sich im Leben besonders anhänglich an seine entferntere Verwandten, auch an den Referenten gezeigt, und sehr mochte er es bedauert haben, nicht mehr von ihm Abschied haben nehmen zu können, wie von den Uebrigen. — Ungefähr 3 Wochen nach seinem Todte und seiner Beerdigung träumte dem Referenten, daß er diesen seinen Verwandten zu sich in ein gewisses unbekanntes Zimmer eintreten sehe. Neben diesem Zimmer war ein anderes, dessen Thüre geöffnet war, und worin sich ein Bruder und die Frau Schwägerin des Referenten befanden, die zur geöffneten Thüre hereinblickten, so daß sie den eintretenden Verwandten mit ihm zugleich erblickten nnd beides, Verwunderung und Erschrecken zu erkennen gaben. Referent aber ging seinem jungen Anverwandten, — der im Leben ein schlanker Jüngling von wenigstens sechs Fuß Höhe und beim Todte 24 Jahre alt gewesen war — mit Erstaunen einige Schritte entgegen, redete ihn an und sagte: Aber wie kommt es, daß Du nach Deinem Todte noch zu mir kommst? — Bist Du etwa nicht ganz todt gewesen, als man Dich begraben hat? — Der Jüngling, der merkwürdigerweise nicht in der vollen Größe seines erreichten Lebensalters, sondern nur in der Größe eines 14 oder 15

jährigen Knabens erschien, erwiederte mit Freundlichkeit: „Nein, Herr Oheim, ich bin wirklich gestorben; aber ich wollte Sie nur noch einmal besuchen.“ Hierauf gab er dem Referenten die Hand, wobei letzterer nicht nur im Traume, sondern nach gleicherfolgtem Erwachen auch noch wachend — ganz bestimmt einen solchen Leichengeruch gewahr wurde, wie nur in Verwesung übergehende Todte von sich geben können. — Aus diesem Grunde konnte Referent nicht umhin, etwas mehr als einen bloßen Traum hierin zu erkennen. Den sonderbaren Umstand aber, daß sein Verwandter ihm um 9 — 10 Jahre verjüngt erschienen war, suchte er sich mit dem Gedanken zu erklären, daß derselbe ihm damit habe andeuten wollen, daß obschon er in einer hoffnungsvollen und lieblichen Herzensstimmung, wie sie sich in seiner letzten Krankheit zu erkennen gab, gestorben war, er dennoch die 9 oder 10 Jahre seit seiner Confirmation als verloren betrachten, und nunmehr im Wachsthum seines geistlichen Alters eben da wieder fortfahren müsse, wo er es in seinen frömmeren Jugendjahren bis zur Confirmation gelassen habe. —

18.

Todeszeichen im Wales (1825.)

Folgendes ist dem mehrerwähnten englischen Werke „The Spectre etc.“ entnommen: In einer wilden, abgelegenen Gegend des nördlichen Wales fand folgendes Ereigniß zum großen Erstaunen der Bergbewohner statt. Wir können für die Wahrheit der Thatsache bürgen, da mehrere Glieder unsres eigenen Kirchenspiels Zeugen davon waren. — An einem finstern Winterabende — um das Jahr 1825 — kehrten einige uns wohlbekannte Leute nach Barmouth, an der Südseite des gleichnamigen Flußes gelegen, zurück. — Als sie dem Barmouth gerade gegenüberliegenden Fährhause zu Penthryn nahe gekommen waren, bemerkten sie bei dem Hause ein Licht, das sie zuerst für ein Freudenfeuer hielten,

und das sie sehr begierig machte, die Ursache, warum es angezündet war, zu erfahren. — Als sie aber näher kamen, verschwand es, und als sie beim Hause angelangt, darnach sich erkundigten, hieß es, daß die Leute daselbst nicht nur kein Licht oder Feuer angezündet, sondern auch nicht einmal eines gesehen hätten. Sie selbst aber konnten auch gar keine Spuren eines Feuers auf dem Sande entdecken. Sie kamen nach Barmouth. Der Vorfall wurde erwähnt, und die Thatsache von einigen daselbst befindlichen Leuten bestätigt, da sie dasselbe Licht deutlich und genau wahrgenommen hatten. Einige alte Fischer behaupteten sodann, daß dieses ein Todeszeichen sei, und, in der That, ertrank der damalige Fährmann, wenige Nächte nachher, bei Hochwasser, an derselben Stelle, wo das Licht beobachtet worden war. Er brachte das Fährboot an's Land, fiel aber unglücklicherweise in's Wasser und kam so um. — In demselbigen Winter wurden sowohl die Bewohner zu Barmouth, als die Leute am jenseitigen Ufer des Flußes überrascht durch die Erscheinung von einer Anzahl kleiner Lichter oder Flämmchen, die man an einem Orte — Borthwyn genannt — ungefähr eine viertel Stunde von der Stadt entfernt, in der Luft herumtanzen sah. Eine große Menge Schaulustiger kamen herbei, diese Lichter zu sehen. Nach einer Weile verschwanden Alle bis auf Eines, und dieses Eine bewegte sich langsam an den Rand des Wassers bei einer kleinen Bucht, wo einige Boote angelegt waren. Die Männer einer Schaluppe, die nahe bei dieser Stelle vor Anker lag, sahen das Flämmchen herankommen, bemerkten auch, wie es sich einige Sekunden über einem besondern Boote schwebend erhielt und dann auf einmal gänzlich verschwand. Zwei oder drei Tage nachher, ertrank der Eigenthümer jenes besondern Bootes im Flusse, während er mit diesem Boote im Hafen von Barmouth herumsegelte. — (Diese Thatsache ward in Fraser's Magazin erzählt, und aus demselben in oben erwähntes Buch aufgenommen.)

19.

Judidiah Burton's zuversichtliches Vorausahnen seines Todes.

Um das Jahr 1833 starb Judidiah Burton, ein armer Mann von Elmton, in der Grafschaft Derby in England. Er war mehreren hochgestellten und vielen neugierigen Personen wohl bekannt wegen seines ungewöhnlichen Rechentalentes und seines ausserordentlichen Gedächtnisses für Zahlen u. s. w. Dieser Mann wurde nicht weniger berühmt durch die genaue Voraussagung der Zeit seines Todes, als er während seines Lebens durch seine sonderbare Herzählung jedes einzelnen Umstandes seines Lebens gewesen war. Er war fest überzeugt, daß sein Tod an einem gewissen Tage eintreffen werde, an welchem er ihn auch wirklich traf. Aus dieser Ueberzeugung kam es, daß er von allen seinen Freunden und Bekannten einen förmlichen Abschied nahm, obgleich alle gleichmäßig über seinen vermeintlichen Wahn lachten.

Zuerst machte er seine Aufwartung dem Herzog von P.— der sehr gütig gegen ihn gewesen war und ihn für einen eben so ehrlichen als sonderbaren Mann gehalten hatte. Er sagte dem Haushofmeister, daß er Seine Gnaden jetzt sehen müsse, sonst würde er den Herzog nie mehr sehen. — Der Herzog von seiner Bitte benachrichtigt, ließ ihn vor, und wollte die Ursache wissen, warum er ihn so ernstlich zu sehen wünschte. Seine Antwort war diese: „Ich bin gekommen Euer Gnaden zu danken für alle mir erwiesenen Gunstbeweise, denn ich werde Euer Gnaden nicht mehr sehen.“ Auf die Frage des Herzogs, was ihn zu dieser Erklärung veranlasse, erwiederte er: „Ich darf Sie nicht mehr sehen; ich darf nicht mehr hieher kommen.“ — „Warum aber, Jeddy?“ versetzte der Herzog. — „Weil ich,“ sagte er, nächsten Donnerstag sterben werde.“ — Der Herzog bemühte sich, ihm zu beweisen, daß dieß ein bloßer Dunst in seinem Kopfe sei, da ja so gar keine

Anzeigen seines bevorstehenden Todes vorhanden seien, und befahl zugleich seinen Dienern, daß sie ihm nicht viel Bier geben sollten," denn, fügte er hinzu, „des Alten Gehirn wird schwach." — In der Küche lachte man den alten Mann wacker aus über seiner Vorhersagung. Er aber behauptete steif und fest, daß sie werde erfüllt werden. — Die dazwischen-einfallende Tage wurden nun von ihm ferner benützt, um von seinen übrigen Freunden Abschied zu nehmen: keiner derselben glaubte, daß es ihm ernst, oder er bei rechten Sinnen sei.

Der vorausgesagte Tag kam herbei. Immer noch war der alte Mann seines Todes gewiß, an demselben. Nachdem er zu Mittag gespeist hatte, setzte er sich in seinen Armstuhl und entschlief für dieses Leben zum Erstaunen Aller, die sein Zeugniß verlacht hatten.

20.

Merkwürdige Vorahnung eines Mannes von seinem tödtlichen Unglücksfall.

Folgender merkwürdiger Vorfall wurde den 27. Juli 1835 dem Herausgeber der „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit" von einem — vermuthlich würt-tembergischen — Landgeistlichen, als der in selbigem Monat und Jahr, in seiner Gemeinde sich zugetragen habe, mitge-theilt, und in benannter Zeitschrift für das Jahr 1835 ver-öffentlicht.

Der Mann, den dieser Unglücksfall betraf, wird von jenem Geistlichen als ein stiller und ehrbarer, und wenn auch nicht gerade als fromm, doch auch nicht als gottlos bekannter Hausvater geschildert, der mit seiner Ehefrau und acht Kin-dern im Frieden gelebt habe, und zur Zeit, als er durch jenen unerwarteten Unglücksfall so schnell und dazu so gewalt-sam von der Erde abgerufen wurde, ganz frisch und gesund im 39 Jahre seines Lebens gestanden sei. — „Bereits seit

einem halben Jahre, so fährt der Berichterstatter fort, war er mit seiner frühern, natürlichen Gemüthsart ganz in Widerspruch gerathen, und wurde, ohne zu wissen, woher und warum? mit einem mal sehr ernst gestimmt. Hatte er bisher mit Frau und Kindern immer im Frieden gelebt, und dadurch sein Hauswesen in einem guten, lobenswerthen Zusammenhang erhalten, so war dieß im letzten halben Jahre seines Lebens noch weit mehr der Fall; ja er lebte jetzt ganz eigentlich nur den Seinen. — Obwohl in der Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit wenig gefördert, unterrichtete und ermahnte er dennoch besonders an den Sonntagen seinen Tischgenossen aus der aufmerksamen angehörten Predigt des göttlichen Wortes, und sagte oft und viel zu seine lieben Kindern, im Andenken an seinen tiefversunkenen Bruder, und andere im Verderben dahin laufende, ungerathene Menschen, er wünsche herzlich, daß sie eher in der Jugend sterben, als so gottlose und verderbende Leute werden möchten. Auch befragte er sie jedesmal über die in der Kinderlehre aufgefaßten guten Sprüche und Lehren, und sprach viel von Tod und Ewigkeit.

Diese zunehmend ernstere Stimmung fiel seiner Ehefrau sehr auf, zumal, da er öfters seufzte: „es sey ihm so schwer und bang — er wisse gar nicht, was das sey;“ sie freute sich aber, daß er sich so herzlich zu seinen Kindern hielt. Während dieser Zeit aß er nur wenig, ohne dadurch abzuzehren. Manchmal, wenn er liebend im Kreise der Seinigen saß, brach er in die rührenden Worte aus: „Möchte ich euch doch nur einst alle im Himmel, wie jetzt, beisammen finden!“ Am letzten Morgen seines Lebens sagte er: er könne vor Angst und Bangigkeit diesen Tag nicht überstehen. Ganz gegen seine Gewohnheit betete er dießmal sehr laut und vernehmlich noch im Bette ein Sterbelied, so daß seiner Frau, die eben in der Küche das Feuer anmachte, und ihren Mann so laut beten hörte, Thränen über die Wangen rollten. Nachdem sie ihn ersucht hatte, aufzustehen, setzte er sich, sonst eben kein zärtlicher Ehemann, neben sein Weib auf den Heerd, und sprach: „Ach, wenn doch der Tag schon überstanden wäre.“

Das für diesen Tag vorliegende Geschäft war, Futter einzubringen. Da sich aber bei dieser Arbeit seine Hausangehörigen da- und dorthin zerstreuten, so wünschte er, um mit seinem lieben Weibe allein beisammen zu seyn, sie möchte die Hacke nehmen und mit ihm auf den Acker gehen. Hier arbeitete er nun bis acht Uhr mit ihr, aber unter vielem Seufzen; endlich aber legte er die Hacke auf die Seite, und bat herzlich: „Komm, setze dich zu mir her!" Wiewohl ihm die fleißige Hausfrau einredete, es sey zum Ausruhen wohl noch zu früh, und sie möchten von den Vorübergehenden für arbeitsscheu angesehen werden, bestand der beklommene Gatte doch auf seiner Bitte. Weinend willfahrte das treue Weib, denn des seufzenden Mannes Angst und Bangigkeit hatte sich ihr mitgetheilt.

So brachten sie dann diesen Morgen miteinander zu als solche, die für eine längere Zeit von einander scheiden sollen. Nachmittags nahm der Vater seinen Knaben mit sich, um gefälltes Holz zu holen. Als sie nun auf dem Heimweg an der etwas abhängigen, aber doch ziemlich breiten Straße mit dem beladenen Wagen ankamen, überfiel den Knaben eine solche Bangigkeit, daß er vor Angst nicht reden konnte, und wußte doch nicht, warum? Glücklich waren sie schon wieder an der Stelle angekommen, wo man das Rad aufzuspannen pflegt; da aber der Wagen weiter gefahren war, brach der Zugstrick an einem der Pferde, wodurch das Gefährte krumm zu laufen kam. Der Vater, um zu verhüten, daß der volle Wagen nicht über den Straßenrand herabfahre, machte sich hinzu, fiel, die Last ging über ihn hin, und in wenigen Minuten gab der Unglückliche, scheinbar nur wenig verletzt, den Geist auf.

Es ist hierbei noch merkwürdig, daß gerade in dem Augenblick, da der auf dem Felde arbeitende Großvater sich umsah, ob die Seinen mit dem Wagen bald kämen, der laute Hülferuf des Knaben ertönte. Die Mutter, welche ihren Knaben mit den ausgespannten Rossen allein nach Hause eilen sah, ahnte schon, was da möchte vorgefallen seyn. Wegen der

Beerdigung traten auch einige Schwierigkeiten ein. Da sich das Unglück auf fremdem Boden ereignet hatte, so wollte man von Seiten der Obrigkeit den Leichnam nicht alsobald verabfolgen lassen, was den Anverwandten besonders darum schmerzlich war, weil sie eine durch den Physikus vorzunehmende Section und die damit verbundene Verletzung der theuern Leiche fürchteten. Lange, aber immer vergeblich, wartete man auf amtlichen Bericht und Erlaubniß, den geliebten Todten heimnehmen zu dürfen. Unterdessen wurde der wachthabende Gensdarmes durch die Thränen der tiefbetrübten Wittwe und Waisen so gerührt, daß er ohne weitern Bericht abzuwarten, ihnen den Leichnam überließ. Kaum waren sie damit nach Hause geeilt, so traf der amtliche Bescheid ein, man solle mit der Abführung des Leichnams bis zum folgenden Tage, mithin bis zur Ankunft des Amtsphysikus warten; allein man war schon mit demselben über die Grenze.

21.

Todesahnung.

Von F., Premier-Lieutenant von einem österreichischen Infanterieregiment erzählt Folgendes:

„Kaum graute der Morgen von der denkwürdigen Schlacht von Wagram (den 5. Juli 1809), als das Regiment, in welchem ich diente, Ordre erhielt, das vor dem rechten Flügel unserer Position gelegene, vom Feinde besetzte Dorf Groß hosten, nebst der dort aufgestellten Batterie, zu stürmen. Da trat mein Flügelcorporal — Wittenbart hieß der Brave — zu mir, und bat, seine Uhr und Baarschaft, das einzige Erbtheil der Seinen, wo möglich in Sicherheit zu bringen, da er gewiß sey, diesen Morgen zu fallen. Von Niemanden, als diesem tapfern Krieger, der damals in der vollen Kraft des Lebens stand, hätte mich eine solche Anrede mehr befremden können, da selbst seine Geistesbildung jene seiner meisten Standesgenossen weit übertraf. Natürlich fragte ich vor Al-

lem um den Grund einer solchen Besorgniß; folgendes war seine Antwort:

Sie kennen mich, Herr Oberlieutenant, und werden es daher mir glauben, daß ich ohne alle Aengstlichkeit, ermüdet von den gestrigen Strapazen, fest und ruhig bei der Gewehrpyramide meiner Leute einschlief. Da träumte ich — bevor wir geweckt wurden — ein Wesen von himmlischer Schönheit stände vor mir, und betrachtete mich geraume Zeit hindurch mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wohlwollen; von einem unnennbaren Gefühle zu ihm hingezogen, streckte ich meine Arme nach ihm aus, da sprach es: „Heute noch wirst du bei mir seyn, nimm dieß Band zum Wahrzeichen.“ Und mit diesen Worten hing es mir ein breites rothes Band über die rechte Schulter und Brust; ich erwachte. Sie wissen, daß Furcht und Kleinmuth meine geringsten Fehler sind, trotz dem halte ich mich für überzeugt, der heutige Tag sey der meines Todes, und bitte daher noch einmal um die Erfüllung meines Wunsches. Die Paar Thaler übrigens, welche ich zurückbehalten habe, gehören dem Kameraden, welcher mir die Augen zudrücken wird, oder denen, die mich beerdigen.

Vergeblich erschöpfte ich alle Vernunftgründe, ihm die Unzuverläßigkeit eines Traumes zu beweisen; der Befehl zum Vorrücken endete meine nutzlosen Bemühungen.

Wir marschirten mit halben Divisionen rechts ab, setzten uns vor dem linken Flügel en colonne und passirten solcher Gestalt ein seichtes Defille, welches gegen den Feind ausmündete. Kaum gewahrten die Franzosen unsere Bewegung, als sie ihr schweres Geschütz auf den Ausgang des kleinen Hohlweges richteten, und Kugel auf Kugel in unsere Reihen sandten. Wohl Niemand wird es mir unter diesen Umständen verargen, wenn meine Augen mehr gegen die feindliche Batterie als irgend anders wohin gerichtet waren; da erblickte ich eine Kanonenkugel, welche ricochetirt (abgeprallt von der Erde) hatte, und gerade auf mich zuflog. Zur Seite springen

und meinen Leuten zuzurufen: „Bückt euch!“ war das Werk eines Augenblicks und dennoch kam meine Warnung zu spät; — mein braver Wittenbart lag — die rechte Schulter und Brust zerschmettert und regungslos am Boden, mein und sein Nebenmann (ersterer blos durch die Luft niedergerissen), neben ihm.

Ein Mann, welchen ich zurückließ, um zu sehen, ob noch Hülfe möglich sey, brachte, als wir in unsere frühere Position zurückgekehrt waren, die Nachricht von des Korporals Tode, und dessen ledernes Geldbeutelchen, welches der Entseelte noch krampfhaft in der Hand gehalten hatte. Es blieb sammt seinem Inhalte das Erbtheil dessen, welcher dem Gefallenen den letzten Liebesdienst erwiesen.

22.

Eine Viction.

In der Frankf. O.-P.-Amtszeitung vom 24. Jun. 1831, Beilage zu Nro. 175, stand unter Paris vom 15. Juni:

„Die „Gazette“ erzählt, den Gliedern der Familie des Grafen Grey (Engl. Minister-Präsidenten) und ihm selbst erscheine von Zeit zu Zeit der abgehauene blutende Kopf des Grafen!“

Ist das wahr oder ein unartiger Spaß? Ersteres wäre zu denken noch nach Didaskalia vom 3. Juli 1831, Nro. 184, wo es heißt: In London ist eine Caricatur herausgekommen, welche an einen seltsamen Vorfall erinnert, der vor einigen Jahren in der Familie des Lords Grey statt fand. Die fragliche Caricatur stellt einen Mann vor, der sich dem Lord Grey, mit dem Kopfe Sr. Herrlichkeit unter dem Arme, präsentirt. In der That glaubte Lord Grey vor einigen Jahren, als er einsam mit Lesen beschäftigt war, plötzlich an dem andern Ende des Tisches einen von Blut triefenden Kopf zu erblicken. Er wollte seinen Augen nicht trauen, stand auf,

näherte sich dem Phantom, und sah es alsbald verschwinden, jedoch auf's neue erscheinen, sobald er seinen vorigen Platz wieder eingenommen hatte. Einige Tage später erschien der Kopf auch einer der Töchter des Lords Grey, und verursachte ihr einen solchen Schrecken, daß sie in eine schwere Krankheit fiel. Indessen setzte der blutige Kopf seine schauerlichen Visiten fort, verfolgte die Familie der Lords sogar auf das Land, wohin sie gezogen war, und brachte den Grafen Grey so in Verwirrung, daß er die Sache einigen Freunden erzählte, welche sie nicht sehr geheim hielten und auf diese Art unter das Publikum brachten, das sich jetzt die Erscheinung auf die verschiedenste Weise zu erklären sucht.

23.

Warnende Träume.

Jakob Gronovius, der zu Pisa im Großherzogthum Toskana als öffentlicher Lehrer angestellt war, verließ im Jahr 1679 diese Stelle, um die Professur der schönen Wissenschaften in Leyden anzunehmen, die sein verstorbener Vater Johann Friedrich mit Ruhm versah. Zu jenem, in tod'en und lebendigen Sprachen sehr bewanderten und berühmten Gelehrten, kam einst des Morgens ein holländischer Bauer, und erzählte ihm, daß er die vergangene Nacht einen sonderbaren Traum gehabt hätte, dessen er sich nicht mehr ganz erinnerte; nur soviel habe er bei seinem Erwachen in seinem Gedächtnisse behalten, daß er zu dem Professor Gronovius in Leyden gehen und ihm folgende Worte sagen sollte, die er aber nicht verstehe, weil sie nicht holländisch wären; und nun sprach er diese Worte, und schloß seine Erzählung mit den Worten: „Da jedermann hier mir die große Sprachkenntniß des Herrn Professors gerühmt hat, so wird wohl derselbe mir sag'n können, was diese mir so fremd klingende Worte heißen sollen." Jakob Gronovius antwor-

tete dem Träumer: „Guter Freund! Er ist kein König Pharao und ich bin kein Joseph, der jenem seinen Traum deutete. Sein Traum ist eben ein Traum, wie alle Träume sind; ein Spiel der im Schlafe zügellosen Einbildungskraft, und nur Narren und Betrüger geben sich heut zu Tage mit Auslegungen der Träume ab. Ich bin zum Lehrer der Wahrheit berufen und nicht um Irrthum zu verbreiten. Die Worte, die er mir vorsagte, sind ein geradbrechtes Griechisches, das aber keine vernünftige Bedeutung zuläßt. Hat Ihn vielleicht jemand damit zu mir geschickt, um mir eine Posse zu spielen?“ — „O, nein,“ erwiederte der Träumer, „ich bin ein ehrlicher Holländer, der sich nicht mit Bubenstücken abgibt. Gott weiß es, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, ich habe es so geträumt, wie ich es gesprochen habe.“ — „Nun,“ sprach Gronovius, „so freuet es mich, daß er mir Gelegenheit darbot, ihn aus einem schädlichen Irrthum zu ziehen. Der Herr geleite ihn gesund und wohl nach Haus.“ Mit diesen Worten wurde der Bauer verabschiedet. An demselben Tage besuchte Gronovius einen Freund, und erzählte ihm lachend die Traumgeschichte des holländischen Bauers, der ihm in schlecht artikulirter griechischer Sprache die in seinem Traume für ihn, den Professor, gegebene Worte heraushaspelte: „Rette dich und die deinigen, denn diese Nacht wird dein Haus einstürzen.“ — „Und dabei können Sie lachen?“ fragte dieser Freund. Gronovius: „Sie haben wohl recht! Weinen sollte ich über die groben Vorurtheile, welche unsere gemeinen Leute beherrschen. — Der Freund:“ Vorurtheil? „Möglich! doch aber wäre eine Warnung aus der Geisterwelt nichts Unmögliches? — Gron. Ich weiß gar wohl, daß Sie ein großer Anhänger von übersinnlichen Hypothesen sind, die ich, wie Sie wissen, für bodenlos halte?“ — Der Fr. „Hypothese hin, Hypothese her! Ich hoffe, daß Sie mir in die Hand versprechen werden, diesen Abend den Thee bei mir zu nehmen, in meinem Hause zu schlafen, und ihre

Leute unter einem beliebigen Vorwand zu entfernen." — Gron. „Einen solchen Kinderstreich werden Sie mir doch hoffentlich nicht zumuthen, weil ein dummer Bauer, der Himmel weiß wie, zu einer elenden griechischen Phrase gekommen ist. Ich werde ohne die mindeste Furcht vor solchen Possen zu Hause schlafen." — Der Fr. „Nun so muß ich Ihnen erklären, daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines so großen Unglücks mir nicht erlauben wird, die ganze Nacht hindurch die Augen zu schliessen. Diese schreckhafte Lage würde meiner Gesundheit unfehlbar nachtheilig sein. Wenn Sie nun noch einen Funken Liebe zu mir in Ihrem Herzen tragen; so gewähren Sie Ihrem innigen Freunde diese seine Bitte. Ich würde Ihre Zusage, als den größten Freundschaftsdienst ansehen, den Sie mir je noch leisten könnten." Nun konnte der, durch diese Vorstellung tiefgerührte Gronovius der dringenden Bitte seines Busenfreundes nicht länger widerstehen und willigte nicht nur in das angebotene Nachtlager, sondern traf auch kluge Masregeln, um die Bewohner seines Hauses zu entfernen, das in derselben Nacht — einstürzte.

Sch.

24.

Vorausahnung Gustav des IV.

Im achten Bande seiner Memoiren erzählt Ludwig XVIII., als er des Besuches gedenkt, den ihm der vom Thron gestoßene Gustav IV. Adolph in Hartwell machte:

„Der König von Schweden gestand mir, im Laufe eines unserer vertraulichen Gespräche, daß, wenn er einige Tage vor dem Ausbruche der gegen ihn angezettelten Verschwörung an einen Vorspuck oder an Anzeichen geglaubt hätte, er nicht überrumpelt worden sein würde. Er befand sich in einem Saale seiner Gemächer, der mit den Büsten mehrerer könig-

licher Ahnen, unter anderen mit jener Gustav Wasa's, dessen Haupt mit einer Krone bedeckt, verziert war. Der König betrachtete die Büste dieses großen Mannes, als er plötzlich das Blumenwerk des Diadems, als wäre es mittelst eines Hammers zerschlagen worden, auf den Fußboden herabfallen sah. Gustav IV. glaubte sogar das Geräusch des Fallens zu vernehmen. Er gerieth darüber in Erstaunen, glaubte jedoch bald, daß die Krone durch die Ungeschicklichkeit eines Dieners zerbrochen worden sei und dann schlecht wieder zusammengesetzt, sich von selbst losgemacht habe. Am folgenden Tage durchblätterte er mit seinem ältesten Sohne ein Buch, in welchem alle schwedische Monarchen abgebildet waren, und jetzt fand es sich, daß das Portrait Gustav Wasa's herausgerissen worden war. Man fand dasselbe in einem Kasten oder Koffer von Ebenholz wieder, welcher, einer Sage zu Folge, jenem Fürsten zugehört hatte und vermöge seiner Form einem Sarge glich. „Alles dieses," setzte Gustav Adolph hinzu, „deutete klar darauf hin, daß die alte Dynastie Schwedens ihrem Ende nahete. Ich würde der Sache vielleicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben; allein man schätzt dergleichen Anzeichen gering, man will einen Beweis von Geistesstärke ablegen, und so weis't man denn die Warnungen des Himmels zurück."

Gustav Adolph, setzt Ludwig XVIII. hinzu, hatte vielleicht Recht. Ich bin eben nicht sehr leichtgläubig, und doch habe auch ich so viele besondere Zeichen des göttlichen Beistandes erhalten, daß ich fast glaube, daß es Ahnungen giebt, die von Oben kommen.

25.

Merkwürdiger Traum.

Eine sonderbare Begebenheit ereignete sich vor Kurzem in Wien. Einem Soldaten träumte, daß er erschossen werden

sollte, er stand alle Grade der Angst eines Delinquenten aus, und erwachte des Morgens in Angstschweiß gebadet. Natürlich verlachten ihn seine Kameraden, als er ihnen diese Vision erzählte, und sagten scherzweise zu ihm, daß es wohl möglich sey, daß ihm mit der Zeit so etwas passiren könne. In der darauf folgenden Nacht träumte ihm jedoch dasselbe wieder. Sein Bettnachbar vernahm, wie er sich auf seinem Lager herumwälzte und endlich gar, noch halb im Schlafe, aus demselben taumelte, auf die Knie fiel und „Pardon" schrie. Da ergriff dieser seine Tuchkappe und warf sie ihm mit den Worten: „Kein Pardon! bei Gott ist Gnade!" an den Kopf. Der Träumende stürzte um — es hatte ihn ein Nervenschlag getroffen.

Deßgleichen.

Herr Daniel Tyermann, einer der Abgeordneten der Londoner Missions-Gesellschaft, um alle Missionsanstalten auf den Südsee-Inseln zu bereisen, erzählte in einer religiösen Unterhaltung folgenden merkwürdigen Umstand aus seinem Leben:

Gestern war abermals der Jahrestag einer großen und merkwürdigen Errettung, die ich im Jahr 1793 erfuhr. Damals war ich mit mehreren jungen Kameraden, die so leichtsinnig waren, wie ich selbst, eng verbunden, und wir brachten häufig unsere Sonntage mit Spazierfahrten auf der Themse zu. Einst hatte ich mit vier Andern verabredet, am nächsten Sonntage eine Lustparthie auf dem Flusse zu machen und nach Gravesend hinabzusegeln. Als ich Freitag Nachts mich zu Bette legte, schoß der vorübergehende Gedanke in meine Seele, ob es auch recht sey, den Tag des Herrn also zu entheiligen, und dieß machte mich ein wenig unruhig; indeß überwand ich bald dieses Gefühl und schlief ein. Als ich am Samstag Morgen erwachte, überfiel mich der Gedanke zum zweiten mal; ich widerstand ihm wieder, und zwar entschlossen, Nachmittags mit meinen Kameraden zusammen zu kommen. Eben wollte ich vom Bett

aufstehn, als mich noch einmal der Schlaf überfiel und ich träumte. Ich befand mich nämlich an einem gewissen Ort, den ich öfter zu besuchen pflegte; dort rief mich ein Herr zu sich, und sagte, er habe einen Brief für mich, den er mir geben müsse. Als ich ihm nahe trat, hatte er den Brief aufgemacht, und schien ihn zu lesen; ich stellte mich hinter ihn und schaute über seine Schulter in den Brief hinein. Dieser war sehr fein geschrieben, und ein Federstrich war durch alle Linien gezogen und hatte die Worte ausgelöscht. Eben wollte ich nach dem sonderbaren Briefe greifen, als mir der Herr das schwarze Siegel an demselben zeigte. Dieß wirkte so gewaltig auf mich, daß ich augenblicklich aus dem Schlaf erwachte, und laut die Worte aussprach: du darfst nicht gehen! Nie hatte ich zuvor auf Träume geachtet; aber das Wort: du darfst nicht gehen, tönte so gewaltig in mein Ohr, daß ich mich entschloß, da zu bleiben, indeß meine Kameraden sich ohne mich auf den Weg machten. Zwei Tage lang brachte ich in großer Unruhe dahin, und erwartete jede Stunde etwas, das mir Aufschluß über diesen Vorfall geben sollte. Endlich, am Dienstag Morgen las ich in der Zeitung folgenden Artikel: „Letzten Sonntag ging ein Boot mit vier jungen Herren und einem Steuermann, das dem Herrn W. gehörte, den Fluß hinauf, und wurde unterhalb Blackwall von einem heftigen Windstoß umgestürzt, und Alle ertranken im Wasser.“ Dieß war gerade das Boot, welches wir bestellt hatten. Kaum konnte ich meinen Augen trauen, als ich diese Worte las, und ich vermag nicht die Bestürzung meines Gemüths auszusprechen. Dieß ist ein Finger Gottes! mußte ich ausrufen; wer bin ich, daß Gott auf eine so wundervolle Weise mich gerettet hat? Das war ein mächtiger Ruf an mein Herz, mich dem Herrn und seinem Dienste zu weihen.

26.

Todesahnung.

Der ehemalige Adjutant der Marschälle Bessières und Soult, de Baudus, erzählt in seinen Etudes sur Napoléon:

Am 30. April 1813 brachte das kaiserliche Hauptquartier die Nacht in Weißenfels zu. Auch der Marschall Bessières, welcher die ganze Cavallerie commandirte, schlief hier. Ich frühstückte am andern Morgen allein mit ihm, fand ihn sehr traurig und niedergeschlagen und konnte ihn lange nicht bewegen, etwas von den aufgetragenen Speisen zu genießen; er antwortete immer, er habe keinen Hunger. Ich machte ihm bemerklich, daß unsere und die feindlichen Vorposten einander gegenüberständen, und wir folglich einen ernsthaften Kampf erwarten müßten, der uns wahrscheinlich den ganzen Tag nicht erlauben würde, etwas zu essen. Der Marschall gab endlich nach und sagte: „Nun, wenn mich diesen Vormittag eine Kugel trifft, soll sie mich wenigstens nicht mit nüchternem Magen finden.“

Als er vom Tische aufstand, gab mir der Marschall den Schlüssel zu seinem Portefeuille und sagte: „Suchen Sie doch gefälligst die Briefe von meiner Frau.“ Ich that es und gab sie ihm. Er nahm sie und warf sie ins Feuer. Bis dahin hatte er sie sorgfältig aufbewahrt. Die Frau Herzogin von Istrien hat mich seitdem versichert, der Marschall habe beim Abschiede zu mehreren Personen gesagt, er werde von diesem Feldzuge nicht zurückkommen.

Der Kaiser stieg zu Pferde und der Marschall folgte ihm. Sein Gesicht war so bleich und seine Züge verriethen so tiefe Traurigkeit, daß es mir nicht entgehen konnte, und ich sagte zu einem Kameraden: „Wenn es heute zu einer Schlacht kommt, wird der Marschall wohl bleiben.“ Die Schlacht begann. Der Herzog von Elchingen hatte das Dorf Rippach mit seiner Infanterie besetzt und der Herzog von Istrien (Bessières) bereitete sich, das Defilé zu recognosciren, aus

welchem der Feind verdrängt war, weil er mit seinen Truppen durchziehen wollte. Als er auf der Höhe anlangte, welche das Dorf beherrscht, am Ende desselben nach Leipzig zu, befand er sich vor einer Batterie, die der Feind da aufgefahren hatte, um die Straße zu bestreichen. Die erste Kugel, welche von dieser Batterie kam, riß einem Quartiermeister der Garde der polnischen Chevauxlegers den Kopf weg; er hatte seit mehreren Jahren Ordonanzdienste beim Marschalle gethan. Dieser Verlust verstimmte den Herzog von Istrien und er entfernte sich im Galopp. Nach einigen Augenblicken kam er jedoch mit Gefolge zurück und sagte, indem er auf den Leichnam deutete: „Der junge Mann muß begraben werden; auch würde der Kaiser unzufrieden sein, wenn er einen Unteroffizier seiner Garde todt hier liegen sähe, denn wenn der Posten wieder genommen wird, könnte der Feind glauben, die Garde sei zurückgewichen.“

Eine Kugel, welche von derselben Batterie kam, streckte den Marschall in dem Augenblicke todt nieder, als er diese Worte gesagt. Die linke Hand, welche den Zügel hielt, da er eben sein Fernrohr einsteckte, wurde ganz zerschmettert; die Kugel ging ihm durch den Leib. Seine Uhr blieb stehen, ob sie gleich nicht getroffen wurde; sie zeigt noch jetzt seine Todesstunde an, denn sie wurde seitdem nicht wieder aufgezogen.

27.

Schlag Dreizehn!

Im Herzogthume Braunschweig, unfern der alten, in frühern Zeiten hochberühmten Julius-Karls-Universität, liegt, sobald man aus einem romantischen Hölzchen, der Eß genannt, heraustritt, ein stilles, von friedlichen Landleuten bewohntes

Dörfchen vor uns, die Ackerbau, Viehzucht und Kultur des nützlichen Flachses treiben, den sie bearbeiten, spinnen und zu eigenem Gebrauch oder zum Verkauf in der Umgegend wieder verwenden. Das Dörfchen heißt Wollstorf und im Jahre 1767 hieß der Prediger daselbst J. F. Schmitt. Söhne waren ihm nicht geworden; nur drei Töchter, von denen die älteste ein Stiefkind erster Ehe, nicht schön, aber von ungewöhnlich geistiger Bildung und leicht aufgeregtem Gemüth war. Die beiden jüngern, dem kindlichen Alter noch angehörend, trugen die Verheißung dereinstiger Schönheiten auffallend in ihren feinen Gesichtszügen. Die älteste, Friederike genannt, war des Vaters, doch nicht der Mutter Liebling, der sie im Gegentheil, um mancher Aeusserungen willen, die mehr Scharfsinn als Gutmüthigkeit verriethen, zuwider war. Dieser Aeusserungen ungeachtet besaß Friederike ein tiefes, poetisches Gefühl, eine fruchtbare Phantasie, und ein, von den Eindrücken der sie umgebenden, reizenden Natur leicht und fast leidenschaftlich bewegtes Herz. Ihr Gemüth war in fortwährender Aufregung, in ewiger Spannung ihr ganzes Nervensystem. Der Vater trug sie auf den Händen, so wie sie wiederum mit unaussprechlicher Liebe an dem Vater hing.

Friederike war von schwacher Konstitution, oft kränkelnd, und wiederholten Ohnmachten ausgesetzt. Diese stellten sich oft bei Anlässen ein, deren auf den weiblichen Organismus so tief einwirkende Ursachen schwer zu ergründen waren. So fand man sie einmal auf dem bemoosten Hügel am Ausgange des erwähnten Hölzchens, von welcher Stelle man das ganze Dörfchen übersehen konnte, rückwärts an eine Buche gelehnt, in eine Betäubung versunken, aus welcher Vorübergehende sie mühsam erweckten und in die Pfarre, zu dem erschrockenen Vater, zurückführten. Auf dessen dringendes Befragen über den seltsamen Vorfall und die nächstliegenden Ursachen wußte sie nichts weiter anzugeben, als daß sie dem Scheiden der Sonne hatte zusehen wollen, und daß in demselben Augenblicke, als im Anschauen der Scheidenden ihre Seele träume-

risch versunken war, eine Hirtenflöte aus dem Dorfe sich habe vernehmen lassen. Die Wiederholung solcher Zufälle machten für ihr Leben besorgt.

Deutlich bemerkte man die Abnahme ihrer Kräfte, die eine frühe Auflösung dieses schönen Daseyns mit Gewißheit befürchten ließ.

Seltsam wie ihr Leben, war auch ihr früher Tod.

Ein hitziges Nervenfieber hatte sie auf das Krankenbett geworfen, das schon mehrere Wochen sie gefesselt hielt.

„Vater," sagte sie eines Morgens zu ihm, der an ihrem Bette saß, und seine Hand auf ihre glühende Stirn gelegt hatte, „Vater, in der vergangenen Nacht habe ich einen ganz seltsamen Traum gehabt. Ich muß jetzt selbst darüber lachen. Eine weiße Gestalt, ganz ähnlich der meiner verstorbenen Mutter, trat an mein Bett und flüsterte mir ins Ohr: „„Sobald die Glocke auf Eurem Thurme, um Mitternacht, einmal dreizehn statt zwölf schlägt, wirst Du Tages darauf bei mir seyn."" Ganz deutlich habe ich diese Worte vernommen, und werde mit Ruhe die Erklärung abwarten."

„Närrisches Mädchen," entgegnete der Alte, der seine böse Ahnung unter einem wehmüthigen Lächeln zu verbergen suchte, „wie wäre das möglich? Eine Fieberphantasie hat Dich erschreckt. Wenige Stunden ruhigen Schlafes werden die erschöpfte Natur schon wieder in Ordnung bringen!"

Indeß trieb eine unerklärliche Unruhe den besorgten Vater hin und her, so daß er selbst den Küster des Dorfes aufsuchte und ihn flehentlich bat, den kleinen Thurm der Dorfkirche zu besteigen und genau nachzusehen, ob das Getriebe ihrer Uhr in regelmäßigem, völlig fehlerfreiem Zustande sei. Nachdem er das Werk genau nachgesehen, und zur Vorsicht noch etwas daran gerückt, und seiner Meinung zufolge, verbessert hatte, stieg er die morschen, hölzernen Stufen wieder hinab, und brachte dem Pfarrer die tröstende Versicherung, daß er das Uhrwerk, nach einer angebrachten Verbesserung, mit Sicherheit gehend, verlassen habe.

Die Nacht brach heran. Der bekümmerte Vater setzte sich mit hochklopfendem Herzen an das Bett der in den heftigsten Fieberphantasien auf ihrem Lager sich hin und her wälzenden Kranken. Nach eilf Uhr ward sie still, und sprach sogar zusammenhängende Worte mit dem Vater, der sich wohl hütete, des Traumes, oder des mitternächtlichen Glockenschlages zu gedenken.

Es war ein Viertel vor zwölf. Tiefe, schauerliche Stille in der Natur. Die alte, dumpfe Glocke schlug an.

Friederike richtete sich hoch im Bette auf. Mit Anstrengung, wie im ahnenden Gefühl der Todesnähe, zählte sie lau die Schläge der mitternächtlichen Dorfglocke. Der alte Vater, den seine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer veränderten Zeitangabe der Dorfuhr wach und aufrecht hielt, ließ jenes Zählen ruhig geschehen.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun zehn, eilf, zwölf, — dreizehn!

Friederike sank leblos in ihr Kopfkissen zurück. Der alt Vater starrte, mit gefaltenen Händen und dem Ausruf: „Herr Gott!“ erschüttert vor sich hin und ergriff die Hand seiner Tochter, die er am andern Morgen noch kalt in der seinigen hielt.

Der Vorfall hat sich nie ganz aufgeklärt.

(Lotz's Original.)

28.

Drydens Sohn.

Der berühmte Dichter Dryden besaß die Schwäche, an Astrologie zu glauben und verfehlte daher niemals, seinen Kindern bei ihrer Geburt die Nativität zu stellen. Als sein Sohn Karl geboren wurde, hatte er besonders Zeit und Stunde genau sich gemerkt und ging mit aller Sorgfalt bei seiner Berechnung zu Werke. Doch zu seinem großen Ver

brusse mußte er wahrnehmen, daß derselbe zu einer unglücklichen Stunde geboren sey, denn Jupiter, Venus und die Sonne standen unter der Erde, und Saturn und Mars bedrohten ihn. Lebte er lange genug – so war das Resultat der Berechnung — um das achte Jahr zu erreichen, so wird er alsdann gerade an seinem Geburtstage Gefahr laufen, eines gewaltsamen Todes zu sterben. Entgeht er diesem, wozu aber wenig Hoffnung vorhanden ist, so wird an seinem vier und zwanzigsten Geburtstage ihm ein gleiches Unglück bevorstehen. Entkommt er auch diesem noch, so unterliegt er doch mehr als wahrscheinlich in seinem drei oder vier und dreißigsten Jahre.

Der Knabe sollte bald sein achtes Jahr erreicht haben, als Dryden zu einem Landbesuche bei dem Grafen von Berkshire und seine Frau eingeladen wurde, den Sommer bei ihrem Oheime zuzubringen. Letztere wollte ihren Sohn aus mütterlicher Besorgniß nicht von sich lassen, ihr Mann aber bestand darauf, denselben bei sich zu behalten. Die Aengstlichkeit der Frau brachte ihr eine Krankheit zuwege, welche stündlich zunahm, je näher der verhängnißvolle Geburtstag herankam. Ein Brief ihres Mannes, der ihr die vollkommene Gesundheit ihres Sohnes berichtete, stellte sie indessen bald wieder her.

Es ereignete sich jedoch ein sonderbarer Zufall. Dryden, obgleich er sich seiner Schwäche schämte, konnte sich dennoch nicht davon los machen. Seine Beängstignng wuchs beim Herannahen des Geburtstages um so mehr, als er an demselben seinen Sohn nicht unter seiner Aufsicht behalten konnte, sondern den Grafen auf einer Jagdparthie, zu welcher derselbe alle seine Nachbarn eingeladen hatte, begleiten mußte. Damit sein Sohn während seiner Abwesenheit hinlängliche Beschäftigung habe, so gab er ihm, da er ihm so eben Latein lehrte, die doppelte Lection mit der Weisung auf, das Zimmer nicht vor seiner Rückkehr zu verlassen.

Der Knabe ging folgsam an seine Arbeit, da aber die Jagd sich dem Hause näherte und ein Stück Wild gerade darauf zurannte, alle Hunde und Jäger hinter sich herziehend,

so gerieth das ganze Haus in Aufruhr und ein Diener nahm das Kind, um Alles besser mit ansehen zu können, in den Hof, wo er es an einen in der Erde abgefaulten Gitterpfosten stellte. Das Thier rannte dagegen, der Pfosten fiel um und begrub den Knaben, der nur mit Mühe, halb todt und stark gequetscht, darunter hervorgezogen wurde, was ihm ein sechswöchentliches Krankenlager zuzog.

Begreiflich war dieser Vorfall nicht geeignet, das Vorurtheil seines Vaters zu beseitigen.

Sonderbarer war ein späteres Ereigniß. In seinem drei und zwanzigsten Jahre hatte der junge Dryden, während einer brennenden Sonnenhitze einen alten Thurm zu Rom bestiegen; ein Schwindel befiel ihn und er stürzte herab, verletzte sich zwar, aber nur leicht, und wurde bald wieder hergestellt.

Im drei und dreißigsten Jahre ertrankte er zu Windsor. Er badete sich mit einem seiner Freunde in der Themse, war als guter Schwimmer schon zweimal von einem Ufer zum andern geschwommen und sank, wahrscheinlich in Folge eines Krampfes, beim dritten male. Zwar hatte er noch um Hülfe gerufen, aber sie kam zu spät.

29.

Eine Somnambule in Berlin. September und Oktober 1845.

In Berlin machte im September und Oktober 1845 eine Somnambule großes Aufsehen. Dortige Zeitungen vom 9. Oktober enthalten darüber Folgendes: Der Fall betrifft eine junge Frau, die seit 8 Jahren an allen Formen der heftigsten Krämpfe und an den vielfachen Symptomen litt, die auf eine organische Krankheit des Herzens hinweisen. Einmal lag sie 37 Stunden scheintodt und zuletzt waren die Kräfte ihres zerrütteten Körpers im höchsten Grade geschwächt. Nachdem die Kranke von vielen Aerzten fruchtlos behandelt worden

war, verfiel sie vor einiger Zeit von selbst in einen unvollkommenen Somnambulismus, der durch einen Magnetiseur in der Art entwickelt wurde, daß die Leidende den eigenen Körper durchschaute, die örtliche Krankheit als eine Wasserblase am Herzbeutel deutlich beschrieb, die Art, wie Letztere später aus eigener Kraft des Körpers entfernt wurde, die einzelnen Erscheinungen, worunter, und die Zeit — wann dieß geschah, auf das genaueste bestimmte. Jene Erscheinungen zeigten sich in einer Entzündung der Haut der Herzgegend, in heftigen Bewegungen des Herzens und der Blutgefäße, in Krämpfen unwillkührlicher Muskeln, so daß die Kranke keinen absichtlichen Einfluß darauf haben konnte. Die ausgestoßene Wasserblase, welche aufbewahrt wird, bestätigt die Vorhersage der Kranken auf die augenscheinlichste Weise. Wie der Heilinstinkt der Hellsehenden in Bezug auf den eigenen Zustand im hohen Grade ausgebildet war, so zeigte er sich auch in der Wahrnehmung der freundlichen oder feindlichen Eindrücke anderer Personen. Es ließ sich dieß besonders daran erkennen, daß die Somnambule einen fremden krankhaften Zustand, von dem sie vorübergehend gleichsam angesteckt wurde, in ihrem eigenen Körper fühlte und hiernach heilkünstlerisch beurtheilte. — Indem das Seelenleben der Hellseherin in dieser eigenthümlichen Richtung thätig war, erfaßte das vorzugsweise ausgebildete Gefühl derselben auch außer dem eigenen Körper manche Gegenstände und Verhältnisse auf eine mehr unmittelbare Weise, als solche sich im wachenden Zustande dem Verstande nicht vorzustellen pflegen.

Ein anderer Bericht, von wahrscheinlich derselben Person, (obschon sie hier ein Mädchen genannt wird) lautet also: „Unter der Leitung des Magnetiseurs Neubert aus Dresden befindet sich gegenwärtig (September 1845) in Berlin ein somnambules Mädchen. Das Mädchen ist gewöhnlichen Standes und ohne höhere Bildung. Unter den bei ihrer letzten magnetischen Krise Anwesenden war auch der ehemalige Chef-Präsident des königlichen Kammergerichts v. Grolmann, ein Mann

von unbestechlicher Klarheit. Das Mädchen schilderte genau die letzte und wichtige Katastrophe seines Lebens mit überraschender psychologischer Wahrheit. Es betraf seinen Widerstand gegen das in Preußen projectirte Ehescheidungsgesetz, in dessen Folge er seine weltberühmte Stellung aufgab. Auch beschrieb sie genau ein Leiden seiner Tochter, und gab auf das Bestimmteste das Verfahren an, wie sie geheilt werden müßte."

30.

Jungfrau Wippermann.

In den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte im Herzogthum Berg eine Jungfer Dorothea Wippermann, Kaufmannstochter, geboren zu Wichlinghausen in Barmen. Sie hatte Erscheinungen, die sie lange verschwieg, aber endlich entdeckte. Sie sagte, daß sie sich über die Erscheinungen, die dem Swedenborg geschehen, gar nicht wundere; nur komme es ihr seltsam vor, daß er aus seinen Gesichten Fundamental-Sätze ziehe, und sich von den unausgebildeten Gedanken der Geister in eine Gewißheit ziehen lasse. * Swedenborg sei ein wichtiger Mann, habe aber doch des rechten Wegs verfehlt. Man trage im Geisterreich Leid um ihn, es werde auch lange dauern bis er seinen Sinn ändere.

Sie sagte: die Geister in jener Welt seien in sieben Hauptstaffeln der Seligkeit noch der Bergpredigt abgetheilt, und in jeder Stufe wieder durch die Siebenzahl fast unendliche Unterschiede.

Der thierische Unterschied des Geschlechts sei in jener Welt nicht mehr da, keine Zeugungsglieder, keine Spur mehr davon, nichts an der Gestalt des Menschenbildes nach dem Tode, das er zu verbergen trachtete, übrigens die volle Menschengestalt. Die Rede ist von den Seligen, Unselige

* Vergleiche Blätter aus Prevorst 9. Sammlung S. 77.

hat sie nicht gesehen. Dagegen ist viel davon die Rede, daß dieser oder jener in dieser oder jener Stufe gestorben sei.

Die Geister haben gesagt: Auf Erden hätte Bengel das in einem Vierteljahr lernen können, woran er nun im Geisterreich hat zwanzig Jahre lernen müssen. So langsam geht es dort! Wie erstaunlich viel ist am Menschenleben auf Erden gelegen! Man sollte also wohl um dessen Verlängerung beten.

Wenn sie mit Geistern redete, so glänzte ihr Gesicht zuweilen wie die Sonne, doch etwas bläßer. Je nachdem die Geister waren, so waren ihre Augen höher gestellt und das Gesicht freundlich; je geringer die Geister waren, je niederer waren ihre Augen, je ernsthafter war das Gesicht. Sie hat verschiedene bekannte Männer, die gestorben waren, unter den Geistern gesehen, z. B. den gewesenen Senior in Frankfurt Dr. Fresenius.

Sie sagte, es sei sündlich, Geister zu sich zu berufen. Zu Gott müsse man beten, und halte er es für nöthig, so gebe er uns Ueberzeugung. Geister seien immer um uns.

Sie war etwas klein von Person. Mehr von ihr und ihren Aussagen habe ich in den auf mich gekommenen Fragmenten nicht finden können. Vielleicht leben noch Andre, die sie gekannt haben und das Fehlende ersetzen können, was denn wohl zu wünschen wäre. —y—

Fragmente desselben Inhalts!

Ein Nachtwandler erfuhr an sich, ohne sein Bette verlassen zu haben, alle Zufälle, welche gefrorenes Wasser dem Körper verursacht, darum weil er glaubte in solches Wasser getaucht gewesen zu sein.

Ein junger Mensch von guter Erziehung und Kenntnissen gerieth in Wahnsinn, so oft ihm ein Mondstrahl auf den blossen Kopf fiel. Er sprang einst in diesem Zustand im Winter zum Fenster hinaus, ohne daß ihn sein anwesender Freund einholen konnte, stürzte auf dem Eis und zerschmetterte sich den Kopf. — Also nicht bloß in Südländern können die Mond-

strahlen gefährlich wirken, worauf die Worte Psalm 121, 6. zielen: „Daß dich des Tags die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“

Ein Mystiker sagte zu denen, die da wähnten, sie würden, wenn sie stürben, sogleich wie ein Vogel davon fliegen, ohne sich von dieser Erde ganz losgemacht zu haben: „Wie kann ein Vogel fliegen, dessen Flügel mit Koth beschwert sind?“

Eine fromme Frau sagte einst bei Gelegenheit wo von einem Selbstmorde die Rede war: „Es ist schlimm in die andere Welt zu kommen, ohne dahin gerufen zu sein.“ Eine andere sagte: „Wer aus der Lehre läuft, kann nie Meister werden.“

Der Graf Caylus, indem er Triktrak spielte, sah auf einem der Würfel einen Blutstropfen, und gleich darauf einen Kapuziner neben sich stehen. Erschrocken rief er: „Mein Bruder, der bei der Armee ist, ist getödtet!“ Einige Tage nachher brachte ihm ein Kapuziner diese traurige Nachricht.

Der berühmte Compositeur Haydn, in seinem Tagebuch das er in England führte, erzählt unter andern Folgendes. „Den 25. März 1792 im Concert bei Hr. Barthelemon war ein Prediger, der, als er ein gewisses Andante aus G dur von meiner Composition hörte, in die tiefste Melancholie versank, weil ihm Nachts zuvor von einem solchen Andante geträumt hatte, daß es ihm seinen nahen Tod verkündige. Er verließ sogleich die Gesellschaft, ging zu Bette, und heute den 25. April erfahre ich durch Hrn. Barthelemon, daß dieser Geistliche gestorben ist.“

In den ersten Tagen des Jänners 1825 gerieth ein Bediensteter bei einem Rentenamt wegen aufgewachsener Schulden in Schwermuth, ein braver, gottesfürchtiger Mann. Er wollte sich in der Dämmerung ins Wasser stürzen, bekam Reue, ging in einen Wirthsgarten, sprach etwas verwirrt, ging daselbst aus dem Zimmer hinaus, kam verstört wieder herein, und bekannte dann, er habe sich im Garten an einem Baum

erhängen wollen; es sei ihm aber eine weisse Gestalt erschienen, nach der habe er gegriffen, sie sei aber wieder verschwunden; inzwischen habe ihn diese Erscheinung von seinem Vorhaben abgeschreckt.

Die noch jung verstorbene Frau S., Mutter von mehreren Kindern, sah sich im Traum einige Zeit vor ihrem Tode mit einem unförmlichen, geschwollenen Körper im Bette liegen. Indem sie so ihren Körper mit Mißfallen ansah, fiel derselbe von ihr ab und zum Bette hinaus wie ein schweres Gewicht, und sie fand sich nun verjüngt und wie neu geboren. Sie starb späterhin, von unten auf geschwollen, an einem gänzlichen Nachlaß der Kräfte, eines christlichen, erbaulichen Todes.

Die im Frühjahr 1830 zu U. verstorbene verwittwete Fürstin von S. L., Großmutter des regierenden Grafen, eine sehr verständige und gottesfürchtige Frau, erhielt jedesmal wenn ihr etwas Wichtiges bevorstand, einen starken Schlag auf die Schulter.

Die zweite Frau des Prof. D. hatte in ihrer letzten Krankheit, einem Wochenfieber, öfter das Gefühl, als ob sie doppelt sei, als ob Jemand neben ihr sitze (die herausgetretene Seele?). Ihre Schwester wollte ihr einst Nachts Arzney reichen, und fand sie in ihrer blauen Jacke ohne Haube, weil sie diese vor Hitze nicht auf dem Kopf leiden konnte, neben ihr aber dieselbe Gestalt weiß gekleidet mit verschleiertem Kopfe liegen, so daß sie Anfangs irre wurde und nicht wußte welcher sie die Arzney geben sollte. Indem die Kranke sich herbeineigte um zu schlucken, verschwand die andre Gestalt (gleich als wenn sie wieder in sie hineinträte?). — Ein andermal als die Schwester Nachts bei ihr wachte und hinter einem Tische sitzend las, und das neugeborene Kind neben dem Bette in dem seinigen schlief, sah sie, sich umwendend, der Kranken zu Füßen, nicht weit vom Kind, eine weiße Gestalt stehen, und ihr zu Häupten eine andere knien und beten. Sie sah das fast eine halbe Stunde, und hielt sich



sehr still dabei, bis das Kind zu schreien anfing und die Gestalten verschwanden.

Ungefähr im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts geschah Folgendes zu Leipzig. Der Professor der Medicin Dr. K. daselbst hatte auf den Abend Gäste geladen, mußte aber Nachmittags über Land, und kam als die Gesellschaft schon beisammen war nach Haus, kleidete sich auf seinem Zimmer um, und trat dann, als man sich eben zu Tisch setzen wollte, zu den Gästen. Indem er seinen Platz einnahm, wollte er sehen, wen seine Frau neben ihn gesetzt habe; links saß ein Gast, rechts war der Stuhl noch leer, aber er bemerkte darauf ein Gerippe, das ein kleineres Gerippe vor sich hatte. Er suchte den Eindruck zu verbergen. Indem kam die Geheimeräthin F. herein, für die der Platz aufgehoben war, und die bei Leipzig auf einem Landgut wohnte. Sie setzte sich neben ihn, und fuhr nach dem Essen wieder hinaus. Kaum dort angelangt fühlte sie Wehen, bekam aber über der Niederkunft einen Blutsturz. Ein Eilbote rief den Professor zu ihr, er fuhr sogleich auf das Gut, sie war aber bei seiner Ankunft schon nebst dem Kinde verschieden. Er äusserte, daß er untröstlich gewesen wäre, wenn sie, nachdem er obige Erscheinung gehabt, unter seinen Händen gestorben wäre.

Eine Frau die gern tanzte, träumte, sie habe die ganze Nacht hindurch getanzt, und ihr Mann träumte, er habe dieselbe Nacht hindurch immer einen Walzer gepfiffen. Eine seltsame eheliche Harmonie! Das Beispiel ist aber lehrreich für die geheime Communication zwischen den Seelen im Schlaf und Influenz einer auf die andere, dergleichen wohl mehr Statt hat als wir wissen; mag nun jene Frau zuerst zu tanzen, oder der Mann zuerst zu pfeifen angefangen haben.

An der Tafel des Russischen Ministers v. Kalitscheff im Haag erzählte in Gegenwart des nachherigen Königs von Holland und mehrerer anderer Prinzen ein Französischer von Adel, daß man ein Pferd magnetisirt und in eine Art von Krisis versetzt habe, daß der Magnetiseur darauf gewollt, das

Pferd solle sich durch gewisse Straßen nach einem gewissen Hotel begeben, und daß selbiges dessen Willen pünktlich befolgt habe. Ist dem also, so läßt es sich durch die Macht des Willens, die dem Pferde zum Führer gedient, erklären. Der starke menschliche Wille wirkt überhaupt auf die Thiere sehr ein, ohne daß es dazu des Fluchens der Kutscher und Postillione bedarf. Es gehört zur ursprünglichen Herrschergabe des Menschen.

Pabst Pius VII. erzählte seinen Vertrauten folgendes. Einst, als ich mit dem verstorbenen Pabst, mit dem ich viel Umgang hatte, im Wagen fuhr, bemerkten wir eine Frau, die sich zur Erde niederwarf. Der Pabst glaubte, daß sie um ein Almosen bitte, und sandte deßhalb zu ihr. Die Frau aber begehrte nichts, sondern sagte, sie habe sich zur Erde niedergeworfen aus Verwunderung, zwei Päbste in einem Wagen zu sehen. — Zu demselben Pius VII. sagte bei der Ceremonie der Exaltation seines Vorgängers ein gewisser Abbate: „Geben Sie genau Acht, damit Sie einst wissen, wie Sie sich zu benehmen haben. Denn nach diesem werden Sie Pabst.“ Der Abbate lebte noch als dieß eintraf.

—y—

Eine Mittheilung aus Mähren.

(Von einem glaubwürdigen Manne.)

Aus Hustopetsch, Markgrafthum Mähren, wird geschrieben:

Im September 1821, Montag nach Kreuzerhöhung, gieng Johann Matzenauer, ein durchaus rechtlicher religiöser Mann, Vater von 8 Kindern, Nachts 9 Uhr durch die Straße des Marktfleckens seiner Wohnung zu. Er kam von einem befreundeten Hause, war, wie constatirt ist, völlig nüchtern und gieng in der schönen mondhellen Nacht guten Muths, ohne sich furchtsame Gedanken zu machen, weiter. Etwa 100 Schritte von dem Freundeshause entfernt, war es ihm plötzlich, als ob ein großes starkes Schwein mit gräßlichem Grunzen ihm das Weitergehen auf dem schmalen Fußwege verhinderte. Er wich auf die andere Seite aus, aber vergebens, immer schien das Thier ihm den Weg mit gleich wüsten Tönen zu vertreten. Er beschloß umzukehren, aber kaum hatte er sich gewandt, so fühlte er die Last eines Menschen, der ihm auf die Schultern hockt, beide Hände auf seine Schultern legt und drückt und es ist ihm, als ob er auf beiden Seiten Füsse herunter hängen fühlte. Er will weiter gehen bis zu irgend einer offen stehenden Hausthüre, um dort um Hülfe zu rufen. Aber vergebens? Das Wesen hinter ihm nöthigt ihn durch Druck und Wendung des Kopfes gegen seinen Willen schräg über den Marktplatz, an der Kirche vorbei, eine Allee hinab auf den Kirchhof zu gehen. Dort angelangt schien das Wesen von ihm herabzuspringen an einem Grabe wo ein Jahr vorher der Kuhhirte Johann Kremmel beerdigt ward, stellte sich vor Matzenauer hin und war dieser Kremmel. Zugleich erschien auf seinem fernen Grabe der jüngst verstorbene Bräuer Wotle. Beide nun gestikulirten schauerlich, sprachen geraume Zeit zu Matzenauer und verschwanden dann zugleich. Matzenauer betete und kam erblaßt, verstört und zitternd bei den Seinigen an, erzählte das Ganze wie hier gesagt, weckte noch in derselben Nacht die Wittwe Kremmel,

forderte diese auf gleich Morgens für die zwei Verstorbenen Messe lesen zu lassen und gab ihr hiezu Geld. Von diesem Augenblick an war aber Matzenauer wie verändert. Seine Gesichtsfarbe verlor sich allmälig, er sprach immer weniger, und zehrte zusehends ab. Alle ärztliche Hülfe war vergebens; immer düstrer, melancholischer, theilnahmloser wurde er endlich wie eine vertrocknete Mumie. Bis zu seinem letzten Athemzuge beharrte er unveränderlich auf seiner Aussage über obiges Ereigniß in den kleinsten Einzelnheiten; über die so schauerlichen Gestikulationen des Geistes und die Worte, die sie zu ihm gesprochen hatten, ließ er sich aber durchaus nichts Näheres verlauten. „Ich darf das nicht sagen!" war immer seine Antwort. So starb er am 20. Februar 1823 nach siebenzehn monatlichem Leiden. J. B.

Die Salem-Zauberei.

Gewiß ist diese in ihrer Art so höchst merkwürdige Zauberei den meisten Lesern des Magikons noch völlig unbekannt. Wir geben hier über selbige, was die, einen reichen Schatz historischer Merkwürdigkeiten enthaltende: Auswahl interessanter Bilder rc. B. 2, 1841 aus dem New-York Monthly Magazine 1839 und zwar in einer Lebensscizze des Sir William Phips mittheilt, der, 1640 geboren, sich vom einfachen Schiffszimmermann zum Statthalter von Neu-England emporschwang, und als solcher 1692 vom König Jakob installirt wurde.

Es war — sagt der Verf. — eine kritische Zeit für Neu-England; damals hatte das große und hinlänglich bekannte Geheimniß, die Salem-Zauberei, zuerst sich gezeigt. In unserer aufgeklärten Zeit mag man es als Thorheit behandeln, einen solchen Gegenstand wieder aufleben zu lassen, aber er steht zu sehr mit dieser ganzen Scizze in Verbindung, um weggelassen werden zu können.

Ein sehr altes Werk, das ich jetzt vor mir liegen habe, sagt: „Sir William Phips Ankunft zur Verwaltung von Neu-England geschah zu einer Zeit, wo ein Gouverneur alle Geschicklichkeit hinsichtlich der Zauberei bedurfte, die je ein jüdischer Priester haben mußte, — zu einer Zeit, als ganze Haufen armer Leute kürzlich unter die schreckliche Gewalt von Teufeln gefallen waren, die man damals allgemein für durch Hexerei eingeführt hielt. Wir müssen gestehen und es nicht minder beklagen, daß viele Einwohner von Neu-England und vorzüglich junge Personen durch kleine Zaubereien verlockt wurden, wobei sie insgeheim Dinge thaten, die nicht recht waren gegen den Herrn, ihren Gott; oft sah man sie Verletzungen mit magischen Künsten heilen und schändliche Beschwörungen treiben mit Sieben und Schüsseln und Erbsen und Nägeln und Hufeisen und anderem Geräthe, um Dinge in Erfahrung zu bringen, nach denen sie eine verbotene und gottlose Neugierde hatten. Schlechte Bücher waren heimlich

ins Land gebracht, worin Thoren Unterricht erhielten, mit Erfolg wahrsagen zu können, und diese Bücher hatten den Verstand Mancher zu Grunde gerichtet, so daß sie diese höhere Zauberei studierten. „Haufen von Leuten“ — fährt unser alter Schriftsteller fort — „wurden angehalten, mit vielen übernatürlichen Plagen an ihren Körpern und einer Mannichfaltigkeit von Qualen, die offenbar von den Dämonen der unsichtbaren Welt ausgeübt wurden. Die davon angesteckten und bedrängten Personen erhielten in wenig Tagen eine so gänzliche Veränderung in ihren Augen, daß sie ihre Peiniger sehen konnten. Sie erblickten einen kleinen Teufel von kleiner Statur und schwarzgelber Farbe, in Begleitung von noch andern Geistern, die mehr menschlicher Art waren. Diese Peiniger hielten den Gequälten ein Buch hin, mit dem Bedeuten, es zu unterzeichnen oder wenigstens zu berühren, zum Zeichen ihrer Einwilligung, dem Teufel dienstbar zu werden, und weigerten sie sich, dieß zu thun, so begonnen die Geister auf Befehl des schwarzen Mannes, wie sie ihn nannten, sie mit ganz ausserordentlichen Qualen zu bedrängen. Die unglücklichen Opfer wurden auf schreckliche Weise verdreht, braun und blau gekneipt, durch ihren ganzen Körper liefen Nadeln, sie wurden so lange gebrüht, bis sie ganz von Blasen bedeckt waren, und tausend andere Dinge vor Hunderten von Zeugen. Ihre Hände wurden mit einem deutlich sichtbaren Stricke zusammen gebunden, und dann von unsichtbaren Händen sogleich vor einem ganzen Haufen von Leuten bedeutend vom Boden ab in die Höhe gezerrt. Einer ward fürchterlich von einem Geiste angegriffen, der, wie er sagte, mit einem Stiele auf ihn zulief, aber niemand sonst im Zimmer sah weder Geist noch Stiel; endlich in seinen Qualen griff er nach dem Stiele, riß ihn weg, und kaum war er in seinen Händen, so sahen die Andern, daß es in der That ein wirklicher, natürlicher eiserner Stiel sei, den man sorgfältig verschloß, der aber nichts destoweniger von den Dämonen wieder weggenommen wurde, um neues Unheil anzurichten.“

Man sagte sogar, daß die Geister so weit gingen, daß sie mehreren Leuten bedeutende Summen Geldes stahlen, und dieß in Gegenwart vieler Zuschauer in die Hände ihrer unglücklichen Untergebenen warfen. Eben so wird erwähnt, daß vielen Personen Gift hinunter gezwängt wurde von unsichtbaren Händen, so daß sie augenblicklich auf eine schreckliche Weise aufschwollen. Bei einigen Gelegenheiten wurden die Zimmer mit dem Geruche von Spezereiwaaren gefüllt und die Betten ihrer elenden Untergebenen damit besudelt. Manche klagten über brennende Lappen, die mit Gewalt ihre Kehlen hinunter gewürgt wurden, und bald darauf wurden die Brandstellen vieler Zungen sichtbar. Andere erklärten, daß sie von unsichtbarem, glühendem Eisen verletzt wurden und, wie hinzugefügt wird, sie behielten die Narben davon bis auf den Tag ihres Todes.

Ein altes Manuscript eines bedeutenden Mannes sagt: „Leichtsinnige Leute mögen sich über diese Dinge lustig machen; aber Hunderte von besonnenen Personen in einem Lande, wo der Mutterwitz sicher nicht geringer ist, als sonst irgendwo bei den Menschen, wissen, daß dieß Alles wahr ist, und Nichts als der lächerliche und übermüthige Geist eines Sadducäers kann sie bezweifeln. Ich habe noch nicht eine einzige Sache erwähnt, die auf Verlangen nicht durch das Zeugniß von Leuten bekräftigt werden könnte, achtbarer als die, welche diese auffallenden Erscheinungen belachen können.“

Wir haben — fährt der Verf. fort — dieses mitgetheilt, um dem Leser die finstern und traurigen Zeiten zu beschreiben, als Phips zum Gouverneur von Neu-England eingesetzt war. Viele der achtbarsten Leute waren der Hexerei angeklagt, und Viele verlohren in den Unruhen, die sich darüber erhoben, ihr Leben. Indessen scheint es doch, als habe Sie William alsbald eine sorgfältige Untersuchung der Natur dieses Uebels angestellt. Es ward erzählt, „er sei als ein Werkzeug des Himmels herab gesandt,“ um dieß zu bewerkstelligen. Er ließ

kein Mittel unversucht, sein Vorhaben auszuführen. Er ordnete Gerichtshöfe an, um der Sache auf die Spur zu kommen und dieselbe näher zu untersuchen. — Viele, die aus zu leichten Gründen in Untersuchung gekommen waren, wurden freigelassen, und die, welche vor den Gerichten standen, auf jede Weise begünstigt. Die Geschichte seiner Zeit giebt einige auffallende Erzählungen von den Angeklagten und denen, die durch sie gelitten während der ersten Zeit der Verwaltung von Phips, wenn diese zusammen vor die Gerichtshöfe gestellt wurden. Es ist hinlänglich zu erwähnen, daß, obgleich diese letztern mit ganz verbundenen Augen da standen, und die Angeklagten noch so leise herein gelassen waren, jene gleich in die größten Schmerzen geriethen und baten, daß die Peiniger weggeführt werden möchten.

Es gelang indessen Phips Bemühungen, diesem schrecklichen Unheile ein Ende zu machen, und Ordnung und Friede herrschten wieder im ganzen Lande. Uebrigens müssen wir zu Gunsten der Vorfahren bemerken, daß sie nicht allein in dem Glauben an diese Dinge waren. Die holländischen und französischen Geistlichen aus der Provinz New-York, die von den Oberrichtern hinsichtlich ihres Glaubens an Hexerei befragt wurden, gaben ihre Meinung mit den Worten: „Daß, wenn wir nicht an verderbliche Hexerei glaubten wir die heilige Schrift und die Uebereinstimmung der ganzen Welt verwerfen müßten.“

Sir William erhielt nach Beendigung dieses großen Werks eine öffentliche Danksagung der Einwohner von Neu-England.

Zusatz.

Nach einer uns so eben zukommenden Notiz findet sich im 6 B. des von Hitzig und Häring herausgegebenen criminalistischen Werkes: Der neue Pitaval (Leipzig 1845) ein Aufsatz: Das Trauerspiel von Salem, was wir für diejenigen Leser hier bemerken, die wünschen möchten, über jene merkwürdige Zauberei noch Näheres und Umständlicheres zu erfahren.

Die Predigt-Krankheit in Schweden nach dem Bericht eines Augenzeugen aus dem Jahr 1844.

Die persönliche Bekanntschaft mit dem Erstatter des Berichts (abgedr. in der Berl. evangl. Kirchenztg. Nr. 19—21 v. 1846) gibt uns Veranlassung, der Glaubwürdigkeit des Zeugen durch Mittheilung der interessanten Facta ein Magikon, als dessen Tendenz entsprechend, hiermit anerkennend entgegen zu kommen.

Wird der gläubige Christ nicht in Abrede stellen, daß dieses gewiß wunderbar zu nennende übereinstimmende Phänomen der Gnade an geistig Armen ein Zeichen der Zeit, eine Warnung von Oben sei: so gibt dasselbe zugleich überraschendes Zeugniß von der in kräftigen und geistigen Naturvölkern von jeher sich offenbarenden Gabe der Ahnung und Weissagung, von der — nach Tacitus Darstellung der Urgermanen, zu denen wir auch die Nachkommen der heutigen Schweden zu rechnen haben — besonders die Frauen („provitum aliquid inesse foeminis credunt Germani") bei nahenden ernsten Schicksalen ergriffen wurden. Auch damals war es der Geist des Alls, der die Völker durch die Zunge der Reinen und Unmündigen strafte und zum Heil zurückführte, wie es heute der geoffenbarte Paraklet ist, der zuerst durch den Mund der Propheten des auserlesenen Israel, nun aber vermöge der Theilnahme der Heiden am Erlösungswerk in der Taufe und Ausgießung des Geistes über alle christliche Völker, auch aus ihnen allen reden kann und dieses in düstern Zeitläuften um so auffallender und erregender thun wird!

Wir lassen uns nicht abschrecken vom Glauben an Vorgänge, die nur allzuwahr und ergreifend sein mögen, durch ankämpfende Darstellungen sogenannter Aufgeklärten, wie jener noch jüngst im wissenschaftl. Verein zu Berlin über „Sympathie" gehaltene Vortrag ist von einem Professor, der da behauptete, diese bekannte Krankheit sei durch einige vernünftige Aerzte (?) jetzt völlig gehoben, und der im Triumph seinen

lichtvollen, aber leider nur etwas seichten Vortrag mit der Exclamation schloß: Ja, „der Mensch ist durch Gott zur Freiheit berufen unter der Herrschaft des sittlichen Gesetzes, und getrost dürfen wir daher erwarten, daß ihn fortschreitende Bildung (vielleicht auch Einbildung!) mehr und mehr in dieser Freiheit und in der Herrschaft über blinde Erregungen befestigen werde.“ Gewiß, wir leben in einer so herrlichen lichtfreundlichen Zeit, daß auch die Maulwürfe, in ihren stockfinsteren Gängen mit Behutsamkeit stoßend, sich weise und mit wühlendem Rüssel und verschütteten Augen in ihrer Art auch hellsehend dünken dürfen.

Die Provinz in Schweden, wo die Erscheinung in ihren ersten Anfängen und in ihrer größten Ausdehnung statt fand, heißt Smäland, liegt im Innern des Landes, ist arm und wenig bevölkert. Im Juli 1844 (schreibt der unterzeichnete B...) war ich dort; und weil die Erscheinung bis dahin beinahe ausschließlich auf Bauern und Landleute beschränkt war, verweilte ich auf dem Lande in der Nähe von Wexiö.

Man nennt solche Personen, die unmittelbar ergriffen werden und die eigentlichen Werkzeuge der in diesen merkwürdigen Erscheinungen wirkenden Kraft sind, Röstar oder Stimmen (Röst, Stimme, plur. Röstar,) ihre Reden aber nennt man rop (vom Verbum ropa, rufen, schreien), das Rufen, und zwar nach Joh. 1, 23. „die Stimme eines Rufers.“

Die Individuen, die ich „ropä“ hörte, waren: eine alte Frau, drei junge unverheurathete Frauenzimmer, eine junge Frau, und zwei kleine Mädchen von ungefähr zehn Jahren. Sie wohnten in verschiedenen Dörfern und gehörten zu den ärmsten unter den Landleuten. So weit ich urtheilen konnte, schienen sie geistig und leiblich gesund, waren einfache, demüthige Leute, voll Gottesfurcht und Abscheu vor der Sünde; ihre Stimme hatte etwas Feierliches, und nie habe ich grösseren Ernst in göttlichen Dingen, als bei diesen rmen Leuten

wahrgenommen. Es war mir eine wahre Erbauung, mit ihnen zu reden, wenn auch große Unterschiede in geistlicher Erfahrung und christlicher Förderung bei ihnen stattfanden, sie glaubten unbedingt an die Göttlichkeit der Erscheinung, und auf Gott sich verlassend, in dessen Hand sie sich sicher fühlten und dem sie den Ausgang der Sache anheimstellten, schienen sie, ohne Furcht und Aufregung, sich ganz passiv zu verhalten.

Ehe diese Personen zu „rufen" anfangen, werden sie sichtbar und leiblich afficirt, einige mehr, andere weniger, es ergreifen sie Zuckungen, die in plötzlichen Contractionen der Schulter gegen die Brust hin bestehen, zugleich gerathen sie in eine Art Entzückung oder Geistesabstraction mit Zuschließung der Sinne gegen alle äußeren Eindrücke. Bald darauf, nachdem die Zuckungen völlig aufgehört haben, folgt der rop. Gewöhnlich liegen sie während der Rede oder des Rufens ausgestreckt auf dem Rücken (ich habe sie aber auch stehend gesehen), die Augen sind geschlossen, und zuweilen begleiten Gesticulationen die Theile ihrer Rede. In ihren natürlichen Zustand zurückgekehrt, wissen sie, mit wenigen Ausnahmen, nichts von dem Gesprochenen. Nur bleibt ihnen das Gefühl großer Freudigkeit der Seele und eine gewisse körperliche Leichtigkeit. Ohne irgend eine menschliche Vermittlung gerathen sie in die Verzückung und kehren ebenso in den normalen Zustand zurück. Sie können jenen Zustand nicht selbst herbeiführen, und in vielen Fällen war die Ergreifung so überwältigend, daß die Ergriffenen zu widerstehen unvermögend waren. Die Zuckungen, die dem Rufen vorangehen, haben für den Zuschauer etwas Unheimliches und Erschreckendes; aber je mehr ich Gelegenheit hatte, die Rufenden zu beobachten und die Erscheinung in ihrer Totalität zu untersuchen, desto mehr erschien mir Alles, was dem Rufen vorausgeht, als eine pneumatisch und psychologisch nicht unerklärbare Vorbereitung des menschlichen Werkzeugs für seine aufferordentliche Thätigkeit.

Was nun die Rede selbst betrifft, so ist sie der Form nach

keine Predigt und noch weniger ein belehrender Vortrag. Es ist in ihr keine systematische Eintheilung, keine Beweisführung, keine Auslegung der Schrift, keine Entwicklung genau bestimmter Lehrpunkte. Die Reden, soweit ich sie gehört habe, waren im eigentlichsten Sinn und ohne Ausnahme ein Rufen an ein gottloses Volk Busse zu thun und zu glauben, und können daher nicht besser bezeichnet werden, als durch ihre schwedischen Benennungen bättrings-rop, Ruf zur Buße. Die Rufenden (röstar) sprechen mit großer Schnelligkeit und ausserordentlicher Kraft der Stimme; wie ein Strom fließt ihnen das Wort vom Munde.

Bei Allen, die ich hörte, war völlige Uebereinstimmung im Geiste, wenn auch bedeutende Verschiedenheit der Form. Es zeigten sich deutlich Unterschiede nach den besonderen Individualitäten. Das Mädchen, das im Leben die Tüchtigste und in ihrem inneren Leben die Gefördertste schien, zeichnete sich im Vortrag durch Gedankenfülle und mindere Wiederholungen aus. Ihr Rufen war das erbaulichste, wenn auch nicht das eingreifendste. Alles, was ich von den verschiedenen Personen hörte, war voll tiefer religiöser Erfahrnug, Eifer und Ernst, oft ausgezeichnet in der Auswahl und Anwendung von Schriftstellen; es zeugte von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, von einem heiligen Abscheu vor der Sünde, und von einem festen, erleuchteten Glauben an einen gerechten und gnädigen Gott. Bald wurde gedroht mit aller Strenge des Gesetzes, mit allen Schrecken der Hölle und der ewigen Pein, bald wieder in aller Liebe getröstet und zum Heiland geführt, hier war ein Wort der Mahnung an die, die den guten Kampf angefangen, indem an die vielen uns umgebenden Gefahren und an die große Verkehrtheit und tiefe Bosheit des menschlichen Herzens erinnert wurde, dort war wieder in praktischer Rede der Sünder einfach und ernst zur Buße gerufen.

Beinahe Alle, die ich hörte, sprachen sehr lange, Einige über zwei Stunden lang ohne Unterbrechung. Was die Auf=



merksamkeit des Hörerkreises fesselte und das Interesse wach erhielt, schien mehr das Eigenthümliche in der Stimme und deren Erhebung, die große Schnelligkeit der Rede, und die blitzenden, überraschenden Wendungen, als der Inhalt und die Form des Gesprochenen zu seyn. Bedenkt man, daß die Sprechenden unwissende, ungebildete, roh und unbehülflich aufgewachsene Bauernmädchen waren, die im gewöhnlichen Leben nicht zehn Worte richtig setzen und verbinden können, und daß der Zweck des Rufens keine Ansprache an Gebildete war, sondern die Nothwendigkeit, eine verkommene, geistig todte Bevölkerung zur Buße zu führen, so staunt man über den Erfolg und die richtigen Mittel dazu.

Obgleich nicht Predigten und keineswegs geordnete Reden, wurde doch in den Vorträgen allmählig ein Hauptpunkt der Christenlehre nach dem andern, in manchfaltigen practischen Ansprachen, vor's Gewissen der Zuhörer geführt, und oft mit einer Schärfe und Feinheit der Unterscheidung, mit einer Lebensfülle, mit einem Takt richtiger Austheilung und Anwendung der göttlichen Heilswahrheiten, daß bei diesen Kindern des Landes und rauher Sitte mancher städtische Kanzelredner in die Lehre gehen konnte. Ich hörte genau, verstand jedes Wort, und soweit ich zu urtheilen im Stande bin, kam nur reine Lehre aus dem Munde dieser Röstar. Auch war die Wahl und Anwendung der Schriftstellen immer correct, sehr oft vorzüglich, und mehr im Geiste als nach dem Buchstaben der Schrift.

Der Geist, worinn diese Röstar reden, ist kein Sectengeist. In ihren Rufen erkennen sie Gottes Ordnungen in Kirche und Staat an. Sie unterscheiden wohl zwischen Denen, die die göttliche Wahrheit lieb haben, und Denen, die sie hassen, aber sie erkennen Gottes Gnadenwerk in allen Getauften an. Fortwährend hörte ich sie die Zuhörer als Solche anreden, die aus dem Taufbunde gefallen wären, die „die die weißen Kleider, womit Gott sie in der Taufe geschmückt, wieder verunreinigt haben". Es wurde in den Ansprachen

immer zum fleißigen Kirchenbesuche und zum Gebete für König und Obrigkeit ermahnt und alle verordneten Lehrer und Diener wurden als Gottes=Boten anerkannt. „Sind sie nicht alle seine Boten,“ sagte eine arme Frau, „die treuen und die weniger treuen? Hat je einer von ihnen auf der Kanzel euch zum Fortfahren in eurem Sündenleben aufgefordert“?*) Wenn man bedenkt, wie nahe die Versuchung liegt, die Kehrseite des traurigen Bildes aufzudecken und die Mängel und Laster des geistlichen Standes hervorzuheben, dann muß man über diese Schonung und Liebe, die alles glaubt und hofft und nichts überdenkt, erstaunen. Hier übertraf der Geist der Demuth und Schonung, des Gehorsams und der glaubensvollen Anerkennung göttlicher Ordnungen auch in ihrem Verfall, weit Alles, was ich im gewöhnlichen Geisteszustande von diesen Leuten erfuhr. Bedenkt man aber, wie sie von den Geistlichen vernachlässigt und verachtet, von der weltlichen Obrigkeit verfolgt und tyrannisirt wurden, so bleibt ihr geduldiges Leiden und ihre Achtung vor kirchlichen Einrichtungen immer ein schönes Zeugniß christlicher Gesinnung und übertrifft weit was Fleisch und Blut vermag. In den Rop, die ich hörte, bemerkte ich nichts von etwaigen Erhebungen über die Zuhörerschaft; im Gegentheil war mir es oft merkwürdig, auf welche feine, zarte, dabei entschiedene Weise dem Rufenden jedes Verdienst und jeder Grund zur Ueberhebung sich entzog — als Sünder sprachen sie zu Sündern, und oft fing das Rop mit einem tiefgefühlten Sündenbekenntniß an und mit der dringenden Bitte an Gott, die Sprecherin zu bewahren vor jedem Wort, das nicht aus seiner heiligenden Eingebung und Vermittlung komme.

So einfach auch der gewöhnliche Inhalt der Rop's, näm-

*) Indem hier der Zustand der schwedischen Geistlichkeit als sehr traurig geschildert wird, können wir doch Beispiele in unserm lieben Vaterlande beibringen, wo Geistliche, stärker als schwedisch, ihre Pfarrlieder von der Kanzel ermahnt, sich, nachdem sie die Woche über gearbeitet, auch der Weltfreude am Sonntag hinzugeben — als ob es hierzu noch einer Aufforderung bedürfe. Dieß wird doch wohl selten der Fall seyn.

Der Herausgeber.

lich nur eine ungeschmückte Aufforderung zur Buße und Besserung war, so haben doch Leute, die diesen Erscheinungen von Anfang bis zuletzt gefolgt sind und hunderte von Rop's gehört haben, bei denen man also einen Totaleindruck des Gehörten und Erfahrenen erwarten konnte, sich mit Befürchtungen und Ahnungen vor der nächsten Zukunft hören lassen, die in ihnen durch das Rufen erweckt worden. Sie erwarten furchtbare Gottesgerichte und grosse Ereignisse in der Christenheit, sogar die baldige Erscheinung des Herrn! Ihre Stimmung ist dabei eine feierliche, doch vertrauensvolle und ruhige. Auch erzählen sie von allerlei Visionen, deren mehrere zugleich an Viele gelangten und die mit diesen Erwartungen übereinstimmen. In den Rop's aber die ich hörte, hieß es oft: „die Zeit ist kurz" — „der Bräutigam naht" — „die Erndtezeit ist gekommen."

Das so merkwürdige, ernste Phänomen auf blos krankhafte körperliche Zustände zurückzuführen, wäre eine thörichte Ungereimtheit, eine Vermessenheit, die man bei wissenschaftlichen Aerzten und hochgestellten Personen in einem christlichen Lande, seyen sie auch noch so weltlich und materialistisch gesinnt, für unmöglich halten sollte. Nach Allem, was ich bei diesen Rufenden bemerkte, ist gar keine Spur von Störungen geistiger oder körperlicher Thätigkeit zu finden; sie spüren von diesen Anstrengungen keine Schwäche, keine Erschlaffung. Im Gegentheil, nach einem Rop, sey er auch noch so lang und laut gewesen, fühlen sie sich ganz besonders leicht und frisch. Nur wenn sie Widerstand leisten und das Rufen zurückhalten wollen, haben sie zu leiden. Auch sehen sie, wenn nicht Alterschwäche oder andere Ursachen Ausnahmen erklärbar machen, gesund aus, die einzigen sichtbaren Unterscheidungen vom Aussehen ihrer Landsleute sind vielleicht: daß ihre Gesichtsfarbe heller ist, ihre Augen glänzender. Sie verrichten den Tag über ihre gewöhnlichen Arbeiten, und da sie meistens arm sind und viele von ihnen bei Bauern dienen, so würde eine Abnahme ihrer Körperkräfte bald bemerkbar werden. Ich hörte

eine Frau rufen, die weit in ihrer Schwangerschaft vorgerükt war, sie kam von einem entlegenen Ort und hatte ungefähr vier Stunden zu Fuß zurückgelegt, als sie in die Stube trat. Bald darauf wurde sie ergriffen, und rief oder sprach mit solcher Schnelligkeit und Kraft zwei Stunden lang, ohne nachher die geringste Ermüdung oder Mattigkeit zu spüren. Es soll vorgekommen seyn, daß die röstar ganze Nächte hindurch ohne Aufhören und ohne körperlich dadurch angegriffen zu seyn, geredet haben. Auch ist es thatsächlich, daß jeder Versuch dieser Erscheinung durch ärztliche Behandlung (und leider ist man dabei oft auf barbarische und empörende Weise zu Werke gegangen) Herr zu werden, durchaus fehlgeschlagen, und nachdem man Alles versucht, die Hospitäler gefüllt, zur Ader gelassen und mit Gewalt den armen Leuten kräftige Arzneimittel aufgedrungen hatte, mußte man wieder davon ablassen. — Eine bequemere und zartere Weise, mit den Ursachen der Erscheinung fertig zu werden, war, daß man sie in das geheimnißvolle Gebiet des Nervenlebens verwies. Analoge Symptome beim Lebensmagnetismus, die man aber vergleichungsweise auch bei andern mysteriösen Erscheinungen aufzuweisen kann, gaben zwar Spuren, ließen aber doch zuletzt im Unklaren. Wer tiefer in die Sache blickt, kann bei solchen Erklärungen nicht stehen bleiben. Aeusserliche Vergleichungspunkte mit epileptischen und magnetischen Personen, wie Zuckungen, Concentration der Geisteskraft und Thätigkeit nach Innen, Zuschließung der Sinne gegen die Außenwelt u. s. w. was und wie viel ist mit diesem bewiesen oder erklärt? Gar nichts in dem was das eigentliche bedeutungsvolle Moment bei der Sache ist: ich meine, das christlich-geistige und kirchlich-religiöse Moment.

Dieß ist nämlich das Merkwürdige und für Christen und Theologen Beachtungswerthe bei der Erscheinung, daß in der ganzen Provinz, nach allen Richtungen hin, unter armen ungebildeten und abgehärteten Bauern, ohne menschliche Einwirkung oder Zuthun, eine große Zahl von Individuen jeden

Alters und beiderlei Geschlechts (wenn auch hauptsächlich Frauenzimmer), auf dieselbe Weise innerlich und geistig ergriffen werden, und mit solcher Kraft und solchem Erfolge zur Buße und Besserung auffordern, daß in kurzer Zeit (und dieß selbst nach dem Zeugnisse Solcher, welche die Rufenden als Kranke und die Erscheinung als ein Uebel bezeichnen), der ganze sittliche und religiöse Zustand der Bevölkerung ein neuer wird.*) Nicht nur einzelne Personen, sondern die ganze Masse des Volks wurde, wenn auch nicht von wahrer Reue, doch wenigstens von einer heilsamen, sittlichen Furcht ergriffen; in einer Pfarrei (Rydaholm) stellten siebzehn Branntweinbrenner im Lauf von vierzehn Tagen das Treiben ihres Gewerbes völlig ein. Daß diese Einwirkung auf die grobe Masse, nachdem die Neuheit vorbei und die Furcht vorüber war, wieder nachließ, gibt nur einen neuen Beweis zu der alten Erfahrung, daß der große Hause sich wohl ergreifen und erschrecken, aber nicht gründlich belehren läßt. Dennoch ist eine große Zahl von Leuten vorhanden, die durch diese Bewegung zu einer lebendigen Erkenntniß Gottes und Christi gekommen sind und sich als seine wahren Jünger bewährt haben.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß, wo die äusseren Zeichen der unmittelbaren Einwirkung der sich kundgebenden Kraft sich einfanden, immer besondere religiöse Eindrücke damit verbunden waren und nachblieben. Es kam nämlich bei Vielen, die ergriffen wurden, gar nicht zum Rufen. Sie hatten nur Zuckungen. Es wurde mir erzählt, daß ganze Versammlungen solche Zuckungen gehabt haben. Diese

*) Der Bericht des Bischoffs Butsch in Scara über die sogenannte Predigtkrankheit besagt u. a,: „Ueberall sah ich den gewöhnlichen Betrieb Feld- und häusliche Geschäfte ungestört fortgehen, und ich habe von Gesunden und Kranken wiederholt die Aeusserung gehört, daß nie zuvor das Zusammenleben so zufrieden, ruhig und friedlich gewesen sey, wie jetzt, seitdem allgemein das bisherige Zanken und Fluchen, Kartenspiel und Tänze eingestellt, namentlich auch der Genuß des Branntweins entweder ganz aufgegeben, oder doch innerhalb der Gränzen der Mässigkeit beschränkt worden sey.“

Zuckungen aber, oder vielmehr die innere Kraft, wovon die Zuckungen nur die äussere Erscheinung waren, griff den Leuten tief ins Herz und Gemüth, rief in ihnen anfänglich ein brennendes Sündengefühl, große Aengstlichkeit und geistliche Unruhe hervor. Hiemit verbindet sich die interessante Thatsache, daß, während äussere Mittel und ärztliche Behandlung nichts gegen die Paroxismen vermochten, sie in solchen Fällen wo die Ergriffenen vielleicht, um der innern Unruhe ledig zu werden, sich dem Leichtsinn und der Weltlust oder dem Uebermaß des Trunks ergeben, sehr bald ausblieben. — Es ließe sich noch manches Interessante erzählen, z. B. wie die Rufenden in mehreren Fällen auf merkwürdige Weise, durch große innerliche Kämpfe und eigenthümliche geistliche Erfahrungen (Visionen unter andern) für ihren Beruf vorbereitet zu werden scheinen. Was schon gesagt wurde, reicht indessen hin, die Erscheinung als eine entschieden religiös-sittliche, als eine wenigstens in unsern Tagen ganz eigenthümliche zu bezeichnen.

Sind nun aber, wird man fragen, bei dieser Erscheinung Extravaganzen, Störungen, Abweichungen vom Wahren, keine Thatsachen von entgegengesetzter Natur und Art vorgekommen? — Ein unbedingtes Nein würde mit Recht mißtrauisch machen. Denn wir wissen, daß auf dem religiösen Gebiet zwei einander entgegengesetzte Mächte immer thätig sind, welche entgegengesetzte, wenn auch oft scheinbar ähnliche Wirkungen hervorbringen: die Kraft Gottes oder die Macht Christi und des heil. Geistes, und die Macht oder die Mächte der Finsterniß Sodann muß man es wenigstens für höchst wahrscheinlich halten, wenn bei dem jetzigen verfallenen und verwirrten Zustande der Kirche und der Christenheit irgend ein geistliches Werk, ohne den verordneten Dienern der Kirche geprüft und anerkannt zu werden, auskömmt und sich seine Bahn bricht, daß sich dann, wenn es auch dem Wesen und Hauptcharakter nach ein gutes seyn sollte, allerlei Unlauteres, Fleischliches und Unwahres, ja sogar positiv Böses und Teuflisches, darunter mischen wird. Auch in Schweden ist bei der Bewegung, wenn auch nur als Ausnahme, Schlechtes und Verwerfliches, ja un-

bedingt Teuflisches, nicht ausgeblieben. Es sollen, (so wurde mir von glaubwürdigen Zeugen erzählt,) Fälle vorgekommen seyn, wo Personen, auch in einem aussergewöhnlichen geistigen Zustande und mit fast ähnlichen äusseren Symptomen (Zuckungen u. s. w.) theils verschleierte, theils offene Lügen, auch Flüche und Gotteslästerungen geäussert haben. Es sollen Leute erklärt haben, die Zeit der Gnade soll schon vorbei, und dabei sollen sie die Umgebenden, als solche, die schon das Malzeichen des Thieres (Offenb. Joh. 13.) trügen, verflucht haben. Bei einer Gelegenheit meinte man, man müsse mit Gebet ausharren, bis der Herr käme; man blieb mehrere Tage beisammen und hörte mit aller Arbeit auf. Solcher Thatsachen könnten noch mehrere erzählt werden. Jedenfalls aber gehören die Verirrungen und Verführungen zu den seltenen Ausnahmen; sie wurden bald als Werke und Lügen des Teufels erkannt und von dem gesunden christlichen Sinn der Bauern gerichtet. Als ich unter ihnen war, hatten sie schon viele nützliche Erfahrungen hierin gemacht, und Takt und Unterscheidungsfähigkeit gewonnen. Wenn sie auch mit Ehrfurcht den Rufenden zuhörten, so scheuten sie sich doch gar nicht nachher allerlei Bemerkungen über das Gesprochene zu fällen, und die Rufenden selbst, weit davon entfernt, Anstoß zu nehmen an solchen Bemerkungen, stellten Fragen an die Zuhörer, ob sie auch der Wahrheit gemäß gerufen hätten? Es fehlte allerdings nicht an Leuten, welche viel Aufhebens von solchen Verirrungen und Extravaganzen machten und gleich davon zu reden wußten, wenn die Sprache auf diese Erscheinung kam; diese Leute urtheilten aber entweder aus grober Unwissenheit und Feindschaft des natürlichen Menschen gegen göttliche Dinge, oder aus weltlichen Rücksichten so, oder es waren religiöse Monopolisten, die nur was auf ihrem Acker wächst und ihren Stempel trägt, als wahr und gut anerkennen.

Das wahrhaft Schmerzliche bei der ganzen Erscheinung und was auf einen Zustand der Geistlichkeit schliessen läßt, über den man blutige Thränen weinen möchte, ist das Verfahren

der verordneten Hirten und Lehrer der Kirche. Kein einziger derselben nahm sich der armen Leute als wahrer und treuer Hirt an. Sie predigten und stürmten von der Kanzel herab gegen sie und trieben mit dem weltlichen Arm Hand in Hand das Werk der Verfolgung, indeß christlicher gesinnte Geistliche sich schüchtern zurückzogen. —

Man konnte jenen röstar keinen Vorwurf machen; sie gehörten zu den eifrigsten Kirchengängern und gewissenhaftesten Abendmahlsgenossen, hielten ihre Versammlungen nie während des Gottesdienstes und wenn das Rufen Eins überkam, that es sich die größte Gewalt an, es zu unterdrücken, oder lief aus der Kirche, wenn dieß nicht möglich war. — Wer von den Schäden des schwedischen Kirchenregiments etwas erfahren hat, der muß sich bei diesen Verzückungen der Worte Christi erinnern: „Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreyen.“ (Luc. 19, 40.)

Zum Schluß noch Folgendes: Fragt man unter diesem armen Landvolk selbst, das dabei zunächst betheiligt ist, was sie davon halten, oder wie sie die Erscheinung erklären, so antworten sie: das Werk sey von Gott und als eine Ausgießung des heiligen Geistes zu erklären, sie verweisen dabei auf die Prophezeihung Joels: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Aeltesten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“

Es ist die Sache der Bischöffe und des Clerus Schwedens, in diesem Falle die Geister zu prüfen, Sie werden dem Herrn über diese Angelegenheit Rechenschaft ablegen müssen.

Solchen aber, die, schon ehe sie geprüft, jede aussergewöhnliche geistige Erscheinung in das Gebiet des Unmöglichen oder der Schwärmerei und Verwirrung weisen, muß man bessere Erkenntniß wünschen, gegen die große Gefahr, Gott selbst in seinen Thaten zu lästern. B...

So schließt der interessante Aufsatz, der zum Nachdenken und zu ernsten Betrachtungen Stoff genug geben mag. G.

Elektro=magnetische Erscheinungen an lebenden Menschen.

Im 2ten Bande des Magikons p. 419 — 20 ist von diesem ersten Falle bereits ein kurzer Bericht gegeben, dennoch möchte nun diese ausführliche Mittheilung zumal in Verbindung mit dem 2ten Falle, den Leser dieser Blätter vom Interesse seyn.

Folgender Fall wurde schon vor mehren Jahren, von Sillimann, dem Herausgeber des „Amerikan=Journal" mitgetheilt. Die Wahrheit der Thatsache wird durch viele Zeugen bestätigt, und ein sehr achtbarer Arzt zu Oxford in Neu=Hampshire, Dr. Hasford, hat darüber berichtet:

Eine Dame von Stande entwickelte plötzlich Abends den 25. Janr. 1837. während gerade ein prächtiges Nordlicht am Himmel glänzte, eine ausserordemtliche elektrische Thätigkeit. Indem ihre Hand den Körper ihres Bruders berührte, erzeugte sie aus ihren Fingerspitzen lebhafte Funken, worüber sie nicht weniger erstaunt war, als derjenige, welcher diese unerwarteten elektrischen Entladungen empfieng. Jede der anwesenden Personen erfuhr dasselbe hierunter der Berichterstatter, welcher einige Augenblicke nachher eintrat und Anfangs zweifelte, bis er durch den Augenschein von der Wahrheit der Thatsache überzengt wurde. Das elektrische Vermögen der Dame dauerte fort und steigerte sich sogar bis gegen Ende Februar, von da an nahm es ab, und erlosch um die Mitte des Mai gänzlich. Die Menge der entladenen Elektrizität war zwar nach Tagen und Stunden verschieden, aber vom 25. Januar bis 1. April gab es keinen Augenblick, wo sich nicht unter

begünstigenden Umständen eine elektrische Thätigkeit an ihr geoffenbart hätte, dieser Zustand hatte für sie, wie man wohl denken kann, etwas Peinliches und Beängstigendes. Die Funken erzeugten sich unfreiwillig, wenn irgend ein leidender Körper in die Sphäre ihrer Thätigkeit gerieth. Sie durfte kein metallenes Geräth antasten, ohne daß alsbald aus ihren Fingern jene elektrischen Funken hervorgingen, wobei sie stets ein schmerzhaftes Gefühl an der berührten Stelle empfand. Wenn sie ihre Finger 1/16tel Zoll von einem metallenen Körper entfernt hielt, so fühlte sie, hörte und sah man in jeder Sekunde ein Fünkchen hervorgehen. An ihren Füßen, wenn sie Metall berührten, nahm man dieselbe Erscheinungen wahr, troz der isolirenden Schuhe und seidenen Strümpfe. Unter den günstigstea Umständen gab die Dame, wenn sie ihren Finger einer Messingkugel näherte, in der Minute einen Funken von 1½ Zoll Länge, Diese Funken waren sehr lebhaft und sehr glänzend, man sah und hörte sie in allen Theilen eines großen Zimmers auf gleich starke Weise. Aus einer Messingkugel konnten sie sich von der Dame durch eine Kette von 4 Personen fortpflanzen, und obgleich sie etwas von ihrer Intensität verloren, waren sie noch immer sehr glänzend. Diese Frau ist die Gemahlin eines angesehenen Mannes in Oxford, eine Frau von ungefähr 30 Jahren, von zarter Coustitution, nervösem Temperament, von sitzender Lebensart, meist mit Lektüre und Nadelarbeit beschäftigt, im Ganzen heiteren Humors. Seit zwei Jahren leidet sie an rheumatischen Zufällen, die immer nur wenige Tage andauerten, aber den Herbst und einen Theil des Winters, welche dem Entstehen dieser elektrischen Eigenschaft vorangingen, litt sie an einem umherziehenden Nervenschmerz an verschiedenen Theilen ihres Systems, auch hatte sie stellenweise eine Empfindung, derjenigen ähnlich, welche die Anwendung von heissem Wasser hervorbringen würde. Dieser bange Zustand wich keiner Arzenei, erst nachdem der elektrische Zustand aufgehört, verminderten der zurückgekehrte Frühling und eine glückliche Reaction der Natur ihren

Nervenschmerz und ihre andern Uebel beträchtlich. Im Nov. 1837 war ihr Gesundheitszustand besser, als er seit einer Reihe von Jahren gewesen ist. Diese Erscheinung ist einzig, obgleich man schon Personen gesehen hat, welche in einer Kette bestimmt, eine elektrische Entladung fortzupflanzen, diese vollständig auffingen, und so den Dienst isolirenden Körper verrichteten. Nun ist aber bekannt, daß isolirende Körper zugleich eigentlich elektrische sind.

In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris (Febr. 1846.) brachte der bekannte Naturforscher Arago folgenden höchst interessanten Fall in Betreff eines elektrischen Mädchens vor: Ein junges Mädchen von 13. Jahren Angelique Cottin, Arbeiterin in einer Seidenhandschufabrik im Departement de Finisterre, von beschränkten Geistesfähigkeiten, aber im Lesen und Schreiben unterrichtet, wand Seide auf mit einigen andern Mädchen, als plötzlich die Garnwinde (der Haspel) an der sie arbeitete, auf zehn Schritte weit, wegflog. Die Mädchen, nicht wissend, wem dieser Zufall zuzuschreiben, stellten den Haspel wieder an seine vorige Stelle und setzten ihre Arbeit fort, jedoch nach einigen Minuten wiederholte sich derselbe Fall. Man machte nun Versuche und fand, daß Angelique Cottin die Ursache dieses unerklärlichen Zufalls war. Großer Lärm entsteht nun in dem Dorfe man ruft den Geistlichen, jedoch umsonst, dann den Arzt, Angelique ist nicht krank, sie sieht sehr gesund aus, man verliert sich in Muthmaßungen, bis endlich der Arzt kommt,. Dieser in Verbindung mit Dr. Cholet findet nun in dem Mädchen solche ausserordentliche Eigenschaften, daß sie die Eltern beredeten, mit ihrer Tochter nach Paris zu reisen, wo sie vor einigen Tagen in Begleitung des Dr. Cholet angelangt ist. Sie wurde nun Herrn Arago vorgestellt, welche in Gegenwart der Herren Mathier, Angier und Gongon folgende Experimente mit ihr machte: Die linke Hand Angue-

liques zog ein Blatt Papier von einem Tische sehr lebhaft an sich. Sie hielt ihre Schürze mit beiden Händen, näherte sich einem runden Tisch, berührte ihn kaum mit der Schürze und der Tisch stürzte um. Angelique setzte sich auf einen Stuhl, aber kaum hatte sie ihre Füße auf den Boden gestellt, als der Stuhl mit großer Gewalt gegen die Wand flog, während Angelique selbst auf die entgegengesetzte Seite geworfen wurde. Herr Arago wiederholte dieses Experiment einigemal und immer mit demselben Erfolge, er hielt den Stuhl fest, konnte ihn jedoch nicht zurückhalten, als sich sogar Herr Angier mit ihm auf den Stuhl setzte und Angelique die andere Hälfte des Stuhls einnahm, wurde Dr. Angier mit dem Stuhle niedergeworfen. Dieß sind die Erfahrungen, welche Herr Arago während einer halben Stunde gemacht hat, und nichts kann hier an eine Betrügerei glauben machen, denn ein 13jähriges Mädchen kann unmöglich eine solche physische Kraft besitzen, daß sie drei Männer niederreißt. Seitdem hat nun Herr Dr. Canchon weitere Experimente angestellt, und gefunden, daß die obenangeführten sich mit noch mehr Kraft und Energie wiederholt haben. So ließ er z. B. den Stuhl durch 3 Sakträger von der Mehlhalle festhalten, als sich nun Angelique niedersetzte, brach der Stuhl in Stücke, ein Sopha berührte sie nur mit ihrer Schürze und es fiel sogleich um, eben so ein schwerer Tisch und dergleichen mehr. Herr Canchon gibt mehrere sehr interessante Details, welche diese physischen Phänomene begleiten. Der Stuhl auf den sich das Mädchen setzt, hängt sich zuerst an die Kleider, wird dann noch mehr durch den Körper angezogen und plötzlich zurückgeworfen. Wenn sie durch Glas, Taffet, Wachs oder durch sonst eine die Elektrizität nicht leitende Substanz von der Erde getrennt ist, so finden obige Vorfälle nicht Statt. Ihre linke, allein magnetische Hand hat man mit einem Magnet berührt und Angelique hat dabei die sonderbarste Gefühle empfunden Diese Gefühle sind bei ihr ganz verschiedenartig, je nachdem man sie mit dem Nord- oder Südpol in Verbindung bringt; durch den

Nordpol fühlt sie sich zurückgestoßen. Angelique empfindet bei all diesen Bewegungen heftige Erschütterungen; sie leidet sehr, besonders aber zwischen 7—9 Uhr Abends, eine Stunde nach dem sie gegessen hat; ihr Puls schlägt dann 105 — 120 mal in der Minute. Das Mädchen ist im Uebrigen noch völlig Kind. Herr Arago hat nun angetragen, die Akademie möge eine Commission ernennen, um ernsthaftere und ausgedehntere Untersuchungen anzustellen.

Recht sehr werden wir durch jenen vorgeblichen Fall in Frankreich an die elektrische Versuche erinnert, die mit den beiden Mädchen Zesjima und Zebitola angestellt wurden und die uns vor Jahren die Zeitung aus Smyrna berichtete. Fassen diese ihrerseits, wie es scheint in entgegengesetzten elektrischen Zuständen, die beiden Enden eines nichtisolirten Holztisches, ohne mit einander in Berührung zu stehen, dann verräth sich sogleich die stürmende Bewegung durch ein Knarren des Holzes in der Richtung von einer zur andern, das allmälig zu lauten Detonationen, wie durch einen Faustschlag hervorgerufen, erwächst, sogleich aber aufhört, wenn die Mädchen sich bei den Händen greifen, oder durch eine Leiter sich verbinden.

Es ist nicht zu mißkennen, daß bei manchen Erscheinungen, die wir aus einer andern Natur herleiten, an elektromagnetische Erscheinungen erinnert werden, aber es sind auch gerade diese inponderablen Materien die Vermittler unserer und einer andern Welt, und zu glauben, daß Vorfälle wie sie im Schlosse zu Swlarensick und im hiesigen Gefängnisse beobachtet wurden, rein nur auf elektrischen Ausflüssen von Menschen beruhen, und durch sie entstanden seyen, möchte die Naturforschung gewiß auf irre Wege bringen. Versuche zu solchen Erklärungen wurden schon gemacht, führen aber immer nur zum Lächerlichen.

Ein Korrespondent der allgemeinen Zeitung schreibt über jenes französische Mädchen: es beruhe die vorgebliche Fähigkeit dieses Mädchens nach dem Urtheile der Akademisten wohl nur auf einem Betruge.

Wir glauben selbst, daß jedenfalls die Intensität der Erscheinungen nicht so groß war, wie anfänglich darüber zu vorschnell geschrieben wurde, namentlich die Erscheinung einer Anziehungs- und Repulsionskraft, so daß vermittelst derselben Stühle u. s. w. zurückgeworfen worden sein sollen. Zeigten sich aber nun diese electrischen Erscheinungen im Saale der Akademie vor einer ungeheuren Menschenmenge und bei einer Hitze von 20 Graden nach dem Korrespondenten, wenig oder gar nicht, so daß das Mädchen diesen Umstand für eine gerade bei ihr eingetretene Intermittenz ihrer Fähigkeit erklärte, so können deßwegen dennoch auch wir die Erscheinung, nicht wie die Menge gerade nur für einen Betrug erachten, sondern stimmen Arago bei, wenn er bei der Akademie (wiewohl vergebens) auf eine noch weitere Untersuchung dieser Erscheinung drang.

Arago sprach dabei von Jenner, dessen Kuhpocken, von Franklin, dessen Blitzableiter von der englischen Gesellschaft als Träumereien zurückgewiesen worden seien. Zugleich aber hätte Arago bei dieser Gelegenheit auch die französische Akademie daran erinnern können, wie sie einst den deutschen Meßmer mit seiner großen Entdekung an ihren Schranken schnöde als einen Betrüger zurückwieß.

Wäre es auch, daß in vorliegendem Falle mehr oder weniger Betrug oder Uebertreibung stattgefunden, so hätte man auf die Weise, wie die französische Akademie ihre Untersuchung in dem gefüllten Saale veranstaltete, gewiß nicht zur Wahrheit gelangen können.

Bedenkt man denn nicht: daß Erzeugung und Ausströmung solcher inponderabler Materien besonders durch das Nervenleben und auch die Seelenthätigkeit bedingt werden, und war nun dieses Mädchen keine Betrügerin, sollte nicht in diesem vollen Saale bei geistiger Spannung, in ungewohnter

Luft, auch ihre Nerventhätigkeit und damit ihre elektrische Fähigkeit, eine Umstimmung und Intermittenz, wie sie sich aussprach, habe erleiden können, so daß sie nun als Betrügerin erscheinen mußte.

Wir suchen damit Herrn Arago zu vertheidigen, der dieses Mädchen, troß der mißlungenen Versuche an ihr im vollen Saale der Akademie, noch für keine Betrügerin hält, sondern die Versuche mit ihr fortgesetzt haben will. Auch wollen wir damit darauf hindeuten: daß derlei Erscheinungen aus Gründen die in ihrer Natur liegen, aber nicht weil sie Betrug sind, sich zu Untersuchungen auf vollem Markte nicht eignen,

---

In der Berlinerzeitung wird auf einen Fall von Elektrizitätsbildung bei Menschen aufmerksam gemacht, der sich in Schultz's allgemeiner Krankheitslehre aufgezeichnet findet. Der nunmehr verstorbene geheime Finanzrath S—i in Berlin hatte oft eine so starke Elektrizität der Epidermis seiner Fingerspitzen, daß ihm alle Papierschnizel aus der Entfernung an die Finger sprangen und ein deutliches Knistern und Leuchten im Finstern entstand.

Bitte.

Sollte einer der Leser dieser Blätter im Stande seyn, ihrem Herausgeber nähere Auskunft geben zu können über einen schon vor dem Jahre 1834. in dem Hause des damaligen Bürgermeisters zu Lichtenau in Churhessen, sich zugetragenen Spuckes, so würde er sich zum großen Danke verbinden.

Am willkommensten aber wäre demselben eine getreue Abschrift, da Verhöre, die über diese Geschichte geführt wurden, und die bei dem churfürstlichen hessischen Justizamte zu Lichtenau, nach dem Zeugnisse eines Lesers dieser Blätter, der sie dort sah, bestimmt noch liegen.

J. Kerner.

